Austr. 180

Archiv

des Vereines

für

siebenbürgische Landeskunde.

Neue Folge.

Neunter Band.

I. Heft.

Archiv
Verein siebenbürg.
Landeskunde
N.F. 9.10
1870-1872
540

Herausgegeben

vom

Vereins-Ausschuß.

1870.

153 D

Digitized by Google

Digitized by Google

Archiv

des Vereines

für

siebenbürgische Landeskunde.

Neue Folge.

Neunter Band.

I. Heft.

Herausgegeben

vom

Vereins-Ausschuß.

Kronstadt, 1870.

Druck und Verlag von Johann Gött & Sohn Heinrich.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek München

Johann Karl Schuller.

Ein Beitrag zur Geschichte seines Lebens und Wirkens.

Von

Dr. **G. D. Teutsch.**

(Vorgelesen in der Generalversammlung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde in Hermannstadt, 2. August 1869.)

„Unbekümmert um die Seinen" so lautet die Klage, die der große römische Geschichtschreiber gegen sein Volk erhob, als er daran ging, demselben das erhebende Bild eines seiner bedeutendsten Zeitgenossen vor die Seele zu führen. Jenes schmerzliche Wort ist mir oft lebhaft in's Bewußtsein getreten, wenn ich sehen mußte, wie unser Volk und unsre Zeit ihre beßten Männer häufig so rasch vergessen, und wie so gar wenig geschieht, das Andenken ihres Wirkens und ihres Charakters in weitern Kreisen zu erhalten, damit ihr Bild auch den nachkommenden Geschlechtern Erfrischung und Belehrung biete. Denn sei es nun, daß die Sorge des Tages unsere Blicke mit allzu zwingender Macht an die enge Scholle feßle, sei es, daß die jähe Hast bedeutsamer Ereignisse in der Gegenwart die einseitige Anwendung des Dichterwortes „der Lebende hat Recht" gerade hier zu versuchend nahe lege: gewiß ist es „incuriosa suorum aetas" gilt von der Gegenwart unter uns mehr als je.

Das aber ist eine Schuld, die sich an unsrer künftigen Entwicklung schwer rächen müßte; denn ein Volk, das gleichgültig wird gegen

Digitized by Google

seine eigene Gegenwart und Vergangenheit, legt sich selbst zu den Todten. Unsre Burgen, so sprechende Zeugen früherer Thatkraft zerfallen — Dank den geänderten Bedürfnissen friedlicherer Tage; unsre Urkunden, einst mit die Stützen unseres Rechtes und reiche Ruhmesblätter im Kranz einer ehrenvollen Geschichte werden bald noch Wenigere lesen: sollen wir es zulassen, daß auch das Andenken der Besten unserer Tage, sobald der erste Schmerz um ihren Verlust verstummt ist, von den Wellen der Vergessenheit bedeckt werde?

Damit dieses Loos Johann Karl Schuller nicht treffe, hat die Generalversammlung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde schon in seinem Todesjahre beschlossen, ein Bild seines geistigen Lebens den Nachkommen zu überliefern und die Zeichnung desselben mir aufgetragen. Wenn diese in jener Größe, wie der Auftrag es vielleicht wollte, nicht geschaffen werden konnte, weil dem Beauftragten zunächst die Zeit und — wohl auch die Kraft mangelte, so tritt heute mindestens eine Skizze vor Sie hin, die einen Theil jenes bedeutsamen Wirkens zur Anschauung bringen möchte, das unvergessen in den Besten zu leben würdig ist.

Johann Karl Schuller ist geboren den 16. März 1794 in Hermannstadt, wo sein Vater Johann Georg Schuller damals Konrektor war. Aus den ersten Entwicklungsjahren des Knaben und Jünglings, von den frühesten, oft so bedingenden Einflüssen des Hauses, der Schule auf Richtung und Ziele des künftigen Geisteslebens kann Schuller's Biograph jetzt schon wenig oder gar nichts sagen; so schmerzlich bewahrheitet sich auch gegenwärtig, daß Kronos seine eigenen Kinder verzehrt. Um so wichtiger ist das Wenige, woraus wir auf den Geist des Vaterhauses schließen können. Der Vater, Johann Georg Schuller, wie unser Schuller oft und gern freudig erwähnte, ein Nachkomme eines alten Schulmeistergeschlechtes, das im Reformationsjahrhundert von Weidenbach in die „dreizehn Dörfer" übergesiedelt, hatte als Sohn des Bogeschdorfer, später Waldhüttener Pfarrers Christian Schuller, zuerst zwei Jahre das Mediascher Gymnasium, dann ebenso lange das reformirte Collegium in Neumarkt besucht und die heimischen Studien in Hermannstadt beendigt, wo er den späteren Bischof Jakob. Aur. Müller und den späteren Stolzenburger Pfarrer Josef Bruckner zu seinen bedeutendsten Lehrern zählte. Anfangs 1782 war er nach Erlangen, darauf nach Göttingen gegangen und hatte nach 4 Jahren seiner akademischen Studien 5 Monate in Berlin an der

Digitized by Google

kön. Bibliothek zugebracht. Als er 1786 in die Heimat zurückgekehrt, hatte ihn der Hermannstädter Stadtpfarrer Daniel Filtsch, sein Gönner, unter dem Versprechen künftiger Anstellung in Hermannstadt bestimmt, als Erzieher nach Ungvar in das Haus Andreas von Rosenfeld's zu gehen, der dort als königl. Kommissär im Amt stand. Wie sie aber in Hermannstadt seiner vergaßen und ihn, wohl als Fremden, gänzlich übergingen — er hat der kurzen, aber schmerzlichen Klage darüber noch als Pfarrer von Heltau in der dortigen Matrikel bezeichnenden Ausdruck gegeben — nahm er nach zwei Jahren (1788) eine Lehrerstelle am Gymnasium in Eperies später in Leutschau an, wo eben die Lehranstalten unter dem Einfluß der Josephinischen Reformen umgestaltet worden waren. Der mit Joseph's Tod erfolgende Umsturz seines Werkes hieß auch den sächsischen Lehrer aus dem kurzen Professorat scheiden. Schwankend was er bei solchem Unbestand der Dinge beginne und beinahe heimatlos wandte sich der 27-jährige Mann nach Leipzig (1790), um dort sich dem Studium der am Himmel der deutschen Wissenschaft neu aufgehenden kritischen Philosophie zu widmen. Da erinnerten sie sich endlich nach Jahresfrist am Cibin des ausgewanderten Sohnes und übertrugen ihm 1791 die Professur der Philosophie. Als Conrektor wurde er am Schluße des Jahres 1797 zum Pfarrer von Heltau gewählt, woher ihn 1810 Großscheuern zum Pfarrer berief*). Hier ist er 1830 gestorben, langjähriger Dechant des Hermannstädter Kapitels, Mitglied des Oberkonsistoriums, als solches in kirchlichen Verfassungsarbeiten, in der Schulorganisation der zwanziger Jahre hervorragend thätig und in seinem pfarrämtlichen Berufe, wie mehr als ein Zeugniß sprechend vorliegt, ein Mann eminenter Pflichterfüllung.

Als Sohn dieses Vaters, des Mannes von umfassendster wissenschaftlicher Bildung und liebevoller Berufstreue, von der unter Anderm das Todtenbuch der Großscheuerner Kirche mehr als einen rührenden Zug enthält, in einem Hause, das lebendig von dem Hauche jenes Geistes erfüllt war, der im letzten Jahrzehent des vorigen Jahrhunderts die besten Männer unseres Volkes für die schwer angegriffenen edelsten Güter desselben im Rathssaal und auf dem Felde der Wissenschaft zu ungewöhnlicher und nicht erfolgloser Thätigkeit vereinte, wuchs Karl Schuller von seinem vierten Jahr an auf dem Pfarrhof in Heltau auf. Welchen Einfluß die Schönheit des Landlebens auf den jungen empfäng-

*) Nach den eigenhändigen Aufzeichnungen Johann Georg Schullers im Heltauer Kirchenbuch.

Digitized by Google

lichen Geist geübt, welche Sprache insbesondere die das paradiesische Thal umschließenden Berghäupter zu ihm gesprochen, um welche die unsterbliche Sage ihre Zauberkreise zieht, welche Eindrücke der Blick auf die grauen Mauern der den Gesichtskreis nach Westen schließenden Burg in der Seele des Knaben hinterlassen — Eindrücke, die oft unbewußt den bessern Theil des künftigen Lebens bestimmen, das Alles wissen wir nicht. Nur soviel ist gewiß, daß auch der Mann und der Greis noch mit ungeschwächter Liebe an der Heimatsstätte seiner ersten Jugend hing, daß er nach der Arbeit des mühereichen Schuljahres, aus dem Dienst des Amtes immer und immer wieder die Stille seines Heltauer Thales suchte, um dort im Grün seiner Berge, im Plätschern des „Silberbachs", im treu gepflegten Verkehr mit werthen Freunden aus der Kindheit Leib und Seele zu erfrischen und zu verjüngen.

Im Jahre 1805 trat der Pfarrerssohn von Heltau als Schüler in das Gymnasium von Hermannstadt ein. Er selbst rühmt als seine „trefflichen Lehrer" dort Peter Schuster, Joseph Gottschling, Johann und Michael Bergleiter, Johann Filtsch, Johann Schneider, Gottlieb Ziegler, Michael Ackner und Andreas Severinus. Im Mai 1812 bezog er die Universität Leipzig, um sich für den Dienst im Lehr- und Pfarramt vorzubereiten. „Was ich in Leipzig gelernt", schreibt er, „das danke ich vorzüglich den Professoren Beck, Krug und Tschirner und dem Umgang mit einem unvergeßlichen Freunde E. Fr. Poppo, später Rector des Gymnasiums zu Frankfurt an der Oder, und wenn ich im zarten Alter von 18 Jahren der Leitung bedurfte, so fand ich sie in der würdigen Familie des Direktors der Leipziger Bürgerschule Gedicke, welche den ihr empfohlenen Jüngling wie den eigenen Sohn pflegte".*)

In Leipzig sah der junge Student den Anfang des erschütternden Weltgerichtes, das der napoleonischen Knechtung Deutschlands endlich ein Ziel setzte. Wenige Wochen nach seiner Ankunft staunte auch er die Riesenmacht des französischen Kaisers an, die endlosen Truppenzüge, die Tag für Tag mit allem Glanz militärischer Rüstung den russischen Gränzen zueilten, um wenige Monate später Augenzeuge der namenlosen Drangsale zu sein, unter welchen die kläglichen Ueberreste wandelnden Leichen gleich zurückkehrten: „Ritter ohne Schwert, Reiter ohne Pferd, Flüchtling ohne Schuh, nirgend Rast und Ruh"! Unter seinen Augen entlud sich im Frühjahr 1813 der erste Gewittersturm der deutschen

*) Aus meinem Leben. Eine Selbstbiographie Karl Schuller's im sächsischen Hausfreund Kronstadt 1860.

Digitized by Google

Befreiungsschlachten; der Rückzug der Preußen bei Großgörschen, in den er durch den Besuch der Lützower bei Lindenau verstrickt wurde, lehrte ihn die Schrecken auch eines solchen Tages kennen. Doch als im Herbst die Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen wurde, war er bereits in Wien, wo er vom Juni 1813 bis September 1814 seine Studien fortsetzte.

In diesem Monat in die Heimat zurückgekehrt wurde er im November desselben Jahres am Hermannstädter Gymnasium als Lehrer angestellt. Ihm hat er, im Jahre 1821 zum Conrector ernannt, 1831 zum Rector gewählt, und nach Niederlegung des Rectorates, dessen Beschwerden sein Gesundheitsstand nicht gewachsen war, vom 20. März 1836 als stabiler Professor mit einer außerordentlichen Dotation (400 fl.) der sächsischen Nationsuniversität, die die Macht des Geistes und der Bildung anerkennend Geber und Empfänger gleichmäßig ehrte, bis zum Jahr 1850 angehört. Der tiefgreifende Umschwung jener Zeit rief ihn in den Staatsdienst, aus dem er 1855 zum Schulrath ernannt, im Oktober 1859 auf seine Bitte in den bleibenden Ruhestand versetzt, aus Mangel an Arbeitskraft in seinem Fache thatsächlich erst im April 1861 schied. Nach kaum vierjähriger „wohlverdienter" Ruhe entriß den 71-jährigen Mann der 10. Mai 1865 den Seinen.

Das sind die wenigen äußern Denksteine auf dem Weg eines Lebens, das dem gewöhnlichen Blick unscheinbar, doch wie wenige Großes gewirkt und zahlreiche Keime zu bedeutungsvollen, seine kurze Spanne weit überdauernden Entwicklungen gelegt und gepflegt hat, daß sich auch an seinem Wirken bewährt seines Geistesverwandten, Johannes Müller, erhebendes Wort: „Scepter brechen, Waffen rosten, der Arm des Helden verweset — was in den Geist gelegt ist, ist ewig."

Denn sagt Alles nur in Allem: er war ein Mann des Geistes im vorzüglichen Sinne des Wortes. Eine eingehende Biographie desselben würde zu zeigen haben, wie dieser Geist zu Ausdruck und Wirksamkeit gekommen auf dem Felde der Wissenschaft und Poesie; was er erstrebt und erreicht in den stillen Räumen der erziehenden Schule, deren treuer Lehrer er länger denn dreißig Jahre gewesen; was er als Beamter des Staates gethan für die Hebung und Sicherung der Bildung nicht nur für sein Volk und für seine Kirche, sondern für das ganze Land; wie er die Macht seines Wissens, vereint mit der bewunderungswürdigen Form geistreicher und edler Darstellung verwerthet auf dem Gebiete der durch ihn mit zu rascher Blüte und bedeutsamem Einfluß erwachsenden deutschen Publicistik unsers Vaterlandes, wie er es in allen diesen Richtungen für seine Lebensfreude erachtet, jüngere Kräfte heranzuziehen, auszurüsten, mit Begeisterung zu erfüllen, und selbstsuchtlos allseitig zu

Digitized by Google

fördern, wie der warme Hauch jenes Geiſtes mild und edel ſelbſt das geſellige Leben verſchönert und ein nahezu vollendetes Bild reiner Humanität durch keine Trübungen einer vielfach auf- und abwogenden Zeit je habe ſtören laſſen!

Doch zu ſo eingehender Darſtellung eines vielbegabten und inhaltreichen Lebens, in dem nach mehr als einer Richtung die ganze bedeutſame Gegenwart ſich ſpiegeln würde, reicht die flüchtige Stunde, die hier dem Worte gegönnt iſt, nicht hin. Darum geſtatten Sie, meine Herren, daß ich an dem erhebenden Jahresfeſte unſeres Vereines für ſiebenbürgiſche Landeskunde, des Vereines, den er mit gründen half und deſſen treueſter Sohn er beinahe ein Menſchenalter war, zunächſt Karl Schuller's wiſſenſchaftliche Bedeutung und Wirkſamkeit, wenn auch nur mit wenigen Zügen in Ihre Erinnerung zurückrufe. Denn er war vorzugsweiſe und in erſter Reihe ein Mann der Wiſſenſchaft.

Und zwar, wie Sie wiſſen, insbeſondere der vaterländiſchen Geſchichte, wiewohl die volle und dauernde Anregung dazu ihm erſt nach den Univerſitätsſtudien kam. Als er nach ſeiner Anſtellung am Gymnaſium in Hermannſtadt ſich um den Stoff zu der üblichen Diſſertation umſah, wies ihn der würdige Stadtpfarrer und Gymnaſialinſpektor Johann Filtſch auf die Reformationsgeſchichte des Hermannſtädter Kapitels hin, und öffnete ihm den Zugang zu den urkundlichen Behelfen dazu. Das war der Funke, der die ſpäter ſo weithin leuchtende Flamme entzündete; der junge, in Idealen lebende Profeſſor wandte ſeine erſte Liebe vaterländiſch-geſchichtlichen Studien zu.

Sie fanden fruchtbaren, nicht unvorbereiteten Boden. Denn ſeit die Reformation unſer Volk zu neuem geiſtigem Leben erweckte, hat die Pflege heimatlicher Geſchichte in ſeiner Mitte nirgends eine dauerndere Stätte gefunden als in Kronſtadt und Hermannſtadt. Beide reich an Zeugniſſen einer erhebenden Vergangenheit, aus der, wenn Menſchen ſchwiegen, die Steine reden müßten, hatten von jeher in ihren aus allen Landestheilen beſuchten Gymnaſien die nächſten natürlichen Jüngern jener Wiſſenſchaft, in den Bibliotheken derſelben ihre nie ſtille ſtehenden Förderer, in den reichen Archiven ein zwar ängſtlich gehütetes, aber doch nie ganz verborgenes und immer neues Leben weckendes Material. Daß beide Städte ſtets Mittelpunkte eines größeren Verkehrs- und politiſchen Lebens waren, kam fördernd dazu und nicht weniger der ſtete Kampf, zu dem die Noth des Tages gegen vielfachen Angriff auf das eigene gute kirchliche und bürgerliche Recht zwang. Die Fiskalprozeſſe namentlich haben von dieſem Standpunkt aus ein großes Verdienſt.

Unter ſolchen Einflüſſen finden wir auch in Hermannſtadt die

Digitized by Google

historischen Studien durch das ganze vorige Jahrhundert eifrig betrieben und in allmäligem, dem Gang und Stand der damaligen Bildung entsprechenden Fortschritt begriffen. Eine eingehende Darstellung desselben würde ein lehrreiches und anziehendes Kulturbild schaffen. Es würde im dunkeln Hintergrunde die Felder zeigen, auf welchen am Anfang des Jahrhunderts unter dem Einfluß des weitschauenden feuereifrigen Sachs von Harteneck im schweren staatsrechtlichen Kampfe die Keime tieferer geschichtlicher Erkenntniß gepflegt wurden. Schon Kinder von Friedenberg (gest. 1740) ist ein für jene Zeit nicht unwürdiger Repräsentant derselben; zu M. Georg Soterius (gest. 1724) zahlreichen Schriften kehrt auch die heutige Forschung oft Auskunft suchend zurück. An ihn schließt sich aller Hochachtung würdig Martin Felmer (1710—1767) an, der bei Justus Henningus Böhmer in Halle Weltgeschichte und bei dem trefflichen Schmeizel, dem Sohn Kronstadts, siebenbürgische Geschichte eifrig getrieben. Diese lehrte er an dem Gymnasium in Hermannstadt, das er als Conrector mit dem Rector Andreas Schun neu organisirte (1756) und schrieb als Grundlage für diesen Unterricht seine Primae lineae historiae Transsilvaniae, das erste Hand- und Lehrbuch siebenbürgischer Geschichte, das bis auf unsre Tage an unsern Gymnasien im Brauch gewesen ist, nachdem es 1779 sein dankbarer Schüler, der Hermannstädter Senator Johann Fr. v. Rosenfeld zum Druck befördert. Ein Schüler Felmers war auch Johann Seivert (1735—1775), dessen vielseitige, oft wahrhaft bewunderungswürdige Kenntnisse und Forschungen jetzt noch nach mehr als einer Richtung unentbehrlicher Ausgangs- und Anknüpfungspunkt für weitern Fortschritt sind, der zuerst tiefer in die urkundliche Geschichte der sächsischen Vergangenheit hinabstieg und die Anfänge einer Geschichte der deutschen Wissenschaft in Siebenbürgen schuf, die nicht hoch genug geschätzt werden können. Sein unermüdetes wissenschaftliches Schaffen hat zuerst um den stillen Pfarrhof von Hammersdorf den leuchtenden Glorienschein der Gelehrsamkeit gezogen, den in unsern Tagen in so erhebender Weise ein würdiger Nachfolger erneuerte.

Fördernd zur Seite trat dieser Entwicklung der historischen Studien in Hermannstadt nicht nur, daß damals hier der Sitz der obersten Landesbehörde war und dadurch eine werthvolle Verbindung mit den Trägern der in schönem Aufstreben begriffenen ungarischen Geschichtsforschung, — es sei bloß Szerebai, Bischof Batthyani, Cornides, Benkö, Graf Teleki genannt — erleichtert wurde, sondern auch die Gunst des Glückes, daß Freiherr Samuel Brukenthal selbst Forscher und Kenner siebenbürgischer Geschichte seine große, bei allen Wendungen der Zeit

Digitized by Google

gleichbleibende, auch wiſſenſchaftlich aufbauende Thätigkeit bereits begonnen hatte. Auch war es ein gutes Zeichen, daß die erſte, langerſehnte gerade jetzt vor 90 Jahren in Hermannſtadt entſtandene Buchhandlung ihren Verlag mit Felmers Handbuch der ſiebenbürgiſchen Geſchichte begann und in raſcher Folge darauf eine zweite Verlagshandlung nicht nur die erſte deutſche Zeitung ſondern auch Wolfg. Bethlens Geſchichtsbücher in neuem Abdruck herausgab.

Dieſe Thätigkeit auf dem Felde der vaterländiſchen Geſchichte vermehrte das Jahr 1790 und die mit ihm beginnende Wiederherſtellung und — Aenderung der ſiebenbürgiſchen Verfaſſung. Es wurde in der Haſt des Aufbauens und Niederreiſſens jener Tage Allen, die im Kampf derſelben ſtanden, doppelt eindringlich klar, daß die „Geſchichte die Lehrmeiſterin des Lebens", und immer wieder mußte man zu Schutz und Trutz in ihre ſtaubbedeckten Rüſtkammern zurückgreifen. Neuer bald freudiger, bald von ſittlichem Zorn gehobener Eifer wurde wach; neben den bekannten Vertheidigungsſchriften für das alte Recht, „Verfaſſungszuſtand der ſächſiſchen Nation ꝛc." entſtand unter weſentlicher Mitwirkung des Hermannſtädter Stadtpfarrers Johann Filtſch (1790) die erſte wiſſenſchaftliche deutſche Zeitſchrift Siebenbürgens „die ſiebenbürgiſche Quartalſchrift", an deren ſieben Bände ſich im Jahr 1805 die „ſiebenbürgiſchen Provinzialblätter" (fünfter Band 1824) anſchloſſen. Ja, Michael Lebrecht (geſt. 1807), verſuchte bereits durch populäre Darſtellung ſiebenbürgiſch-geſchichtliche Stoffe zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen *). Doch was mehr war, die Wiſſenſchaft Deutſchlands trat in die ſiebenbürgiſche Geſchichtsforſchung ein; Schlözer's bahnbrechendes, heute noch nicht überwundenes Werk, unter der weſentlichen Mitwirkung Brukenthals, Filtſchs, des Comes Roſenfeld entſtand**) und lenkte mit den Mittheilungen in den Göttingiſchen gelehrten Anzeigen die Augen des Mutterlandes auf den fernen Bruderſtamm; Eder (1760—1810) endlich begann ſeine, ſoviel Dunkel erhellende Bahn mit der Beleuchtung des Supplex libellus Valachorum (1791) und De initiis juribusque primaevis Saxonum Transsilv. (Viennae 1792) und zeigte, die Gunſt ſeiner freien bevorzugten Stellung mit begeiſterter Ausdauer bis zur Erblindung benützend, insbeſondere in ſeinen Obſervationen zu Felmer***)

*) Geſchichte der aboriginen dacíſchen Völker. Hermannſtadt 1791. Siebenbürgens Fürſten. 2 Bände. Hermannſtadt 1792.

**) Kritiſche Sammlungen zur Geſchichte der Deutſchen in Siebenbürgen. Göttingen 1795.

***) Observationes criticae et pragmaticae ad historiam Transs. Cibinii 1803.

Digitized by Google

bald der freudig neu auflebenden Forschung neue Wege, die sie seither nicht mehr verlassen hat. Die sächsische Nationsuniversität und das Oberkonsistorium der evangelischen Kirche sprachen ihm dafür den ehrenden Dank aus.

In die Reihe dieser Männer, ihr Werk fortsetzend, trat der junge Lehrer des Hermannstädter Gymnasiums Johann Karl Schuller. Ja mehr als das, er hat in unserm Volke den Aufbau der vaterländisch-geschichtlichen Wissenschaft, die bald nach dem Beginn des Jahrhunderts von vielverheißenden Anfängen sich zu plötzlichem Stillstand verurtheilt sah, wieder begonnen und ihr, wir dürfen es mit berechtigtem Stolze sagen, in seinem eigenen Beispiel die leuchtenden Ziele der deutschen Wissenschaft nach Methode Inhalt und Form als leitende Sterne hingestellt, denen sie hoffentlich nie untreu werden wird. Jener Stillstand aber, aus dessen Tod Schullers Geist und Arbeit die siebenbürgische Geschichte in seinem Volk zu neuem Leben wach rief, datirt etwa von 1806—7. Es ist, wie wenn die, durch die absolutistischen Ordonanzen der siebenbürgischen Hofkanzlei der sächsischen Nation gegen das klar vorliegende beschworene Gesetz aufgezwungene Regulation von 1805 und was sich daran knüpfte, den öffentlichen Geist plötzlich gelähmt und in Fesseln geschlagen hätte. Jeder Blick z. B. in die, seit der Regulation erschienenen Bände der siebenbürgischen Provinzialblätter zeigt in überraschendem und niederdrückendem Gegensatz zu dem Frühern mit fast keiner Ausnahme Unbedeutendes Inhaltloses, die vergilbten Blätter mit Waisenversorgungsstatuten, mit der „Allerhöchst begnehmigten Vorschrift für die Consistorien" mühsam gefüllt, zu einer Zeit wo Johannes Müllers Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft schon seit Jahrzehnten die Herzen begeisterte, Spittlers lichtvolle geschichtliche Arbeiten schon lange in sächsischen Studirstuben heimisch waren und Schiller's historische Darstellungen, auch in den siebenbürgisch-deutschen Karpathenthälern mit Jubel begrüßt, gezeigt hatten, wie dem geschichtlichen Stoff die schöne Form sich vermähle.

In diese Oede unseres geschichtlichen wissenschaftlichen Lebens fällt Schullers erste geschichtliche Arbeit, die lateinische Dissertation, die er den 3. Februar 1819 öffentlich vertheidigte: „kritische Geschichte der Reformation des Hermannstädter Kapitels". Das 1817 gefeierte Jubelfest der Kirchenverbesserung hatte ihm die große Zeit, auf die ihn für jene Arbeit schon der Stadtpfarrer Filtsch hingewiesen, noch näher gelegt. Und Veranlassung zu neuer Untersuchung und Forschung war in weitem Umfang da. Denn was man von der Reformation in Hermannstadt insgemein wußte, gründete sich wesentlich auf des Stadtpfarrers

Digitized by Google

Andr. Oltard Reformationspredigt*), die er am Sonntag Jubilate 1650 bei, der Kirchenvisitation des Superintendenten Christian Barth gehalten; Mathias Miles in seinem Siebenbürgischen Würgengel hatte es mit mannigfachen Sagen bereichert und wie unkritisch das Ganze sei, hatte schon der treffliche Seivert im vierten Band des ungrischen Magazins in seinen „Beiträgen zur Reformationsgeschichte von Hermannstadt" gezeigt. Seitdeß, mehr als dreißig Jahre, war die Forschung stille gestanden. Schuller nahm die Arbeit wieder auf.

Sie ist ihres Titels „kritische Geschichte" würdig. Das Werkchen auf 60 Seiten, leider nur die Entwicklung bis 1526 umfassend, geht überall auf die sichern Quellen zurück, auf die Urkunden jener Zeit, auf die Aufzeichnungen der Hermannstädter Kapitularprotokolle jener Jahre, lichtvoll, Schritt vor Schritt sichtend, Unrichtiges ausscheidend, die wahren beglaubigten Ergebnisse feststellend. Die spätere Forschung auf diesem Gebiet hat durchweg an Schullers Arbeit angeknüpft und von ihr gelernt, und wenn unsere Kirche sich gegenwärtig einer Darstellung ihrer Reformation in gesicherten Thatsachen erfreut, wenn, obgleich die Forschung noch lange nicht zum letzten Abschluß gekommen und eine Fülle neuen Stoffes gerade jetzt wieder nur der ordnenden Hand harrt, doch das erhebende Bild derselben überall in Haus und Schule die Geister weckt und stärkt, siehe, es ist mit eine Frucht seiner Saat.

Vom Jahr 1818 an vergehen 16 Jahre, bis wir Schuller auf dem Felde vaterländisch-historischer Literatur wieder thätig finden. So sehr wirkten damals neben den, in den öffentlichen allgemeinen Verhältnissen liegenden Ursachen noch „die besondern Hindernisse der Schriftstellerei in Siebenbürgen", mit deren heute noch lesenswerther Darlegung die „Siebenb. Quartalschrift" 1790 ihren Weg begann. Bei Schuller kam ein andauerndes Siechthum hinzu, die finstere Macht des Spleens, die er aus eigener böser Erfahrung im „Lied vom Pfarrer" gezeichnet; auch bei ihm endlich fehlte nicht, was damals alle Lehrer drückte, die Kärglichkeit des Gehaltes, die bei den Männern jener Tage das Festhalten an den Idealen der Jugend doppelt schwer und erhebend machte. Schuller bezog, nachdem er die niedrigste Gehaltsstufe von 52 fl. 20 kr. CM. schnell überschritten und es im „Lectorenleben" aus 12 Fonden, „wenn's zureichte", wie die Matrikel es euphemistisch ausdrückt, auf

*) Concio solennis, complectens initia et progressum reformationis primae ecclesiarum Saxonicarum in Sede Cibiniensi constitutarum. Cibinii 1650.

Digitized by

176 fl. 10 kr. gebracht, als Conrector 374 fl. 20 kr. als Rector 484 fl. 4 kr.; es ist wieder ein Stück des eigenen Lebens, wenn er im köstlichen Lied vom Pfarrer singt: „Müde schleicht mit trägem Schritte Aus der Schule der Professor Abends nach der Heimat Hütte. Hinter ihm mit buntem Jubel Ziehn der Kinder Schwerbepackte munt're Schaaren Froh und lärmend Zum gewohnten Spiele schwärmend (Ihm aber) Mag're Kost beut die Schüssel Schwach bedeckt mit Schwarzbrodtschnitten; In der Mitten Liegt das Ei, Und des Wassers volle Kanne steht dabei."

Da entstand, die Lücke auszufüllen, die das Aufhören der Provinzialblätter denn doch gemacht (1824), eine neue periodische Zeitschrift für Landeskunde die Transsilvania, deren erstes Heft 1833 erschien; ein Kreis trefflicher Männer hatte sich zur Mitarbeit vereinigt: Bedeus, Ackner, Bielz, Schaser, Leonhardt, mit ihnen, ein Zeichen wie die Wissenschaft frei macht und die Geister verbindet, Graf Josef Kemeny der vorzügliche Kenner siebb. Geschichte; Josef Benigni und K. Neugeboren führten die Redaktion. Im zweiten Heft des zweiten Bandes erschien hier 1834 von Schuller: Georg Soterius, ein biographischer Umriß — eine eingehende und liebevolle Schilderung eines sächsischen Gelehrten- und Pfarrer-Stilllebens, für mich, wenn es gestattet ist Persönliches zu erwähnen, noch von besonderm Werthe dadurch, daß die Lectüre der, in ihrer Form einen nicht zu übersehenden Fortschritt unserer Historiographie bekundenden Abhandlung zwei Jahre nach ihrem Erscheinen den Schäßburger Gymnasiasten, Dank der damals zwar noch gar kleinen, aber auserwählten Schülerbibliothek*) zuerst, wenn auch nur im Geiste zu dem Manne hinführte, dessen spätere persönliche Anregung und Förderung auch auf ihn so bedeutsamen Einfluß haben sollte.

Wie tief und eingehend aber Schuller sich damals mit siebenbürgischer Geschichte beschäftigte, deren anregender und begeisternder Lehrer er am Hermannstädter Gymnasium war, davon zeugen nicht nur seine Manuskripte aus dieser Zeit, die beiläufig gesagt auch Zeugniß ablegen, mit welcher Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit er sich auf seine Vorlesungen vorbereitete, sondern auch der Entschluß eine von ihm am schmerzlichsten empfundene Lücke durch ein „Handbuch der allgemeinen Geschichte von Siebenbürgen" auszufüllen. Es schwebte ihm „eine pragmatische Geschichte von Siebenbürgen vor, welche nicht nur die äußern

*) Der damalige Rektor G. P. Binder hatte sie 1828 ins Leben gerufen indem er die Strafgelder der beiden „Coetus" dahin wies. Regelmäßige und außerordentliche freiwillige Beiträge der Schüler kamen hinzu.

Digitized by Google

Verhältniſſe dieſes Landes, ſondern auch das innere Leben ſeiner Bewohner und deſſen Geſtaltung in den verſchiedenen Zeiträumen ſchildert"; man ſieht, Ebers Vorgang und die Entwicklung der deutſchen Geſchichtsſchreibung war für ihn nicht vergeblich geweſen. Er wollte in einem umfangreichern Werke dieſes Bedürfniß befriedigen, ſoweit es eben damals möglich war. Denn er verkannte die Größe der Aufgabe am wenigſten. „So lange wir", ſprach er in der Vorrede, „keine kritiſche Sammlung der wichtigſten Scriptores rerum Transilv., kein ſiebenbürgiſches Urkundenbuch, nur wenige erſchöpfende Monographien über einzelne Momente unſerer Geſchichte beſitzen; ſo lange es uns endlich an hiſtoriſchen Geſellſchaften fehlt, welche mit vereinter und geregelter Kraft die Erforſchung derſelben betreiben: ſo lange kann auch von einer vollendeten Geſchichte Siebenbürgens nicht füglich die Rede ſein". Doch ſchreckte ihn die Größe dieſer Aufgabe nicht; ein Urkundenbuch als Anhang war in Ausſicht genommen, am 16. November 1836 gab der „Cenſor" Joannes Carolus Albrich das Imprimatur und — wer von uns erinnert ſich nicht daran — Jung und Alt, Alles was an Wiſſenſchaft Theil nahm, und deren gab es damals Viele in der Nation*), harrte in freudiger Spannung ſehnſüchtig des lange erhofften Werkes.

Doch es iſt im Jahre 1837 nur ein Bogen davon erſchienen. Was die Urſache des ſchnellen Abbruches war, iſt mir nicht bekannt. Vielleicht hielt der gewiſſenhafte Verfaſſer im Fortgang der Arbeit die Anlage für zu weit gegriffen. Darauf deutet mindeſtens der Titel des Werkes hin, das wir als Erſatz für das Handbuch zu betrachten haben. Es ſind die „Umriſſe und kritiſche Studien zur Geſchichte von Siebenbürgen. Mit beſonderer Berückſichtigung der Geſchichte der deutſchen Coloniſten im Lande."

Der letzte Theil des Titels und damit der Aufgabe unſers Werkes iſt namentlich bedeutungsvoll und ein nicht zu überſehender Ausdruck des großen Fortſchrittes, der unſre Geſchichtsforſchung und Geſchichtsſchreibung in der letzten Zeit kennzeichnet. Ueber den Urſprung und die Herkunft des ſächſiſchen Volkes war zwar früher ſchon die Forſchung erwacht, nicht ohne viel in der Irre herumzugehen; in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bereits ſchrieben ſie hitzig über die origines und natales Saxonum, aber ſonſt hatten die ſiebenbürgiſch-geſchichtlichen Werke beinahe kein Wort von der Entwicklung des ſächſiſchen Lebens.

*) Von der durch die politiſche Entwicklung wiederbelebten Theilnahme für Geſchichte zeugen auch Benignis Unterhaltungen aus der Geſchichte Siebenbürgens. 3 Bde, Hermannſt. 1840, die neue Auflage der Grundverfaſſungen und vieles Andere.

Wie dürftig sind nach dieser Richtung, um nicht auf Haner's königliches und fürstliches Siebenbürgen zurückzugehn, Andrer zu geschweigen selbst Felmer und Lebrecht! Mit Schlözer und Eder betrat die Forschung neuen Boden. Die Geschichte der sächsischen Nation entwickelte sich als eigenberechtigter Stamm aus den reichen Wurzeln siebenbürgisch-geschichtlichen Lebens. In der vaterländisch-deutschen Literatur ist dieser Fortschritt, der eine selbstständige Geschichte der Siebenbürger Sachsen in seinem Keime trug, zuerst ausreichend und würdig in Schullers „Umrissen und kritischen Studien" vertreten.

Sie waren, wie der Verfasser selbst sie nennt, ein Werk jahrelanger und angestrengter Vorarbeit. Auf das erste Heft 1840 folgte das zweite erst 1851; ein drittes liegt druckfertig vor und wird wohl in wenigen Monaten die Freunde der vaterländischen Geschichte erfreuen. Die Arbeit, die Schuller noch 1860 bis zum Ausgang der Arpaden fortzusetzen hoffte, geht leider nur bis 1224 und schließt mit dem, nicht beendeten Commentar des Andreanums. Sie sollte nach des Verfassers Absicht über Alles, was auf dem Gebiet siebenbürgischer Geschichte erwiesen oder noch zweifelhaft ist, kritische Rechenschaft geben, und indem sie mit den Hauptmomenten der Geschichte Siebenbürgens mit besonderer Berücksichtigung der allseitigen Entwicklung der sächsischen Nation in gedrängter Darstellung bekannt machte, die Wege weiterer Forschung überall durch Angabe der wichtigsten Quellen nachweisen, schwierige Punkte nach Möglichkeit erörtern, Widersprüche lösen, Irrthümer berichtigen und die ganz dunkeln Momente bezeichnen. Eder's, des unvergeßlichen, kritischer Geist, das sind seine eigenen Worte, leuchtete ihm dabei als Vorbild; sein Ziel war historische Wahrheit sine ira et studio.

Aus diesem Boden erwachsen ist das Werk eine der schönsten Zierden unsrer historischen Literatur. In pragmatischer Darstellung und entsprechender edler Form, die einfach und würdig an die Kunstform ähnlicher deutschen Werke erinnert, tritt der Gegenstand vor den Leser hin, klar durchsichtig anschaulich. Die Forschung dringt überall in die Tiefe und steht, wenn auch der spätere, hier immer angebahnte Fortschritt Manches, wie die Anfänge der ungarischen Herrschaft in Siebenbürgen, die Gründung des siebenbürgischen Bisthums, berichtigt hat, durchweg auf der Höhe der Zeit, nach mehr als einer Richtung hin zuerst bisher Vereinzeltes lichtvoll zusammenfassend und begründend. Ein besonderer Werth der Umrisse liegt in dem Heranziehen analoger deutscher Rechtszustände zur Vergleichung mit den heimischen und in der eingehenden Benützung der diesbezüglichen deutschen Forschung, so Grimms, Schlözer's, Lacomblet's, Tzschoppe's, Stenzel's, Gaupp's, Wiarda's, Weitz',

Digitized by Google

Werſebe's, Voigt's, Hüllmann's u. A. Der geiſtige Geſichtskreis der ſiebenbürgiſchen Hiſtoriographie erweiterte ſich raſch in nie da geweſener Weiſe. Leider reicht die Zeit nicht zu, dies im Einzelnen, an beſonderen Partien der „Umriſſe", unter Anderm an den Partien der deutſchen Einwanderung, an einigen Abſchnitten des Andreanums nachzuweiſen. Gewiß aber iſt es, in Oeſterreich-Ungarn gab es damals kein Werk, das in ſeiner Art die „Umriſſe" übertroffen hätte und für uns werden ſie nie aufhören, neben Schlözer und Eder bahnbrechend zu bleiben. Nicht ohne Grund würdigte Graf Joſeph Kemeny das erſte Heft (Kurz Magazin I., 195 ff.) einer eingehenden ſehr ehrenvollen Beſprechung, deren Ergebniß bei manchen Berichtigungen und Ergänzungen, wie von Kemeny's Studien und Kenntniſſen anders nicht zu erwarten, war, daß der „raſtlos forſchende" Verfaſſer in den „Umriſſen" den jüngern Geſchichtsfreunden gezeigt, „wie man eigentlich eine gediegene Landesgeſchichte anlegen müſſe". Bei dieſer Veranlaſſung und mit unter dem Eindruck des Schuller'ſchen Werkes ſchrieb Graf Joſeph Kemeny das uns und ihn gleich ehrende Wort: „ich meinestheils getraue mich es offen zu ſagen, daß die ſpezielle Geſchichte unſerer Sachſen nicht nur in hiſtoriſcher, ſondern auch in moraliſcher und induſtrieller Hinſicht einen Glanzpunkt (ich möchte als Ungar vielleicht gern etwas Weniger es ſagen — doch die Wahrheitsliebe verbietet es) unſerer ſiebenbürgiſchen Geſchichte ausmache. Alles, was im Einzelnen ſowohl als im Allgemeinen die ſpezielle Geſchichte unſerer einſtigen Leidensgefährten, der Sachſen beleuchtet, muß daher jedem unbefangenen Geſchichtsforſcher von nicht geringem Werthe ſein".

Je umfangreicher und gründlicher Schuller's vaterländiſche Studien wurden, je mehr die reichen Minen dem emſigen Forſcher ſich öffneten, um ſo mehr erkannte er, wie wenig von den werthvollen Schätzen noch zu Tage gefördert ſei; für die Geſchichte namentlich erſchloſſen die fortſchreitenden Bände des Fejér'ſchen Codex diplomaticus Hungariae trotz ſeiner mannigfachen Mängel immer neue Fundgruben. Das war die Veranlaſſung, nachdem die Transſilvania 1838 mit dem fünften Heft aufgehört hatte, daß Schuller ſich 1840 mit mehreren Freunden der Vaterlandskunde zur Herausgabe eines „Archiv's für die Kenntniß von Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart" verband; das erſte Heft erſchien 1841 (ein zweites folgte bald) und wurde Vorläufer vom Archiv des Vereins für ſiebenbürgiſche Landeskunde, den Schuller im Herbſt 1840 in Mediaſch mit hatte gründen helfen.

Im Archiv für Kunde von Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart hat Schuller zwei werthvolle geſchichtliche Abhandlungen niedergelegt,

Digitized by

„Die Mongolen in Siebenbürgen" und „Die deutschen Ritter im Burzenlande". Beide tragen alle Vorzüge seiner Arbeit, die gründliche feine Forschung vereint mit geist- und geschmackvoller Darstellung; in beiden ist der Gegenstand für die nächste Zeit wohl zum Abschluß gebracht. Sie trugen mit dazu bei, daß die historische Thätigkeit in Siebenbürgen anfing, die Aufmerksamkeit Deutschlands auf sich zu ziehen. Schmidt's Zeitschrift für Geschichtswissenschaft widmete ihr im Jahr 1844 eine eingehende aufmunternde Besprechung.

Es ist wesentlich ein Verdienst Schullers, auch den Blick der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien auf diese Thätigkeit gelenkt zu haben. Ueber Aufforderung des würdigen Chmel erstattete er während seiner Anwesenheit in Wien im J. 1849 diesem in einem Schreiben Bericht über den Zustand der historischen Studien in Siebenbürgen, den Chmel der Academie vortrug*). Diese wurde dadurch sofort zu ausgiebiger Unterstützung des Vereins für Landeskunde behufs Vorbereitung eines siebenb. Urkundenbuchs veranlaßt, dessen erster Theil in der That mit in Folge hievon im J. 1857 unter den Fontes rerum Austriacarum erschienen ist.

Während dieses Aufenthaltes in Wien erhielt Schuller Zutritt zum k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Er benützte denselben selbstverständlich zu eingehenden siebenb. Studien, die die Zeit von 1526 bis 1556 umfassen. Diesen Studien verdanken wir eine Reihe werthvollster Abhandlungen, die Schuller seit 1850 theils in selbstständigen Druckschriften, theils im Archiv des Vereins für siebenb. Landeskunde, theils im Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen veröffentlicht hat, und die eine Fülle von Licht über früher sehr wenig gekannte Zeiten und Zustände verbreiten. Dahin gehört „das k. k. geheime Haus-, Hof- und Staatsarchiv, als Quelle siebenb. Fürstengeschichte" (Hermannst. 1850) voll neuer ergreifender Aufschlüsse über den großen Marcus Pemfflinger und über die namenlosen Leiden, die Hermannstadt für die deutsche Treue trafen, die es dem rechtmäßigen König Ferdinand in schwerster Zeit bewies. Hieran schließt sich an: das Bündniß Johann Zapolya's mit

---

*) Auch in der Folge berichtete Schuller wiederholt an die k. Akademie 1850: Ueber die Leistungen des Vereins für siebenb. Landeskunde (Sitzungsberichte der kais. Academie, Januarheft 1850); Ueber die letzte Generalversammlung des Vereins für siebenb. Landeskunde (Sitzungsberichte Dezember 1850); 1852 Ueber die neuesten Erscheinungen der siebenb. deutschen Literatur, welche die Landeskunde zum Gegenstand haben und über den gegenwärtigen Zustand des Vereins für siebenb. Landeskunde (Sitzungsbericht der phil.-histor. Classe, Oktoberheft 1852.)

Digitized by Google

König Franz I. von Frankreich[1]), G. Reicherstorfer und seine Zeit[2]), Diplomatische Beiträge zur Geschichte Siebenbürgens nach der Mohatscher Schlacht[3]), Ludwig Grittis Ende[4]), die Verhandlungen von Mühlbach im Jahre 1551 und Martinuzzi's Ende[5]): überall durch umsichtig gewonnene neue Ergebnisse, wozu insbesondere auch Gevay's Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte der Verhältnisse zwischen Oesterreich, Ungarn und der Pforte vielfachen Stoff gaben, die frühern Forschungen fortführend und vertiefend, und durch lichtvolle, edle Darstellung erfreuend.

Gewiß, die kais. Academie der Wissenschaften hatte in ihm ein würdiges correspondirendes Mitglied erworben.

Ich eile zum Schlusse.

Zwar Schullers Thätigkeit auf dem Gebiet der vaterländischen Geschichte ist durch das Bisherige nicht erschöpft. Es müßte eigentlich noch eingehend die Rede sein von seinen „Handschriftlichen Vormerkungen aus Kalendern des 16. und 17. Jahrhunderts"[6]) — eine Arbeit, die bedeutender ist, als ihr Titel verspricht, weiter von seiner überaus lehrreichen Kritik der zwei unechten Bistritzer Urkunden von 1366 und 1557[7]), von seinem „Siebenbürgen vor Herodot und in dessen Zeitalter[8])", von seiner Biographie Hißmann's[9]), seinem Beitrag „zur Geschichte der Ringmauern von Hermannstadt"[10]) und manchem andern noch, so den kleinen historischen Beiträgen, die in seiner „Studie" über das Wort „Muoser"[11]), in den „Findlingen zur Kunde der Vorzeit von Siebenbürgen und Ungarn"[12]), in „zur Geschichte der Familie Sachs von Harteneck"[13]) und „aus vergilbten Papieren"[14]) sich finden: aber das volle Bild seines reichen geschichtlichen Geistes und Lebens, in dem namentlich auch die

---

1) Archiv des Vereins für siebenb. Landeskunde. Neue Folge. Band 2.
2) Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen, Band 20.
3) Vereinsarchiv. Neue Folge, Band 2.
4) Vereinsarchiv. Band 2.
5) Hermannstadt 1862.
6) Vereinsarchiv, Band 2, der ersten Folge.
7) Vereinsarchiv, Neue Folge Band 1.
8) Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen, Band 14.
9) Vereinsarchiv. Neue Folge. Band 6.
10) Hermannstadt 1854.
11) Trauschenfels Magazin für Geschichte, Band 1.
12) Das. Band 2 und Transsilvania N. F. Bd. 2.
13) Hermannstadt 1865.
14) Hermannstadt 1833

Digitized by Google

nie ermüdende, überaus fruchtbare und freundliche Förderung jüngerer Kommilitonen ein unvergeßlicher leuchtender Zug ist, würde doch in den blassen Strichen, die ich davon zu entwerfen im Stande bin, nicht ganz hervortreten. Besser als ich es zu zeichnen vermocht, wird es die Muse thun, deren Dienst er mit ein würdiges Leben geweiht; wir können heute nur dankbar mit dem alten Sänger ausrufen: „sein Lob ist nicht ein Loblein."

Das war Johann Karl Schuller der Historiker. Sein Wissen, sein Leben und Wirken hat sich nicht in dieser Thätigkeit erschöpft; er ist zugleich der Mitbegründer der germanistischen Studien in unserm Vaterland, die er warm und treu gepflegt und deren fröhliches Aufblühen in den letzten Jahren seine große Freude war. Ein Eingehen hierauf aber und auf die andern Seiten seines Lebens und Wirkens mag füglich einer andern Zeit überlassen bleiben.

Uns jedoch sei es gestattet, mit dem Ausdruck der Ueberzeugung zu schließen: es werde mit eine unvergängliche Wirkung seiner geschichtlichen Werke sein, daß seine Nachfolger auf diesem Gebiete den innern Beruf der Geschichtforschung und Geschichtschreibung, wie Er, als ein heiliges Priesterthum im Dienst der Gewissenhaftigkeit und Wahrheit ehren und üben.

Dann erfüllt sich auch hier aufs neue das schöne deutsche Seherwort:

„Nicht erblasset das Wort mit dem Munde, der es verkündet;
Funken wird es und Geist — zündend durchfliegt es die Welt."

Ueber die Hügelgräber

hinter

Bardocz nächst Baroth im Udvarhelyer Stuhl,

von **G. Westen.**

Wenn man von Baroth gegen Füle hingeht, sieht man rechts einen von der Hargitta herziehenden Höhenzug in ziemlich paralleler Richtung mit dem Kormosbache und der Straße. Derselbe zieht sich bis Bibarczfalva hin und läßt dem Baczoner Bache nur eine geringe Thalweite, indem er beinahe eine Senkrechte zu dem gegenüberliegenden Barother Gebirge bildet. Einem dem Laufe der Aluta folgenden Heerhaufen stellt er sich wie ein Wall entgegen von der Fronte das Bibarczfalver Thal, von der Seite das Kormosthal beherrschend. Mancher wilde Haufe mag in der Umgegend des jetzigen Köpecz, bei dem Zusammenflusse so vieler, damals wohl noch wasserreicherer Bäche, durch die plötzliche Wendung der Aluta aus nördlicher in westliche Richtung stutzig gemacht, hier gelagert, Rath gehalten, Abtheilungen gebildet, Kundschafter entsandt haben. Daß die Gegend strategisch wichtig, beweisen die römischen Befestigungen bei Baroth und Bibarczfalva, daß hier und in der Umgegend gekämpft worden, dafür sind — meine ich — gerade die zu beschreibenden Hügelgräber sprechende Zeugen.

Hinter Bardocz den erwähnten Höhenzug hinansteigend gelangt man nach etwa einer Stunde auf den Kamm jenes Ausläufers, der oft unterbrochen durch die Verästungen des Gebirges sich bis Bibarczfalva hinzieht. Ein Holzweg, welcher von dieser Ortschaft in's höhere Waldgebirge hinaufführt, bildet hier oben die Grenze zwischen den Feldgebieten

Digitized by Google

von Barbocz und Bibarczfalva. Auf Barboczer Seite ist der Wald abgetrieben, der Grund von Birkengebüsch reichlich überwuchert, während dicht an der Holzstraße auf der Bibarczfalvaer Seite junger Eichenwald steht. In dem Gebüsch zunächst der Straße ist eine Gruppe von 9 Hügeln, die, da sie hart an der Grenze liegen, den Laien natürlich immer für „Hatterthügel" gegolten haben. Früher durch eine Aeußerung des Werksarztes Herrn Simonfy aufmerksam gemacht und hernach angeregt durch die Beschreibung der bei Mühlbach von Direktor F. W. Schuster untersuchten Hügelgräber verabredete ich mit Herrn Pfarrer Veßely in Baroth und Herrn Simonfy eine Untersuchung jener Hügelgruppe. Anfangs Oktober begannen wir die Aufgrabungen und setzten sie fort auch als uns Herr Veßely, zum Stadtpfarrer in Maros-Vásárhely berufen, leider verlassen hatte. Von Seiten des Herrn Oberkönigrichters des Udvarhelyer Stuhls Gabriel Daniel, bei welchem Anzeige gemacht und die Gestattung der Nachgrabungen erwirkt worden war, wurden wir durch Arbeiter unterstützt. Diese wohlgemeinte Unterstützung förderte die Arbeit vielleicht mehr als der Oberkönigsrichter und ich es gewünscht hätten, indem mit den raschbeschleunigten Ausgrabungen die gründliche Untersuchung nicht immer gleichen Schritt halten konnte. Anfangs November 1867 nöthigte mich das eingetretene ungünstige Herbstwetter die Nachforschungen bei dieser Hügelgruppe einzustellen. Sie liegt an einem mit Birkengebüsch bewachsenen Platz, den die hiesigen Szekler „Telel patak feji" nennen. Wendet man das Angesicht gegen Westen, so kann der Blick ziemlich tief über die Absenkung in's Thal schweifen, während links, nach Süden und rechts — nach Norden dieselbe schon in geringer Entfernung durch höher gelegene Punkte begrenzt wird. Von den 9 Hügeln sind sieben sehr nahe aneinander gelagert, so daß um einen der größeren sechs andere, nach Höhe und Durchmesser untereinander verschiedene einen unregelmäßigen Kreis bilden. Zwei andere Hügel, der höchste und der niedrigste, dem Auge kaum erkennbare liegen von diesem Centrum ungefähr 40 Klaftern in südlicher Richtung entfernt. Obwohl in der Gegend noch andere Hügel vorkommen, beschränkten wir uns doch vorzugsweise auf diese neun. (Blatt A.)

Es folgen die Dimensionen der Reihe nach von den beiden letztgenannten Hügeln beginnend:

1. Der höchste, südliche gelegene dicht an der Straße 7′ hoch, 6⁰ Durchmesser, bezeichnet mit . . . . . F
2. Der kleinste gegen N. 1′ hoch 5⁰ Durchmesser . . I
3. Weiter gegen N. der 1′ der Kreisgruppe 5′ hoch 9⁰ Durchmesser . . . . . A

*

4.	Der 2. der Kreisgruppe	3′	hoch	6°	Durchmeſſer . .		C
5.	„ 3. „	2′	„	6°	„ . .		H
6.	„ 4. „	4½	„	12°	„ . .		D
7.	„ 5. „	3′	„	6°	„ . .		G
8.	„ 6. „	4′	„	8°	„ . .		E
9.	„ Centralhügel (7)	5′	„	7°	„ . .		B

Unter dieſen Hügeln nahmen wir zuerſt den 1. der Kreisgruppe aus dem Grunde in Angriff, weil hier eine anſehnliche Höhe mit einem großen Durchmeſſer verbunden war, über dies aber eine kreisförmige Einſenkung mit höher ſtehendem Mittelpunkte mir wahrſcheinlich machte, daß nur ein inneres feſtes Hinderniß die Warze erzeugt haben könnte.

Während wir eine Röſche von einem Ende des Umfangs zum Mittelpunkte hin riſſen, geſellten ſich zwei ältere Bibarczfalvaer Einwohner zu uns, riethen von der vergeblichen Mühe ab, indem ſie uns verſicherten, wir hätten es nur mit „Hatterthügeln" zu thun, wie es die mündlichen Ortsüberlieferungen erwieſen. Als wir auf die Einſenkung aufmerkſam machten, erzählte der Aeltere, er ſelber habe als junger Burſche vor Jahren die Hatterthügel mit erhöhen helfen und der eingeſunkene Rand rühre eben von der damals gemachten Erhöhung. Die guten Leute bedachten nicht, daß die vielen zuſammengruppirten Hügel als Hattertbezeichnung keinen Sinn hätten, und ihre ſtreitenden Urahnen einſt bei der Grenzbeſtimmung wohl nur aus Bequemlichkeit und zur Abkürzung der Arbeit die vorgefundenen Hügel als ein vom gütigen Zufall gebotenes Grenzzeichen mochten angenommen haben. Wir ließen uns durch ihre Einwendungen natürlich nicht ſtören. Nach fortgeſetzter Arbeit kam man ziemlich in der Mitte und 4′ unter der Oberfläche des Hügels auf Steinplatten. Nach Entfernung der Erde zeigten ſich die Deckplatten eines Steingrabes (Blatt B. A. a.), deren Fugen wieder ſorgfältig von zwei Platten überſchichtet waren, die wie die erſtere durch eine verhärtete Maſſe, eine Art Kitt (von Sand und Lehm?) ſehr feſt, faſt waſſerdicht verbunden worden. Nach Entfernung der Deckſteine, öffnete ſich ein 4′ langer, 2′ 4″ breiter und 2′ 3″ tiefer rechtwinkliger Raum, gebildet durch 6 aufrechtſtehende Steinplatten, deren je 2 eine Längenſeite und je einer eine Querſeite bildeten. Die Steine ſtammen aus dem großen, der Hargitta und ſeiner Umgebung gehörigen Trachytſtocke und finden ſich nicht in der Nähe der Hügel, ſondern wurden wohl 2—3 Stunden weit aus dem Kormosthal und von Kovatspatak, wo ſie bekanntlich allein ſo plattenartig vorkommen, oder aus noch weiterer Entfernung gebracht. Wir fanden ſie 4″ bis 8″ dick und an den Kanten zwar roh aber genau rechtwinklig zugehauen und ſorgfältig eingepaßt. Mit welcher

Digitized by Google

Art Werkzeugen die Bearbeitung bewirkt worden, vermochten wir nicht zu bestimmen. Der Richtung nach stand der Steinkasten von NO. nach SW. Der Raum des Grabes war zu $^3/_4$-theilig mit ausgelaugter, schlammiggemischter Asche gefüllt. In derselben fanden sich einige erbsengroße Kohlenstückchen und ein Federstein (gewöhnlicher Quarz) flach zugeschlagen, der die Spuren der Hitze etwas an sich trug. In dem Hügel waren während der Durchgrabung einige Feuersteinstückchen und kleine, unverzierte Scherben von Thongefäßen aufgefunden worden.

In der Meinung Ein Hügel berge nur Ein Grab, nahmen wir nun einen andern in Angriff, der ähnliche Resultate lieferte, und erst später kehrten wir zu erneuerter Nachgrabung zurück, wodurch ein zweites Grab aufgedeckt wurde (Blatt B. A. b.). Dasselbe war mit 2 flachen Steinplatten bedeckt, bestand im übrigen aber nur aus 5 Steinen, da die eine Längenseite durch eine einzige Trachytplatte gebildet wurde. Der Raum war 4′ lang, 2′ 2″ breit, 3′ tief, also ebenso lang, 2″ weniger breit, und fast 1′ tiefer als bei dem erst eröffneten Grabe; die Richtung von O. nach W. Die Steine waren mit weniger Aufmerksamkeit bearbeitet, nicht nach allen Seiten rechtwinkelig behauen; man hatte sich begnügt nur die obern und die Seitenkanten zuzurichten, um eine genaue Zusammenfügung zu ermöglichen und ein gleiches Lager für die Decke zu erhalten, während die Seiten. welche in den Boden gesenkt wurden, unbehauen blieben. Die Steine hatten übrigens wie bei dem ersten Grabe eine tadellos senkrechte und rechtwinkeliche Lage, als wären sie erst gestern, nicht vor Jahrhunderten aufgestellt worden. Auch hier wurden kleine Feuersteine und Kohlenreste in dem zu $^3/_4$ Theilen mit Asche ausgefüllten Raume gefunden. Die Oberfläche der auszufüllenden Masse hatte eine Neignng von etwa 4″. Ein erhofftes Haus- oder Kriegsgeräth fand sich nicht.

In dem mittlerem Hügel, der unterdessen geöffnet wurde (Blatt A. B.) zeigte sich nur ein Grab, (Blatt B JJ) es scheint, daß dieser das Centrum bildende Hügel die Reste des Geachtetsten von den Gefallenen (?) barg. Das Steingrab, das $1^1/_2$ Fuß unter der Oberfläche lag, war aus den ausgesuchtesten, schönsten Steinen zusammengestellt. Es bestand nur aus 4 großen Platten, deren je eine eine Grabseite bildete; sie waren rechtwinkelig aneinandergefügt und mit drei großen Platten sorgfältg überdeckt und verkittet. Der Lichtraum war wie bei dem zweiten Grabe 4′ lang, 2′ 2″ breit und 3′ tief. Die Lage war nicht streng von O. nach W, sondern südlich abweichend. Ein Seitenstein war von unten etwas aus seiner senkrechten Lage gewichen. Die Grabausfüllung war seichter und bestand kaum zur Hälfe aus Asche

Digitized by Google

untermischt mit einigen größeren Kohlenstückchen, woran sich undeutlich die Buchenstruktur erkennen ließ. Zu Häupten des Grabes d. i. an der nach W. gerichteten Schmalseite lag eine Anzahl unganzer Menschengebeine regelmäßig aufeinandergeschlichtet auf der Ausfüllungsmasse. Theile der Armröhre, der Spindel und des Schenkelknochens; Reste eines Menschen von mittlerer Größe. Fünf bis sechs Fuß seitwärts von dem Grabe auf dessen linker Seite wurde ein kleines, einfaches, ziemlich gut gebranntes, graubraunes, vom Boden sich sogleich stark ausbauchendes und dann wieder zusammenziehendes Thongefäß gefunden, das leider durch die Gleichgiltigkeit der Arbeiter in Trümmer ging. (Blatt D. b.) Es ist später, soweit möglich, wieder zusammengekittet worden. Der Inhalt eine sehr dunkle Erdmasse, wurde theilweise aufgelöst und darinnen Schneide- und Backenzähne gefunden — freilich fast nur dem Email nach erhalten — und kleine Knochentheile, wahrscheinlich von Kinnbacken herrührend nebst einem kleinen, linsenförmigen, durchsichtigen Quarzkorn von der Größe einer Erbse. Im Hügel selbst fanden sich hin und wieder Feuersteine. Stückchen unverzierter Thongefäße so klein jedoch, daß auf eine bestimmte Größe oder Gestalt des Ganzen nicht geschlossen werden konnte. Die meisten hatten auf der äußern Seite einen rothen Thonüberzug. Die schönen Steinplatten wurden, um den Untergrund zu untersuchen, ausgehoben, leider in Folge dessen auch bald darauf verschleppt — nicht von Leuten mit Sinn für den antiquarischen Werth, und nicht in ein Museum, sondern wahrscheinlich auf Bauernhöfe, um zu Tischplatten, Thürtritten u dgl. verwendet zu werden. Nach Aushebung der Platten wurde der Grund untersucht. Es zeigte sich, daß jene nicht unmittelbar auf die unvorbereitete Bodenfläche gesetzt worden waren. Nachdem diese wahrscheinlich geebnet worden, hatte man eine Unterlage aus r e i n e m, röthlichgelbem Bachsande hergestellt, die jetzt 1' hoch lagerte und wenigstens aus einer Entfernung von $^1/_2$ bis $^3/_4$ Stunden aus dem Thale, wo die Abhänge nicht so steil sind — denn nur da konnte er sich sammeln — hergeholt sein mußte. Auf diesem Untergrunde wurden erst die Steine in ihre Lage gestellt und durch Anstampfen von allen Seiten befestigt.

Es wurde nun zum zweiten der Umkreisungshügel geschritten (Blatt A. C.), der, dem Centralhügel ganz nahe, sich demselben fast anschloß — wie ein Freund dem Freunde oder wie ein treuer Diener seinem Herrn. In diesem Hügel war keine Spur von einem Steingrabe. Wohl glaube ich aber, daß er die Leichname der Freunde oder der treue Diener jenes Herrn bergen mochte. Während die beschriebenen Hügel mit den Steingräbern aus sandigem Lehm bestanden, war dieser

Digitized by Google

aus ſchwarzer, fetter Erde geſchichtet, wie ſie nur durch Verweſung einer Maſſe von Leibern entſtehen konnte. Eine Menge von Gefäßtrümmern fand ſich der Erde beigemiſcht, dicke und dünne, grauliche, röthliche, braune und ſchwarze, farbigübertünchte, glatte, verzierte, flache, bauchige, gehenkelte und henkelloſe aber immer nur kleine Stücke. Jedenfalls wurden auch hier die Leichname verbrannt, wie die aufgefundenen Kohlenſtückchen zeigten, aber mit geringerer Sorgfalt, da man es mit der Maſſe zu thun hatte. Die vielen zertrümmerten Scherben, wie ſie auch in den Gräbern bei Mühlbach und ſonſt gefunden wurden, laſſen ſich kaum anders als durch eine Sitte erklären, die das Zerſchlagen der Gefäße über der Grabſtätte vorſchrieb. Auch Feuerſteinſtückchen fehlten nicht. Die Scherben zeigen verſchiedene Verzierungen, die aber meiſt nur in vertieften Linien und Eindrücken beſtehen; nur wenige haben erhabene Verzierungen der einfachſten Art. Gewöhnlich laufen parallele Linien in kleinern oder größern Abſtänden um das Gefäß (Blatt C. a.) oder es wechſeln ſchwächere mit ſtärkern Linien, oder 2, 3, 4 ſchräg und parallellaufende Linien werden von andern gekreuzt, ſo daß Quadrate oder Rhomben entſtehen, die abwechſelnd mit Punkten verziert ſind. Auf andern Stücken fanden ſich um den Rand laufende Parallelen, von welchen andere in entgegengeſetzter Richtung dem Boden zuliefen. Noch andere waren mit aufwärtsgehenden Linien bedeckt, die in theils weitern theils engern Abſtänden das Anſehen von Bändern hatten. Einige beginnen am Rande mit abwärts gerichteten Dreiecken, über welchen ſich in gleichen Abſtänden immer größer werdende anreihen, ſo daß die Baſis immer theilweiſe mit der des erſten zuſammenfällt. Wieder andere zeigen Parallelen, deren erſte an einer Stelle im Bogen abweicht, die zweite durchſchneidet dieſen Bogen und beginnt ſodann eine gleiche Bogenabweichung und in derſelben Weiſe ſetzt die dritte, die vierte Linie fort. Einige dieſer Scherben zeigen zwiſchen den Linien oder auch längſt dem Rande ſcharfe Eindrücke in Form aufrecht oder abwärts ſtehender Dreiecke; die in kleinerem Maßſtabe zwiſchen den Linien auch bei andern Scherben in ſchräger Richtung erſcheinen. Der Kreis, die Ellipſe ſind zur Verzierung beigezogen und theils einzeln, theils ſich wiederholend, ſo wie in Verbindung mit andern Figuren in Anwendung gebracht. Alle dieſe Linien laſſen an Genauigkeit und Sicherheit der Zeichnung Manches zu wünſchen übrig.

Wie bemerkt, zeigen nur wenige Scherben erhabene Verzierungen — Steinſchnitte der einfachſten Form. Es ſind dies die ſogenannten Edelſteine d. i. kleine vierſeitige Pyramiden, dann Perlen d. i. Halbkügelchen, wie ſie beide häufig an altbyzantiniſchen Gefäßen und in den

Digitized by Google

Ornamenten dieſes Styls vorkommen. Sie ſcheinen hier die Mitte der Geſchirre umgeben zu haben (Blatt C. b.).

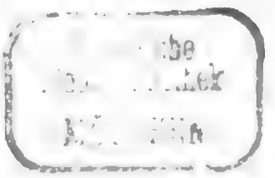
Die Maſſe, aus welcher dieſe Gefäße geformt waren, iſt verſchiedener Thon, von hellgrauer, hellrothbrauner Färbung angefangen bis an's Dunkelbraune und in's Schwarze gehend. Manche ſind ſehr gut, andere wieder ſehr ſchlecht gebrannt. Von ſehr verſchiedenartiger Form und Größe waren, wie die Reſte zeigen, die Gefäße, manche müſſen außerordentlich groß geweſen ſein. Auch die Stärke der Wandungen iſt eine wechſelnde. Es fanden ſich Scherben zwiſchen 1‴ und 6‴ Dicke. Mehrere, meiſt ſchwarze, waren einerſeits oder beiderſeits mit einer rothen Thonmaſſe überzogen. Auffallend war, daß ſich kaum zwei zueinandergehörige Stücke vorfanden.

Das intereſſanteſte Stück iſt gewiß ein Bruchtheil einer runden 5‴ bis 6‴ ſtarken, gebrannten Thonplatte, durch einen 6‴ dicken und 9‴ hohen Bodenring verſtärkt, die in ihrer Ganzheit einen Durchmeſſer von nahe $1\frac{1}{2}$′ haben mochte und welche — wie ich glaube — die zwar undeutlichen, aber doch erkennbaren Zeichen einer mir unbekannten Schrift trägt. Da die Platte rund war, dürfte es um ſo ſchwerer ſein, die Zeichen zu entziffern, die auch durch keine Linie getrennt und geordnet erſcheinen (Blatt D. a.). Es iſt mir auch nicht möglich zu unterſcheiden, ob die Zeichen zeilenweiſe über die Platte gegangen, ob ſie im Kreiſe herumſtanden, oder nur einen kleinern Theil, der Platte erfüllt. Ich habe die Abſicht im nächſten Frühjahr den ganzen Hügel, worin das Bruchſtück gefunden wurde, mit genaueſter Aufmerkſamkeit nochmals zu unterſuchen, um wo möglich noch mehrere Stücke der Platte aufzufinden. Das aufgefundene Bruchſtück gedenke ich in Gypsabgüſſen an wiſſenſchaftliche Vereine zu verſenden.

Knochen fanden ſich im ganzen Hügel nicht, wohl aber kleine Aſchenklumpen mit Kohlenſtückchen darin.

Der dritte Hügel wurde übergangen (Blatt A. II.).

Wir wenden uns zum 4. in der Reihe, von allen dem ausgedehnteſten; er hat 12⁰ Durchmeſſer (Blatt A. D.). Derſelbe wurde durch Einſchlagen von Eiſenſtangen an verſchiedenen Punkten unterſucht um das Daſein von Steingräbern zu ermitteln. Die Stangen fanden in 4′ Tiefe keinen Widerſtand. Nun wurde eine Röſche durch den Hügel geriſſen und dabei nichts als kleine Gefäßreſte gefunden. Ich ließ dieſen Hügel auf. Auch der 5. im Kreiſe wurde übergangen (Blatt A. G.), der 6. oberflächlich durch Einſchlagen von Stangen und einen kleinen Einſchnitt unterſucht — ohne Reſultat (Blatt A. E.). Von den beiden Hügeln, die von der Kreisgruppe abliegen, wurde der kleinere, äußerſt



fläche (Blatt A. I.) nicht unterſucht. Wir wandten uns zu dem am ſüdlichſten gelegenen (A. F.) unter allen dem höchſten — 7′ hoch — der ſich auch als die reichſte Fundgrube an Steingräbern erwies, deren eines von allen übrigen in Form, Größe, Richtung abwich. Ich nehme ſie der Reihe nach, wie ſie aufgefunden wurden.

Das erſte, auf das wir ſtießen (Blatt B. F. a.) lag $1^1/_4$′ tief unter der Oberfläche von der Mitte $1^1/_2{}^0$ nordweſtlich entfernt und beſtand aus 7 Steinen, die mit einer ſehr großen, unregelmäßigen Platte und mehreren kleinen gedeckt waren verkittet wie die andern. Die Steine waren durchwegs kleine, nicht mit der Sorgfalt wie die früher aufgefundenen ausgewählt und bearbeitet, aber immerhin noch gut und wo es nöthig, im Rechteck. Das Grab hatte 4′ Länge 2′, 2″ Breite 1′ 9″ Tiefe im Lichten. Die Tiefe ſcheint überall nur von der Mächtigkeit der Steine bedingt. Das Grab zeigte ſich ganz rechtwinkelig, beinahe ganz mit Aſche angefüllt und hatte die Richtung von NO. nach SW. Der Hügel ergab außer einigen Quarzſtückchen und kleinen Scherben keine weiteren Funde.

In das zweite Grab dieſes Hügels (Blatt B. F. b.) das vom Mittelpunkt 1^0 oſtwärts und $1^3/_4$′ unter der Raſenfläche lag, mußte ſchon in früherer Zeit der Blick eines Neu- oder Wißbegierigen gedrungen ſein; denn ſeine Deckplatten lagen übereinandergeworfen und von den Seitenplatten — 6 an der Zahl — hatte keine die richtige Lage, der Raum war mit Erde angefüllt, von der Aſche nur einzelne Lagen ſichtbar. Das Grab hatte übrigens faſt dieſelben Verhältniſſe wie alle übrigen; es war 4′ lang, 2′ 3″ breit, 2′ tief. So finden wir die Länge bei allen bisher betrachteten Gräbern vollkommen übereinſtimmend: die Breite nur zwiſchen 2′ 2″ bis 2′ 4″ ſchwankend, die Tiefe nur von der Beſchaffenheit des vorhandenen Steinmaterials abhängig und an ſich ohne Bedeutung geht von 1′ 9″ bis auf 3′ hinab. Warum gerade dieſes Längenverhältniß von 4′ und die faſt gleiche Breite aller Gräber etwas über die Hälfte der Länge betragend? Was hat den Erbauern den Maßſtab geliefert? Welches Normalmaß hat ſie geleitet? Der Schritt erſcheint zu klein, die Manneslänge zu groß. Der Sprung die Länge kann es auch nicht geweſen ſein. Käme Fuß, Handbreite, große oder kleine Spanne in Betracht? Von den Längenmaßen der Alten ginge die römiſche Elle dreimal in eine Grabeslänge.

Ich gehe zur Beſchreibung des letztaufgefundenen Grabes, intereſſant, weil es ſo ſehr von den bisher geſchilderten abweicht (Blatt B.F.e). Von der Mitte des Hügels 3′ nach SW. abliegend mit einer Erddecke von 1′ Mächtigkeit, fand ſich ein kleines Steingrab, das die Arbeiter zu

Digitized by Google

dem Ausruf: „ein Kindergrab!" veranlaßte. Während die andern alle die Form des Rechtecks gezeigt, hatte dieses Grab die Gestalt eines Trapezes. Seine Dimensionen sind 2' 3" Länge, 1' 9" Breite, oben 1' Breite unten 1' Tiefe. In seinem Schooße war außer der schlammgemengten Asche, womit es ganz erfüllt war, nichts enthalten. Es bestand aus 6 kleinen Steinen, die Form scheint eine absichtlich gewählte zu sein. Daß nur der Mangel an einem größern Stein zum Aufgeben der Rechteckform bestimmt habe, ist kaum anzunehmen; man hätte ja den größern Stein abhauen können. Auch die Lage oder Richtung dieses Grabes wich von den übrigen ab. Während alle mehr oder weniger in der Richtung von Ost nach West oder von NO. nach SW. lagerten, lag dieses von SO. nach NW. (die kleinere Parallele nach NW.)

So weit ist die Untersuchung dieser Gräbergruppe im verflossenen Jahre gediehen. Ich kann nicht unterlassen zu bekennen, daß dieselbe vielleicht zu oberflächlich vorgenommen worden. Die Arbeit wurde zu hastig betrieben, die Arbeiter blieben nicht dieselben und hatten für das Unternehmen, das sie hartnäckig als gewöhnliche Schatzgräberei betrachteten, kein Verständniß. Am Besten wären wohl Bergleute verwendbar gewesen, die mir indessen nicht zu Gebot standen. In der Folge müßte — denk' ich — bei Untersuchung eines Hügels so vorgegangen werden, daß derselbe vom Rande seiner Basis angefangen, abgetragen würde und zwar, indem die Arbeit senkrecht und wagrecht zugleich fortschritte, damit fortwährend ein Bild des Durchschnitts geboten und jedes Vorkommniß bemerkbar wäre. Sodann müßte auch der Untergrund untersucht werden, um zu constatiren, ob die bisher auch nirgends aufgefundene Feuerstelle etwa hier zu finden sei. Hoffen wir aufs nächste Frühjahr!

Eine Uebersicht über die bisher untersuchten Gräber zeigt uns:

1. einfache Erdhügel ohne Brandspuren und ohne jeden andern Inhalt als kleine Gefäßstücke. Hier muß eine weitere Untersuchung zeigen, ob nicht die eigentliche Grab- oder Brandstätte unter der Basis des Hügels liege.

2. Brandhügel ohne Steinkisten mit bedeutenden Brand- und Gefäßresten. Diese Hügel scheinen eine größere Menge unvollständig verbrannter Leichname aufgenommen zu haben.

3. Brandhügel mit Steinkistengräbern. Hier fand vollständige Verbrennung statt und die Reste — Asche, Knochen ꝛc. wurden in eigends hiezu hergerichteten Steinkisten verwahrt.

Digitized by Google

Anmerkung des Vereinsausschusses.

Bis hieher geht der eigentliche Bericht des Herrn Verfassers. Seine Arbeit war damit nicht abgeschlossen; sie verbreitete sich noch über mancherlei durch die Betrachtung der untersuchten Grabstätten geweckte, sehr interessante Frage: ob aus der Hauptrichtung der Gräber von O. nach W. auf die Heimat der Bestatteten zu schließen sei, oder auf deren Verehrung der leuchtenden, erwärmenden Gestirne, ob die Feuersteine als Werkzeuge zum Feueranmachen oder als bloße Marke mitgegeben worden, ob aus der Mehrheit der Steinkisten in einem und demselben Hügel auf eine gewisse Zugehörigkeit, Stammes- oder Familienverwandschaft der darin Bestatteten zu schließen sei, ob die nach Form, Größe und Lage abweichende Grabkiste etwa einen Fremden beherberge, ob die Bestatteten einem Volke niederer oder bereits höherer Kulturstufe angehört, ob die Hügel als Friedens- oder Schlachtengräber anzusehen seien? Der Ausschuß hat diesen Theil der Arbeit vor der Hand zurückzulegen um so mehr erachtet, weil auch der Herr Verfasser die meisten Fragen gegenwärtig noch für unlösbar erklärt und nur die letzte mit einiger Wahrscheinlichkeit dahin beantwortet, daß die Hügel entschieden für Schlachtengräber anzusehen seien, die von den Siegern errichtet worden. Auch diese Frage wird sich indessen besser entscheiden lassen, wenn reichere Erfahrungen vorliegen und namentlich auch die nach des Herrn Verfassers Angabe in derselben Gegend gruppenweise umherliegenden, bisher noch nicht untersuchten Hügel erforscht sind, wozu der Verein gern seine Unterstützung bieten wird.

Digitized by Google

Nachtrag *)

zu den im Vereinsarchiv mitgetheilten

deutschen Rechtsdenkmälern

von

Friedrich Schuler-Libloy.

Circa Constitutiones Sedis Saxonicalis Ujegyház.

(Municipal-Constitutionen des Stuhles Leschkirch.)

Ad gratiosam Excelsi Regii Gubernii dd. 11 Mensis Novembris a. c. 1774 sub Nro. 7573 emanatam, nobis vero 4-ta Decembris exhibitam Commissionem intuitu exquirendarum Regioque Gubernio submittendarum localium Constitutionum humillime referendum habemus: quod cum hac sede ejusmodi Constitutiones duplicis generis reperiantur, aliaeque Sedem in concreto, aliae vero Sedis Communitates in particulari concernant, adeoque de earum diversitate agendum sit, quoad illas humillime substernimus.

Quod Sedes haec sessum Judicatus continuo in oppido hocce Ujegyhaz ex indultu Principum habens a primaevis temporibus Officiales solomodo duos utpote Regium et Sedis Judicem, dein 4 vel 5 Juratos seu Assessores, nec non Notarium et Secretarium unum habuerit, qui Judicatum Sedis constituerunt, in quorum Electione et quidem R. Judicis ut et Juratorum Sedis Communitas

---

*) Dieser Nachtrag wird hier veröffentlicht, da derselbe aus einem Versehen den früher gedruckten Stücken nicht gleichzeitig mit angeschlossen gewesen ist

Der Mittheiler.

Digitized by Google

Oppidi Ujegyhaz votis 40*), Pagus 10**), Kürped 8***), reliquae tres Comunitates Saxonicae quaevis 4****), Pagi vero Valachici, quorum sunt 6 Singillatim duobus votis concurrant.

In electione vero Sedis Judicis, vota singularum Sedis Communitatuum colligantur, praeter Oppidi Ujegyház, quae dum semper e Suo Gremio idonea Subjecta pro Sedis Judice candidentur votationi non intersit, et quod ex reliquis Juratis unus solum e gremio Communitatis Oppidi, coeteri vero Senioribus Pagorum Saxonicorum per Officiales candidentur et ordine praememorato per Sedis deputatos eligentur, Notarium autem et Secretarium Regius Sedisque Judex denominare soleant. In reliquo

Per Singulos Circuli hujus Pagos e Senioribus Locorum 4 Jurati constituantur, qui tanquam forum pedaneum Pagis suis in Civilibus Judicium ferant, a quibus tandem Appellatio ad Judicatum Sedis fit, exceptis Causis Criminalibus quae immediate ad Sedis Judicatum referuntur, ibique terminantur.

Appellationes vero in Civilibus ab eodem Sedis Judicatu instar aliorum Publicorum Nationalum ad Incl. Universitatem Nationis Saxonicae deveniant.

Quoad Particulares Locorum Constitutiones humillime notamus: Penes Singulos Sedis hujatis Pagos eam vigere Constitutionem quod ubi fundi pro extruendis Domiciliis Incolis e Fundo communi assignentur, iis facultas non concedatur eam Sessionem suam deferant, dividendi fundum, verum solummodo Superaedificatum et ubi aedificia, vel nulla, vel parvae aestimationis dentur, omnis dispositio circa ejusmodi fundum in Comunitatem redundet, prout desuper singularis etiam Constitutio Sedis pro Pagis Vallachicis Superioribus temporibus in ejus modi divenditionibus excedentibus in Anno 1715 lata, Annoque etiam 1762 resuscitata et vigorata exstat, cujus Copia humillime acoluditur sub Lit. A.

Praeterea in Singulis Pagis Vallachicis ab eorum pristinis turbulentis temporibus loco Saxonum in hanc sedem receptione observatum habere, quod ubi una alterave familia absque semine deficiat commixtionem fundorum aviticorum non admittant, verum illi ad eam, unde derivantur, familiam si non sorte divisionali gratis, tamen erga reluitionem recedant†).

---

*) quadraginta, **) decem, ***) octo, ****) quatuor.

†) Vergleiche meine Siebenbürgische Rechtsgeschichte, zweite Auflage, II. Bd. Seite 251. Note und III. Bd. Seite 165.

Digitized by Google

Tandem Communitas Saxonica Holtzmány eam inter se fovet constitutionem cum consensu Judicatus ab Anno 1764 latam quod dum per plures ejus Liberi pro ediscendo opificio Cibinium eant, ibique permaneant, ejusmodi cives qua extranei, ex haerbditate paterna in Territorio Holtzmany fundos non capiant, verum juxta aequam aestimationem cohaeredes in Pago viventes eos parato aere reluere possint, cujus Copia humillime accluditur sub Lit. B.

./. Lit. A.

Nachdem ein löbl. Judicat in Erfahrung gebracht, daß die Inſaſſen derer Wallachiſchen Ortſchafften ihre Freyheit in Anſehung derer wüſtgelaſſnen Hofſtellen höher extendieren wollen, als ſonſten in fundo Regio in denen ſächſiſchen Ortſchaften bis dato gebräuchlich geweſen, indeme in ſolchen die wüſtgebliebnen HofStellen abermahlen dem Dorff, und nur das darauf befindliche Gebau, wo dergleichen geweſen dem durchgegangnen Possessor oder ſeinen Erben anheim gefallen, jene aber dergleichen wüſtgelaſſnen Höffe, deren ſich in denen 5 Wallachiſchen Dörfern ſehr viele befinden, eigenthümlich zuſchreiben wollen, ſogar daß von denen durchgegangnen und die Dorfs-Hannen ihrer Contribution wegen in Noth ſtehen laßenden, ex post unter der Hand ohne Vorbewuſt der Dorffs, vielweniger einer Stuhls-Obrigkeit, ſolch wüſt zurückgelaſſen Höffe pro Ufl. 20, 25, biß 30 verkauft und mit dem Geld oder dafür erhaltenen Vieh abermahlen zuruck in die Comitatus ſich begeben, mithin ſolche Hoff-Stätte im Preiß ſo hoch getrieben, daß ein armer Mann in vielen Jahren nicht zum Hoff gelangen können, da hingegen ein vermöglicher ſich 2 biß 3 ja gar 4 angeſchaffet und ſolche entweder mit Kraut oder andern Früchten beſetzet, oder aber nebſt dem Obſt Heu darauf gemacht. Als wird dieſem Uebel zu ſteuern, dahin geſchloſſen, daß in's künftige, gleich wie in denen ſächſiſchen Dörfern, alſo auch in denen wallachiſchen die wüſte Höffe nicht erblich bleiben, ſondern, ſobald ſolche wüſt werden, abermahlen dem Dorff als freue Erbe, das Gebau ausgenommen, welches denen Erben gehörig anheim fallen ſollen, folgſam, wenn ein oder der andre junge Menſch dergleichen benöthiget ſeyn ſollte, eine Dorffs-Obrigkeit mit Wiſſen und Einwilligung eines löbl. Judicats einen derley wüſtgefundnen Hof gegen erlegende und dem Dorff zu berechnende Ufl. 5 und denen Aelteſten für ihre Müh Ufl. 1 zu bauen und zu beſitzen anweiſen ſollen, würde ſich aber befinden, daß der Beſitzer ſolcher Erbe Geld oder Vieh dafür gegeben hätte, als denen ſollen die Ufl. 5 nicht dem Dorff, ſondern ſolchem Beſitzer zu einigen recompenz zuruck gezahlet werden. Actum in Publica Congregatione Sedis Leschkirch Anno 1715 die 13. Aprilis.

Digitized by Google

Anno 1762 d. 15-a Aprilis wird obige Conſtitution von dem geſamten Stuhl von neuem begnemigt und denen wallachiſchen Dörffern zur genauen Befolgung intimirt.

./. Sub Lit. B.

Nachdem die Holzmenger Aelteſten in ihrem und des ſämtlichen Dorffs-Nahmen einen Löbl. Judicat zu verſchiedenen mahlen beſchwerend fürſtellig gemacht, was maßen ſie wegen Enge ihres Hatterts gemüßiget geweſen, einige von ihren Kindern zur Erlernung einer Profession von ſich zu laſſen, in der Abſicht ihre wenige Grundſtücke denen zu beſſerm Aufkommen vorzubehalten, welche in ihrem Dorff die onera extraordinaria præstieren müſſen. Dabey aber nicht ohne ſonderliche Empfindung wahrnehmeten, daß die von Holtzmeng weggekommene Profeſſionisten und andere nach Abſterben ihrer Eltern, ſowie das im Orth lebende Geſchweſter ihren Antheil von Grundſtücken verlangeten und nur damit durch Ueberſetzung des Medems ſolche an den meiſtgebenden zum præjuditz derer nächſten Freunde elocierende loß einen quæstum zu treiben, wodurch ihr Entzweck nicht befördert, vielmehr beym Zuwachs ſolcher bereits abgeſtammten und noch abſtammenden ihre Grundſtücke geſchmälert und die Laſt ihren im Dorf lebenden und der Landſtraße zu vielen Beſchwerniſſen exponirten Kindern dennoch obliege.

Ein Judicat gebührend erſuchende ſolch' ihre Umſtände wie billig ſo auch väterlich zu zwiſchen denen Thiesiſchen Erben, unter welchen ſich aber zween Eydam als Johann Drotleff und Joh. Krauss Bürger und Maurer-Meiſter aus Hermannſtadt befanden, fürgenommen würde, Ein Judicat hinzukommen, dieſe ihre Beſchwerungen in Loco zu unterſuchen. und zu ihrer künftigen Richtſchnur etwas veſt zu ſetzen belieben wolle: ſo hat ein Judicat ſolch ihrem Begehren zu willfahren d. 22ten Marty 1764 ſich dahin begeben und nach angehörter Klag und Antwort mit Zuziehung auch daſiger Dorffs-Aelteſten darüber Folgendes concludieret.

1-mo. Weilen die hinterlaſſenſchafft beſagten Thieszens noch für dieſem Concluso unter die rechtmäßigen Erben hätte getheilet werden ſollen, ſo wird denen Erbnehmenden Hermannſtädtern Bürgern zu dato auch von denen Feld-Erbſchafften Theil zu nehmen geſtattet, jedoch mit der Einſchränkung, daß ſowohl ſie als auch alle übrige auswärtige, ſo auf daſigem Hattert Grundſtücke erblich überkommen, gehalten ſeyn ſollen, ſolche ihren nächſten Freunden, verſtehet ſich denen ſo von ihnen erben würden, gegen zu gebenden Medem zu überlaſſen und zwar für ein Land von 1 Kübel nicht mehr als mtr. 1 derjenigen Frucht ſo dar-

Digitized by Google

auf angebauet worden, wird ſich jemand unterſtehen mehreren Medem halber ſein Land einem Fremden zu elocieren, der ſoll ſeines Landes verluſtig werden und der darzu nächſte Freund wird bevollmächtigt ſolches Land nach ſeinem Werth dem Eigenthümer zu bezahlen und ſich eigen zu machen. Sollte es aber im Gegentheil geſchehn, daß der zu ſolchem Medem Land nächſte Freund den Medem nicht gehörig entrichtete, der Eigenthümer davon als denn Fug haben ſoll, ſein Land zu elocieren dörfen, wenn er will.

2-do. Daß in Zukunft keinem Auswärtigen Erbnehmenden bey ereignender Theilungs-Gelegenheit Feld-Erbſchafften eingetheilt werden ſollen, ſondern nur denen im Dorff lebenden, ſtatt welcher aber jene nach dem Werth derer Erbſchafften mit Preißgebigen mobilien ſollen befriediget werden.

Actum Holtzmeng die 22 Martii A. 1764 in Concessu Judicatus præsentibus Senioribus praedicti Pagi Holtzmeng.

E Protocollo Sedis Publico extradatum
per
Samuelem Fridericum de Brukenthal.

Schlußbemerkung. Dies Rechtsdenkmal zeigt noch die alte Form einer ſtatutariſchen Geſetzgebung mittels gefundnen Urtheils. Der genoſſenſchaftliche Charakter des eigentlich der Gemeinde, und dem ſächſiſchen Stuhle zugehörigen Grund und Bodens tritt klar zu Tage. Vergleiche Siebenbürgiſche Rechtsgeſchichte zweite Auflage, I. Band, Seite 428; II. Band, Seite 209 u. 230.

Digitized by Google

Archäologiſche Analekten

von

Karl Gooß.

In den letzten Auguſttagen des Jahres 1867 machte ich eine Ferienreiſe nach Karlsburg, um mir die Lage des alten Apulum an Ort und Stelle zu vergegenwärtigen und an den dort befindlichen ältern Steininſchriften Studien zu machen.

Die epigraphiſche Ausbeute aus ältern Monumenten war ſehr gering. Folgende Inſchriftfragmente

1.	2.	3.
SP	ETE	II
CO	OTC	IIS
SA		

fand ich in der Baſtei vor dem öſtlichen Feſtungsthore, alle drei auf Altarbruchſtücken, von denen nicht zu eruiren war, ob ſie zuſammengehörten.

Außerdem gelang es mir einige von den bisherigen Editionen abweichende Legenden feſtzuſtellen. Davon mag die bedeutendſte folgen:

Neben der Bathyaniſchen Bibliothek liegt beinahe bedeckt vom Graſe, das auf dieſem wenig betretenen Platze üppig wuchert, eine ſchöne Marmorſäule mit einer Inſchrift. Die letztere findet ſich in den „Römiſchen Inſchriften ꝛc. von Ackner und Müller" unter Nr. 295 unvollſtändig bei Neugebauer 149, 183 unrichtig und bei Henzen V.-A. N. F. I. S. 20 unrichtig und unvollſtändig abgedruckt. Die Buchſtaben dieſer Inſchrift ſind wenig tief gemeißelt und die Striche über T, dann die

Digitized by Google

Verbindungslinien in N und H so leicht gearbeitet, daß sie oft nicht mehr erkennbar sind. Charakteristisch ist das mehrmalige Vorkommen von o für O.

	Die sorgfältig aufgenommene Copie lautet:	Ergänzung:
4.	I·O·M	I·O·M
	C·SENIIVS	C·SENTIVS
	ANI·CETVS	ANICETVS
	DEC·COL·SAR	DEC·COL·SAR
	TRoNCoLLFABR	PATRoN·CoLLFABR
	PRIM	PRIM
	MVN·SEPTMAPVL	MVN·SEPTMAPVL
	S·L·M	V·S·L·M.
	AUGC..V MIANT..II...II..CoS XN IVN LVN XVIII DIE IOVIS	AVCG·NN.NVMI·ANToNIISEPTICoS XN IVN·LVN·XVIII DIE IOVIS.

Jovi optimo maximo C. Sentius Anicetus decurio coloniae Sarmiz patronus collegii fabrorum primi municipii Septimii Apulensis votum solvit libens merito.

Augustrorum nostrorum numinibus. Antonino secundum Septimio Consulibus.

Diese Ergänzung der 9. Zeile ergibt sich bei genauer Betrachtung des Originals ganz von selbst. Ist sie richtig, so fällt die Inschrift in das Jahr 205 nach Christo, als M. Aurelius Antoninus (Caracalla) zum zweitenmal und P. Septimius Geta Consuln waren.

In der letzten Zeile ist sicher eine nähere Zeitbestimmung enthalten; doch ist die ganze Zeile so verwirrt, daß ich nicht wage einen Versuch der Lesung zu machen.

Interessant ist in dieser Inschrift besonders das „municipium Severi". Der Ausdruck municipium statt des üblichern colonia ist nicht befremdlich, da in der spätern Kaiserzeit beide Worte synonim gebraucht werden; dagegen deutet das verbundene nomen proprium auf einen Zusammenhang zwischen Septimius Severus und der Stadt Apulum. Eine Anwesenheit dieses Kaisers in Dacien läßt sich zwar nicht constatiren, dagegen lassen die von ihm zu Ehren der V. Macedonischen und der XIII. Legion geschlagenen Münzen*) auf ein gutes Einvernehmen zwischen ihm und der Besatzung der Provinz schließen. Möglich, daß sich dieser Kaiser um die Widerherstellung Apulums, welches in den Kämpfen

*) Eckhel. doctr. num. VII, 168.

Digitized by Google

mit den Daken unter Mark Aurel gelitten haben muß[1]), Verdienste erworben hat, deren Andenken sich in der Verbindung seines Namens mit dem der Stadt erhielt. Diese Erklärung des Ausdrucks municipium Soveri wäre wenigstens ungezwungen und fände im Sprachgebrauch der Kaiserzeit viele Analogien. Uebrigens mag schon Mark Aurel begonnen haben das verfallene Gemeinwesen Apulums neu zu gründen, da auch sein Name in der Verbindung Municipium Aurelii einmal gebraucht wird[2]).

Mit der Musterung der ältern Monumente, die überall in Karlsburg zerstreut umherliegen, war ich bald fertig, und ich hätte meine Wanderung am Miereſch hinauf oder hinab fortsetzen können, wenn mich nicht die Eisenbahnarbeiten bei Karlsburg, welche viele antike Gegenstände zu Tage förderten, festgehalten hätten.

Diese Arbeiten fanden so recht im Herzen des alten Apulum statt. Fünfunddreißig Klaftern unterhalb Maros-Porto am rechten Ufer des Miereſch, sollte der Eisenbahndamm seinen Anfang nehmen, welcher die Straße vom genannten Orte nach Karlsburg unter einem spitzen Winkel schneidend unmittelbar vor der Unterstadt von Karlsburg in den Bahnhof mündet. In den Tagen, als ich diese Aufzeichnungen an Ort und Stelle machte, arbeitete man etwa am letzten Drittel jener 600 Klaftern Dammlänge, die zwischen dem Fluß und der Straße sich hinzieht. Doch waren vom Fluß bis zu dem aufgeworfenen Dammstücke noch etwa 400 Klaftern der Linie gar nicht in Angriff genommen, und auch das in der Arbeit begriffene Dammstück war noch nicht ganz bis zur Straße vorgerückt.

Das Material zum Damme wurde beigeschafft, indem man vom Letztern bis in die Nähe der Straße hin die Erde in einer nach der welligen Oberfläche wechselnden Tiefe von 3—9 Fuß aushob.

Die Schichtung des Erdreichs zeigte, daß hier schon Generationen nach Material gegraben hatten. Gewöhnlich war die Erde locker, die Ziegeln und Steine unregelmäßig zerstreut in den mannichfachsten Stellungen zu einander und in der Regel mit Mörtelstücken vermischt. Mauerreste fanden sich namentlich dem Winkel zu, welchen Damm und Straße bilden, sehr häufig. Sie waren von verschiedener Dicke und immer von großer Festigkeit. Die Bestandtheile waren meistens Mörtel und Stein; der erstere ohne die gewöhnlichen Sprengstückchen von Ziegel ganz so,

---

1) Cass. Dio 71, 11 und 12.

2) Ackner & Müller R. J. Nr. 406.

wie ich ihn auf dem „Burgſtadel" bei Schäßburg in den Grundmauern gefunden habe. Doch fanden ſich im Grunde zuweilen auch Ziegeln, welche je höher hinauf die Mauer ſtieg, deſto häufiger wurden und oft in ganzen Lagen vorkamen. Wo die Mauer über die ehemalige Bodenfläche herausragte, war ſie in der Regel mit einem Mörtelbewurf bekleidet und dieſer mit einer rothen oder gelblich gefärbten Gipsſchichte überzogen. Ich fand ein ſolches Bewurfſtück, deſſen rother Grund von hellern Streifen in Felder getheilt wurde.

Zwiſchen den Mauern, die in der Regel parallel liefen, oder ſich recht-, oft ſchiefwinklig ſchnitten, war die Bodenbildung nicht ſelten unverſehrt. Gewöhnlich lief über die geſunde Erde hin eine etwa zollſtarke Schichte verwitterter Ziegeln, welche manchmal körnig und mörtelartig war. Oft wiederholten ſich dieſe Schichten mehrmals. So beſtand der Fußboden eines Hauſes aus 6 Mörtelſchichten, deren jede einzeln anderthalb Zoll ſtark war, und deren Färbung von kalkweiß durch fleiſchfarbig bis zu ziegelroth wechſelte. Auf dieſen Schichten lag dann gewöhnlich ein Moſaikfußboden aus kleinen Ziegelchen zuſammengeſetzt. Die gewöhnlichſte Form derſelben war die bekannte 8förmige; außerdem fanden ſich Sechsecke, längliche Vierecke, Kreuze u. ſ. w. Häufig waren dieſe Stücke ſchon nicht mehr in ihrer natürlichen Lage. Auf dem Boden und zwiſchen den einzelnen Schichten deſſelben ſah man häufig Aſchen- und Kohlenreſte. An zwei Häuſern hatte ich Gelegenheit zu beobachten, daß die Mörtellage nicht auf dem natürlichen Boden, ſondern auf einer Schichte ſenkrecht an einander geſtellter 5" hoher Schotterſtücke aufſaß. Spuren von Kellerwölbung fand ich nicht.

Als dieſe armſeligen Reſte noch freundliche Privathäuſer waren, die zum erſtenmal auf ſiebenbürgiſchem Boden ſo vielſprachige Bewohner herbergten, wie ſie eine dakiſche Colonialſtadt vereint haben muß — da ſtand mitten unter ihnen der Tempel des Jupiter. Es mag ein gewaltiger Bau geweſen ſein; denn die maſſiven Ueberreſte erzählen von vergangener Größe. Unter den mächtigen Quadern, die einſt ſeinen Unterbau bildeten, fielen mir zwei Blöcke, nicht die größten, auf, je 3' 8" lang und 2' breit, die heute noch von eiſernen in Blei eingelaſſenen Klammern zuſammengehalten werden, als ob ſie für die Ewigkeit verbunden ſeien. Die Generationen, welche aus den fehlenden Quadern Mauer und Kirche von Weißenburg aufbauten, werden auch die meiſten Säulenſchäfte entfernt haben, ſo daß gegenwärtig nur noch wenige Reſte davon übrig ſind. Dagegen finden ſich noch zahlreiche Säulenpiedeſtale. Sie ſtehen auf einer 30" breiten quadratiſchen Baſis und kehlen ſich mehrmals ein, bis ſie ſich zum Durchmeſſer der Schäfte von 25" verjüngen. Ein ein-

Digitized by Google

ziges Kapitäl hat dem Sturm der Zeit getrotzt. Die Breite des Abakus beträgt 22 Zoll, der Durchmesser des Schaftansatzes 16·5 Zoll. Also schon diese Verhältnisse sprechen dafür, daß es nicht zu den Säulenschäften des Tempels gehört haben kann. Zu dem ist es rein dorisch mit Eisenstabverzierung, während unsere Säulen mit ihren selbstständigen Basen auf jonische oder korinthische Ordnung hinweisen. Sie werden wahrscheinlich der letztern angehört haben, da ich unter allen in Karlsburg aufbewahrten Funden kein einziges jonisches Kapitäl wohl aber viele korinthische gefunden habe. So ist die Frau Bürgermeisterswitwe v. Váradi im Besitz eines solchen, leider beschädigten, das an Vollendung der Arbeit und Form zum schönsten gehört, was ich aus Siebenbürgen in der Art gesehen habe.

Die Trümmer des Tempels liegen wirr durcheinander. Nur einzelne Säulenbasen haben ihre Stellung bewahrt, und ein quadratischer Block von 3′ 7″ Breite und 1′ 6″ Dicke steht unverrückt an seinem Platze. Das ist der Untersatz, auf welchem das Bild des Gottes stand. Es hat sich unweit davon gefunden und stellt den Jupiter Capitolinus dar sitzend auf einem Thron. Die breite Brust ist entblößt. Von der rechten Schulter fällt ein Gewand herab, das sich in Falten über die Schenkel legt und dann die Beine bedeckt, so daß nur die mit Sandalen bekleideten Füße darunter hervorsehen. Links zu Füßen der Statue steht ein Adler. Die Höhe beträgt 3′ 2″, die Breite des Stuhls in Schulterhöhe der Figur 21 Zoll. Das Material ist grobkörniger Marmor, wie er sich in den nahen Gebirgen findet. Die Köpfe des Gottes und Adlers sind offenbar absichtlich abgeschlagen und haben sich nicht gefunden.

Auch an frommen Widmungen hat es dem Gotte nicht gefehlt. Fünf Votivsteine fanden sich in der Nähe der Statue. Zwei davon sind vollendet, doch ohne Inschrift und waren wohl von den Priestern zum Verkauf ausgestellt. Die übrigen haben Inschriften.

Der eine davon (2′ 9″ hoch und 1′ 10″ breit mit einer Schriftbreite von 18″) wird auf den Schmalseiten der obern Horizontalfläche abgeschlossen von zwei kissenartigen Wülsten, die an den Enden mit Sternen ornamentirt sind und an der vordern Seite von zwei zurückgebogenen Entenhälsen verbunden werden. Auf der einen Schmalseite ist eine geneigte Kanne mit Henkel, auf der andern ein Spiegel mit Griff in Hochrelief dargestellt. Die Inschrift lautet:

5. I. O. M.
ATAPETVS
EPIVS

Jovi optimo maximo Aulus
Tapetius Epius

Digitized by Google

Vielleicht ein Sohn oder Bruder dieſes Tapetius widmete den andern Stein (3′ 5″ hoch, 2′ 2″ breit, Schriftbreite 19″). Auch auf dieſem finden ſich als oberer Abſchluß die zwei Wülſte. Dazwiſchen iſt auf der Stirnſeite ein Ochſenkopf, von dem aus nach beiden Seiten hin Kranzſtücke zu den ſternartig behandelten Abſchnitten der Wülſte hinlaufen, und dem entſprechend auf der Rückſeite ein Obelisk (oder Phallus) mit Laubwerk und einem darin ſitzenden Vogel zu ſehen. Auf beiden Schmalſeiten iſt in der Mitte des Feldes je ein Schild mit zwei darunter gekreuzten Lanzen dargeſtellt. Die Inſchrift lautet:

6. I. O. M.
AVL·TAPETIVS
AMETHYSTVS
V.S.L.M.

Jovi optimo maximo Aulus Tapetius Amethystus vota solvit libens merito.

Bedeutender iſt der dritte Stein, weil darauf ein Pontifex Apulensis erwähnt wird. Dieſer iſt 4′ 5″ hoch und ſcheint mir aus einem grobkörnigen Granit gearbeitet zu ſein. Ornamente fehlen. Der obere Horizontalabſchluß gibt ſich einfach als Geſimſe, der untere als wenig vertretende, ſchwach eingekehlte Baſis. Auf beiden Seiten fehlen größere Stücke; doch meinten die Arbeiter dieſelben ſteckten noch in der Erde, und Herr Bauunternehmer Scholz verſprach darnach graben laſſen zu wollen. Die eine Bruchfläche des Steines ſchien neu. Es iſt alſo möglich, daß man das von der einen Seite fehlende Stück noch findet, dagegen ſah die andere Bruchfläche verwittert aus, ſo daß ich ſehr daran zweifle, daß die Inſchrift auch auf dieſer Seite, rechts vom Beſchauer ergänzt werden könne. Die vorhandene nicht eben deutliche Inſchrift, die namentlich von der Länge nach laufenden Riſſen des Steines entſtellt wird, lautet:

	Copie	Ergänzung
7.	I·O·M	I·O·M
	LAEL	AVRELAELIA
	SPONT	NVSPONTIFEX
	APVLE	COLAPVLENSIS
	ↄSALVT	PR()SALVTSVA
	RVMOV	SVORVMQVSLM

Jovi optimo maximo Aurelius Aelianus pontifex coloniae Apulensis pro salute sua suorumque vota solvit libens merito.

Die erſte Zeile dürfte auch heißen Lucius Aelius, doch ſcheint mir mit Rückſicht auf die Buchſtabenzahl die Conjectur Aurel. Aelianus beſſer. Der genannte Pontifex iſt der vierte für Apulum inſchriftlich conſtatirte. Von den bis jetzt bekannten dreien, gehören zwei ebenfalls einer Familie Aelius an, welcher Name in Dacien überhaupt der meiſt verbreitete geweſen zu ſein ſcheint.

Digitized by Google

Dem Tempelhofe, auf welchem die angeführten Inschriften gefunden wurden, führte eine steinerne Rinne Wasser zu. Sie besteht aus 9' 6" langen und 1' tiefen Stücken, deren Wände 6" dick sind. Einzelne Stücke davon wurden ausgegraben, ein andres steckte noch zu $^2/_3$ in der Erde und deutete nach Nordosten als der Richtung, aus der das Wasser herkam.

Unweit dieser Rinne befindet sich eine cylindrische Vertiefung von 5' 8" Tiefe und 4' 8" Durchmesser. Dieselbe ist ausgelegt mit jenen großen und dicken Mauerziegeln, wie sie zum Bauen verwendet wurden. Bedeckt sind diese von einem cementartigen Ueberzuge. Herr Scholz theilte mir mit, die jetzt durchaus cylindrische Vertiefung habe sich nach oben hin verengert, und ein Arbeiter entwickelte redseelig, wie sie von einem breiten Steine geschlossen gewesen sei, der von den Werkzeugen getroffen einen dumpfen vielversprechenden Klang von sich gegeben habe. Herr Scholz ließ die obere Bekleidung entfernen und den größtentheils mit Schutt angefüllten Raum reinigen; doch scheint mir noch immer nicht der natürliche Boden der Vertiefung erreicht zu sein.

Schon während der Arbeit drang Wasser nach, und gegenwärtig fließt aus 6 Quellen trinkbares Wasser zu, das, obgleich 100 Arbeiter recht beträchtlichen Bedarf daraus decken, dennoch 1' 2" hoch den Boden bedeckt. Es lag sehr nahe diesen Raum für einen Brunnen zu erklären. Die Ausmauerung mit Ziegeln darf nicht befremden, da selbst heute noch mit unsern schlecht gebrannten Backsteinen Brunnen ausgelegt werden. Befremdlicher ist es, daß sich die Höhlung nach oben hin bedeutend verengert haben soll, worunter übrigens kein Gewölbabschluß zu verstehen ist. Herr Scholz hielt den mir unzweifelhaften Brunnen für einen Ofen zum Brennen von Thongefäßen, doch kann ich mich mit der Ansicht schon darum nicht befreunden, weil sich im ganzen Bau keine Seitenöffnung findet, die es uns erklären könnte, wie der zum Brennen nothwendige Luftzug hergestellt wurde. Die Annahme, daß sich die Quellen, welche jetzt Wasser zuführen, erst lange Zeit nach Anlegung des Werkes gebildet hätten, bleibt eine Annahme und nach dem Urtheil Sachverständiger eine sehr unglückliche.

Die kleineren Stücke, welche bei den Ausgrabungen gefunden wurden, lassen sich am besten in Gruppen besprechen, die ich nach dem Material der Gegenstände zusammenstellen will.

Von metallenen Gegenständen fanden sich zunächst zwei silberne Teller im Gewicht von 2 Pfund 8 Loth. Ueber Form und Aussehen derselben habe ich keinen nähern Aufschluß erhalten können, als daß sie ganz glatt gewesen seien. Es ist sehr zu bedauern, daß kein Sachver-

Digitized by Google

ständiger diese Stücke gesehen hat. Das ist nicht mehr möglich, da die unwissenden Finder dieselben durch Vermittlung des Gastwirthen Waldmann aufs Münzamt abgeliefert haben, wo sie mit unverantwortlicher Eile eingeschmolzen und mit 97 Gulden in Silber bezahlt worden sind.

Um so erfreulicher ist es, daß, Dank der in Folge jener entdeckten Veruntreuung schärfern Aufsicht, andere werthvolle Gegenstände dem Alterthumsfreunde erhalten worden sind. Dahin rechne ich vor allem eine silberne Schale von $4^3/_4$ Zoll Durchmesser und $2^1/_4$ Zoll Tiefe. Diese Schale ruht auf einem Ringe, von dem sie sich in Gestalt eines Kugelabschnittes etwa $^1/_2$ Zoll erhebt. Vom Rande dieses Kugelabschnittes steigen dann nur wenig ausgebogen die Seitenwände fast senkrecht auf. Der Boden und die untern Theile der Seitenwände sind ziemlich dünn, nach oben hin werden die Letztern dicker, bis sie in einer als Eierstab oder Blattornament gravirten Randdicke von 2·5 Linien auslaufen. Im Boden ist ein Stier mit einem Fischleib eingravirt.

Die Seitenwände sind über und über mit Figuren bedeckt, welche theilweise recht schön vergoldet sind. Ganz unten, wo die Seitenwand auf dem halbkugelförmigen Boden aufsteht, ist eine liegende Urne abgebildet, aus welcher Wasser fließt. Schwimmende Fische, von denen nur die Köpfe aus dem untern Rande der Wand hervortreten, machen die Bedeutung der liegenden Urne unzweifelhaft: sie will einen Fluß vorstellen. Dem entsprechen auch die andern Figuren, die den Fluß oder dessen Ufer beleben, oder sich auf den Fischfang beziehn, als: Fische in den verschiedenartigsten Stellungen, Vögel, worunter ein Reiher, Körbe von den mannigfaltigsten Formen, theils leer, theils Fische enthaltend, eine Fischharpune, ein Ruder, ein Schöpfer zum Herausholen der Fische, ein Fackelbündel und zwei Gegenstände, deren Bedeutung ich nicht enträthseln kann. Der eine hat viele Aehnlichkeit mit einem in der Scheide steckenden Schwert, nur daß statt des Griffes eine Scheibe oder ein Ring zu sehen ist; der andere ist ein auf drei Füßen stehender Cylinder in Gestalt einer Trommel, aus dessen oberer Fläche eine Stange aufsteigt, die oben in einem Ringe zwei kreuzförmig gestellte Gegenstände festhält. Alle diese Figuren, die ohne Beziehung zu einander in bunter Reihenfolge die Wände bedecken sind in einfachem Stile gehalten, sorgfältig und bestimmt gearbeitet und voll Naturwahrheit. Fig. 1. u. 2.

Die Bestimmung dieser Schale zum Opferdienste und deren Bezug auf irgend einen Fluß scheint aus den Darstellungen ersichtlich zu werden. In dem einen Vogel erkennt man einen Reiher; der auf dem Fackelbündel stehende kann mit etwas Phantasie für eine wilde Gans erklärt werden; unter den Fischen sind deutlich ersichtlich Aale und Karpfen; weniger

Digitized by Google

ſicher glaube ich einen Hecht und Wels zu erkennen — das alles wären Thiere, die am und im Mieresch vorkommen. Sollte die Schale alſo mit dem Culte des unbekannten Gottes Marisius in Verbindung geſtanden ſein, oder trank vielleicht der Augur Publius Aelius, der nach Nr. 523 der „Römiſchen Inſchriften" auch Vorſtand der Schifferzunft von Apulum war, ſeinen wackern Meiſtern daraus zu, wenn man fröhlich vom Ertrage des Flößholzhandels ſchmauſte?

Abgeſehen von einem kleinen Loche in der Seite iſt die Schale recht gut erhalten und faſt ganz bedeckt von einer dunkeln Patina*).

Außer den Münzen, die weiter unten im Zuſammenhang zu beſprechen ſein werden, fand ſich von Silber noch die 3/4 Zoll hohe ſitzende Figur eines nackten Amors, die wahrſcheinlich mittelſt der ſehr gut erhaltenen eiſernen Schraube auf einem in der Nähe gefundenen ſilbernen Deckel angeſchraubt geweſen war. Die Figur iſt ungemein anmuthig. Obgleich ſie mitten zwiſchen antiken Scherben lag, erklärten doch einige Beſchauer dieſelbe für modern und ſtützten ihre Anſicht hauptſächlich auf das Ausſehen der Schraube, die nicht im geringſten oxydirt war. Ich gebe kein entſcheidendes Urtheil über die Echtheit ab, doch ſcheinen mir viele Gründe dafür zu ſprechen. Dahin rechne ich den Fundort, die mattglänzende Patina, das häufige Vorkommen ſolcher Amoretten auf antiken Nadeln, Schmuck- und Toilettkäſtchen, die Aehnlichkeit des zweifelhaften Stückes mit ſolchen Figurchen und endlich die Form der Schraube, deren langgezogene nicht ganz ſcharfen Schraubenzüge merkwürdig mit den Abbildungen ähnlicher aus Pompeji übereinſtimmen[4]). Wie ungleichmäßig übrigens das Eiſen oxydirt, zeigen zwei miteinander auf Stenarum gefundene eiſerne Schlüſſel, von denen der eine in der Hand zerbröckelt, während der andere ſo gut erhalten iſt, daß man ihn jeden Augenblick benützen könnte. Beide Stücke befinden ſich in der Schäßburger Gymnaſialſammlung.

Von Broncesachen fanden ſich Ringe meiſt ſehr unförmlicher Geſtalt, verſchiedene aus Blechen geſchnittene Verzierungen, die wahrſchein-

---

*) Die Unvollkommenheit der Zeichnung, welche beigeheftet iſt, mag damit entſchuldigt werden, daß ich mit eigener Hand, in kürzeſter Zeit aufnehmen mußte, was ich unter günſtigeren Zeit- und Ortsverhältniſſen kundigerer Hand überlaſſen hätte. Die Schale befand ſich damals auf dem Bureau des ſtädtiſchen Magiſtrates woher ſie inzwiſchen in das ſiebenb. Muſeum nach Klauſenburg gekommen iſt. Die drei Votivſteine deren Inſchriften oben angeführt wurden, ſind Eigenthum des Baron Bruckenthal'ſchen Muſeums geworden.

4) c.f. J. Overbeck Pompeji in ſeinen Gebäuden ꝛc. p. 331.

lich zu Beschlägen auf Riemenzeug gedient haben mochten, mehrere Schildbuckel, Nägel mit hohlen, halbkugelförmigen Köpfen, Fibulen und Knäufe. Besonders interessant war ein Henkel von 3·5″ Länge, welcher den gestreckten, etwas zurückgebogenen Hals eines gerupften Huhnes darstellte, ferner ein 4 Zoll langes und 2″ breites Flügelfragment, offenbar das Bruchstück eines ganzen Vogels (Adlers), dann eine kleine roh gearbeitete, nackte weibliche Figur aus dem Kreise des priapischen Cultus in sehr obscöner Stellung. Interessant war es, daß dieselbe auf Brust, Rücken, Schenkeln ꝛc. mit ringförmigen Figuren tätovirt war. Endlich erwähne ich noch eine 4″ hohe, schöne Statuette der Venus, ähnlich der medicäischen, welcher beide Arme fehlten. Außerdem fielen mir noch auf, eine Nadel von seltsamer Form, die wahrscheinlich zum Schlagen von Löchern in dicke Stoffe diente, und ein sehr sorgfältig gearbeiteter Schlüssel. Auf dem Barte desselben standen senkrecht in drei Reihen zehn runde Stifte, die auf ein sehr complicirtes Schloß schließen lassen.

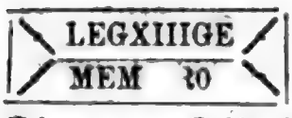
Auch die eisernen Fundstücke waren reichlich vertreten in Nägeln, Beschlägen, Klammern und Ringen. Die Oxydation war auffallend verschieden; neben ganz verwitterten fanden sich völlig gesunde Stücke.

Die reichste Ausbeute boten die Sachen aus Thon. Gefäßbruchstücke von allen Formen, darunter der Hals einer großen Amphora, wechselten mit Bade- und Wasserröhren. Besondere Aufmerksamkeit erregte eine schöne Form aus ungebranntem Lehm von 9 Zoll Durchmesser, in deren Innern viele Figuren, Jagdscenen darstellend, eingegraben waren. Ob sie zum Metallgusse oder zur Fabrikation von Thongefäßen diente, weiß ich nicht, doch möchte ich mich für das Erstere entscheiden.

Trefflich gebrannte Ziegeln fand man von allen Größen: Dachziegeln von 18″ Länge, Pflasterziegeln von 22 Zoll im Quadrat, Eckziegeln, zur Einfassung der Mosaikböden bestimmt, von 11″ Länge und Breite von diesen Riesen ihrer Art bis zu den winzigen Mosaikziegelchen alle Größen und viele Formen. Die guten Römer, welche sie brannten, haben nicht daran gedacht, daß dieselben nach 1700 Jahren in den Mauern eines Bahnhofs einer ganz andern Zeit dienen sollten; und wer weiß es, welche Hand sie einst, wenn der jetzt kühn aufstrebende Bahnhof vom Archäologen aus Schutt und Asche herausgegraben wird, zu Bauten, die uns Wesen einer weit zurückliegenden Periode unbegreiflich wären, verwenden wird?

Gestempelte Ziegeln fanden sich wenige, darunter folgende Inschriften:

Digitized by Google

8. 

Die untere Zeile ist leicht zu ergänzen: MEMMDRO. Dieser Name findet sich mehrmals auf Ziegeln der 13. Legion, welche in Karlsburg und Varhely gefunden wurden, und die Contraction von NAN bietet ein ebenfalls in Karlsburg gefundener Ziegelstempel, der noch nicht veröffentlicht ist. Er befindet sich im Bruckenthalischen Museum und lautet:

9. GIIIXGEL
NEMRVA
RED M

Die Buchstaben sind in verkehrter Folge in den Stempel eingesetzt worden, daher die Unordnung. Beispiele davon sind häufig, so in Nr. 922 und 513, 6 der „Röm. Inschr. v. A. und M." und Erdélyi muzeum-egylet évkönyvei III. 1 p. 7.

Schwieriger zu lesen, ist die folgende Ziegelinschrift, die ich der Güte des Herrn Scholz verdanke und für die Schäßburger Gymnasialsammlung mitgebracht habe.

10.

Das erste Wort der zweiten Zeile kann entweder Ulpius gelesen werden, oder es bezieht sich auf legio und muß dann Ulpia gelesen werden. Die Möglichkeit der letzteren Lesung will ich kurz untersuchen.

Die römischen Legionen erhielten häufig als Beinamen den Namen ihres Errichters, z. E. Legio VIII. Augusta von Octavianus errichtet[5]), oder sie führten einen von ihren Aushebungsbezirken genommenen Namen, z. E. leg. V. Macedonica. Dieser Beiname wurde gleich nach der Legionsnummer gesetzt und vor die sonstigen Prädicate, welche die Legion noch führte, z. E. Legio I. Macriana Liberatrix[6]), oder legio XVI. Flavia Firma[7]). Wenn also unsere Legion von Trajan den Beinamen Ulpia erhalten hätte, könnte dieser nicht nach Gemina stehen, sondern es müßte heißen Legio XIII. Ulpia Gemina, wie wir z. B. auf Münzen des Severus und Galienus[8]) lesen Leg. XXX. Ul-

---

[5]) Pauly Realencyclopaedie s. v legio.
[6]) Tac. Histor. II. 97.
[7]) c. f. Orelli-Henzen Nr. 4998.
[8]) Eckhel doctrina nummorum VII. p. 168. 403.

Digitized by Google

pia Victrix. Diese 30. Legion war von Trajan errichtet[9]) und führte also den Namen Ulpia mit vollem Recht. Aber um so unwahrscheinlicher wird es auch, daß Trajan, der seinen Namen neuerrichteten Truppenkörpern verlieh, wie der genannten Legion und der Cohors I. Ulpia Brittonum [10]), diesen zu gleicher Zeit auch ältern Truppen gegeben haben sollte.

Indessen kommt eben im zweiten Jahrhundert die Sitte auf, daß die Legionen den Namen des jeweiligen Kaisers führen. In diesem Falle wird der Name desselben den sonstigen Prädicaten nachgesetzt z. E. Leg. XIII. Gemina Antoniniana. Nun führt die 13. Legion nach den in Siebenbürgen gefundenen Steininschriften wohl die Beinamen Antoniniana, Severiana, Gordiana etc.[11]); aber nirgend findet sich Ulpia. Auf den Ziegelinschriften dagegen erscheint sehr oft die Abkürzung VLP oder VLPI, aber nur einmal liest man vollständig VLPIA auf einem Mauerziegelfragment, das bei Veezel gefunden wurde und auch von Henzen A. V. n. F. I. erwähnt wird.

Dieser Stempel vermag aber nicht den bisher gegen das Vorkommen des Namens aufgebauten Beweis umzustürzen; denn ein anderer noch nicht veröffentlichter, im Bruckenthalischen Museum befindlicher Stempel

11. LEGXIIIGE
VLAELIOF

zeigt ganz deutlich, daß jenes A gar nicht zu VLPI sondern zum nächsten Worte Aelius gehört. Daß dieser Aelius auch sonst noch vorkommt, beweist die unter Nr. 514 in den „Römischen Inschriften" enthaltene Ziegelinschrift:

LEGXIIIGEM
AELIVS.IVLIVS

Es steht demnach fest, daß die XIII. Legion den Beinamen Ulpia nicht geführt hat. Ebenso fest steht es, daß die Beinamen: Antoniniana, Severiana, Gordiana etc., die sich doch auf Steinen finden, auf den Ziegelstempeln von der XIII. Legion nicht geführt werden. So hindert uns nichts auch die bisher recipirte Lesung des oft vorkommenden AVREL = Aurelia fallen zu lassen und Aurelius zu lesen.

---

[9]) Cassius Dio 55, 24.

[10]) Arneth, Militärdiplom IX. p. 62. Jahrbuch für vaterländische Geschichte. Wien 1859. I. p. 252.

[11]) Römische Inschriften von Ackner und Müller 99, 297; 308, 344.

Digitized by Google

Es bezeichnen dann die in der zweiten Zeile der Legionsstempel der XIII. Legion in Siebenbürgen vorkommenden Namen nicht Prädicate dieser Truppe, sondern es sind durchweg Eigennamen. Solche Namen, welche oft im Dativ oder Ablativ gebraucht werden, finden sich in der Regel zwei auf jedem Stempel, die meistens wohl nicht zusammengehören. Drei Namen auf einem Stempel sind mir außer dem unter Nr. 11 oben angeführten Beispiel nicht bekannt. Doch würde ich auch hier statt VLpio AELIO Iulio die Lesung: VLpio AELIO F(acientibus) vorziehen.

Suchen wir nach diesem Grundsatz unsere Inschrift zu entziffern, so dürften wir wenigstens drei, vielleicht gar vier Namen erhalten, nämlich VLPIus, COmatus (?), PR . . . ., OR . . . . . Die beiden ersteren finden sich oft. Zur Ergänzung der andern Buchstaben bieten die bisher bekannt gewordenen Ziegelinschriften keinen Anhalt. Was die Stellung der auf Ziegelstempeln Verewigten betrifft, so stimme ich mit v. Sacken[12]) vollkommen überein, welcher in denselben Decurionen findet, die mit der Ueberwachung der Ziegelfabrikation betraut waren. Solcher Namen sind bis jetzt folgende bekannt geworden: Aelius, Albucius, Annaeus, Aquila, Aurelius, Bassus, Cajus, Comatus, Conon, Dejotarus, Dionisius, Flavius, Godes, Julius, Lucretius, Martinus, Menander. Mommo, Ronius, Saturninus, Ulpius. Xenios[13]). Festgestellt wird der bis jetzt unsichere Name Callistratus durch den Stempel.

12. LEGXIIIGE
AV·CALLISTRT

und einen (oder zwei?) neue Namen: Statius Sentianus nennen zwei mit dem vorigen im Bruckenthalischen Museum befindliche unedirte Stempel[14]):

13. LEGXIIIGE
ST SENTIA

14. LFGXIIIGW
STASENTIAN.

Ich will nicht weiter gehen ohne noch zwei andere Lesungen unserer fraglichen Inschrift (Nr. 10) angeführt zu haben. Zeile zwei könnte allenfalls gelesen werden: VLPIus COhortis PRimae ORdo. Dann stünde ordo im Sinne von Centurio[15]). In diesem Falle würde

---

[12]) Sitz. Ber der Academ. XI. 349.

[13]) Römische Inschriften v. Ackner und Müller 188, 259, 513, 514, 696, 816, 817, 872, 886, 922.

[14]) Nr. 12 und 13 aus Karlsburg Nr. 14 Várhely.

[15]) Caes. b. g. 6, 7. Labienus-tribunis militum ordinibusqua convocatis, — proponit.

Digitized by Google

aber für ordo entschieden primipilus gebraucht worden sein[16]). — Geht man auf die gewöhnliche Bedeutung der Abkürzungen CO und PR zurück, so müssen wir etwa lesen: VLPIus COhortium PRaetorianorum ORdinatus, wo das letzte Wort etwa capere ordinem bezeichnen sollte. Beide Lesungen sind unwahrscheinlich.

Zum Schlusse dieser Abschweifung führe ich noch einige unbekannte Inschriften von Lampen aus dem Bruckenthalischen Museum an. Alle sind bei Karlsburg gefunden. Die Namen bezeichnen wohl Firmen von Töpferwerkstätten:

15. LUCIVS. (Lucius). 16. C.DESSI. (Cajus Dessius). 17. A.TIMETI. (Aulus Timet(i)us).

Von den bei Gelegenheit des Eisenbahnbaues gefundenen zahlreichen Münzen kamen mir nur 26 Stück zu Gesicht. Darunter waren 11 Bronzemünzen I. und II. Größe und 15 Silberdenare. Die leserlichen Münzen rühren her aus der Zeit von 138—249 und vertheilen sich also:

von	Antoninus Pius (138—161) . . .	6 Stück
„	Commodus (180—192)	1 „
„	Crispina, dessen Gattin	1 „
„	Septimius Severus (193—211) . . .	1 „
„	Plautilla, dessen Gattin	1 „
„	Alexander Severus (222—235) . .	2 „
„	Julius Verus Maximinus (235—238) .	1 „
„	Philippus Arabs (244—249) . . .	1 „

Außer diesen Münzen fanden sich noch einige Rechensteine. Einen Intaglio in Achat, eine Seegeiß und darunter eine Meerspinne vorstellend, erstand ich von einem Soldaten, der ihn am Orte der Ausgrabungen im Schutte gefunden hatte.

Am 20. August verließ ich Karlsburg. In Neußmarkt sah ich zwei Sculpturen vor den Hausthüren an der Straße liegen. Die Eine, ein Grabstein, zeigte in oblongem Medaillon fünf Köpfe ohne Inschrift. Wenn der von Neigebauer Dacien u. s. w. p. 260 erwähnte Stein mit diesem identisch sein soll, so ist der Verfasser wieder einmal falsch berichtet gewesen. — Das andere Stück zeigte zwei ruhende Löwen zu den Seiten eines Würfels und zwischen beiden an der vorstehenden Würfelfläche einen weiblichen (?) Kopf. Dieser Stein ist auf

---

16) Orelli Henzen zu 6776: Inter Praetorianos primus ordo dicebatur, qui in legionibus primus pilus vocabatur.

Digitized by Google

der Weißkircher Wiesen[17]) in der Umgebung von Reußmarkt gefunden worden und hat möglicherweise zum Schmuck eines Mithräums gedient, bei welchen solche Darstellungen etwas Gewöhnliches sein sollen[18]).

In Stolzenburg übergab mir der dortige Schullehrer Herr Samuel Schoger zwei Münzen als Geschenk an das Schäßburger Gymnasium. Die eine davon wurde in Großscheuern bei einem Brunnenbau gefunden. Sie ist von eben so schönem Gepräge als schlechtem Silber. Der advers zeigt den Kopf Caracallas mit einem Lorbeerkranz und der Umschrift M. ANTONINUS PIVS AVG. BRIT, der revers einen Elephanten und die Umschr. P.M.TRPXV.COSIIII PP, (aus dem Jahre 212). Die andere wurde mit zwei „ähnlichen" beim Graben eines Mauergrundes in Stolzenburg gefunden. Es ist eine Münze der Familie Aurelia. Ihr advers zeigt den geflügelten Pallaskopf mit der Umschrift ROMA * MAVRELI, der revers eine Biga, darauf den nackten Mars, in der linken Schild und Lituus, in der rechten eine Lanze haltend. Die Inschrift lautet SCAVRI (scauria). Ganz unten ist zu lesen LLIC und CN. DOM. Die Münze ist also zu einer Zeit als Lucius Licinius und Cnejus Domitius (Ahenobarbus) zusammen eine hohe Magistratur bekleideten von dem triumvir monetalis Marcus Aurelius Scaurus geschlagen worden. Die beiden oben genannten Namen führten die Censoren des Jahres 92 vor Christo und die fragliche Münze stammt wahrscheinlich aus derselben Zeit, obgleich ihr Stil und Form der Schriftzeichen ein höheres Alter anweisen[19]). Interessant ist unser Stück dadurch, daß es eine Contrasignatur hat, das ist ein Zeichen womit Münzen, die schon einmal außer Verkehr gekommen waren, wenn man nicht Zeit oder Material hatte neue zu prägen, wieder in Cours gesetzt wurden.

In Stolzenburg machte mich noch der Herr Pfarrer Malmer aufmerksam auf eine nahe Bergspitze, welche im Munde des Volkes „alte Burg" heiße und Gegenstand vieler Sagen sei. An einem schönen Morgen machte ich mich mit zwei Freunden aus Hermannstadt auf den Weg jenen Ort zu suchen. Wir fanden ihn nach langem Umherirren in schönen Eichenwäldern da, wo der von Stolzenburg aus SW. nach

---

17) Transsilvania 1838, II. p. 257.

18) Mittheilungen der Centralkommission zur Erforschung ꝛc. Jahrg 1867. Sitzungsber. der kais. Akademie der Wissens. XI. 346.

19) Gegen diese Ansicht Eckhels D. N. V. p. 196 nimmt Mommsen Corpus inscriptionum latinarum I. p. 135 Nr 401 entschieden das Jahr 92 vor Christo als Entstehungszeit an.

Digitized by Google

Osten in einem mäßigen Bogen von zwei Stunden Länge hinstreichende Höhenzug steil in ein enges halbkreisförmiges Thal abfällt. Auf der äußersten östlichen Kuppe dieses Höhenzuges erhebt sich ein Kegel etwa 50' über den Rücken des Berges, der wohl hundert Schritte im Umfang hat. Es leben gar merkwürdige Sagen von ihm, der alten Burg, im Munde des Volkes; doch reizt dessen praktischen Sinn weniger die Poesie derselben, als der reelle Werth, den die „versunkene goldene Brunnenkette" und die vergrabenen Schätze versprechen. Diese Seite solcher Sagen hat manchen archäologischen Dilettanten zu Forschungen veranlaßt, die dem Manne vom Fach die interessantesten Entdeckungen unmöglich machte. Ich aber danke es jenem Dilettantismus, der nach Schätzen grub, daß an zahlreichen Punkten auf der Spitze und an seinem Umfange der Hügel von Löchern zerrissen war, die mir Einblicke in sein Inneres gestatteten.

Die obere Schichte des Hügels besteht aus einer Lage Dammerde, welche auf der Spitze und auf dem Nordabhang eine Stärke von 3' hat, sonst aber dicker sein mag. Unter dieser liegt eine Schotterschichte von etwa 9 Fuß und diese sitzt auf Sandstein auf, welcher den Hauptbestandtheil des ganzen Berges zu bilden scheint. Der Kegel ist von Menschenhand so gemacht worden, daß man der natürlichen Bildung des Berges durch Abgraben und Aufschütten zu Hülfe kam.

Verrieth schon die Form des Hügels die schaffende Menschenhand, so zeigte sein Inneres unverkennbare Spuren, daß hier ein Geschlecht gehaust habe, das über die ersten Anfänge der Entwicklung kaum hinübergekommen sein mochte.

Die Spuren, die es hinterlassen hatte, bestanden in Aschen und Kohlenresten und in einer Menge Gefäßbruchstücke, die ohne Drehscheibe geformt und sehr oft mit eingeritzten Linien verziert waren. Einige Scherben gehörten kleinern Gefäßen mit umgebogenem Rande an, andere ließen auf große Urnen schließen. Die Masse, aus welcher sie bestanden, war bald rother bald grauer Lehm, immer aber sehr schlecht gebrannt.

Die ganze Gestalt des Hügels, welche mit den von Weinhold[20]) beschriebenen übereinstimmt, die Aschen- und Kohlenlagen vorzüglich aber gebrannte Lehmstücke, in denen sich noch die Eindrücke von Reißholz zeigten, womit in der Regel die Brandstätten der Todten eingehegt

---

20) Sitzungsberichte der k. k. Akademie der Wissenschaften, histor.-phil. Classe XXIX. p. 170 ff.

Digitized by Google

wurden[21]), deuteten darauf hin, daß wir auf einem Grabhügel ſtanden. Derartige Hügel finden ſich in Deutſchland ſehr häufig, möglich daß alſo unſer Hügel auch einem deutſchen Volke angehörte. Aber auch in andern Gegenden namentlich in Aſien finden ſie ſich oft, ſo daß über den Urſprung des unzweifelhaften Grabes ſchwerlich ein ſicheres Urtheil wird gefällt werden können, bis eine nähere Unterſuchung beſtimmtere Anhaltspunkte in dem Berg entdeckt haben wird. Dieſelbe müßte vorzüglich feſtzuſtellen ſuchen, wie die Leiche im Hügel beigeſetzt war, ob über oder unter dem natürlichen Boden, ob ſie auf der Brandſtätte einfach bedeckt oder in einer Aſchenkiſte oder Urne beſtattet war. Ich glaube der Hermannſtädter Zweigverein wird ſich dieſes Grabhügels, der ihm ſo nahe liegt, gewiß annehmen.

Welchem Volke derſelbe immer angehörte, es hat eine poetiſche Ader gehabt; denn in der ganzen Umgegend läßt ſich kein ſchönerer Punkt finden, der weiter die prächtige Gegend beherrſche, und iſt es nicht ein ſchöner Gedanke, dem Häuptling einen Hügel aufzuſchütten, den ſeine Unterthanen immer im Auge haben, der ihnen weit und breit zum Richtpunkt dient!

Wir Epigonen aber ſtanden auf der Spitze des Kegels und ließen unſere nimmerſatten Blicke immer wieder an dem ſchönen Kamme des Fogaraſcher und Cibingebirges hingleiten oder verſenkten ſie in die Nacht des dichten Eichenwaldes, der unſrem Rückwege kühlen Schatten verhieß.

* * *

Da ſich der Druck dieſes Aufſatzes über Jahresfriſt verzögerte, ſo ließ ich mir im Herbſt 1869 das Manuſcript zurückſtellen, und trage nun die inzwiſchen gemachten Aufzeichnungen, getreu meinem Vorſatze, eine Chronik der bekanntgewordenen Funde antiker Gegenſtände zu liefern, nach.

Schäßburg. Am 21. und den folgenden Oktobertagen 1868 ließ ich auf dem Burgſtadel hier im Auftrage des Vereins für ſiebenb. Landeskunde weitere Nachgrabungen anſtellen. Die Situation des alten Stenarum, das nach Müller's „Archäologiſchen Skizzen"[22]) hier zu ſuchen iſt, hat der Verfaſſer des genannten Aufſatzes S. 390 beſchrieben.

---

21) Vergl die Mährchen vom Dornröschen und der Prinzeſſin in der Flammenburg.

22) Archiv des Vereins N. F. II.

Digitized by Google

derselbe hat über die am 22. und 23. Juli 1867 vorgenommenen Grabungen in der Sitzung des Vereins für siebenb. Landeskunde vom 1. August 1867 berichtet, welche Abhandlung in dem 1867er Jahrgang der „Hermannstädter Zeitung" abgedruckt ist.

Ich hatte mir zur nächsten Aufgabe gemacht nachzuforschen, ob an dem Abhange des von SW. nach NO. vorspringenden Höhenzuges, welcher sich zu dem eigentlichen Standort des Lagers, einem steil in das Kokel- und Seifenbachthal abfallenden Plateau herabsenkt, Spuren von Gräbern zu finden seien. Zu diesem Ende ließ ich in verschiedener Höhe am Bergabhang hin mehrere von einander 20—100 Schritt weit abstehende 3' tiefe Löcher und Gräben ausheben, ohne etwas anderes zu finden als lehmhaltige Dammerde. Das Resultat war also rein negativ. Die Gräber der betreffenden Ansiedlung dürften sich vielleicht im NO., wo sich das durch wenige Scherbenfunde charakterisirte Plateau um einige Fuß tiefer stellt als der westliche Theil, befunden haben. Eine allerdings nur oberflächliche Untersuchung, bei welcher einige Scherbenstücke aufgedeckt wurden, ergab in dieser Beziehung keinen Aufschluß, dagegen spricht für die oben geäußerte Ansicht der Umstand, daß vor einigen Jahren von Groß-Alischer Fischern in der Kokel ein römischer Grabstein gefunden wurde, welcher nur vom nordöstlichen Plateaurand in den Fluß herabgefallen sein kann. Die Inschrift desselben ist veröffentlicht in den „Röm. Inschr. ꝛc." Nr. 812.

Mehr Zeit verwendete ich auf die Durchforschung des eigentlichen Lagerplatzes nach Maurerresten. Zu dem Ende ließ ich mehrere Gräben ziehen.

1. Graben. Von dem 1867 aufgedeckten Hause aus in der Richtung von Süden nach Norden. 64' lang. 3—4' tief. Am nördlichen Ende verwitterte Ziegel- und Mörtelstücke, wie sich solche innerhalb der römischen Häuser bei Karlsburg finden und von dem verwitterten, eingestürzten Dachwerk herzurühren scheinen. Mauern fehlten ganz. Eiserne Ringe und Nägel von verschiedensten Formen Bruchstück eines Säulenschaftes. Sandsteinquader 2' 6" lang, 2' breit, 1' 5" dick.

2. Graben. Von O. nach W. 87' lang an die westliche Wand des vorigen anschließend. 4' tief. Die Schichtung des Bodens hier wie in allen übrigen bestehend aus 3—6" Dammerde, 1'—1' 3" Schotter. Dann beginnt die 1' 6"—2' hohe Fundschichte. Eiserne Nägel und Klammern.

3. Graben. Parallel mit Graben 1. 52' lang, 4' tief. Eiserne Nägel, Bruchstück eines muschelförmigen Ornamentes aus Thon. Mörtelstücke.

Digitized by Google

4. Graben. Von der nordöstl. Ecke des mehrerwähnten Hauses nach Norden. 75' lang, 3' tief. Scherben und Ziegelstücke. Bruchstück einer steinernen Schüssel mit 1" starken und 5" hohen Wänden.

5. Graben. Parallel mit der südwestlichen Seite des Hauses und 17 Schritt abstehend. 24' lang, 3' tief. Bruchstück einer steinernen Handmühle.

Graben 1, 2, 3 führten aus mehrmals auf das 1' 6" unter der Oberfläche hinlaufende Pflaster aus massiven unbehauenen Feldsteinen. Gefäßscherben von der gröbsten Masse und rohesten Form bis zur feinsten terra sigilata mit Verzierungen fanden sich überall reichlich.

Enttäuscht durch das unbedeutende Resultat dieser Arbeiten ließ ich aus dem größeren Zimmer des Müllerischen Hauses den Wänden folgend die Erde ausheben. In der Mitte der südöstlichen Mauer fand sich sehr viel Asche. In der nordöstlichen Ecke fanden wir eine über 2' dicke poröse Schichte, gebrannter Lehmerde, aus welcher leicht regelmäßige Stücke von 5" Dicke herausbrachen. Es scheint dieses eine Feuerstelle gewesen zu sein, welche nicht aus gebrannten Ziegeln, sondern aus getrockneten Lehmstücken zusammengesetzt war, die später vom Feuer gebrannt wurden.

Nägel, Beschlagstücke und ein einem Anhängschloß sehr ähnliches stark oxydirtes Eisen, waren die dürftigen Fundstücke. An der äußern Seite der südwestlichen Ecke des Hauses fand sich ein starkverwitterter Steinhammer.

Es dürfte hier am Orte sein die seit Abfassung der Müller'schen Skizzen, daß ist seit August 1856 bekanntgewordenen Münzen, welche sich auf dem „Burgstadel" oder seiner nahen Umgebung gefunden haben zu veröffentlichen. Ich erwähne nur die, deren Fundort ganz sicher bezeugt ist. Außer den anzuführenden besitzt die hiesige Gymnasialsammlung viele von Schäßburger Bürgern geschenkte, die wahrscheinlich auch auf dem Burgstadel gefunden worden sind, aber ohne daß sich der Fundort constatiren lasse. Da diese Münzen im Katalog unsrer Sammlung genau beschrieben sind, beschränke ich mich auf Angabe der Kaiser, welche sie prägen ließen:

(1.	Familienmünze L. Piso Frugi) . .	1	Stück
2.	Vespasianus	1	„
3.	Nerva	1	„
4.	Hadrian	2	„
5.	Sabina, dessen Gattin	1	„
6.	Antoninus Pius	2	„
7.	Faustina, dessen Gattin . . .	3	„

Digitized by Google

8.	Markus Aurelius	1 Stück
9.	Lucius Verus	1 „
10.	Commodus	1 „
11.	Caracalla	2 „
12.	Gordianus	1 „
	Unlesbar	3 „
		20 Stück.

Die späteste durch diese Münzen fixirte Jahreszahl ist 237 nach Christo. —

Umgebung von Szasz-Regen. Am 27. Oktober 1868 stellte mir die Direktion des Schäßburger Gymnasiums 300 Stück Silberdenare zu mit dem Ersuchen dieselben zu bestimmen und allenfalls zu bezeichnen, was für unsere Sammlung daraus angeschafft werden solle. Ueber Finder und Fundort dieser Münzen habe ich Folgendes erfahren:

Um die Mitte des Oktobers 1868 kam ein romänischer Bauer, welcher angab, aus Sargo (wohl Sárpatak) bei Saromberke (auf der Straße von M.-Vásárhely nach Szasz-Regen) zu sein, nach Bistritz zum Goldarbeiter Carl Brestowski. Er bot demselben 300 Stück Münzen zum Verkaufe an, welcher dieselben auch erstand. Der Verkäufer gab an, diese Münzen „und noch einmal so viel" bei dem Graben eines Brunnens auf einem Wiesengrunde gefunden zu haben. Dieselben befanden sich in einem irdenen Topfe, welcher beim Graben ganz zertrümmert wurde.

Soviel Herrn Brestowski bekannt wurde, hat derselbe Bauer die eine Hälfte des Fundes „vielleicht auch mehr", worunter sich auch größere Silbermünzen befunden haben sollen, stückweise theils in Szász-Regen, theils in Vásárhely an verschiedene Personen verkauft.

Näheres hierüber soll nach dem Berichte Herrn Brestowskis von dem Gutsbesitzer Herrn Matskássy bei Szász-Regen, auf dessen Grund die Münzen gefunden worden sein sollen, zu erfragen sein.

Der ganze Fund bestand aus folgenden Stücken:

ANT. AVG. III. vir r. p. c. revers nicht lesbar.

TIBERIUS CLAUDIUS NERO DRUSUS CAESAR, geboren 1. Jan. 37 nach Christo, regierte v. 10. Oct. 54 bis Juni 68.

Jahr		advers	revers
65	Nero	caesar augustus (cap. l.)	salus. Sitzende weibliche Figur.
„	. . . . .	caesar augustus (cap. l.)	iuppiter (sic) custos. Jupiter r. Szepter, l. Blitz.

Digitized by Google

AULUS VITELLIUS,

geboren 15 nach Chriſto, zum Kaiſer ausgerufen 1. Jan. 69, ermordet am 20. Dezember 69.

Jahr	advers.	revers.
69	A. Vitellius germ. imp. aug. tr. p. (cap. l.)	p o n t. maxim. Sitzende Frau, r. Schale, l Lanze.
„	e b e n ſ o	XV. vir sacr(is) fac(iundis) Dreifuß, darüber Delphin, zwiſchen den Füßen ein Rabe.

FLAVIUS VESPASIANUS,

geboren im November 9 n. Chriſto. Conſul 51. Regiert vom 1. Juli 69 bis 25. Juni 79.

70	imp. caesar Vespasianus (cap. l.)	cos. iter(um) tr. pot. Sitzende Figur, l. Kaduceus, r. ein Reis. 5 Exemplare.
„	e b e n ſ o	cos. iter. fort(unae) redu(ci). Fortuna, l. Füllhorn, r. Steuerruder.
71.	imp. caesar Vespasianus aug. (cap. l.)	cos. III. tr. pot. Sitzende Figur. l. Kaduceus, r. ?
„	e b e n ſ o	cos. III. p. p.
„	e b e n ſ o	judaea. Ein trauerndes Weib ſitzt neben einem Tropäon. 2 Exempl.
72.	imp. caes. Vesp. aug. p.m. cos. III. (cap. l.)	augur tri pot. Pontificalinſtrumente. 2 Stück.
?	imp. caes. Vesp. aug. p. m.	e b e n ſ o.
72.	imp. caes. Vesp. aug. p. m. cos. III. (cap. l.)	victoria augusti. Viktoria richtet ein Tropäon auf.
72—74.	imp. caes. Vesp. aug. cens(or) (cap. l.)	pontifex maximus. Jupiter ſitzend. 3 Stück.
73—74.	imp. caes. Vesp. aug. p. m. cos. IIII. cap. l.)	conco(rdia) augusti. Sitzende Figur.
74.	imp. caes. Vespasianus aug. (cap. l.)	pont. max. tr. p. cos. V. Jupiter.
75.	e b e n ſ o.	cos. VI. Adler mit einem Blitz in den Fängen auf einem Schiffshintertheil. 3 Stück.
„	e b e n ſ o	pont. max. tr. p. cos. VI. Figur auf einem Throne ſitzend; r. Zweig. 3 Stück.

Jahr	advers.	revers.
76.	imp. caes. Vespasianus aug. p. m. (cap. l.)	tr. p. VIII. imp. XVII. cos. VII. Seegeiß über einer Kugel.
77.	imp. caesar Vespasianus (c. l.)	cos. VIII. Krieger; l. Tropäon, r. Lanze.
„	ebenso	cos. VIII. Zwei Stiere im Joch.
„	ebenso	undeutlich.
78.	imp. caesar Vespasianus aug. (cap. l.)	tr. pot. cos. VIIII. Columna rostrata; darauf ein Standbild mit Strahlenhaupt; r. Lanze, l. Dolch(?)
79.	divus augustus Vespasianus (cap. l.)	Zwei Seegeißen von einander abgewendet. Dazwischen unten Kugel, oben Ring.
?	imp. caesar Vespasianus aug. (cap. l.)	pon. max. tr. p. cos. . . . Kaduceus. 2 Exempl.
?	imp. caesar Vesp. aug. (c. l.)	pontif. maxim. Kaduceus.
?	imp. caesar Vespasianus aug. (cap. l.)	Umschrift unleserlich. Sitzende Figur.

TITUS FLAVIUS VESPASIANUS,

geboren 29. Dezember 41 nach Christo. Folgt seinem Vater in der Regierung am 23. Juni 79 und stirbt 13. September 81.

79.	imp. Titus caes. Vespasian. aug. p. m. (cap. l.)	tr. p. VIII. imp. XIIII. cos. VII. Fortuna sitzend; l. Füllhorn, r. Aehren.
80.	imp. Titus caes. Vespasia. aug. p. m. (cap. l.)	tr. p. IX. imp. XV. cos. VIII. p. p. Auf verschränkten Füßen eine Platte, darauf ein Kranz.
„	ebenso	Umschrift ebenso. Delfin und Anker.
vor 71.	T. caesar Vespasianus aug. (cap. l.)	annona aug. Sitzende Frau [23].
„ 72/3.	T. caesar. imp. Vesp. cens.	pontif. tri. po. Sitzende Frau, r. Scepter, l. Reis[24].

DOMITIANUS.

Geboren 23. Oktober 51. Regierte vom 13. Sept. 81 bis 18. Sept. 96.

75.	caesar aug(usti) f(ilius) Domitianus (cap. l.)	cos. IIII. Ein Reiter.

---

[23]) c. f. Eckhel doctrina numorum VI. 361.

[24]) Ebenda VI. 360.

Digitized by Google

Jahr	advers	revers
76.	caes. aug. f. Domitianus (cap. l.)	cos. V. Wölfin Zwillinge ſäugend. Darunter Lampe.
77.	caes. aug. f. Domitianus cos. VI.	princeps juventutis. Zwei rechte Hände verbunden halten einen Legionsadler, welcher an einem Schiffshintertheil ſteht.
80.	caesar divi f. Domitianus cos. VII. (cap. l.)	princeps juventutis. Auf einem Lectiſternium ein Helm.
„	ebenſo	Umſchrift ebenſo. Altar mit Flamme.
82.	imp. caes. Domitianus aug. p. m. (cap. laur.)	tr. pot. cos. VIII. p. p. Pallas Promachos.
88.	imp. caes. Domiti. aug. germ. p. m. tr. p. VIII.	lud(os) saec(ulares) fec(it) cos. XIIII. Cippus mit der obigen Inſchrift.
92.	imp. caes. Domiti. aug. germ p. m. tr. p. XII. (cap. l).	imp. XXII. cos. XVI. cens. p(erpetuus) p. p. Pallas, l. Lanze, r. Blitz, zu Füßen Schild.
„	ebenſo	Umſchrift ebenſo. Pallas Promachos.
95.	imp. caes. Domit. aug. germ. p. m. tr. p. XIIII.	imp XXII. cos. XVII. cens. p. p. p. Pallas mit Lanze und Schild.

M. COCCEJUS NERVA.

Geboren 32. nach Chriſto. Conſul 71 u. 90. Regierte vom 18. Sept. 96 bis Januar 98.

97.	imp. Nerva caes. aug. p. m. tr. p. cos. III. p. p. (cap. l.)	fortuna augusti. Fortuna, l. Füllhorn, r. Steuerruder.
„	imp. Nerva caes. aug. p. m. tr. p. II. cos III. p. p (cap. l.)	concordia exercituum. Zwei verſchlungene rechte Hände.
98.	imp. Nerva caes. aug. germ. p. m. tr. p. II.	imp. II. cos. IIII p. p. Typus wie oben.

M. ULPIUS TRAJANUS.

Geboren 18. Sept. 53. Conſul 91. Adoptirt von Nerva 97. Regierte von Januar 98 bis 11. Auguſt 117.

99.	imp. caes. Nerva Trajan. aug. germ. (cap. l.)	pont. max. t. pot. cos. II. Fortuna, l. Füllhorn, r. Schale.
100.	ebenſo	. . . cos. III. Sitzende Figur.
101.	ebenſo	p. m. tr. p. cos. IIII. p. p. Krieger in Marſchrüſtung.
104.	imp. Nerva Trajanus aug. germ. dacicus (cap. l.)	p. m. tr. p. cos. V. Zu Füßen eines Tropäons der trauernde Genius Daciens.
„	ebenſo	Umſchrift ebenſo. Herkules.

Digitized by Google

Jahr	advers	revers
105.	imp. Trajano aug. ger. dac. p. m. tr. p. (cap. l.)	dac(ia) cap(ta) cos. V p. p. S. P. Q. R. optimo princ(ipi). Genius Daciens trauernd auf einem Waffenhaufen.
„	imp. Trajano aug. ger. dac. p. m. tr. p. cos. V. p. p. (cap. l.)	S. P. Q. R. optimo principi. Krieger in voller Rüſtung, l. auf den Schild geſtützt, r. Lanze.
„	imp. Trajano aug. ger. dac. p. m. tr. p. (cap. l.)	cos. V. p. p. S. P. Q. R. Stehende weibl. Figur, r. Zweig, l. Rohr. Zu Füßen ein Strauß.
zwiſchen 105. bis 111.	imp. Trajano aug. ger. dac. p. m. tr. p (cap. l.)	cos. V. p. p. S. P. Q. R. optimo principi. Verſchiedene Typen auf 7 Exemplaren[25]).
112.	imp. Trajano aug. ger. dac. p m. tr. p. cos. VI. p. p. (cap. l.)	S. P. Q. R. optimo principi. Trajansſäule.
„	e b e n ſ o	via Trajani. Sitzende weibl. Figur mit einem Rad.
114.	imp. caes. Ner. Trajano optimo aug. ger. dac. (c. l.)	p. m. tr. p. cos. VI. p. p. S. P. Q. R. Verſchiedene Typen auf 3 Exemplaren.
115	e b e n ſ o	fort. red. p. m. tr. p. cos. VI. S. P. Q. R. Fortuna ſitzend, r. Steuerruder.
116.	imp. caes. Ner. Trajano optim. aug. germ. dac. (cap l.)	parthico p. m. tr. p. cos. VI. p. p. S. P. Q. R. Fortuna, l. Füllhorn, r. Kaduceus.
„	e b e n ſ o.	Umſchrift ebenſo. Stehender Krieger.
„	imp. caes Ner. Trajan. optim. aug. ger. da. parthico (cap. l.)	p. m. tr. p. cos. VI. p. p. S. P. Q. R. provid(entia). Kugel zu Füſſen einer ſtehenden Frau. 2 Expl.
„	ſtark beſchädigt.	vot(a) s(uscepta)[26]).
vor 103.	AYT(οκράτωρ) KAIC(αρ) NЄP(ουα) TPAIAN(ος) CЄB(αστος) ΓЄPM(ανικος)	ΔHM(αρχικης) ЄΞ(ουσιας) ΤΠΑΤος. B. Auf zwei Leiern ſteht eine Eule. Autonommünze aus Lycien.

25) Eckhel a. O. VI. 426.

26) c. f. Eckhel a. O. VI. 439.

Digitized by Google

P. AELIUS HADRIANUS,

geboren zu Rom 24. Januar 76. Consul 109. Adoptirt von Trajan 11. August 117. Regierte vom 13. August 117 bis 10. Juli 138.

Jahr	advers	revers	
117.	imp. caes. Trajan. Hadriano aug. divi Tra (cap. l.)	parth. f. divi Ner. nep. p. m. tr. p. cos. fort(unae) red(uci). Entsprechender Typus.	
„	ebenso	parth. f. divi Ner. nep. p. m. tr. p. cos. fort. red. concord(ia) Entsprechender Typus.	
118.	imp. caesar Trajan Hadrianus aug. (cap. l.)	p. m. tr. p. cos. II. fort. red. Entsprechender Typus.	
„	ebenso	p. m. tr. p. cos. II. fort red. pietas. Entsprechender Typus.	
von 119—128	Hadrianus augustus (cap. l.)	cos. III. verschiedene Typen auf 9 Exemplaren.	
„	ebenso	cos. III. indulgentia augusti. — Sitzende Figur.	
„	imp. caes. Trajan Hadrianus aug. (cap. l.)	p. m. tr. p. cos. III. Verschiedene Typen auf 4 Exemplaren.	
„	ebenso	p. m. tr. p. cos. III. salus aug.	
„	ebenso	p. m. tr. p. cos. III. fort. red.	
zwischen 128—138.	Hadrianus aug. cos. III. p. p. (cap. nudum)	salus aug — felicitas aug — moneta aug — fides publica — annona aug — Romae æternae — Tellus stabil(itata). Entsprechende Typen auf 8 Exempl.	
„	ebenso (cap. laur.)	salus aug. — vota publica — victoria aug — aequitas aug. — tellus stabil. Entsprechende Typen auf 5 Exempl.	
„	Hadrianus augustus p. p. (cap. l.)	cos. III. Halbmond und Sterne.	
„	ebenso	cos. III. Victoria.	
„	Hadrianus aug. cos. III. p. p (c. n.)	Africa. Genius Afrikas	sogenannte numi geographici
120.	Hadrianus aug. cos III	restitutori Galliae	
124.	ebenso	Asia	
130.	Hadrianus aug. cos III p. p.	Aegyptus	

Digitized by Google

SABINA,

Enkeltochter der Schweſter Trajans, vermählt mit Hadrian, ſtarb 136.

Jahr	advers	revers
vor 136	Sabina augusta	concordia aug. Eintracht.
„	ebenſo	veneri genetrici. Standbild der Venus. 2 Exempl.
zwiſchen 128 u. 136.	Sabina augusta Hadriani aug. p. p.	Vesta Entſprechender Typus.
„	ebenſo	concordia. Entſprechender Typus.

L. AELIUS CAESAR,

von Hadrian adoptirt 136. Geſtorben 1. Januar 138.

137.	L. AeliusCaesar (cap. nud.)	tr. pot. cos II. Weibliche Figur, l. Stab, r. Schale.
„	ebenſo	tr. pot. cos II. concordia.

T. (Aurelius Fulvus Bojonius Arrius) AELIUS HADRIANUS ANTONINUS PIUS,

geboren 19. September 86. Conſul 120. Adoptirt 27. Februar 138. Regierte vom 10. Juli 138 bis 7. März 161.

138.	imp. T. Ael. caes. Antoninus (cap. nud.)	tr. pot. cos. Weib (?) zu einem Altar hinzuſchreitend.
„	imp. T. Ael. caes. Hadri. Antoninus (c. nud.)	aug. pius p. m. tr. p. cos des(ignatus) II. Fortuna, l. Füllhorn, r. Wage.
139.	Antoninus aug. pius p. p. (cap. nud.)	tr. pot. cos II. Gefäß mit Aehren.
„	imp. T. Ael. caes. Hadr. Antoninus (cap. nud.)	aug. pius tr. p. cos II. Schreitende Victoria.
Zwiſchen 140 u. 144.	Antoninus aug. pius p. p. tr. p. cos III. (c. l.)	aequitas aug. Entſprechender Typus. 3 Exempl.
„	Antoninus aug. pius p. p. cos III. (cap. l.)	Männliche Figur ohne Umſchrift.
„	ebenſo	Victoria mit der Umſchrift imperatoris. — virtus aug. — clementia aug. mit entſprechenden Typen. 3 Exempl.
145.	Antoninus aug. pius p. p. (cap. l.)	cos IIII. Auf einem Lectiſternium Sitz. 3 Exempl.
„	ebenſo	cos IIII. Weibl. Fig. in der l. Ring.
„	ebenſo	cos IIII. Weibl. Figur in der l. Wage.

Digitized by Google

Jahr	advers	revers
146.	Antoninus aug. pius p. p. imp. II. (cap. l.)	tr pot IX. cos III. Verſchiedne Typen auf 3 Exemplaren.
148.	Antoninus aug. pius p. p. tr. p. XI. (cap. l.)	cos IIII. Verſchiedne Typen. 4 Exemplaren.
149.	Antoninus aug. pius tr. p. XII. (cap. l.)	cos IIII. Unter 7 Stück 4 gleiche Typen.
151.	Anton aug. pius p. p. tr. p. XIIII (c. l.)	cos IIII. Weibliche Figur.
„	imp. caes. T. Ael. Hadr. Antoninus aug. pius p. p. (cap. l.)	tr. pot. XIIII cos IIII. Weibliche Figur. Darunter tranq(uilitas).
152.	Antoninus aug. pius p. p. tr. p. XV. (cap. l.)	cos IIII. Unklarer Typus.
„	imp. caes. T. Ael. Hadr. Antoninus aug. pius p. p. (cap. l.)	tr pot. XV. cos IIII. pax. Genius des Friedens.
153.	Antoninus aug. pius p. p. tr. p. XVI. (cap. l)	cos IIII.
154.	Antoninus aug. pius p. p. tr. p. XVII. (cap. l.)	ebenſo. Verſchiedne Typen auf drei Exemplaren.
155.	Antoninus aug. pius p. p. tr. p. XVIII. (cap. l.)	ebenſo. Verſchiedne Typen auf 4 Exemplaren.
156.	Antoninus aug. pius p. p. imp. II. (cap. l.)	tr. pot. XIX. cos. IIII. Fortuna, l. Füllhorn, r. Ruder.
157.	ebenſo	tr. pot XX. cos IIII. Verſchiedne Typen auf 4 Exemplaren.
158.	Antoninus aug. pius p. p. imp. II. (cap. l.)	tr pot XXI. cos III. Verſchiedne Typen auf 3 Exemplaren.
159.	Antoninus aug. pius p. p. tr. p. XXII. (cap. l.)	vota suscepta Dec(ennalia) III. cos IIII. 3 Exemplare.
„	ebenſo	Tempel mit 8 Säulen. Dazwiſchen in der Mitte eine Figur. templum div. aug. rest(itutum) cos IIII.
„	Antoninus aug. pius p. p.	ebenſo; aber innerhalb der Säulen 2 Figuren.
160.	Antoninus aug. pius p. p. tr. p. XXIII.	salus aug cos IIII Entſprechende Typen.

Digitized by Google

Jahr	advers	revers
160.	Antoninus aug. pius p. p. tr. p. XXIII.	fortuna aug. cos IIII. Entſprechende Typen. 2 Exempl.
161.	divus Antoninus	consecratio. Dreimal mit dem Scheiterhaufen, Zweimal mit Adler.
?	nicht lesbar 4 Stück, davon 2 zuſammengeſchmolzen.	

FAUSTINA (senior),

vermählt mit Antoninus Pius, als derſelbe noch Privatmann war. Sie erhielt den Titel „Augusta“ 138 und ſtarb ſchon 141.

138—141.	Faustina augusta	salus. Weibl. Figur eine Schlange fütternd.
„	ebenſo	junoni reginae 2 Exempl.
„	ebenſo	juno 2 Exempl. mit dem Bilde der Göttin.
nach 141.	diva Faustina	ceres — augusta — aeternitas — consecratio. 20 Stück immer mit den entſprechenden Typen.
„	diva aug. Faustina	pietas aug. Prieſterin opfernd.
„	ebenſo. Kopf mit Schleier.	aeternitas. Entſprechender Typus.

MARCUS AELIUS (Annius Verus) AURELIUS ANTONINUS.

Geboren Ende April 121. Von Antonin. Pius adoptirt 138. Regierte von 161 an und ſtarb 17. März 180 in Wien.

140.	Aurelius caesar aug. pii f. cos (cap. nud.)	pietas aug. Pontifikalinſtrumente 2 Exempl.
141.	Aurelius caesar aug. pii f. (cap. nud.)	cos des II. Ein Mann in der Toga, r. Zweig, l. Füllhorn.
149.	Aurelius caesar Antonini aug. pii fil. (cap. nud.)	tr. pot III cos II clem(entia) Entſprechender Typus.
„	Aurelius caesar aug. pii f. (cap. nud.)	Umſchrift ebenſo. Pallas (?)
152.	Aurelius caesar Antonini aug. pii fil (c. n.)	tr pot VI cos II clem. Entſprechender Typus. 2 Exempl.
153.	Aurelius caesar aug. pii fil. (cap. nud.)	tr pot VII cos II. Krieger mit Legionsadler.
154.	ebenſo	tr pot VIII. cos II. Bild der Virtus.
155.	ebenſo	tr. pot. VIIII. ebenſo.
156.	Aurelius caes. Anton aug. pii f. (cap. n.)	tr pot X. cos II Krieger.

Digitized by Google

Jahr	advers	revers
157.	Aurelius caes Anton aug. pii f. (cap. n.)	tr pot XI cos II. Krieger drei Exempl.
158.	ebenſo	tr pot XII. cos II, ebenſo.
159.	ebenſo	tr.pot.XIII.cos II.Mann in der Toga.
160.	Aurelius caes. aug.pii f.(c.n.)	tr. pot XIIII cos II. Virtus.
161.	imp. M. Aurel Antoninus aug. (cap. l.)	prov. deor. tr. p. XV. cos III Entſprechender Typus.
162.	M. Antoninus aug. (c. n.)	prov. deor. tr p. XVI. cos III concord. aug. entſpr.Typ. 3 Expl.
„	imp. M. Aureli Antoninus aug. (cap. l.)	concordia aug tr p. XVI cos III wie oben.
163.	imp. M. Antoninus aug. (cap. n.)	prov. deor. tr p. XVII cos III concord. aug. wie oben.
164.	Antoninus aug. armeniacus (cap. laur. & nud.)	p. m. tr p. XVIII. imp II cos III Krieger mit Schild und Lanze, 5 Exemplare.
„	ebenſo	armenia unter einer ſitzenden weibl. Figur; ſonſt wie oben. 3 Exempl.
„	M. Antoninus aug. imp. II. (cap. nud.)	tr p. XVIII cos III. Fortuna auf einem Seſſel, l. Füllhorn, r.Stab.
165.	Antoninus aug. armeniacus (c. nud. & laur.)	p. m. tr p. XIX imp.III cos III Verſchiedne Typen z. E. Genius Armeniens. 3 Exempl.
168.	M. Antoninus aug. arm. parth. max. (cap. l.)	tr. p. XII. cos III. Typus der Aequitas. 2 Exempl.
169.	M. Antoninus aug. tr p. XXIII. (cap. l.)	saluti aug. cos III. Entſprechender Typus.
171.	M. Antoninus aug. tr. p. XXV. (cap. l.)	vota sol(emnia) Decenn(alia) cos III. Imperator an einem Dreifuß opfernd.
172.	M. Antoninus aug. tr. p. XXVI. (cap. l.)	imp. VI cos III. Aequitas. — Tropäon. 2 Exempl.
173.	M. Antoninus aug. tr. p. XXVII (cap. l.)	felici aug. imp.VI cos III.Mercur.
174.	M. Antoninus aug. tr. p. XXVIII (cap. l.)	imp. VI cos III. Ein Mann in der Toga.
176.	M. Antoninus germ. sarm(aticus) (c. laur.)	tr p. XXX imp. VIII. cos III Fortuna.

Jahr	advers	revers
177.	M. Antoninus germ. sarm. (cap. laur)	tr p. XXXI. imp. VIII. cos III p. p. Bild des Salus.
?	unbeutlich	unbeutlich.

FAUSTINA (junior),

vermählt mit M. Aurel circa 145, gestorben 175. Sie führte den Titel vor „Augusta", als ihr Mann noch nur caesar war.

175	Faustina augusta	saeculi felicit(as). Zwei kleine Kinder: Commodus und Antoninus in einem Lectisternium.
„	ebenso	hilaritas. Entsprechender Typus.
„	ebenso	fecunditas. Weibl. Figur in der ausgestreckten l. ein Kind. 4 Exempl.
„	ebenso	augusti pii fil. Weibl. Fig. 2 Exempl.
„	Faustina aug. pii aug. fil.	laetitiae publicae — venus — entsprechende Typen. 3 Exempl.
nach 175.	diva Faustina pia	consecratio. Pfau.
„	ebenso. Kopf mit Schleier	matri castrorum. Männliche Figur sitzend l. Scepter, in der ausgestreckten r. eine Kugel. Darauf Adler. Zu Füßen stehen 2 Feldzeichen.

L. (Cejonus Aelius) AURELIUS VERUS,

Sohn des Aelius Cäsar geboren 15. Dezember 130 n. Christo, adoptirt von Antonius Pius 138. Consul 154. Consul II. 161. Mitregent Mark. Aurels. Starb im Winter 169.

163.	imp. L. Verus aug. (c. n.)	prov. deor. tr p. III. cos II Bild der Providentia.
164.	L. Verus aug. armeniacus (cap. nud.)	tr p. IIII imp. II cos II. Krieger l. auf den Schild gestützt, r. auf eine Lanze. 4 Exemplare.
166.	L. Verus aug. arm. parth. max.	tr p. VI imp. II. cos II. Genius Parthiens gefesselt.
„	ebenso	tr p. VI imp. IIII cos II. Victoria hängt einen Schild an einen Baum. Darauf vic. par.

LUCILLA,

Tochter des Marc Aurel, vermählt mit Lucius Verus. Gestorben 183.

zwischen 164—183	Lucilla augusta	pudicitia — venus vitrix. Entspt. Typen. 2 Exemplare.
„	Lucilla aug. antonini aug. f.	pietas. Figur derselben.

Digitized by Google

Fig. 1.

natürliche Grösse.

Digitized by Google

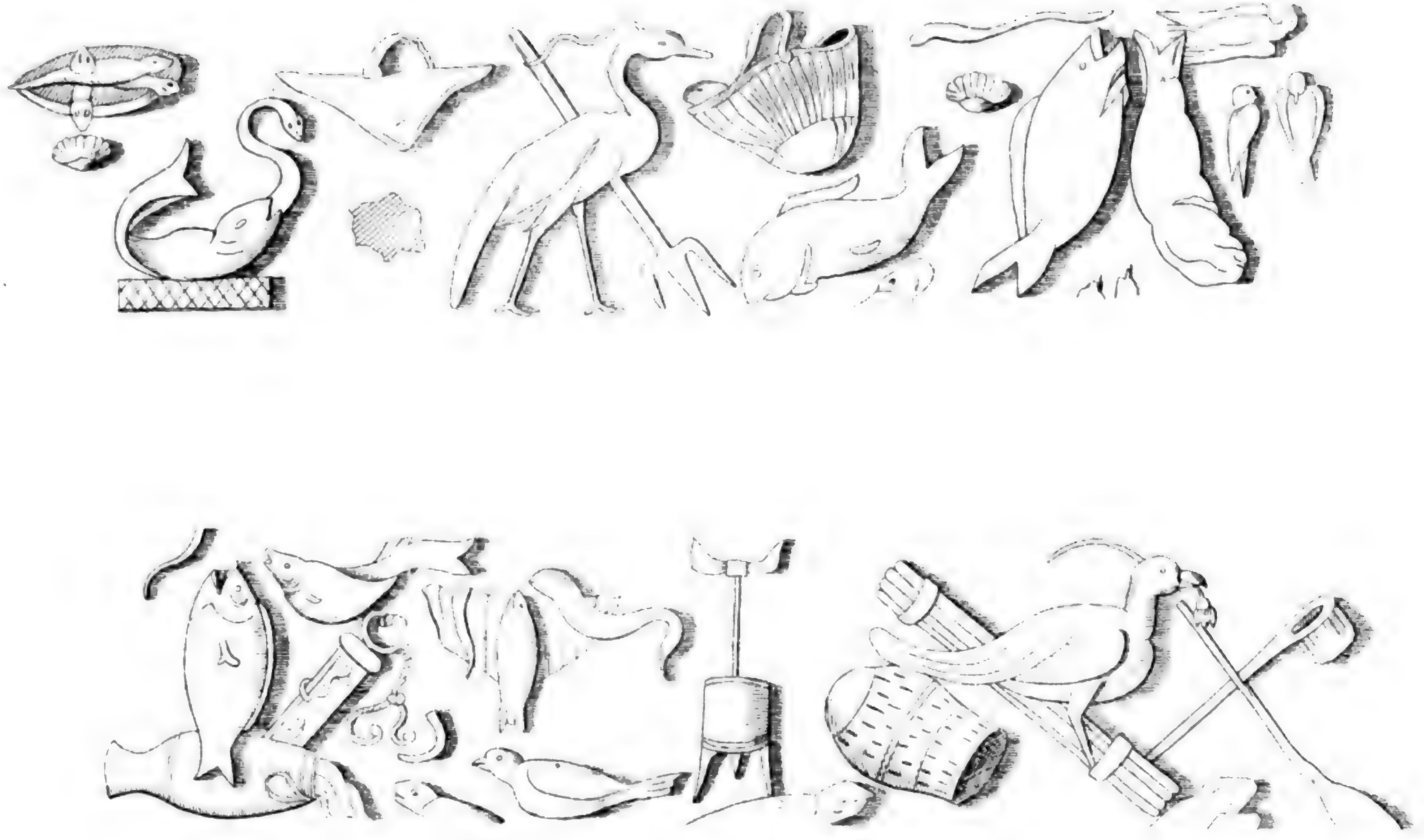


Fig. 2.

CRISPINA,

vermählt mit Commodus 177. Ermordet 183. Sie führt den Titel „Augusta“ seit 177.

Jahr zwiſchen	advers	revers
177—183.	Crispina augusta.	venus. Standbild derſelben.

Bodendorf. Im April 1869 brachte der Bodendorfer Landmann Georg Deppner ein 3 Linien dickes goldenes Halsband zur Anſicht nach Schäßburg, welches er auf ſeinem Grundſtück „vuer de Bächeln“ beim Pflügen gefunden haben wollte. Daſſelbe hatte die Form eines Ringes, welcher mittelſt der zu rechtwinkligen Hacken umgebogenen Enden zuſammengehenkt und geſchloſſen wurde. An beiden Enden unmittelbar vor der Biegung der Hacken zeigte der ſonſt glatte Draht etwa 5 erhöhte Schraubengänge. Der Goldwerth wurde von Herrn Apotheker Reckert auf 22 Dukaten geſchätzt. Wohin dies koſtbare Stück gekommen iſt, habe ich noch nicht erfahren können, doch werde ich mich bemühen nähere Nachrichten einzuziehen.

Digitized by Google

Die Conchiferen

des

Tegelgebildes bei Ober-Lapugy

von

J. L. Neugeboren.

Ich erachte das Tegelgebilde bei Ober-Lapugy, dessen geologische Stellung zu ermitteln Herr Dionys Stur in anerkennenswerther Weise bemüht gewesen[1]), nach siebenzehnjähriger Auffammlungszeit hinsichtlich seiner Conchiferen (Bivalven) für so umfangreich ausgebeutet, daß nun ohne gegründete Besorgniß etwaiger Unvollständigkeit ein beschreibendes Verzeichniß der Conchiferen dieses genannten Gebildes gegeben werden kann. Die Hilfsquellen hiefür sind: die Angaben der Oertlichkeit in bereits erschienenen paläontologischen Werken, bereits ausgearbeitete nominelle Verzeichnisse und ganz besonders angelegte Sammlungen.

Von paläontologischen Schriften, in welchen der Oertlichkeit „Lapugy" als Fundstätte von Arten fossiler Conchiferen Erwähnung geschieht, kann ich nur das einzige von Dr. Moriz Hörnes verfaßte Werk: „Die fossilen Mollusken des tertiären Beckens von Wien" nennen. Die Daten zu den Citaten, welche dieses klassische Werk nicht spärlich enthält, bot dem sehr gelehrten Verfasser die große Petrefakten-Sammlung

---

[1]) Bericht über die geologische Uebersichtsaufnahme des südwestlichen Siebenbürgen im Sommer 1860 von Dionys Stur, vorgelegt in der Sitzung der k. k. geol Reichsanstalt am 30. April 1861, S. 52, 53 und 54, ferner 74, 75 und 76 des Separatabdruckes.

Digitized by Google

des k. k. Hof-Mineralienkabinets und die der k. k. geologiſchen Reichsanſtalt in Wien.

Unter den veröffentlichten Verzeichniſſen ſtehen als beſonders werthvoll, weil durchaus brauchbar, oben an die Verzeichniſſe, welche wir combinirt mit Bujtur, Pank und andern Lokalitäten Siebenbürgens, den Herren Dionys Stur[2]) und Franz Ritter v. Hauer[3]) verdanken und welche auf Grundlage zweier im Monate April 1861 und Jänner 1863 von Herrn Dr. Hörnes gemachter Zuſammenſtellungen ausgearbeitet worden waren. Weniger kann dies von den Daten gelten, die wir in dem Verzeichniſſe „ſiebenbürgiſche Petrefakten in der Sammlung des Herrn Michael Ackner, Pfarrer in Hamersdorf" finden[4]), weil die Beſtimmungen nicht zuverläſſig genug ſind.

Die namhafteſten Sammlungen foſſiler Molluskengehäuſe und ſomit alſo auch foſſiler Conchiferen von Lapugy ſind: die des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien, welche von Herrn Dr. Moriz Hörnes angelegt und durch reichliche Nachſendungen aus Lapugy durch eine Reihe von Jahren mehr und mehr erweitert worden; — die der k. k. geolog. Reichsanſtalt in Wien, wozu von mir im Auftrage dieſer Anſtalt im Jahre 1851 eingeſammelte Stücke die Grundlage bildeten und die ſpäter beſonders durch das von Herrn Stur in Siebenbürgen geſammelte Material vermehrt wurde; — meine eigene Sammlung, welche in Folge meiner wiederholten Beſuche in Lapugy entſtand und durch die in ihr aufbewahrten, von mir im Tegelſande aufgefundenen Minutien auch hinſichtlich der Conchiferen beſonders werthvoll erſcheint; — die vormals Ackner'ſche Sammlung, welche nun in das Eigenthum des ſiebenbürgiſchen Vereins für Naturwiſſenſchaften übergegangen iſt; — die Sammlung des Herrn Daniel Czekelius, Oberingenieurs bei der ſiebenbürgiſchen Baudirektion[5]); — endlich die des Herrn Albert Bielz, k. Finanzſekretärs in Hermannſtadt[6]). Auf den zwei zuerſt genannten Sammlungen baſiren die Angaben des Herrn Dr. Hörnes im 2. Bande der foſſ. Moll. des tert. B. von Wien, ſowie jener beiden vorhin erwähnten Verzeichniſſe, die von Herrn

---

2) Stur's vorhin angeführter Bericht. S. 44—51.

3) Geologie Siebenbürgens nach den Aufnahmen der k. k. geolog. Reichsanſtalt, zuſammengeſtellt von Fr. Ritter v. Hauer und Dr. Guido v. Stache, S. 603 ꝛc.

4) Verhandlungen und Mittheilungen des ſiebenb. Vereins für Naturwiſſ. zu Hermannſtadt. Jahrg. I. Nr. 10 u. 11.

5) Herr Dan. Czekelius lebt ſeitdem als penſionirter Baudirektor in Hermannſtadt.

6) Jetzt Miniſterialſekretär in Peſt.

Digitized by Google

Stur und Herrn Hauer bei Zusammenstellung ihrer umfangreichern Verzeichnisse benützt worden waren.

Hinsichtlich der Anordnung des nachstehenden beschreibenden Verzeichnisses hielt ich es zwar nicht für unumgänglich nöthig unter die Familienbenennungen und Geschlechtsnamen Diagnosen zu setzen, bin aber doch dem Wunsche nachgekommen, welcher bei Gelegenheit der 1867ger Generalversammlung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde in Schäßburg in der naturwissenschaftlichen Sektion ausgesprochen worden war: es mögen von mir die erwähnten Diagnosen zur leichtern Orientirung inländischer Sammler und angehender junger Freunde der Paläontologie beigegeben werden. Nach Möglichkeit glaubte ich auch die gewonnenen Resultate über die Entwickelung der Geschlechter und deren Auftreten in den verschiedenen Epochen geben und ins Besondre die Beziehungen unserer Lokalität zu dem tertiären Becken von Wien hinsichtlich der Anzahl der Arten der einzelnen Geschlechter im Auge behalten zu sollen. Dieses Letztere deswegen, weil sich einst ein gemeinschaftliches Tertiärmeer über das große Donaubecken ausdehnte und unsere Lokalität mit dem tertiären Becken von Wien rücksichtlich der fossilen Reste eine so namhafte Aehnlichkeit zeigt, daß sie der Forscher, ohne den Vorwurf der Unachtsamkeit auf sich zu laden, nicht vernachlässigen darf.

Die Beschreibung der Arten ist, soweit es nur möglich war, nach Lapugyer Stücken ausgeführt, und daß dieses fast bei allen geschehen konnte, verdanke ich dem Reichthum meiner Sammlung, die nur in wenigen Fällen der Lapugyer Suite des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien nachsteht.

Eintheilung der bei Ober-Lapugy aufgefundenen Bivalven oder Conchiferen nach Familien und Geschlechtern.

Conchifera

I. Conchifera dimyaria. Mit zwei Schließmuskeln in jeder Schale.

a) Regelmäßige Muscheln, meist gleichklappig.

aa) Muscheln im Allgemeinen vorn und hinten klaffend.

Familie der Tubicolen . . . Gastrochaena *Spengler*.

der Solenaceen . . . Psammosolen *Risso*.

Digitized by Google

Familie der Glycimeriden . . .
Saxicava *Bellevue.*

der Myarien . . .
Corbula *Bruguière.*

der Mactraceen . . .
Mactra *Linné.*

der Mesodesmiden . .
Ervilia *Turton.*

der Telliniden . . .
Tellina *Linné.*

bb) Muscheln mit einigen Ausnahmen ringsum geschlossen.

Familie der Conchen . . . .
Tapes *Megerle.*
Venus *Linné.*
Dosinia *Scopoli.*
Cytherea *Lamarck.*
Circe *Schumacher.*

der Cardiaceen . . .
Cypricardia *Lamarck.*
Cardium *Linné.*

der Luciniden . . .
Lucina *Bruguière.*

der Erycinden . . .
Erycina *Lamarck.*

der Crassatelliden . . .
Crassatella *Lamarck.*

der Carditaceen . . .
Cardita *Bruguière.*
Astarte *Sowerby.*

der Nuculiden . . .
Nucula *Lamarck.*
Nucinella *Wood.*
Leda *Schumacher.*

der Arcaceen . . . .
Limopsis *Sassi.*
Pectunculus *Lamarck.*
Arca *Linné.*

b) Unregelmäßige und stets ungleich klappige Muscheln.

Familie der Chamaceen . . .
Chama *Linné.*

Digitized by Google

II. Conchifera heteromyaria. Mit zwei ungleichen, namentlich in ſehr ungleichem Abſtand vom Rand gelegenen Muskeleindrücken.

Familie der Mytilaceen . . .
- Modiola *Lamarck.*
- Lithodomus *Cuvier.*
- Mytilus *Linné.*
- Congeria *Partsch.*

III. Conchifera monomyaria. Nur mit einem Muskeleindruck in jeder Klappe.

Familie der Maleaceen . . .
- Avicula *Klein.*
- Perna *Bruguière.*

der Pectineen . . .
- Lima *Bruguière.*
- Limea *Bronn.*
- Pecten *Müller.*
- Hinnites *Defrance.*
- Plicatula *Lamarck.*
- Spondylus *Linné.*

der Oſtraceen . . .
- Ostrea *Linné.*
- Gryphaea *Lamarck.*
- Anomia *Linné.*

Conchifera, Muſchelthiere.

(Die ſchalentragenden Acephala Cuvier's.)

Zwei Schalen theils von gleicher, theils von ungleicher Größe und Form, welche durch die von dem Thiere ausgeſchwitzte Kalkmaſſe gebildet werden.

I. CONCHIFERA DIMYARIA.

(Zweimuskelige Muſcheln.)

In jeder Schale befinden ſich zwei an den entgegengeſetzten Enden (vorn und hinten) in ziemlich gleichem Abſtande vom Rande gelegene Eindrücke, welche von zwei ziemlich gleich großen daſelbſt angeheftet geweſenen Schließmuskeln des Thieres herrühren, mittelſt deren daſſelbe die Schalen öffnen und wieder ſchließen kann.

a) Regelmäßige Muſchel, meiſt gleichklappig.

aa) Muſchel im Allgemeinen vorn und hinten klaffend.

Digitized by Google

Familie der Tubicolen.

(Les Tubicolés Lamarck.)

(Gastrochaenacea Philippi.)

Das Gehäuse ist gleichschalig, ohne Schloß, oft ohne Ligament, ohne löffelförmigen Fortsatz innen unter dem Wirbel; meist steckt das Thier in einer kalkigen Röhre.

Geschlecht GASTROCHAENA Spengler.

Das Gehäuse ist gleichschalig, beinahe keilförmig, dünn, vorne weit klaffend, mit eirunder Oeffnung; Schloß ohne Zähne; Ligament linear, unmittelbar am Rückenrand befestigt; zwei Muskeleindrücke, der Manteleindruck mit einer Bucht versehen, Röhre schalig, oben verengt, offen; Mündung zweilappig; unten in eine eiförmige geschlossene Keule endigend.

Dieses Geschlecht tritt nach Bronn's Enumerator palaeontologicus schon im Jura auf und pflanzte sich bis zur Jetztzeit fort; aus den Meeren der gemäßigten und heißen Zone kennt man etwa 10 Arten. Die Anzahl der bis nun bekannt gewordenen fossilen Arten dürfte sich auf 12 belaufen. — Beide fossile Arten des tertiären Beckens von Wien sind bei Ober-Lapugy aufgefunden worden.

1. GASTROCHAENA INTERMEDIA *Hörnes.*

Hörnes fossile Mollusken des Tertiärbeckens von Wien, II. Bd, Tafel 1, Fig. 3 a, b, c, d.

Beide Schalen in ihrer natürlichen Lage zusammengestellt bilden ein Corpus von keilförmiger Gestalt, das oben (oder vorne), wo die Schalen klaffen, eine scharfzugespitzte Form hat; jede einzelne Schale ist verlängert eiförmig, oben am Bauchrande nach dem Rücken hin scharf zugespitzt, unten langoval zugerundet; der ganz gerade Schloßrand ist ohne Spur eines Schloßzahnes; die äußere Oberfläche der Schalen ist mit sehr zahlreichen feinen, dicht an einander stehenden und sehr regelmäßigen blättrigen Streifen besetzt, die bei der Berührung mit den Fingern das Gefühl zurücklassen, als wäre man über eine Feile gefahren; die innere Fläche ist glatt, glänzend und fast perlmutterartig und zeigt eine Mantelbucht von spitz-dreieckiger Form, die fast bis in deren Mitte reicht. Die Länge meiner größten Schale beträgt 1½ W. Z., die Breite 8 W. L.

Digitized by Google

Ich war so glücklich gewesen gleich bei meinem ersten Besuch in Lapugy im Jahre 1850 zwei Einzelschalen dieser Art aufzufinden, deren eine ich sogleich an die k. k. geol. Reichsanstalt zur gefälligen Bestimmung einsandte; später fand ich noch einige Exemplare in Korallen-Knollen, die aber fast alle bei dem Zerschlagen der Korallenstücke in Folge ihrer großen Zartheit in Trümmer gingen, so daß ich jetzt nur ein etwas beschädigtes Exemplar und eine gut erhaltene Einzelschale besitze. Sehr selten.

Gastr. intermedia kommt anderweitig noch vor bei Grund und Steinabrunn im Wiener Becken; zu Mauras bei Saucats; in der Steingrube bei St. Gallen (als Steinkern).

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und in meiner Sammlung.

2. GASTROCHAENA DUBIA *Pennant.*

Hörnes l. c. Taf. I. Fig. 4; a, b, c, d.

Das gleichschalige, verlängert-eiförmige Gehäuse ist beinahe keilförmig, dünn, auf der Bauchseite nach vorn derart klaffend, daß die Oeffnung fast $^3/_4$ der ganzen Schale einnimmt. Die Wirbel befinden sich nahe an der vordern Extremität der Schalen und diese ist umgebogen und nach vorne gewendet, nicht wie bei der vorigen Art zugespitzt. Das Schloß ist zahnlos. Die Außenfläche ist mit feinen concentrischen Streifen besetzt; die Innenfläche ist glatt und läßt zwei sehr ungleiche Muskeleindrücke und eine hoch hinanreichende Mantelbucht wahrnehmen. Länge des von mir aufgefundenen Exemplars zwischen 7 und 8 W. L.; Breite 3 W. Linien.

Es war mir des sorgfältigsten Sammelns ungeachtet nicht gelungen mehr als eine Einzelschale dieser Art aus einem Korallen-Knollen zu erhalten; sie war etwas kürzer, als das von Dr. Hörnes abgebildete citirte Exemplar aus den W. B., beträchtlich schmäler und von solcher Zartheit, daß sie durchscheinend war. Trotz sorgfältiger Aufbewahrung in Baumwolle zerfiel mir diese Schale in Trümmer und an eine Zusammensetzung dieser Trümmer ist ihrer Zartheit wegen nicht zu denken.

Diese Art, die jetzt noch an den Küsten des Mittel- und Brittischen Meers lebt, hat eine große Verbreitung in den jüngsten Tertiär-Schichten, kommt jedoch bei Lapugy und im Wiener Becken sehr selten vor.

Digitized by Google

Familie der Solenaceen.
(Les Solenacées Lam.)

Das Gehäuse ist regelmäßig, gleichschalig, verlängert, vorn und hinten klaffend; das Schloß aus Zähnen gebildet, ein äußeres Ligament.

Geschlecht PSAMMOSOLEN Risso.

Das Gehäuse ist gleichklappig, länglich eiförmig, an den Seiten und auf dem ganzen Rücken mit Ausnahme des Ligamentes klaffend; das Schloß liegt nahe in der Mitte des Rückenrandes und besteht in jeder Schale aus zwei Zähnen, von denen der eine senkrecht und hakenförmig gebogen, der andere schief und lamellenartig ist; die Oberfläche hat sparrenförmige Furchen; zwei Muskeleindrücke; der Manteleindruck hat eine tiefe Bucht.

Ueber das Auftreten von Psammosolen in den Schichten der Vorwelt begegne ich abweichenden Ansichten. Bronn sagt in der dritten Auflage seiner Lethaea geognostica (S. 421.), daß die Arten ziemlich zahlreich, mehr der fossilen als der lebenden seien; die ersten vielleicht schon vom Beginne der Kreide an, die meisten tertiär; Dr. R. A. Philippi kennt sechs lebende Arten und beschränkt die fossilen auf die Straten der Tertiärgebirge (Handbuch der Conchyliologie S. 332); Dr. Moriz Hörnes macht S. 19 des zweiten Bandes seines Molluskenwerkes die Mittheilung, daß Arthur Adams fünf lebende Arten anführe und die Zahl der fossilen ungefähr eben so groß sein dürfte.

Von den zwei Arten des Wiener Beckens kommt eine bei Lapugy vor.

PSAMMOSOLEN STRIGILLATUS *Linné.*
Hörnes l. c. Taf. I., Fig. 16 a, b, 17

Das quer-eiförmige, ungleichseitige, oben und unten fast geradrandige Gehäuse ist an beiden Enden abgerundet, mit einer schwachen Andeutung von Verschmälerung am hintern Ende, ziemlich hochgewölbt und dickrandig; die Oberfläche desselben ist mit ungleicher, zum Theil runzeliger Zuwachsstreifung und mit schiefen, scharf vertieften Linien versehen, von denen die vordern fast in gerader Richtung über die ganze Schale ziehen, während die hintern einen Haken gegen die Wirbel bilden; das vordere Ende ist meist ganz glatt. An der rechten Klappe befinden sich am Schlosse zwei hakenförmig gebogene vorstehende Zähne von ziemlicher Länge, zwischen welchen sich der breite, dünne aber lange und

Digitized by Google

schiefgestellte Zahn der linken Klappe beim Schließen der Muschel einsenkt. Die Muskeleindrücke sind gut ausgeprägt; die Mantelbucht deutlich und erstreckt sich weit nach vorn. — Länge 2 W. Zoll; Breite $1^2/_{12}$ W. Zoll. — Sehr selten bei Lapugy.

Auswärtige Fundorte dieser Art sind: Enzersfeld, Gainfahren und Pötzleinsdorf im Wiener Tertiärbecken; Castell'arquato, Asti, Militello, Gravina, Currubare und Turin in Italien; die Inseln Sicilien und Rhodus; die Halbinsel Morea; Leognan, Plan d'Aren und Perpignan in Frankreich; Barcellona in Spanien; Rakowitza bei Belgrad; Calloo bei Antwerpen; Sutton in England; Weinhalde im Canton Bern in der Schweiz.

In der Sammlung des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt aus der Acknerschen Sammlung.

Familie der Glycimeriden.

(Les Glycimerides Desh.)

Das Gehäuse ist verlängert, quer, gleichschalig, an beiden Enden klaffend; das Schloß ohne Zähne oder mit einem Zahn in jeder Klappe; ein äußeres Ligament. Muskeleindrücke groß und weit von einander entfernt; Manteleindruck je nach der Gattung und selbst den Arten jeder Gattung verschieden.

Geschlecht SAXICAVA Fleuriau de Bellevue.

Das Gehäuse wird nicht selten in Folge äußerer Einflüsse etwas unregelmäßig, ist aber an und für sich eigentlich gleichschalig, ungleichseitig, vorne und am Bauchrande etwas klaffend, länglich eiförmig, mit einer zwar dünnen aber sehr auffallenden Epidermis überzogen; das Schloß hat in der Jugend gewöhnlich zwei Zähne, die sich im Alter zu verlieren pflegen; ein äußerliches Ligament auf wenig auffallenden Nymphen; zwei Muskeleindrücke; Manteleindruck mit einer Bucht versehen.

Nach den jetzigen Erfahrungen reicht dieses Geschlecht bis in die Juraschichten zurück, worin es mit einer Art (Saxicava phaseolus Dslong.) vertreten erscheint; seine stärkste Entwickelung fällt in die mittlere und obere Molasse und es hat dasselbe auch in der Jetztwelt, wie es scheine nach Philippi in allen Meeren, seine Vertreter.

Von Bronn werden in dem Enumerator palaeontologicus (S. 331) achtzehn Arten aufgeführt, deren einige durch vorgesetzte Zeichen als

Digitized by Google

nicht ganz zuläſſig und zuverläſſig dargeſtellt werden. Dieſen Arten iſt jedenfalls eine in dem Wiener Tertiärbecken aufgefundene und von Dr. Hörnes abgebildete und als neu beſchriebene hinzuzufügen.

Von den drei Arten des Wiener Tertiärbeckens iſt eine im Tegel bei Lapugy aufgefunden worden.

SAXICAVA ARCTICA *Linné.*

Hörnes l. c. Taf. III. Fig. 1, 3 und 4.

Das Gehäuſe dieſer jetzt noch nicht nur in den nordiſchen Meeren, ſondern auch in dem Mittelmeer lebenden Art, die ſchon Linné vor 100 Jahren kannte, iſt quer verlängert, manchmal faſt rechteckig; ſehr ungleichſeitig, daher das Schloß bei manchen faſt am vordern Ende; die beiden Schalen klaffen vorn und hinten, die rechte tiefere zeigt nicht ſelten in der Mitte eine Ausbuchtung. Der Vorderrand iſt kurz, je nach den Exemplaren bald ſchief bald dagegen ganz gerade abgeſtutzt; die Hinterſeite erſcheint abgeplattet, zuweilen mit zwei Rippen verſehen, welche vom Wirbel ausgehen. Gewöhnlich wird in jeder Klappe ein Schloßzahn wahrgenommen.

Dieſe Art, welche im Wiener Tertiärbecken eine Länge von faſt 8 Wiener Linien erreicht, gehört bei Lapugy zu den größten Seltenheiten; nur Herrn Dr. Hörnes iſt es gelungen Stücke von dieſer Fundſtätte für die Sammlung im k. k. Hof-Mineralienkabinet zu acquiriren. Ich konnte nur ein recentes Exemplar aus dem Mittelmeere mit den Abbildungen von Dr. Hörnes vergleichen und darnach die voranſtehende Beſchreibung geben. Nachträglich habe ich eine Schale dieſer Art unter meinen Minutien aufgefunden.

Dieſe ſehr variable und, wie erwähnt, jetzt noch lebende Art hat eine große Verbreitung im Tertiär; ich begnüge mich nur im Allgemeinen die apenniniſche Halbinſel, die Inſel Sicilien, die Inſel Rhodus, Böhmen, das Wiener Becken mit 7 Punkten, den Norden von Europa, Aſien und Amerika zu erwähnen.

Familie der Myarien.

(Les Myaires Lam.)

Das Gehäuſe iſt mehr oder weniger ungleichklappig und an der Rückſeite häufig behufs des Durchganges der Siphonen klaffend. Ein Löffelchen oder ein ziemlich dicker Zahn erhebt ſich ſenkrecht über den

Digitized by Google

Schloßrand einer der Klappen und ein Grübchen ist in der Höhlung der andern Klappe vorhanden. Das Band haftet auf dem Löffelchen oder Zahn und dem ihm entsprechenden Grübchen und dient allein zur festen Vereinigung beider Klappen.

Geschlecht CORBULA Bruguière.

Das Gehäuse ist meist klein oder mittelgroß, quer, mitunter nahezu dreieckig; nicht selten gleichseitig und stets ungleichklappig; convex, zuweilen walzenförmig, dickschalig. Die rechte Klappe ist meistens größer, als die Linke, welche flacher und äußerlich oft von der rechten Klappe verschieden ist. Beide Klappen schließen vollkommen, nur in einzelnen Fällen zeigt sich nach rückwärts eine sehr enge Oeffnung zum Durchgang der Siphonen. Jede Schale hat einen konischen gekrümmten aufsteigenden Cardinalzahn, der in der einen Schale gewöhnlich weit stärker ist, als in der andern, keine Seitenzähne; das Ligament sitzt innerlich in einer Grube; zwei Muskeleindrücke, der vordere verlängert, der hintere rund; der Manteleindruck hat eine schwache Ausbuchtung.

Das Geschlecht Corbula soll schon in den devonischen Schichten auftreten, doch bemerkt Bronn hiezu, daß die Arten aus alten Formationen unsicher seien. In der Molasse kommen nach Bronn's Angabe 52 Arten vor (Lethaea geognost. B. III. S. 413); ebenso viele, nach Dr. Hörnes sogar mehr als 60, sollen jetzt in den Meeren der heißen und gemäßigten Zone, theils an den Mündungen großer Ströme, theils sogar in Flüssen und Landseen leben.— Von den vier Arten des Wiener Tertiärbeckens wurden im Tegel von Lapugy bereits drei aufgefunden. Hiezu kommt noch eine Form, welche ich fraglich als neu eingetragen habe und beschreibe. Sollte sie als neue Art erkannt werden, so wird die passendste Benennung für sie „Corbula Lapugyensis" sein.

1. CORBULA GIBBA *Olivi.*

Hörnes l. c Taf. III., Fig 7 a—g.

Das etwas zusammengedrückte, schief herzförmige, kugelige, fast gleichseitige, rückwärts etwas gekielte Gehäuse ist dickwandig und ungleichklappig; die rechte Schale hat einen stark eingerollten Wirbel und ist äußerlich sehr stark quer-gestreift oder gerunzelt, die Querrunzeln sind ungleich stark, oft sehr unregelmäßig, indem gewöhnlich nicht alle über die ganze Schale reichen, auch verschwinden dieselben an unsern Exemplaren in der Nähe des Wirbels ganz, welcher glatt und glänzend ist, weswegen nicht eine Abreibung stattgefunden zu haben scheint, die Runzeln

Digitized by Google

treten ſodann gleich ſtark auf und verhindern auch deswegen eine Abreibung anzunehmen; die linke Schale iſt viel kleiner, ſchwach gewölbt und entweder ganz glatt oder mit ſehr feinen concentriſchen Streifen bedeckt, die nur am Rande deutlich hervortreten, oder endlich einfach unregelmäßig gerunzelt. Von Radialſtreifen ſind bei keinem mir vorliegendem Stücke Spuren vorhanden. An der rechten Schale ein ſtarker dreiſeitiger, etwas gekrümmter Zahn und daneben eine tiefe Grube; an der linken ein gabelartig geſtalteter Zahn. Der vordere Muskeleindruck iſt oval, halbmondförmig, nahe dem Rande; der hintere iſt rund; die Mantelbucht kaum bemerkbar. Die Ränder der rechten Schale ragen im geſchloſſenen Zuſtande des Gehäuſes weit hervor. Länge 4 W. L., Breite 4 W. L. Nicht ſelten bei Lapugy.

Dieſe Art hat eine ungemein große Verbreitung; ſie wird jetzt noch faſt in allen Meeren gefunden; im Wiener Becken allein iſt ſie im foſſilen Zuſtand auf 15 Punkten aufgefunden worden. In Siebenbürgen noch bei Pank.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und in meiner Sammlung.

2. CORBULA LAPUGYENSIS *mihi.*

Testa parva, ventricosa, ovali, antice rotunda, postico paululum protracta, detruncata, rotundata, subangulata, laevigata, marginem propo transversim striata, umbonibus parvis, valva dextra majore.

Der Corbula gibba ſtehen im Ganzen nach ihrer Form, nahe wenigſtens näher als C. carinata und revoluta, ganz kleine Schalen, an denen ich nachſtehende Beobachtungen zu machen Gelegenheit hatte:

Das Gehäuſe iſt ſehr klein, bauchig, oval, nicht gleichſeitig, vorne oval-gerundet, rückwärts etwas verlängert und dann quer abgeſtutzt und an den Winkeln gerundet, undeutlich gekielt, der Kiel unter den Wirbeln ausgehend läuft nach dem rückwärtigen untern Abſtutzungswinkel, nicht dickwandig, ungleichklappig; die Wirbel ſind nicht ſtark eingerollt; die Oberfläche zum großen Theile glatt, in der Nähe des Randes treten 5—6 ſehr regelmäßige Querrunzeln in der Form der Schalenränder auf beiden Klappen auf. Die linke Klappe iſt bedeutend kleiner und wird von der rechten, die ſehr ſcharfrandig iſt, ſtark überragt. Der Schloßzahn in der rechten Klappe iſt ſtark, dreiſeitig und gebogen, wie bei C. gibba, daneben eine tiefe längliche Grube, in der linken ein breiter Doppelzahn in longitudinaler Stellung und daneben das Grübchen für den Zahn der rechten Klappe. Der vordere Muskeleindruck iſt oval, halbmondförmig, der hintere nicht genau beſtimmbar; die Mantelbucht kaum bemerkbar.

Digitized by Google

Diese Art, viel kleiner als C. gibba, unterscheidet sich von dieser noch dadurch, daß sie nicht so aufgeblasen, mehr länglich, auffallender ungleichseitig, nicht dickwandig ist und eine glänzende Oberfläche besitzt. Länge fast 3 W. L.; Breite 2⅛ W. L. Nicht selten bei Lapugy.

In meiner Sammlung.

3. CORBULA CARINATA *Dujardin.*

Hörnes l. c. Taf. III. Fig. 8 a bis c.

Das eiförmige, bauchige, fast walzenförmige, ungleichklappige Gehäuse ist an der hintern Seite gekielt, schief abgeschnitten und in einen kurzen Schnabel verlängert; die Wirbel sind kurz und eingebogen und befinden sich vor der Mitte; die Oberfläche beider Klappen, die sehr dick sind, ist mit starken concentrischen Furchen bedeckt, welche am scharfen Kiel zusammenlaufen, von wo sie auf der Abschnittslinie sich verflachen und hart am Kiele in feine Streifen übergehen; der Rand der größern rechten Klappe tritt über die kleinere linke hervor und umfaßt sie. Das Schloß besteht in der rechten Schale aus einem starken, dreiseitigen, keilförmigen, etwas gebogenen Zahn, dem in der linken eine Vertiefung entspricht, zu deren beiden Seiten Erhabenheiten wahrgenommen werden. Alte Exemplare mit dicker Schale zeigen starke Muskeleindrücke von halbmondförmiger Gestalt. Länge 7 W. L.; Breite 5 W. L. Selten bei Lapugy.

Diese Art, die in Siebenbürgen noch bei Pank, Bujtur und Korod fossil vorkommt, ist weiter fossil angetroffen worden im Subapennin Italiens; im südwestlichen Frankreich; im Wiener Tertiärbecken auf mehreren Punkten; in Böhmen; in Steiermark und in Serbien bei Belgrad.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

4. CORBULA REVOLUTA *Brocchi.*

Brocchi Conchiologia fossile subapennina Taf. XIII., Fig. 6.

Hörnes l. c. Taf. III., Fig. 9. a—g.

Das verlängert-eiförmige Gehäuse, welches viel weniger bauchig ist, als bei der vorhergehenden Art, erscheint an der hintern Seite scharf gekielt und geht in eine scharfe Spitze aus; die Wirbel befinden sich vor der Mitte und sind eingebogen; die Klappen, welche ungleich sind, haben eine gefurchte oder gerunzelte Oberfläche, die Furchen schneidet der Kiel ab und hinter diesen erscheinen die Schalen fein gestreift; die rechte größere Schale erscheint an den Rändern umgebogen und umfaßt

Digitized by Google

die kleinere linke Klappe. Das Schloß bildet in der rechten Klappe ein ſtarker, etwas umgebogener Zahn mit daneben befindlicher tiefer Grube, in der linken Klappe ein blattartiger Zahn, welcher in jene Grube paßt. Die Muskeleindrücke ſind bei den wenigen mir vorliegenden Schalen ſehr ſchwach. Länge 6 W. L., Breite 4 W. L. Sehr ſelten bei Lapugy.

C. revoluta hat nach den jetzigen Erfahrungen noch ein beſchränktes Terrain des Vorkommens: Modena, Tarent, Asti; Steinabrunn, Grund und Pötzleinsdorf im Wiener Tertiärbecken; und Lapugy und Bujtur in Siebenbürgen ſind die wenigen bis jetzt zu nennenden Fundorte. Sie ſcheint jetzt noch lebend in tropiſchen Meeren vorzukommen.

In meiner Sammlung.

Für Sammler wird hier zur Vermeidung von Verwechslungen bemerkt: C. carinata iſt viel dickſchaliger, bauchiger, faſt walzenförmig, während C. revoluta zugeſpitzt iſt; die Schalen von C. revoluta ſpalten leicht parallel in zwei Theile, was bei C. carinata nicht wahrgenommen worden iſt.

Familie der Mactraceen.

(Les Mactracées Lam.)

Gehäuſe quer-eiförmig oder dreieckig, häufig an beiden Enden klaffend. Schloßgrube meiſt löffelförmig, in der Mitte des Schloſſes, an deren vorderm Theile in beiden Klappen ſich ein V-förmig geſtalteter Zahn befindet; an beiden Seiten der Grube Seitenzähne. Manteleinbucht hinten eingebogen, ſelten ganz; ein inneres in den Schloßgruben befeſtigtes Band.

Geſchlecht MACTRA Linné.

Das Gehäuſe iſt gleichſchalig, meiſt dreieckig, hinten ein wenig klaffend; das Schloß hat in der rechten Schale zwei divergirende, dünne, lamellenartige Schloßzähne; eine Furche für das äußere Ligament; dahinter eine dreieckige Grube für ein inneres Ligament und auf jeder Seite zwei lamellenartige Seitenzähne; in der linken Schale ſteht ein ſparrenförmiger Schloßzahn vor der Ligamentgrube, und jederſeits ein einfacher Seitenzahn; zwei Muskeleindrücke, der Manteleindruck mit einer ſchwachen Bucht.

Foſſile Arten von Mactra werden nach Bronn's Index palaeont. S. 333 und 334 ſchon aus älteren Perioden (Salz, Oolith und Kreide) erwähnt; da dieſe jedoch lediglich auf Steinkerne geſtützt ſind, ſo iſt es

Digitized by Google

noch zweifelhaft, ob sie wirklich mit Recht auf Mactra zu beziehen sind. Aus der Molassenperiode führt Bronn 44 Arten auf, von welchen jedoch sieben als zweifelhaft bezeichnet sind, 10—11 Arten derselben stammen aus Neogenschichten. Die Anzahl der lebenden Arten ist sehr groß (über 120); sie leben hauptsächlich in den Meeren der gemäßigten und heißen Zone, werden aber auch im nördlichen Eismeer angetroffen. — Von den fünf Arten des Wiener Tertiärbeckens ist nur eine Art bei Lapugy aufgefunden worden.

MACTRA TRIANGULA *Renier*,

Hörnes l. c. Taf. VII., Fig. 11, a—d.

Sowohl im Berichte des Herrn Dionysius Stur über die geologische Uebersichtsaufnahme des südwestlichen Siebenbürgen im Sommer 1860*), als auch in der Geologie Siebenbürgens von Fr. Ritter von Hauer und Guido Stache **) finde ich diese Art als ein Vorkommen in den Straten von Lapugy aufgeführt; — es gründet sich diese Angabe auf die zwei Verzeichnisse der fossilen Mollusken von Bujtur, Lapugy und Pank, welche Herr Direktor Hörnes im Jahr 1861 und 1863 verfaßt hatte und die im Manuscript Herrn Stur bei Zusammenstellung seines Verzeichnisses der bisher (1863) gefundenen fossilen Thierreste zu Bujtur, Ober-Lapugy und Pank, desgleichen Herrn Fr. Ritter von Hauer bei den der Geologie Siebenbürgens beigegebenen Verzeichnissen zur Benützung vorlagen***).

Dr. Hörnes gibt von Mactra triangula nachstehende Beschreibung: „Das Gehäuse ist klein, verlängert quer-eiförmig, vorne etwas abgerundet, rückwärts zugeschärft, vorn und hinten schwach gekielt, außen stark concentrisch gefurcht. Die vordere und hintere Abdachung ist breit und gefurcht; die Wirbel sind stark und genähert. Das Schloß ist mäßig lang, die Seitenzähne sind stark entwickelt und vertikal gestreift. Die Muskeleindrücke sind kräftig und der Mantelausschnitt verhältnißmäßig groß". Ueber das Größenmaß dieser Art bei Lapugy kann ich Nichts angeben, da mir keine Schalen derselben vorliegen; im Wiener Tertiärbecken erreicht sie eine Länge von etwa $^7/_{12}$ W. Z. bei einer Höhe (Breite) von $^5/_{12}$ W. Zoll.

Daß Herr Dr. Hörnes in der ersten Doppellieferung des zweiten Bandes seiner fossilen Mollusken des Tertiärbeckens von Wien bei Beschreibung dieser Art unter den auswärtigen Fundorten Lapugy nicht

*) S. 48 des Separatabdruckes. — **) S. 610 — ***) S. 44 des Berichtes.

Digitized by Google

erwähnt, mag darin seinen Grund haben, daß bei der Indrucklegung dieser Doppellieferung (1860) dieselbe aus den Straten von Lapugy noch nicht bekannt war. In dieser Ansicht bestärkt mich der Umstand, daß die Eingangs erwähnten beiden von Dr. Hörnes zusammengestellten Verzeichnisse der fossilen Mollusken von Lapugy und Bujtur jüngeren Datums sind (April 1861 und Jänner 1863).

Auswärtige Fundorte dieser Art sind: Grund im Wiener Becken; Saucats, Leognan, Salles, Cabannes bei Dax, Manthelan und Perpignan in Frankreich; Monteleone, Monte Mario, Imola, Modena, Castell'arquato, Asti und Nizza in Italien; Palermo auf Sicilien; Rhodus; Morea; Algerien (Kouba); Antwerpen; Soutton in England; Niederhasli bei Zürch und Würenlos bei Baden im Aargau.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien (?). Nachträglich hat sich eine Klappe auch in dem Vorrathe des naturwissenschaftlichen Vereines aus der Acknerschen Sammlung gefunden.

Familie der Mesodesmiden.

(Mesodesmidae Gray.)

Das Gehäuse dickschalig, vollkommen geschlossen oder hinten sehr wenig klaffend, gleichklappig, ungleichseitig; Manteleindruck einfach oder hinten schwach eingebuchtet; Schloß stark, mit einem innern Ligament und mit einem oder zwei Schloßzähnen in jeder Klappe, manchmal mit Seitenzähnen.

Geschlecht ERVILIA Turton.

Das Gehäuse ist länglich, quer, gleichschalig, etwas zusammengedrückt, geschlossen. Das Schloß besteht in der rechten Schale aus zwei Zähnen von denen der vordere dreiseitig, sehr kräftig ist und stark hervorsteht, während der hintere schmal und kurz ist; beide sind durch eine dreieckige Bandgrube getrennt; hinter dem letztern Zahne befindet sich ein längliches Grübchen für den entsprechenden Zahn der Gegenklappe. Die linke Schale ist mit drei Schloßzähnen versehen, von denen zwei ziemlich hervorstehende leistenförmige sich an den Rändern befinden, getrennt durch eine tiefe dreiseitige Grube, die wieder durch eine blattartige Scheidewand in zwei ungleiche Hälften getheilt ist, von denen die rückwärtige größere löffelförmige zur Aufnahme des Ligamentes dient, während die vordern kleinere den großen hervorstehenden Zahn der rechten Klappe

Digitized by Google

aufzunehmen bestimmt ist. Keine Seitenzähne. Die Muskeleindrücke sind ziemlich kräftig. Der Mantelausschnitt ist nicht sehr tief, vorne gerundet.

Die Arten dieses von Turton im Jahre 1822 begründeten, von den meisten damaligen Conchyliologen aber nicht angenommen Geschlechtes waren früher andern Geschlechtern und zum größten Theile dem Geschlechte *Corbula* eingereiht. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß wir dieses Geschlecht auch in Bronn's Index palaeontologicus, der 1848 erschien, noch nicht aufgeführt finden. Philippi subsummirte es noch im Jahre 1851 als Subgenus unter Corbula. Es scheint, als ob die Anzahl der in dieses in neuester Zeit von Deshayes, Forbes und Adams wieder aufgenommene Geschlecht gehörigen fossilen Arten weder numerisch noch geologisch genau ermittelt sei, da Dr. Hörnes im 2. Bande seines Werkes über die fossilen Mollusken des tertiären Beckens von Wien hierüber nicht einmal Andeutungen gegeben hat.— Von den beiden Arten des Wiener Tertiärbeckens ist bei Lapugy nur eine aufgefunden und zwar aus dem Grunde, weil die andere Art ausschließlich den Cerithienschichten angehört und höchstens auf sekundärer Lagerstätte bei Lapugy angetroffen werden könnte.

ERVILIA PUSILLA *Philippi.*

Hörnes l. c. Taf. III., Fig 13 a—g.

Das quer-ovale, an beiden Seiten verschmälerte, etwas ungleichseitige Gehäuse ist glatt, außen sehr fein gestreift, mit kleinen, scharfen und hervorstehenden Wirbeln versehen. Das Schloß bildet in der rechten Schale ein dreiseitiger, hervorstehender Zahn, an dessen hinterer Seite die dreieckige Ligamentgrube, die wieder nach hinten von einer zahnartigengen Erhabenheit begränzt wird; nach vorne und hinten am Rande dünne lange Zahnlamellen. Das Schloß der linken Klappe besteht aus zwei in der Mitte neben einander liegenden Gruben, von denen die nach vorne liegende für den Schloßzahn bestimmt ist, während die hintere als Ligamentgrube dient; vor und hinter beiden Gruben, welche eine dünne Scheidewand trennt, liegen die beiden undeutlichen Schloßzähne. Die Muskeleindrücke sind kräftig, der vordere mehr oval, der hintere rund; die Mantelbucht ist abgerundet und reicht fast bis unter den Wirbel der Schalen. Die Größenmaaße der Lapugyer Stücke stehen denen der Wiener Exemplare bedeutend nach. — Länge $^3/_{12}$ W. Z.; Höhe $^2/_{12}$ W. Zoll. — Nicht selten bei Lapugy.

Im Vaterlande kommt diese Art noch vor bei Bujtur; auswärtige Fundstätten sind: das Wiener Tertiärbecken mit eilf Punkten, besonders

Digitized by Google

Nikolsburg; Salles, Saucats, Cabannes und Manthelan in Frankreich; Modena; Corrubare in Calabrien; Palermo auf Sicilien; die Insel Rhodus.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und in meiner Sammlung.

Familie der Telliniden.

(Tellinidae Latreille.)

Das Gehäuse ist länglich-eiförmig oder nahe dreiseitig, seitlich zusammengedrückt, dünn und gebrechlich, vorne und hinten etwas klaffend; auf der Rückseite mit einer unregelmäßigen, oft sehr starken Falte versehen (die der ganzen Gruppe ein eigenthümliches Gepräge von Regelmäßigkeit und Ebenmaß verleiht). Die Außenseite ist sehr häufig mit meist sehr regelmäßigen querlaufenden Streifen oder Lamellen geziert, zu denen manchmal Radialstreifen hinzutreten. Das Schloß besteht aus zwei Mittelzähnen in jeder Klappe oder aus einem in der einen und zweien in der andern Klappe und aus zwei mehr oder minder entwickelten Seitenzähnen. Das Ligament ist äußerlich und an die vorspringenden Nymphen befestigt; der Manteleindruck ist groß, tief und häufig stark erweitert.

Geschlecht TELLINA Linné.

Das Gehäuse ist quer, länglich-eiförmig oder kreisrund, nicht ganz gleichschalig, ungleichseitig, meistens flach zusammengedrückt; die hintere Seite winkelig mit einer unregelmäßigen vom Wirbel auslaufenden Falte; der Bauchrand häufig unregelmäßig gebogen, niemals krenulirt. Außenfläche häufig glatt und glänzend, öfter mit sehr regelmäßigen querlaufenden Streifen oder Lamellen, seltener mit Radialstreifen geziert; ein oder zwei Cardinalzähne; zwei Muskeleindrücke; der Manteleindruck mit einer tiefen Bucht. Die Nymphen kaum hervorstehend; ein äußeres Band.

Nach Bronn begann dieses Geschlecht schon in den devonischen Schichten der Kohlenperiode mit zwei Arten aufzutreten, vermehrte seine Arten bedeutend in der Oolith- und in der Kreideperiode, bis es für die antediluvianische Zeit im Tertiär den größten Artenreichthum entwickelte. Die Zahl der fossilen Arten gibt derselbe Autor (Lethaea geogn. 3. Aufl. Bd. III. S. 402) auf 92 an, wovon auf die Tertiärperiode allein 62 kommen. Andere Autoren schließen die Formen aus den älteren Formationen von diesem Geschlechte mehr oder weniger aus (Hörnes B. II.

Digitized by Google

S. 82). Weit größer als die Anzahl der fossilen Arten ist die der jetzt lebenden; es dürften an 300 lebende Arten bekannt sein (Hörnes ibid.). Von den 10 Arten des Wiener Tertiärbeckens (darunter zwei neue von Dr. Hörnes benannt, beschrieben und abgebildet) sind bei Lapugy drei —die T. planata Linné, die T. donacina Linné und die T. compressa Brocchi— aufgefunden worden. Dazu wurde von mir noch eine vierte Form aufgefunden, welche dem genannten Becken fehlt.

TELLINA PLANATA *Linné.*

Hörnes l. c. Taf. VIII. Fig. 7 a, b und c.

Es liegt mir nur die linke stark beschädigte Klappe des Gehäuses vor, doch genügt selbe zur Feststellung des Vorkommens dieser Art bei Lapugy; diese Klappe entspricht, soweit sie vorhanden ist, ganz der oben angeführten Abbildung; das Gehäuse mochte auch dieselbe Größe haben. Ich ergänze die Beschreibung dieser Art nach Dr. Hörnes und nach einem recenten Exemplar.

Das länglich-eiförmige, quere, zusammengedrückte Gehäuse ist vorne abgerundet, hinten stumpfeckig; seine Außenfläche erscheint mit feinen Zuwachsstreifen bedeckt; längs des Hinterrandes bemerkt man eine Falte, die vom Wirbel nach der äußersten Ecke herabläuft. Die Muskeleindrücke sind stark, der vordere länglich eiförmig, oben in eine Spitze ausgehend, der hintere fast viereckig; die Mantelbucht ist weit, vom untern Ende des hintern Muskeleindruckes in einer Wölbung fast parallel dem Schloßrande bis unterhalb den vordern Muskeleindruck ziehend. Das Schloß besteht in der linken Schale aus e i n e m in der Mitte stehenden, oben gespaltenen Zahn und in der rechten aus zwei Zähnen, einem dünnen lamellenartigen und einem stärkeren an der Spitze ebenfalls gespaltenen; zwischen diesen beiden Zähnen befindet sich die dreiseitige Grube zur Aufnahme des Zahnes der linken Klappe. Hinter dem Zahnapparat schmale lange Nymphen. Die mir vorliegende Schale hat noch eine blaßrosenrothe Färbung. — Länge 2¼ W. Z.; Breite 1¼ W. Z. — Aeußerst selten bei Lapugy.

Diese jetzt noch an den Küsten des adriatischen und mittelländischen Meeres lebende Art kommt fossil anderweitig vor: bei Pötzleinsdorf, Speising und Ritzing im Wiener Tertiärbecken; auf Rhodus und Cypern; bei Siena, Modena, Castell'arquato, Asti; bei Palermo und Tarent; bei Perpignan, Saucats und Leognan; in Algerien; auf der Halbinsel Morea; im Canton Bern in der Schweiz.

In meiner Sammlung.

Digitized by Google

TELLINA DONACINA *Linné.*

Hörnes l. c. Taf. VIII, Fig. 9 a–d.

Das länglich-ovale auffallend ungleichseitige Gehäuse ist vorne zugespitzt, hinten sanft gerundet, außen mit feinen Querstreifen bedeckt und am vordern Rande gekielt. Das Schloß wird gebildet: in der rechten Klappe aus einem in der Mitte befindlichen, oben gespaltenen Zahn, an dessen vorderer Seite noch ein schiefgestellter blattartiger Zahn wahrzunehmen ist; in der linken Klappe aus einer Grube zur Aufnahme des großen Zahnes der rechten Klappe, und vor derselben aus einem ebenfalls gespaltenen Hauptzahn. Die Nymphen befinden sich auf der schmälern Seite. Es liegen mir zwei linke und Eine rechte Klappe vor, sämmtlich von gleicher Größe, die aber von jungen Thieren stammen, da sie nur 2¼ W. Linien lang und 1 W. Linie breit sind.

Im Vaterlande kommt diese jetzt noch lebende Art bei Bujtur vor; auswärtige Fundorte sind: Grund, Vöslau, Pötzleinsdorf und der Kienberg im Wiener Tertiärbecken; Castell'arquato, Nizza, Asti, Corrubare (Calabrien), Tarent; Palermo auf Sicilien; Saucats, Saubrigues, Manthelan und Perpignan in Frankreich; die Insel Rhodus; Calamaki in Griechenland; die Halbinsel Morea; Algerien; Antwerpen und Sutton und andere.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

TELLINA FASCICULATA *mihi.*

T. testa ovata, transversa, compressa, fragili, pellucida, inaequilaterali, antice brevi, rotundata, carinata, postice rotundata, concentrice lineata, lineis subtilissimis, antice ad carinam tribus vel quatuor in unam conjunctis ideoque exinde validioribus; lunula parva lanceolata; cardine bidentato; margine laevi; impressionibus muscularibus ovalibus, parum distinctis.

Das sehr flache, dünne daher durchscheinende, länglich-ovale Gehäuse ist ungleichseitig, jedoch nicht so auffallend wie T. donacina; es ist vorne kürzer, nicht geradlinig zugespitzt, sondern gerundet, gekielt, hinten sanft gerundet, nicht breiter als vorne, unten (am Bauchrande) fast geradlinig. Die Oberfläche der Schalen ist mit äußerst feinen nur mit Hilfe der Luppe wahrnehmbaren concentrischen Linien versehen, deren 3 bis 4 am Kiele sich in ein Bündel vereinigen, von wo an die Streifen daher viel wahrnehmbarer werden, bis sie in der Krümmung des Schloß- und Vorderrandes emporsteigend an der Lunula dicht gedrängt sich endigen. Die Lunula, an der sich die Streifen endigen, ist lanzettförmig,

Digitized by Google

sehr klein, aber sehr deutlich abgegränzt; unterhalb derselben hat die Schale einen kleinen aber deutlichen Ausschnitt. Das Schloß bilden in der mir vorliegenden linken Klappe zwei Zähne, welche beide schief und so gegen einander gestellt sind, daß sie eine unten offene Grube bilden; am hintern Schloßrande läuft eine schmale ziemlich lange Ligamentgrube (?) hin. Der Rand zeigt keine Spur von Crenulirung. Die Muskeleindrücke, von ovaler Form, sind wenig ausgesprochen. — Länge $2^3/_4$ W. Linien; Breite $1^2/_4$ W. Linien. Ich besitze nur eine linke Klappe.

Ich bringe für diese Form die Benennung fasciculata mit Rücksicht auf ihre Oberflächenverzierung in Antrag.

TELLINA COMPRESSA *(Gmelin an) Brocchi.*

Hörnes l. c. Taf. VIII, Fig. 10 a, b, c.

Mit dieser Art hat es dieselbe Bewandtniß, wie mit Mactra triangula, daß dieselbe von Dr. Hörnes in dem ersten Doppelheft des zweiten Bandes der fossilen Mollusken des Tertiärbeckens von Wien als Lapugyer Vorkommen nicht erwähnt wird; während sie in dem oben erwähnten Petrefactenverzeichniß des Herrn Stur zu Bujtur, Lapugy und Pank und dem damit übereinstimmenden in der Geologie Siebenbürgens aufgeführt ist, welche beide Verzeichnisse bezüglich der Mollusken auf die Grundlage der Daten ausgeführt sind, welche Herr Dr. Hörnes gegeben hatte*).

*) Zu erwähnen ist noch, daß die beiden Verzeichnisse diese Art auf Gmelin zurückführen, während Herr Dr. Hörnes in seinem erwähnten Werke den Paläontologen Brocchi der Art den Namen geben läßt und bei der Angabe der Literatur über dieselbe den Namen Gmelin gar nicht aufführt. Dagegen wird im Enumerator palaeontologicus von Bronn (S. 327) eine Tellina depressa Gmelin aus der obern Molasse und dem Diluvium wie auch lebend eingestellt, welche im Nomenclator palaeontologicus S. 1220 als beizubehaltende Art erscheint; die im Nomenclator S. 1219 ebenfalls als gute beizubehaltende Art bezeichnete T. compressa Brocchi hat unter sich die Hinweisung auf Ligula donaciformis, und bei Ligula donaciformis Nyst. S. 642, die ebenfalls als beizubehaltende Art bezeichnet wird, steht wieder die Hinweisung auf T. compressa Brocchi; im Index kommt S. 333 Ligula donacif. Nyst. aus der mittlern Molasse vor, Tell. compressa Brocchi aber aus der mittlern und obern Molasse erscheint übergangen. Mir scheint der Autor der Benennung Tell. compressa in den beiden erwähnten Verzeichnissen durch ein Versehen nicht richtig angegeben, und in Folge dessen entscheide ich mich für die Bivalve, welche Brocchi zuerst mit der Benennung Tell. compressa belegt hat. Da T. dodacina mit T. compressa am Kienberg im W. Becken und auch sonst gemeinschaftlich vorkommt, so läßt sich gegen die Annahme ihres gemeinsamen Vorkommens auch bei Lapugy nichts Haltbares einwenden.

Digitized by Google

Da es mir nicht gelungen ist Schalen dieser Art von Lapugy zu erhalten, auch in der vormaligen Ackner'schen Sammlung kein Exemplar von mir aufgefunden worden ist, so möge hier jene Beschreibung ihren Platz finden, welche Herr Dr. Hörnes von dieser Art nach Stücken aus dem W. Tertiärbecken gibt.

„Das Gehäuse ist eiförmig, ungleichseitig, vorne lang und abgerundet, hinten kurz und gekielt, sehr dünn und gebrechlich. Außen ist die Oberfläche von vorne bis ungefähr über die Mitte mit Furchen bedeckt, der übrige Theil der Schale ist glatt; das Schloß besteht in jeder Klappe aus einem oben gespaltenen Zahn, an dessen hinterer Seite sich ein schief stehender lamellenartiger Zahn befindet; außerdem liegt noch in der linken Klappe ein langgestreckter Seitenzahn. Die Nymphen, die zur Aufnahme des äußern Bandes dienen, sind deutlich entwickelt und bilden am obern Rande eine lange Platte. Die Muskeleindrücke sind schwach; der vordere ist länglich eiförmig, der hintere halbmondförmig. Die Mantelbucht ist weit und tief und läuft vom hintern Muskeleindruck gegen den vordern hin, wendet sich unterhalb demselben in einem stumpfen Winkel und kehrt parallel dem Bauchrande bis unterhalb dem hintern Muskeleindruck zurück. Das bezeichnendste Merkmal dieser Art ist aber eine Schwiele, die im Innern vom Wirbel ausgehend an der Seite des vordern Muskeleindruckes sich befindet". Die Größenverhältnisse von Lapugyer Schalen sind mir unbekannt; nach Wiener Stücken bei $^6/_{12}$ W. Z. Länge etwa $^4/_{12}$ W. Z. Breite (Höhe).

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

Diese Art kommt nach den Verzeichnissen von D. Stur und von Fr. v. Hauer im Vaterlande noch bei Bujtur vor; — auswärtige Fundorte sind: Enzersfeld und der Kienberg im Wiener Tertiärbecken; Palermo auf Sicilien; Castell'arquato, und Asti in Italien; Leognan in Frankreich; St. Gallen in der Schweiz; Olesko in Galizien und Szuskowce.

bb) Muscheln mit einigen Ausnahmen ringsum geschlossen.

Familie der Conchen.

(Conchae Lam.)

Das Gehäuse ist bald eiförmig, bald verlängert oder nahe kreisrund durch alle Zwischenstufen, oft convex, selten kugelig, mit bald glatter, glänzender, bald längs- oder quergestreifter, zierlich geblätterter, gesta-

Digitized by Google

chelter, knotiger, höchſt regelmäßig gezeichneter Außenfläche. Das Schloß beſteht aus drei divergenten Zähnen (Venus), wozu manchmal noch ein vierter (Cytherea) und ein Seitenzahn (Grateloupia) hinzutreten. Das Ligament iſt äußerlich, mitunter auf ſtarken Bandwülſten befeſtigt. Die Muskeleindrücke ſind meiſt kräftig, der vordere faſt immer halbmondförmig, der hintere mehr abgerundet. Der Manteleindruck iſt ſehr verſchieden nach den Geſchlechtern, bald rund (Venus Cytherea), bald verlängert dreieckig, mit ſehr ſpitzem Scheitel (Dosinia, Cyclina).

Geſchlecht TAPES Megerle.

Das Gehäuſe iſt quer-eiförmig, ungleichſeitig, ganzrandig, geſchloſſen. Das Schloß beſteht in beiden Klappen aus drei nahe parallelen oder divergent ſtehenden Zähnen, die an ihrer Spitze entweder geſpalten oder wenigſtens gefurcht ſind. Die Muskeleindrücke ſind eiförmig, die Mantelbucht iſt horizontal, eirund und wenig tief.

Das Geſchlecht Tapes wurde von J. C. Megerle v. Mühlfeld im Jahr 1811 aus einem Theil der zu Venus gerechneten Gehäuſe gebildet*). Man kennt gegenwärtig über 150 lebende, aber nur wenige foſſile Arten. Alle ſind Meeresbewohner. Während foſſile Arten nach Sowerby in den älteſten Sedimentgeſteinen vorkommen ſollen, bezweifelt Solches der franzöſiſche Paläontologe Deshayes, wie Dr. Hörnes angibt**). Dieſer Gelehrte gibt auch an: Strickland erwähne Tapes aus dem Lias; Phillips aus dem untern Oolith, d'Orbigny habe einige wenige aus der Kreide beſchrieben; aus dem Pariſer Becken führe Deshayes 3 Arten an***). Es ſcheint mir, daß dem Geſchäfte der Prüfung ſämmtlicher foſſiler Venus-Arten behufs durchgängiger Ausſcheidung der zu Tapes gehörigen Formen ſich noch kein Paläontologe unterzogen habe.

Von den drei Tapes-Arten des Wiener Tertiärbeckens iſt bei Lapugy nur Eine bis nun aufgefunden worden.

TAPES GREGARIA *Partsch.*

Hörnes l. c. Taf XI, Fig. 2 a—m.

Das eiförmige, ungleichſeitige Gehäuſe iſt je nach dem Alter mehr oder weniger dick und hat ſtark eingerollte und ſehr vorwärts geneigte

---

*) Philippi (Handbuch der Conchyologie S. 305) und Bronn (Leth. geogn. 3. Auflage, B. III. S. 403) haben Tapes von Venus noch nicht abgetrennt.

**) Hörnes l. c. B. II., S. 112.

***) Hörnes eodem l. S. 112.

Digitized by Google

Wirbel. Die Außenfläche desſelben, im Ganzen glatt zu nennen, iſt mit Zuwachsſtreifen bedeckt, die mehr oder weniger intenſiv ſind. Das Schloß bilden in jeder Klappe drei lamellenartige Zähne, von welchen in der rechten die beiden hintern, in der linken die beiden vordern geſpalten ſind. Von den Muskeleindrücken, welche kräftig ſind, iſt der vordere klein und halbmondförmig, der hintere groß und rund. Die Mantelbucht iſt klein und vorne abgerundet. Die Schalenränder ſind nicht gekerbt. — Länge $1^1/_4$ W. Zoll; Breite 1 W. Zoll.

Dieſe für die Cerithienſchichten im Wiener Becken höchſt bezeichnende Art, und in denſelben in großer Häufigkeit vorkommend, wird bei Lapugy höchſt ſelten gefunden. Da die Straten von Lapugy nicht zu den Ceritherienſchichten gehören, ſo liegt die Vermuthung nahe, daß die wenigen aufgefundenen Exemplare dahin verſchwemmt wurden.

Im Vaterlande kommt dieſe Art noch vor bei Bujtur (nach Ackner), dann beſonders bei Szakadat und Schweiſcher (in der Sammlung des Herrn E. A. Bielz), an letztern beiden Orten charakteriſtiſch für die Ablagerung.

Die ſonſtigen Fundſtätten liegen größtentheils im Wiener Tertiär-Becken, in Podolien, Volhynien, der Krim und in Beßarabien; in W. Becken allein kommt ſie auf 23 Punkten vor.

In der vormals Ackner'ſchen Sammlung. Ob auch in der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets zweifelhaft.

Geſchlecht VENUS Linné.

Das Gehäuſe iſt gleichſchalig, meiſt etwas ungleichſeitig von rundlichem Umriſſe, mehr oder minder ſtark gewölbt, manchmal faſt kugelig aufgebläht, ringsum geſchloſſen. Das Schloß beſteht in jeder Klappe aus drei einander naheſtehenden, vom Wirbel aus divergirenden regelmäßig geformten Zähnen. Keine Seitenzähne. Der Manteleindruck hat meiſt hinten eine wenig tiefe Einbucht. Das Ligament iſt äußerlich und bedeckt die Lippen der Nymphen.

Von dem großen Linné'ſchen Geſchlechte Venus, das in ſeiner Totalität nach Bronn 140 lebende und 180 foſſile Arten umfaßte (Leth. geogn. 3. Aufl. B. III. S. 404), ſind nach und nach viele Arten abgeſchieden und in beſondere Geſchlechter gebracht worden. Dieſer Trennung ungeachtet enthält dasſelbe gegenwärtig doch noch etwa 100 gut beſtimmte lebende Arten. Von den foſſilen Arten kommen nach Bronn 4 auf die Kohlenperiode, 2 auf die Salzperiode, 25 auf den Jura, 60 auf die Kreide und 110 auf das Tertiär; doch muß hiebei erwogen werden, daß Bronn die zu Tapes gehörigen Arten auch noch zu Venus

rechnet, sowie daß die aus der Kohlenperiode und Salzperiode stammenden vielfältig zweifelhaft sind. Nachdem nun noch nicht ganz festgestellt ist, wie viele Arten von Venus selbst aus der Tertiärzeit zu Tapes zu rechnen sind, so ergibt sich, daß die Anzahl der fossilen Arten von Venus gegenwärtig durchaus noch nicht genau angegeben werden kann.

Von den 17 Arten des Wiener Tertiärbeckens sind bis nun 14 in den Straten von Lapugy aufgefunden worden. Diese fast völlige Uebereinstimmung in den Arten eines so großen Formenreichthums entwickelnden Geschlechtes bestätigt die nahe Verwandschaft des Wiener Beckens mit unserer Lokalität auf's Neue.

VENUS UMBONARIA *Lamarck.*

Hörnes l. c. Taf XII, Fig. 1 bis 6.

Das Gehäuse von fast vierseitiger Form, stark, oft dickwandig groß, ist auf seiner Oberfläche mit feinen Zuwachsstreifen bedeckt. Das kräftige Schloß unter dem breiten Wirbel besteht in jeder Klappe aus drei Zähnen, (ein vor diesen liegender vierter fehlt gänzlich); der Lunularzahn ist dünn und befindet sich senkrecht unter dem Wirbel, der Cardinalzahn ist sehr stark, in der rechten Klappe dreiseitig, in der linken mehr, weniger gebogen, der Ligamentarzahn ist auch stark, in der rechten Klappe gespalten, in der linken weniger stark, bei alten Exemplaren durch Erosion angegriffen. Die Anheftungsstelle des Ligamentes oberhalb des Schlosses ist bogenförmig geschwungen, ziemlich breit und mit Querfasern versehen. Die Muskeleindrücke sind kräftig; die Mantelbucht breit, tief und etwas zugespitzt. Länge $1^1/_4$ Wiener Zoll; Breite von demselben Maß.

Diese Art kommt im Vaterlande noch vor bei Bujtur, Limba bei Mühlbach und Korod; auswärtige Fundstätten sind das Wiener Tertiär-Becken, wo sie auf 15 Punkten aufgefunden worden ist; das Subappennin Ober- und Mittelitaliens; Palermo auf Sicilien; die Insel Rhodus, Cefalonien und Sardinien; Leognan, Saucats und Salles in Frankreich; Barcellona, Lissabon; Weinhalde in der Schweiz; Vilshofen in Baiern; Pöls in Steiermark; Rakowitza bei Belgrad; Korytnice in Polen; endlich Oued-Nadar in Algerien.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und in der vormals Acknerschen Sammlung (wo sie unter dem Namen V. Brocchii Bronn cursirte).

VENUS DUJARDINI *Hörnes.*

Hörnes l. c. Taf, XIII, Fig. 1 a, b und c.

Meiner wiederholten Besuche unserer Oertlichkeit ungeachtet ist es mir nicht gelungen in den Besitz von Exemplaren dieser Art zu gelangen.

Dr. M. Hörnes gibt von derselben nach Stücken aus dem Wiener Becken nachstehende Beschreibung.

„Das Gehäuse ist fast kugelrund, stark und dickschalig, das Schloß kräftig. Die Oberfläche ist mit mehr oder weniger deutlichen, stumpfen, etwas unregelmäßigen Zuwachsstreifen bedeckt, sonst glatt Das Schloß ähnelt sehr dem der V. umbonaria Lam., unterscheidet sich aber wesentlich dadurch, daß vor den übrigen drei Zähnen in der linken Klappe ein sehr spitzer Zahn sich befindet, dem eine Grube im Schloßrande der rechten Klappe entspricht. Die beiden Muskeleindrücke sind kräftig. Die Mantelbucht, tief und zugespitzt, reicht fast bis in die Mitte der Schale. Der Rand ist glatt." Dr. Hörnes bemerkt noch: „V. Dujardini steht in der Mitte zwischen umbonaria und islandicoides und ist von letzterer vielleicht noch schwerer zu trennen".

Da mir kein Exemplar von Lapugy vorliegt, so kann ich über die Größe der Schalen dieser Oertlichkeit Nichts angeben; im W. Tertiär-Becken erreicht diese Art eine Länge von $1^3/_4$ W. Z. und eine Breite von $1^1/_2$ W. Z.

Diese Art gehört bei Lapugy zu den größten Seltenheiten, während sie im Wiener Tertiärbecken häufig vorkommt.

Sie kommt fossil noch vor: bei Bujtur in unserm Lande; bei Enzesfeld, Gainfahren und Grund im Wiener Becken; bei Roussilon, Perpignan, Saubrigues und Manthelan in Frankreich; dann in Toskana bei Castell'arquato und endlich in Sicilien.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

VENUS AGLAURAE *Brong.*

Hörnes l. c. Taf. XIV, Fig. 1—4.

Gleich wie die vorher aufgeführte Art gehört auch diese durch Zeichnung und Größe ausgezeichnete Art zu den größten Seltenheiten bei Lapugy. Dr. Hörnes beschreibt sie in nachstehender Weise:

„Das Gehäuse ist abgerundet-eiförmig, sehr ungleichseitig aufgebläht. Die einzelnen Schalen sind dick und kräftig und an ihrer Oberfläche mit engstehenden, breiten, nach aufwärts gebogenen concentrischen Lamellen bedeckt, die von einander naheſtehenden radialen Furchen derart durchkreuzt werden, daß die dadurch entstehenden quadratischen Platten dachziegelförmig von rückwärts nach vorwärts über einander zu liegen scheinen. Die vordere Seite des Gehäuses ist kurz und abgerundet, die hintere leicht zusammengedrückt und wie abgestutzt. Die Wirbel sind sehr stark, die Lunula ist verlängert herzförmig. Das Schloß ist sehr kräftig und besteht in der rechten Klappe aus drei Zähnen, von denen der vor-

Digitized by Google

derſte einfach, dreiſeitig und plattgedrückt iſt, während die beiden übrigen ſtark entwickelt in ihrer ganzen Länge geſpalten ſind. Zwiſchen den Zähnen befinden ſich eben ſo tiefe Gruben zur Aufnahme der gegenüberſtehenden Zähne der linken Schale. Dieſe hat ebenfalls drei Zähne, von denen der vordere, dreiſeitige, der hervorragendſte iſt; in der Mitte befindet ſich der etwas ſchwächere geſpaltene Cardinalzahn, während der letzte nur als eine lange, vertikal ſtehende Lamelle erſcheint. Oberhalb des Schloſſes bemerkt man die breiten Anheftungsſtellen des kräftigen Bandes. Die Muskeleindrücke ſind deutlich ſichtbar. Die Mantelbucht breit und tief, etwas zugeſpitzt. Der Rand iſt ſehr ſchwach gekerbt."

Da mir keine Schalen von Lapugy vorliegen, kann ich über die Größen-Verhältniſſe hieſiger Exemplare Nichts angeben; in W. Tertiär-Becken erreicht dieſe Art eine Länge von $4^2/_4$ W. Z. bei einer Breite von $3^3/_4$ W. Z. Nach Dr. Hörnes haben die Lapugyer Exemplare dieſe Größe nicht.

Foſſil kommt dieſe Art anderweitig vor auf neun Punkten im W. Tertiärbecken; ferner zu Belluno, Creazzo und Castell' gomberto bei Vicenza; endlich bei Martigues (Bouches du Rhone) in Frankreich nach Exemplaren der k. Sammlung in Wien.

Nur in der Sammlung des k. Hof-Mineralienkabinets.

VENUS CLATHRATA *Dujardin.*

Hörnes l. c. Taf. XIII. Fig. 3 a – c.

Das abgerundet-herzförmige, etwas aufgeblaſene Gehäuſe iſt vorne abgerundet, rückwärts wie abgeſtutzt. Die Oberfläche erſcheint in Folge concentriſcher und radikaler Streifen und Furchen gegittert. Vorne und hinten erheben ſich die einzelnen quadratiſchen Abſchnitte wulſtförmig. Die herzförmige Lunula iſt ſcharf begrenzt und die Area ziemlich breit und tief. Das ſtarke Schloß beſteht in beiden Klappen aus drei ſtarken Zähnen; in der rechten ſind die beiden rückwärtigen und in der linken der mittlere an der Spitze etwas geſpalten; keine Spur eines Vorderzahnes. Die Muskeleindrücke ſind deutlich, die Mantelbucht klein und ſpitzig, der Rand fein gekerbt. Länge des mir vorliegenden Exemplars $1^1/_4$ W. Z. — Breite etwas über 1 W. Z., demnach bedeutend kleiner als das von Dr. Hörnes sub a, b und c abgebildete Wiener Exemplar.

Dieſe Art ſehr häufig im Wiener Tertiärbecken namentlich bei Steinabrunn und Nikolsburg, ſcheint bei Lapugy zu den größten Seltenheiten zu gehören.

Außer Lapugy und dem Wiener Tertiärbecken (mit fünf Punkten) kennt man als Fundſtätten nur noch die Touraine und Pöls bei Wildon.

Digitized by Google

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und in meiner Sammlung.

VENUS PRAECURSOR *Mayer*.

Hörnes l. c. Taf. XIV, Fig. 5–9.

Das fast kugelrunde Gehäuse ist an der Oberfläche mit feinen, scharfen, concentrischen Lamellen versehen, die sich in geringen Entfernungen wulstförmig vereinigen und der Schale das Ansehn einer stark quergerippten Oberfläche geben; an der ziemlich großen, durch eine tiefe Furche von der übrigen Schale getrennten Lunula laufen die Lamellen jedoch einfach fort. Das kräftige Schloß hat in jeder Klappe 3 Zähne, wozu in der linken noch das Rudiment eines vierten Zahnes kommt. An der rechten Klappe ist der Cardinal- und Ligamentarzahn gespalten, an der linken dagegen nur der stark entwickelte Cardinalzahn. Die Muskeleindrücke sind sehr deutlich, die Mantelbucht sehr klein, der Rand fein gekerbt. Länge und Breite des mir vorliegenden Exemplars 1 W. Z. Nach meinem geringen Material zu schließen sehr selten bei Lapugy.

Auswärtige Fundorte dieser Art sind: Forstenau und Grußbach im Wiener Tertiärbecken; St. Clément in der Touraine, Les Barritz bei Dax in Frankreich und die Azoren.

In der Sammlung der k. Hof-Mineralienkabinets und in meiner Sammlung.

VENUS CINCTA *Eichwald*.

Hörnes l. c. Taf XIII, Fig. 4 a–c.
Eichwald. Leth. Rossica Tab. V, Fig. 14 a, b.

Das quer-ovale, im Umriß etwas eckige Gehäuse ist stark aufgebläht und an der Oberfläche mit engstehenden dünnen Lamellen versehen, welche nach aufwärts gebogen sind und an der Vorderseite, zum Theil auch an der Hinterseite gekerbt und daher wie gekraust erscheinen. An diesen Lamellen sind feine Radialfurchen bemerkbar, die am Grunde der Schale entstehen und oft kaum bis an den Rand der Lamelle reichen. Der Zwischenraum zwischen den Lamellen ist mit feinen concentrischen Streifen ausgefüllt. Die herzförmige Lunula ist durch eine tiefe Furche von dem übrigen Theile der Schale abgegränzt. Das Schloß ist kräftig und mit drei Zähnen ausgestattet, von welchen der Cardinalzahn der stärkste ist. Die Muskeleindrücke ziemlich deutlich; die Mantelbucht sehr klein; der Rand inner gekerbt. Breite meines größten Exemplars $1^2/_{12}$ W. Z. Länge $1^4/_{12}$ W. Z. Nicht eben selten bei Lapugy.

Venus cincta kennt man anderweitig noch von mehreren Punkten des Wiener Tertiärbeckens; von Zalisce; von Rudelsdorf in Böhmen; von Pöls. Sie kommt im Vaterlande noch bei Pank vor.

Digitized by Google

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und in meiner Sammlung.

VENUS FASCICULATA *Reuss.*

Hörnes l. c. Taf XIII, Fig. 5 a—c.

Das Gehäuse oval, dreiseitig-rundlich und etwas aufgebläht hat eine kurze Vorderseite und eine mit kaum merkbarem Winkel versehene Hinterseite; der Außenrand daher fast ein ununterbrochener Bogen. Die Oberfläche ist mit gedrängt stehenden und ungleichen concentrischen Rippen von verschiedener Beschaffenheit besetzt; die dem Wirbel zunächst gelegenen (4—5) stehen am weitesten von einander ab und erscheinen als niedrige, ziemlich scharfe Leisten; alle übrigen stehen nahe an einander und bilden fast mit ihrer ganzen Breite auf der Schale aufliegende flache Wülste; etwaige Räume zwischen den Wülsten erscheinen fein concentrisch gestreift; die Rippen (Wülste) erstrecken sich von vorne bis an eine schwache, vom Wirbel zum hintern Ende des Randes hinziehende Kante, von wo an einige, mit Ausnahme der dem Wirbel benachbarten 6—7 sich plötzlich zu dünnen beinahe senkrecht emporsteigenden Lamellen aufrichten und als solche bis zum Hinterrande des Gehäuses fortsetzen, während die dazwischen liegenden sich jede plötzlich in ein Bündel von 3 — 4 parallelen, schmalen, und weniger erhöhten Streifen auflösen, welches ebenfalls bis zum hintern Rande des Gehäuses fortläuft. Das ovale Mondchen, schwach eingedrückt, ist von einer feinen Furche begränzt; die lanzettförmige Area durch eine deutliche Kante von der Hinterseite der Schale gesondert. Das mäßig dicke Schloß ist in beiden Schalen aus drei Zähnen gebildet, wozu in der linken noch ein rudimentärer vierter Zahn tritt. In der rechten Schale ist der vorderste Lunularzahn blattartig, der Cardinalzahn dagegen dreieckig, stark und oben gespalten, desgleichen ist der schiefstehende Ligamentarzahn oben gespalten; in der linken ist der Cardinalzahn stark entwickelt, der Lunularzahn schief gestellt, der vorderste — der vorhin erwähnte vierte rudimentäre — nur ein kleines Knöpfchen und der Ligamentarzahn eine schief stehende Lamelle, welche bereits mit den Lippen der Nymphen verwachsen ist. Die Muskeleindrücke sind ziemlich deutlich; die Mantelbucht wenig tief und zugespitzt; der Rand innen gekerbt. — Länge meiner größten Schalen 1 W. Z.; Breite zwischen 10 und 11 W. Linien, also kleiner als im Wiener Becken. Nicht selten bei Lapugy.

Im Vaterlande kommt diese Art noch bei Pank vor; auswärtige Fundorte derselben sind: das Wiener Becken, wo sie auf 9 Punkten vorkommt; Modena, Siena, Pisa; Salles bei Bordeaux; Rudelsdorf in Böhmen; Szobb bei Gran in Ungarn.

Digitized by Google

In der Sammlung des k.k. Hof-Mineralienkabinets, in meiner und der des Baron v. Brukenthal'schen Museums, so wie des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt.

VENUS MULTILAMELLA *Lam.*

Hörnes l. c. Taf. XV, Fig. 2 und 3.

Die Oberfläche des herz-eiförmigen, ungleichseitigen, mehr weniger gewölbten Gehäuses ist mit entfernt und senkrecht stehenden dünnen concentrischen Lamellen versehen, welche in gleicher Beschaffenheit von dem einen bis zum andern Rande der Schale verlaufen; der Zwischenraum zwischen den Lamellen erscheint erst unter der Luppe fein concentrisch gestreift. Auf den Lamellen, welche ihrer Zartheit wegen häufig, besonders an die Wirbeln mehr weniger abgebrochen sind, werden bei unsern Exemplaren wohl concentrische Linien, an ihrem Grunde aber keine vertikale Streifen wahrgenommen. Die ziemlich große herzförmige Lunula wird von einer Furche scharf begränzt. Das Schloß ist kräftig; der vierte vordere Lunularzahn tritt bedeutend hervor. Die Muskeleindrücke sind deutlich; die kleine Mantelbucht bildet fast ein gleichseitiges Dreieck; der Rand ist innen gekerbt. — Länge meines größten Exemplars $1^2/_{12}$ W.Z.— Breite 1 W.Z., also etwas kleiner, als im W. Becken. Nicht selten bei Lapugy.

Im Vaterlande kommt diese Art noch vor bei Pank; auswärtige Fundorte derselben sind: das Wiener Tertiärbecken, wo sie auf vielen Punkten (besonders bei Grinzing, Gainfahren und Enzersfeld) vorkommt; etliche griechische Inseln; das Subappennin Italiens mit vielen Punkten; Palermo und Girgenti auf Sicilien; Perpignan, Roussilloo, Saubrigues. St. Jean de Marsacq in Frankreich; Korytnice in Polen; St. Gallen, Luzern, Weinhalde in der Schweiz; Algerien. Sie wurde von mir auch im Walde von Nemeseſt angetroffen.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets, in meiner Sammlung und der des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt.

VENUS PLICATA *Gmelin.*

Hörnes l c, Taf. XV, Fig. 4 a—c, 5 und 6.

Das mehr weniger gewölbte Gehäuse ist abgerundet, dreiseitig, vorn zugerundet, rückwärts gekielt, auf seiner Oberfläche mit entfernt und senkrecht stehenden dünnen concentrischen Lamellen versehen, welche am Kiele ein Knie bilden, ohne ihre Beschaffenheit sonst zu ändern. Die Zwischenräume zwischen den 5—8 ersten Lamellen sind ganz eben und glatt, dann treten in der Regel Anfangs je eine, hierauf zwei, endlich sogar drei Nebenlamellen in den Zwischenräumen auf; doch kommt

Digitized by Google

es auch vor, daß einzelne der angegebenen Zwischenräume von diesen Nebenlamellen frei geblieben. Die herzförmige Lunula wird von einer Furche begränzt; die große lanzettförmige Area ist ungleichseitig, da sie auf der linken Klappe eine glatte und scharfkantige, auf der rechten aber eine kleinere rauhe, stumpfkantige Fläche hat. Das kräftige Schloß besteht in jeder Klappe eigentlich nur aus zwei gut entwickelten Zähnen; in der rechten Klappe erscheint der dritte Zahn (der Vorderzahn) nur als eine Lamelle, in der linken Klappe der dritte Zahn (hier der letzte) ganz mit der Nymphe verwachsen. Die Muskeleindrücke sind deutlich; die Mantelbucht ist klein, zugespitzt, fast horizontal; der Rand der Schalen erscheint innerhalb sehr fein gekerbt. Die Dimensionen, welche diese Art bei Lapugy erreicht, vermag ich nicht anzugeben, da ich nur die linke Klappe eines Jugendexemplars von dieser Oertlichkeit besitze; an einem Exemplar von Bujtur messe ich die Höhe mit $1^{3}/_{12}$ W. Zoll und die Länge mit $1^{4}/_{12}$ W. Zoll. — Sie scheint bei Lapugy sehr selten zu sein.

Im Vaterlande kenne ich diese Art noch vom Bujtur; auswärtige Fundorte sind: das Wiener Becken, wo sie auf 6 Punkten häufig vorkommt; die subappenninischen Hügel in Italien; Roussillon, Orthez und St. Paul bei Dax, Sallos und Leognan bei Bordeaux, Perpignan in Frankreich; St. Gallen und Luzern in der Schweiz; Steiermark; Ungarn; Polen.

In der Sammlung des Hof-Mineralienkabinets, in meiner Sammlung und in der Sammlung des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt.

VENUS HAIDINGERI *Hörnes.*

Hörnes l. c. Taf. XV, Fig. 7 a—d.

Das abgerundet-dreiseitige, schiefe und ungleichseitige Gehäuse, mit kurzem Vorder- und abgestutztem Hinterrande ist schwach gekielt und mehr gewölbt als die Wiener Form. Uebereinstimmend mit dieser ist die Oberfläche der Schalen mit engstehenden, dünnen, wenig hervorragenden concentrischen Lamellen bedeckt, welche vom Wirbel nach dem Rande einander immer näher rücken, sonst regelmäßig auftreten und den rückwärtigen sehr schwachen Kiel unverändert überschreiten. Das kräftige Schloß entspricht ganz dem von V. plicata; vor dem Lunularzahn in der linken Klappe ein Zahnrudiment. Die herzförmige Lunula trennt sich durch eine vertiefte Linie gut ab; die lanzettförmige Area erscheint durch eine tiefe Furche gut begrenzt. Deutliche Muskeleindrücke, kleine spitzige, fast horizontale Mantelbucht und feine sehr regelmäßige Randkerfung. Es lagen mir nur zwei rechte und Eine linke Klappe, welche aber einst

Digitized by Google

verschiedenen Individuen angehörten, zur Untersuchung vor. Länge der größten Schale $1^2/_{12}$ W. Z., Höhe $1^1/_{12}$ W. Z. Diese Art scheint bei Lapugy zu den Seltenheiten zu gehören.

Im Vaterlande kommt sie noch vor bei Korod, von wo das Brukenthal'sche Museum in Hermannstadt ein schönes Exemplar besitzt; ferner bei Pank. Sonstige Fundorte sind: Grund und Loibersdorf im Wiener Becken und Großbach in Mähren.

In meiner Sammlung.

VENUS BASTEROTI *Desh.*

Hörnes l. c. Taf. XV, Fig. 9 a—d.

Das fast dreiseitige, ungleichseitige Gehäuse ist wenig gewölbt und schwach gekielt; die Oberfläche der einzelnen Klappen mit 9—10 breiten concentrischen an die Schale sich anschmiegenden Rippen bedeckt, welche am Winkel des Hinterrandes knieförmig umbiegen und sich sofort in senkrecht stehende Lamellen verwandeln. Der Zwischenraum zwischen den Rippen ist glatt oder mit feinen concentrischen Rippen versehen. Die kleine lanzettförmige Lunula ist von einer feinen Furche begrenzt; die Area ist stark verlängert und bildet den geraden Rücken der Schale. Das kräftige Schloß bilden in jeder Klappe drei Zähne, von denen der Cardinalzahn in der linken Klappe am stärksten entwickelt, der hintere Zahn aber als lange dünne Lamelle mit den Nymphen verwachsen ist. Deutliche Muskeleindrücke, wenig tiefe Mantelbucht, gegen die Mitte der Schale gerichtet; fein und regelmäßig crenulirter innerer Rand. — Länge $^6/_{12}$ W. Z., Breite $^5/_{12}$ W. Z. — Sehr selten bei Lapugy.

Diese Art findet sich im Vaterlande noch bei Bujtur; auswärtige Fundstätten sind das Wiener Becken mit mehreren Punkten; die Hügel bei Turin; Pont-Levoy in Frankreich; Rudelsdorf in Böhmen; Großbach in Mähren; Pöls bei Wildau in Steiermark; Kralova und Nemesest in Ungarn; Korytnico in Polen; Ssukowce und Bialozurka in Volhynien.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und in meiner Sammlung.

VENUS SCALARIS *Bronn.*

Hörnes l. c. Taf. XV, Fig. 10 a—c.

Die Oberfläche des eiförmig-dreiseitigen, dicken und stark gewölbten Gehäuses ist mit breiten, starken, schief stehenden und an der Kante umgebogenen concentrischen Lamellen bedeckt, von denen jedoch nur 5—6 in der Mitte und gegen den Rand der Klappen stark entwickelt sind. Die

Digitized by Google

schmalen Zwischenräume, so wie die Lamellen selbst, sind mit feinen, die erstern mit deutlichern, die letztern mit undeutlichen concentrischen Streifen versehen. Die Lamellen behalten von dem vordern bis zum hintern Ende der Klappen gleiche Beschaffenheit, ohne knieförmige Umbiegung. Die Lunula ist groß und lanzettlich, nicht durch eine vertiefte Linie abgegränzt, etwas runzelig; die Area ist sehr lang und glatt. Das kräftige Schloß hat in der rechten Klappe drei und in der linken zwei Zähne, indem der hinterste bereits mit den Nymphen verwachsen ist. Die Muskeleindrücke ziemlich deutlich; die Mantelbucht wenig tief; der Innenrand fein crenulirt. — Länge $^6/_{12}$ W. Z., Höhe $^5/_{12}$ W. Z. Nicht häufig bei Lapugy.

Auswärtige Fundorte dieser Art sind: das Wiener Becken; die Subappenninenformation Italiens; Roussillon in Frankreich.

In meiner Sammlung.

VENUS MARGINATA *Hörnes.*

Hörnes l. c. Taf. XV, Fig 11 a, b, c.

Auf Grund von Exemplaren, welche in der Sammlung des k. Hof-Mineralienkabinets in Wien vorliegen, gibt Herr Dr. Moriz Hörnes in seiner oft erwähnten klassischen Arbeit über die Mollusken des Wiener Tertiärbeckens das Vorkommen dieser Art bei Ober-Lapugy an. Da mir bis zur Stunde keine Lapugyer Stücke derselben zur unmittelbaren Anschauung vorliegen, so kann ich keine spezielle Beschreibung davon geben. Ich lasse daher, in der Hoffnung von Seiten des Herrn Dr. Hörnes*) mich keinem Tadel auszusetzen, die Beschreibung dieser Art nach Stücken aus dem Wiener Becken, wie ich sie bei Demselben finde, folgen:

„Das Gehäuse ist eiförmig, quer verlängert, vorne abgerundet, nach rückwärts etwas zugespitzt und mäßig gewölbt. Die Oberfläche ist mit feinen concentrischen Zuwachsstreifen bedeckt, die häufig abgerieben sind, so daß die Mitte der Oberfläche glatt erscheint, nur gegen rückwärts nahe am Rande, erheben sich diese Zuwachsstreifen in gewissen Entfernungen, so daß dieser Theil der Schale wie mit entfernt stehenden Lamellen bedeckt erscheint. Bei Jugendexemplaren ziehen die Lamellen um die ganze Schale. Die Lunula ist lanzettförmig, von einer feinen Furche begrenzt und mit feinen Radialstreifen bedeckt. Die Area

*) Dr. Moriz Hörnes ist leider, seit obige Zeilen geschrieben wurden, ein Raub des Todes geworden.

Digitized by Google

hingegen ist verschwindend klein. Das Schloß ist kräftig und besteht in jeder Klappe aus zwei divergirenden Zähnen, wozu noch in beiden Klappen ein blattartiger langgestreckter Zahn hinzutritt, der aber meist mit den naheliegenden Theilen verwachsen ist. Die Muskeleindrücke sind nicht sehr deutlich, die Mantelbucht klein und der ganze Rand der Schale an beiden Seiten bis an den Wirbel fein crenulirt, worauf sich auch der Name bezieht". Länge eines mir vorliegenden Wiener Exemplars $^{7}/_{12}$ W. Z.; Höhe $^{6}/_{12}$ W. Z. Diese Art scheint mir zu den größten Seltenheiten bei Lapugy zu gehören, da ich bei aller Sorgfalt im Sammeln, während meiner Besuche in Ober-Lapugy keine Schalen erbeuten konnte.

Venus marginata kommt noch vor bei Bujtur im Vaterlande; dann bei Grund, Großbach, Kienberg, Pötzleinsdorf, Speising, Ebersdorf, Niederkreuzstätten, Vöslau und Hitzing im Wiener Becken; endlich bei Olesko in Galizien.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

VENUS OVATA *Pennant.*

Hörnes l. c. Taf. XV, Fig. 12 a—d.

Das kleine, ovale, fast dreiseitige, nahezu gleichseitige, wenig gewölbte Gehäuse ist mit kleinen, wenig gebogenen Wirbeln versehen, seine Oberfläche mit einer großen Anzahl Radialrippen bedeckt, welche von ziemlich entfernt stehenden regelmäßigen concentrischen Streifen durchkreuzt werden. An manchen Exemplaren kommt nach den Beobachtungen des Hrn. Dr. Hörnes bereits in der Mitte oder gegen den Rand eine Spaltung der Radialrippen vor. Das Schloß besteht an der mir vorliegenden rechten Klappe aus drei ungleichen Zähnen. Der hinterste ist der längste und größte und an der Spitze gespalten; der vorderste ist verlängert und verläuft als dünne Platte fast parallel der Lunula; der mittlere ist dreieckig pyramidal. In der linken Klappe ähnelt nach Dr. Hörnes der vordere Zahn dem der rechten Klappe, der mittlere ist minder dreiseitig und an der Spitze gespalten und der hinterste ist als dünne Lamelle mit den naheliegenden Nymphen verwachsen. Die Muskeleindrücke sind ziemlich deutlich, die Mantelbucht klein und abgerundet; der ganze Rand der Schale bis zu den Wirbeln ist fein crenulirt. — Ich besitze nur eine einzelne Klappe dieser netten Art und zwar die rechte. Ich schließe wohl mit Recht, daß sie bei Lapugy zu den größten Seltenheiten gehört. Es stammt diese Schale entweder von einem jungen Thier oder die Art erreichte bei Lapugy überhaupt nicht die Größe, welche sie im Wiener Becken hatte; denn die Länge beträgt nur 2 W. Linien und die Höhe nur $1^{1}/_{2}$ W. Linien.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Digitized by Google

Im Vaterlande kommt diese Art nach den Erfahrungen des Herrn Dr. Hörnes noch bei Bujtur vor; auswärtige Fundorte sind: Grund, Grußbach, Steinabrunn, Gainfahren und Hitzing im Wiener Becken; Wildon in Steiermark; mehrere Punkte des Subappennin; einige Inseln des Mittelmeeres; viele Punkte des südwestlichen Frankreich; Antwerpen; Souton in England; Rothsee bei Lucern; Zukowce und Staro-Poczajow in Volhynien; die Halbinsel Morea und Algerien. Lebend wird sie angetroffen an den Küsten von Nord-Scandinavien; Drontheim; Schottland; Spanien und Portugal; im Mittelmeer und an der Westküste von Afrika und zwar ziemlich weit nach Süden.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Geschlecht DOSINIA Scopoli.

Das Gehäuse ist fast kreisrund, linsenförmig, gleichschalig, concentrisch-gestreift oder gefurcht, ganzrandig, geschlossen. Das Schloß ist in beiden Klappen ziemlich ausgebreitet und mit drei divergirenden ungleichen Zähnen versehen, zu denen noch in der linken Klappe, ähnlich wie bei Cytherea, ein vierter sublunarischer hinzutritt; die Lunula ist herzförmig und stark eingedrückt. Die Muskeleindrücke sind deutlich erkennbar, der vordere oval, der hintere fast kreisförmig; die Mantelbucht ist enge, dreiseitig zugespitzt, seitlich von zwei geraden Linien begränzt und reicht häufig bis in die Mitte der Schale.

Die dem Geschlechte Dosinia angehörigen Gehäuse hatte Linné dem Geschlechte Venus eingereiht, von welchem sie Lamarck trennte, um sie seinem Geschechte Cytherea einzuverleiben; später wurden sie auf Grund einer von Scopoli schon 1777 gegebenen Diagnose auch von Cytherea getrennt und sind in jüngster Zeit von Desbayes ebenfalls als ein selbstständiges Geschlecht anerkannt werden.

Die Paläontologen kennen bis jetzt sieben Arten, die in den mittlern und obern Tertiärschichten vorkommen; viel größer ist die Zahl der jetzt in den wärmern und gemäßigten Meeren lebenden Arten. — Die Straten von Lapugy beherbergen nur e i n e von den vier Arten des Wiener Tertiärbeckens.

DOSINIA ORBICULARIS *Agassiz.*

Hörnes l. c. Taf. XVI, Fig. 1 a, b, c.

Die Oberfläche des fast kreisrunden, zusammendrückten, linsenförmigen und dickschaligen Gehäuses ist mit engstehenden concentrischen Strei-

Digitized by Google

fen verſehen, welche nach dem Wirbel hin umgebogen ſind; die herzförmige Lunula iſt ſtark eingedrückt und geſtreift. Das breite Schloß beſteht in jeder Klappe aus drei divergirenden, mehr oder weniger blattartigen Zähnen, von denen der letzte in der rechten Klappe geſtreckt und geſpalten erſcheint; in der linken Klappe kommt noch ein rudimentärer Sublunarzahn hinzu. Die Bandgrube iſt breit und lang. Die Muskeleindrücke ſind kräftig der vordere von ovaler, der hintere von mehr runder Form; die Mantelbucht tief und ſpitzwinkelig; der Rand der Schale nicht crenulirt. Die von Dr. Hörnes der Mantelbucht gegenüber wahrgenommene Eindrückung des Randes konnte von mir wegen Beſchädigung der Schalen an dieſer Stelle nicht beobachtet werden. Es lagen mir nur drei leider ſtark beſchädigte Schalen zur Unterſuchung vor, doch war Schloß und Oberfläche in gut erhaltenem Zuſtande. Ich entſinne mich, daß dieſe Schalen von mir in einer ziemlich tief liegenden ſandigen Strate gefunden wurden. — Länge der mir vorliegenden größten Schale 2¼ W. Z.; Breite wenig über 2 W. Z.

Dieſe Art kommt anderweitig vor im Wiener Becken (auf neun Punkten); bei Asti; La chaux-de-Fonds; Poëls bei Wildon und Guglitz bei St. Florian in Steiermark.

Sehr ſelten bei Lapugy.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Geſchlecht CYTHEREA Lamarck.

Das Gehäuſe iſt gleichklappig, ungleichſeitig, eirund, quergeſtellt, außen meiſt glatt und glänzend, mitunter auch concentriſch gefurcht, ſeltener mit Lamellen bedeckt. Die Lunula iſt faſt ſtets deutlich umſchrieben. Das Schloß beſteht in der rechten Klappe aus drei divergirenden Zähnen mit einer entfernter und dem Rande parallel ſtehenden Grube; in der linken Klappe aus vier Zähnen, von denen der vorderſte entfernter ſtehende, gleichſam als Seitenzahn, ſich in die gegenüberſtehende Grube ſenkt. Der Mantelrand iſt hinten mehr oder weniger ausgebuchtet. Die Bucht iſt oval, breit, vorn ſchief abgeſtutzt. Das Ligament iſt äußerlich und verlängert.

Das Geſchlecht Cytherea bilden gewiſſe ehedem bei Venus aufgeführte Gehäuſe, die ſich durch das Vorhandenſein eines ſtark entwickelten Seitenzahnes am Schloß (Lamarck) und durch mehr ovale Form (Hörnes) bemerklich machen. Die foſſilen Arten der Tertiärſtraten ſind artenreicher und häufiger, je tiefer man eindringt; während man

Digitized by Google

aus dem Neogen kaum ein Dutzend kennt, beschreibt Deshayes 61 Arten aus dem untern Tertiär des Pariser Beckens (Hörnes II. B. S. 151). Aus tieferen Straten kennt man nur einige Arten; sie reichen nicht unter die Liasformation (Bronn Enumerator etc. S. 324).

Von den vier Arten des Wiener Tertiärbeckens ist nur eine Art bei Lapugy aufgefunden worden, nemlich C. pedemontana, dagegen liegen einige Schalen vor, welche entschieden einer bis jetzt aus dem Wiener Becken noch nicht bekannten Art angehören.

CYTHEREA PEDEMONTANA *Agassiz.*

Hörnes l. c. Taf. XVII, Fig. 1—4; Taf. XVIII, Fig. 1—4.

Die Art varirt sehr in ihrer äußern Form nach den verschiedenen Fundörtern und selbst im Wiener Becken, wie die von Dr. Hörnes herausgegebenen angeführten Abbildungen darthun. Mit Rücksicht hierauf läßt sich nachstehende Beschreibung dieser Art geben:

Das eiförmige vorne abgerundete, rückwärts etwas zugespitzte Gehäuse ist ziemlich gewölbt, dick und geschlossen, mit glatter glänzender Oberfläche, welche an der vordern Seite gewöhnlich bis in die Mitte der Schale mit tiefen Furchen versehen ist. Die Erstreckung dieser Furchen ändert sehr ab, namentlich bedecken sie bei Jugendexemplaren häufig die ganze Schale. Die ziemlich große herzförmige Lunula ist durch eine schwache Furche abgegränzt; die lanzettförmige Area wird ganz von dem wulstförmigen Bande bedeckt, welches bei manchen Exemplaren gut erhalten aufgefunden worden ist. Das Schloß bilden in der rechten Klappe drei kräftige Zähne, vor welchen sich parallel dem Lunularrande eine tiefe Grube befindet, die zwei vordern Zähne stellen dicke, nahe an einander stehende Lamellen dar, der hinterste schließt sich als langgestreckte an der Spitze gespaltene Lamelle dem Arealrande an. In der linken Klappe befinden sich vier Zähne von ähnlicher Bildung; der vorderste derselben, welcher in die vorhin erwähnte Grube der rechten Klappe paßt, macht sich durch seine Querstellung und starke Entwicklung besonders bemerklich. Die Muskeleindrücke sind deutlich; die Mantelbucht ist breit und tief und vorne schief abgestutzt.

Da mir nur die eine Klappe eines Jugendexemplars vorliegt so kann ich füglich über die Größe, welche diese Art bei Lapugy erreichte, Nichts angeben*). — Sehr selten.

---

*) Im Wiener Tertiärbecken sind Exemplare von fast $3^{9}/_{12}$ W. Z. Länge und $3^{3}/_{12}$ W. Z. Höhe vorgekommen.

Digitized by Google

Im Vaterlande kommt dieſe Art noch bei Pank vor. Auswärtige Fundſtätten derſelben ſind: Pötzleinsdorf, Speiſing Ebersdorf, Niederkreuzſtätten, Gaudersdorf, Dreieichen, Grund, Mattersdorf, Forſtenau, Hitzing im Wiener Tertiärbecken; Asti, Castell'arquato, Modena, Siena in Italien; Perpignan, Salles bei Bordeaux, die Touraine in Frankreich; Rakowitza bei Belgrad; St. Gallen, in der Schweiz; Korytnice und Lipa in Polen.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

CYTHEREA CHIONE *Lamarck.*

Bronn Lethaea geogn 3. Auflage, Band III, Taf. XXXVIII, Fig. 3 a, b, c.

Ich beſitze vier rechte und eine linke Klappe, die offenbar fünf verſchiedenen Individuen angehörten, da die linke Klappe beträchtlich größer iſt als irgend eine der vier rechten. Daß dieſe fünf Schalen einer und derſelben Art angehören, erkennt man auf den erſten Blick, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich ſie auf Cyth. Chione zurückführe, wozu mich ihre Vergleichung mit einem recenten Exemplar meiner Sammlung aus dem adriatiſchen Meere beſtimmte. Dieſe Schalen, ſämmtlich einſt jungen Thieren angehörend, ſind eirund-herzförmig, mäßig gewölbt, ſehr glatt und glänzend, ein wenig länglicher als die von Bronn gegebene, oben angezogene Abbildung, aber bezüglich der Länge ganz entſprechend dem mir vorliegenden recenten Exemplare. Die Lunula iſt herz-lanzettförmig und durch eine Furche gut abgegränzt. Das Schloß bilden in der rechten Klappe, wie bei Cyth. Pedemontana drei kräftige Zähne, vor welchen ſich parallel dem Lunularrande die tiefe Grube befindet, in die der vordere vierte, ſtark entwickelte und zu den übrigen quergeſtellte Zahn der linken Klappe hineinpaßt; die Stellung und ſonſtige Beſchaffenheit der Zähne iſt ganz die von Cyth. Pedemontana. Die Muskeleindrücke ſind deutlich; die Mantelbucht iſt breit, gegen die Spitze verſchmälert und reicht bis in die Mitte der Schalen hinein.

Dieſen Schalen fehlt nun allerdings die von Bronn erwähnte feine Radialſtreifung, allein es iſt hier der Umſtand zu berückſichtigen, daß wir Schalen von jungen Individuen vor uns haben und dieſe nimmt ja Bronn von der genannten Streifung aus. Auch von undeutlichen flachen Querfurchen vorn und hinten an den Schalen deren Bronn erwähnt, finde ich keine Spur an meinen Schalen, allein dieſe fehlen auch meinem recenten Exemplare und ſcheinen daher nicht conſtant zu ſein.

Länge meiner größten Schale $^{10}/_{12}$ W. Zoll; Höhe $^{8}/_{12}$ W. Zoll, woraus um ſo gewiſſer erhellet, daß ich nur Schalen von jungen Indi-

Digitized by Google

viduen vor mir habe, da diese Art von einer Länge zwischen drei und vier W. Zoll angetroffen wird.

Diese im Mittelmeer und am Senegal jetzt noch lebende Art kommt fossil nach Bronn im Vaterlande noch bei Bujtur vor; auswärtige Fundorte sind: Bordeaux und Perpignan in Frankreich; — Nizza, Andona, Piacenza, Siena und Calabrien in Italien; Mardolce, Cefali, Melazzo und Militello auf Sicilien; die Halbinsel Morea; Szukowce in Volhynien; die Schweiz; Ramsholt in England; Pozzuoli bei Neapel (quartär).

In meiner Sammlung.

Geschlecht CIRCE Schumacher.

Das Gehäuse ist gerundet oder abgerundet dreiseitig, wenig gewölbt, linsenförmig, nahezu gleichseitig, fest, gleichklappig, ringsum geschlossen. Die Ränder sind ganz und scharf, die Wirbel wenig gebogen und klein. Die Oberfläche ist mit concentrischen Linien und meist außerdem noch mit zickzackförmigen Streifen oder Rippen bedeckt; die Lunula ist herzförmig, eingedrückt und scharf getrennt. Das Ligament ist äußerlich, aber fast ganz verdeckt; das Schloß breit, mit drei divergirenden Cardinalzähnen in jeder Klappe, zu welchen noch in der linken Klappe ein in die Länge gezogener leistenartiger Seitenzahn hinzukömmt, welchem eine tiefe längliche Grube in der rechten Klappe entspricht, die dazu noch an den beiden Längsseiten von je einer erhabenen Lamelle begränzt ist. Die Mantelbucht ist sehr klein, halbkreisförmig.

Das Geschlecht Circe, auch ein Theil von Venus in der Linnéschen Ausdehnung, von Deshayes nur als Unterabtheilung von Cytherea betrachtet, zeichnet sich durch fast gänzlichen Mangel einer Mantelbucht oder doch nur sehr geringe Einbuchtung des Mantels aus. Bei Bronn finde ich dieses Geschlecht noch nicht ausgeschieden von Venus und Cytherea; Philippi erwähnt es in seinem Handbuche der Conchyliologie nur als eine von Gray aufgestellte Abtheilung im Geschlechte Venus. Eine genaue Durchführung der Ausscheidung der in dieses Geschlecht gehörigen Schalen von Venus im Allgemeinen und von Cytherea insbesondere scheint noch nicht vorgenommen worden zu sein. Dr. Hörnes (l. c. S. 157) bemerkt nur, daß die Circen ungefähr eine ähnliche Verbreitung wie die Cythereen haben dürften. Beide fossile Arten des W. Tertiärbeckens kommen bei Lapugy vor.

Digitized by Google

CIRCE EXIMIA *Hörnes.*

Hörnes l. c. Taf. XIX, Fig. 4 a—c.

Das dreiseitig-eiförmige, zusammengedrückte, ungleichseitige Gehäuse ist vorne verschmälert, nach rückwärts breit und manchmal wie abgestutzt und hat flache, wenig gewölbte Wirbel. Die Oberfläche desselben ist mit feinen concentrischen Streifen versehen; über diesen Streifen werden vorne und rückwärts vom Rande ziemlich starke halbkreisförmige Rippchen wahrgenommen, welche gegen die Mittellinie hin verschwinden oder daselbst in einem spitzen Haken zusammentreffen. Die Lunula ist verhältnißmäßig klein und lanzettförmig. Das Schloß, lang und schmal, besteht in jeder Schale aus drei blattartigen, an ihren Spitzen gespaltenen, stark divergirenden Zähnen, zu welchen noch in der linken Schale ein blattartiger Seitenzahn hinzukommt. Die Muskeleindrücke deutlich sichtbar, der vordere oval, der hintere rund; die Mantelbucht klein und rundlich an der hintersten Stelle ganz nahe am Muskeleindruck. Länge kaum über $^2/_{12}$ W. Zoll; Breite nicht ganz $^2/_{12}$ W. Zoll. — Sehr selten bei Lapugy.

Sonstige Fundorte dieser äußerst netten submikroskopischen Bivalve sind bis jetzt nur Enzersfeld und Pötzleinsdorf im Wiener Becken.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

CIRCE MINIMA *Montagu.*

Hörnes l. c. Taf. XIX, Fig. 5 a—d.

Das abgerundet-dreiseitige, wenig gewölbte Gehäuse ist vorne abgerundet und nach rückwärts etwas verschmälert und mit einer breiten herzförmigen Lunula versehen, welche durch eine feine Furche abgegrenzt ist. Die Oberfläche ist mit feinen concentrischen Streifen versehen und durch Anwachsabsätze mehrmals unterbrochen, — charakteristisch für diese Art. Das ziemlich starke Schloß bilden in jeder Schale drei lamellenartige, stark divergirende Zähne, deren mittelster gedoppelt ist; an diesen schließt sich in der linken Klappe nach vorne der langgezogene ziemlich erhabene Seitenzahn an, welchem in der rechten eine Grube entspricht, die seitlich durch zwei Lamellen begrenzt ist. Die Muskeleindrücke deutlich; die Mantelbucht sehr klein und rund; der Rand der Schale glatt. Länge zwischen $^4/_{12}$ und $^5/_{12}$ W. Z.; Breite $^3/_{12}$ und $^4/_{12}$ W. Z. Selten bei Lapugy.

Diese im brittischen und mittelländischen Meere jetzt noch lebende Art kommt im Vaterlande noch bei Bujtur vor; auswärtige Fundstätten sind das Wiener Tertiärbecken mit 12 Punkten; Siena, Pisa, Asti,

Castell'arquato in Italien; Palermo auf Sicilien, Kalamaki bei Korinth; die Inseln Cypern, Rhodus und Cefalonien; Perpignan und Manthelan in Frankreich; Antwerpen, Rekken; Sutton; Rudelsdorf (Böhmen); Holubica und Olesco (Galizien); Hidas (Ungarn); St. Gallen (Schweiz); Russisch-Polen.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Familie der Cardiaceen.

(Cardiacea Lamarck.)

Das Gehäuse ist meist kugelig, herzförmig, mit hervorragenden eingerollten Wirbeln; Klappen zum Theil nicht so genau geschlossen wie bei der Familie der Conchen, mitunter mit starker, mehr oder minder verzerter Klaffung zum Durchgange der Siphonen Schloß ziemlich constant mit Haupt- und Seitenzähnen. Ligament stets äußerlich; zwei Muskeleindrücke, der Manteleindruck in der Regel ohne Bucht, dieser läßt rückwärts einen weiteren Raum als an dem übrigen Umfang, was mit einem bemerkenswerthen Umstande im Baue des Thieres zusammenhängt. Das Thier hat den Mantel bis über die Hälfte gespalten, hinten mit Cirrhen besetzt und in zwei kurze Röhren auslaufend; der Fuß ist je nach den einzelnen Gattungen von verschiedener Form.

Geschlecht CYPRICARDIA Lamarck.

Das Gehäuse ist verlängert-eiförmig, sehr ungleichseitig, gleichklappig. Oberfläche bald glatt, bald concentrisch oder schwach radial linirt, niemals gerippt; der Vorderrand ist sehr kurz, der hintere quer verlängert und meist winkelig. Das Schloß besteht in jeder Klappe aus drei kleinen Zähnen unter dem Wirbel und einem Seitenzahne, der mehr oder minder verlängert oder auch verkümmert ist. Zwei Muskeleindrücke Der Manteleindruck einfach oder hinten kaum buchtig. Ein äußeres Ligament.

Nach den Erfahrungen der Paläontologen (Bronn Enumerator palaeont. S. 302) steigt dieses Geschlecht von den ältesten paläozoischen Schichten durch alle Formationen bis in die Jetztzeit hinauf, hat aber in keiner Epoche zahlreiche Arten gehabt; die meisten fossilen Arten (17 nach Deshayes) kennt man aus dem Pariser Becken; die Anzahl der lebenden belief sich zur Zeit der Abfassung des Enumerator palaeont. auf 13 (S. 302). Die einzige Art des Wiener Tertiärbeckens war zur Zeit ihrer Auffindung daselbst Herrn Dr. Hörnes bereits von Ober-

Digitized by Google

Lapugy bekannt. Aus Korallenknollen erhielt ich zwei Einzelschalen von Coralliophagen, die in ihrer Gestalt zwar verschieden sich mir doch sogleich als Cypricardien zeigten, als ich sie mit den Abbildungen von Cypricardia transsilvanica Hörnes verglich. Ich glaubte Anfangs meine Funde mit der von Dr. Hörnes aufgestellten, abgebildeten und beschriebenen Art identificiren zu können, allein eine genauere Betrachtung und sorgfältige Vergleichung meiner Schalen mit den Abbildungen und der Beschreibung von Cypric. transs. führten mich zu der Annahme, daß ich Schalen nicht nur verschieden von derselben, sondern auch unter sich selbst vor mir hatte. Ich werde daher zuerst die Beschreibung der Cypric. transs. von Dr. Hörnes, die zum größten Theil nach Lapugyer Exemplaren ausgeführt worden ist, vorausschicken und sodann die lateinischen Diagnosen und die umständliche Beschreibung meiner beiden rechten Klappen folgen lassen, wofür ich zugleich, falls sie neu sein sollten, Namen in Vorschlag zu bringen mir erlaube. Eine dritte Form von Cypricardia fand ich im Vorrathe des naturhistorischen Museums in Hermannstadt.

CYPRICARDIA TRANSSILVANICA *Hörnes.*

Hörnes l. c. Taf. XX, Fig. 5 a bis d.

Das Gehäuse ist verlängert-eiförmig, ziemlich gewölbt, sehr ungleichseitig (Verhältniß der vordern Seite zur hintern = 1 : 3), nach vorne etwas verschmälert, sehr dünn und durchsichtig. Der vordere Theil der Oberfläche ist mit feinen zahlreichen Radialstreifen bedeckt, während der hintere glatt erscheint. Von der Mitte der Schale gegen den Rand bemerkt man ferner in ziemlich bedeutenden Entfernungen Absätze, die beim Fortbau der Schale entstanden sind; diese Absätze sind öfters durch erhabene blätterartige Zuwachsstreifen markirt, selbst die Ränder der Schalen sind etwas umgebogen. Das Schloß besteht in jeder Klappe aus drei langgestreckten blattartigen Zähnen und einem Seitenzahne. Die Muskeleindrücke sind deutlich sichtbar, was bei der Dünne der Schalen bemerkenswerth ist. Die Mantelbucht ist durch eine schwache Einziehung des Mantelrandes kenntlich. — Länge 10 W. Linien; Breite fast 6 W. Linien der mir vorliegenden rechten Klappe.

Diese Art kennt man bis jetzt nur von Lapugy und von Forstenau im Wiener Tertiärbecken, an welch letzterm Ort sie so selten ist, daß bisher nur ein Bruchstück mit dem Schloße gefunden worden ist.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in der des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt. Zwei ganz kleine Schalen in meiner Sammlung halte ich für Jugendexemplare dieser Art.

Digitized by Google

CYPRICARDIA HÖRNESANA *mihi.*

C. testa ovata, valde inaequilatera, antice brevissima, semipellucida, nitida laevigata, primum tunc striis incrementalibus tenuibus confertis signata, dentibus tribus lamellosis, valde protractis in utraque valva, dente unico laterali; impressionibus muscularibus distinctis, antica ovata, postica rotundata; impressione pallii leviter sinuosa.

Das Gehäuse ist eiförmig (mehr kurz als verlängert eiförmig) hinten abgestutzt, sehr ungleichseitig, vorn sehr kurz und in dieser Richtung bedeutend verschmälert, dünn und durchscheinend; der vordere Theil der Oberfläche nicht radial gestreift, sondern die ganze Schale in ihrem obern Theile glatt und glänzend, von der Mitte der Schale gegen den Rand deutliche Zuwachsstreifung, die nach dem Rande immer stärker wird, der Bauchrand ein wenig umgebogen. Das Schloß ganz conform dem von Cypric. transsilvanica besteht in jeder Klappe aus drei langgestreckten blattartigen Zähnen und einem Seitenzahn. Deutliche Muskeleindrücke, der eine länglich, der andere rund; die Mantelbucht bezeichnet eine schwache Einziehung des Mantelrandes. Länge 4 Wiener Linien; Breite fast 3 Wiener Linien. — Sehr selten.

Eine einzige Schale in meinem Besitze.

CYPRICARDIA BRONNANA *mihi.*

C. testa oblongo-ovata, valde inaequilatera, antice et postice pari modo rotundata, semipellucida, nitida, laevigata primum mox striis incrementalibus tenuioribus regularibus confertis signata; dentibus tribus lamellosis valde protractis in utraque valva, dente unico laterali; impressionibus muscularibus distinctis, antica ovata, postica rotundata; impressione pallii leviter sinuosa.

Das Gehäuse ist verlängert-eiförmig, ziemlich gewölbt, ungleichseitig (die vordere Seite sehr kurz, die hintere lang), vorne und hinten regelmäßig zugerundet, hinten etwas verschmälert, dünne und durchschimmernd; die Oberfläche ist nicht radial gestreift, sondern glatt und glänzend; sehr feine Zuwachsstreifung die ziemlich weit hinaufreicht. Das Schloß ganz conform dem bei Cypric. Transsilvanica besteht in jeder Klappe aus drei langgestreckten blattartigen Zähnen und einem Seitenzahn. Deutliche Muskeleindrücke; die Mantelbucht durch eine bedeutende Einziehung des Mantelrandes bezeichnet. Länge $4^3/_4$ Wiener Linien; Breite $2^3/_4$ W. Linien. — Sehr selten. Eine einzige Schale in meinem Besitze.

Digitized by Google

CYPRICARDIA ACKNERANA *mihi.*

Testa mediocriter ovata, valde inaequilatera, antice paululum attenuata, antice et postice rotundata, semipellucida, laevigata primum tunc denique striis incrementalibus tenuissimis signata, dentibus tribus lamellosis valde protractis in utraque valva, dente unico laterali, impressione pallii leviter sinuosa.

Eine Mittelform zwischen den beiden vorherbeschriebenen. Das ziemlich gewölbte Gehäuse ist eiförmig (verhältnißmäßig länger als Hörnesana, aber kürzer als Bronnana), ungleichseitig (wie beide), vorn deutlich verschmälert, vorn und hinten regelmäßig zugerundet, am Bauchrande geradlinig, fast ein wenig bogig ausgeschnitten, dünne, durchscheinend, der hintere Theil des Schloßrandes erscheint sanft gebogen. Die Oberfläche ist glatt, in der Nähe des Randes bemerkt man mit Hilfe der Luppe zarte Zuwachsstreifen; der Bauchrand ist nicht umgebogen wie bei Cypric. Hörnesana. Das Schloß ganz conform dem bei Cypric. transsil. besteht in jeder Klappe aus drei langgestreckten blattartigen Zähnen und einem Seitenzahne; der Rand ist inwendig nicht gekerbt; die Mantelbucht ist schwach, jedoch conform der bei den vorherbeschriebenen Arten. — Länge $3^3/_4$ W. Linien; Breite $2^2/_4$ W. Linien. — Sehr selten.

Nur eine Schale in der Sammlung des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt.

Geschlecht CARDIUM Linné.

Das Gehäuse ist gleichschalig, mehr oder weniger ungleichseitig, von vorne oder hinten gesehen herzförmig, mit hervorragenden etwas eingerollten Wirbeln; hinten bald geschlossen bald klaffend, meist strahlenartig gerippt und oft zugleich mit Schuppen oder Stacheln besetzt. Das Schloß besteht in jeder Schale aus zwei Zähnen unter dem Wirbel, welche kreuzweise mit denen der andern Schale wechseln, und aus zwei entfernten Seitenzähnen. Der Manteleindruck ist im Allgemeinen einfach, nur bei einer Artengruppe (Adacna) etwas gebuchtet. Das Ligament ist äußerlich, hervortretend, kurz.

Das Geschlecht Cardium, das mehr als 200 jetzt lebende Arten umfaßt, zählt über 250 fossile. Es erscheint zuerst in den silurischen Gebilden — in der devonischen Formation mit 42 Arten (Bronn: Enumerator S. 305 und 306) — geht durch alle Perioden, wird in den Tertiärschichten so häufig, daß darin nach Bronn 120 (Lethea geogn. 3. Aufl. 3. B. S. 385), nach Dr. Hörnes (l. c. S. 172) sogar mehr

Digitized by Google

Arten vorkommen, als in allen ältern Perioden zusammen, bis es in der Jetztzeit seine höchste Entwicklungsstufe erreicht.

Im Wiener und dem angrenzenden ungarischen Becken haben sich 30 Arten gefunden, von welchen jedoch nur 15 den marinen Schichten des Wiener Beckens angehören. Von diesen 15 marinen Arten sind in den Straten von Lapugy bis jetzt acht Arten aufgefunden worden, wozu noch eine Art hinzukommt, welche von Brocchi bereits aus der subappeninnischen Formation Italiens bekannt gemacht worden ist (Conchiologia fossile subappennina etc. Milano 1843 Volume 2-do. p. 360).

CARDIUM DISCREPANS *Basterot.*

Hörnes l. c. Taf. XXIV, Fig. 1—5.

Das ei-herzförmige, stark gewölbte Gehäuse dieser durch Größe ausgezeichneten Art ist vorne mit einem hervorgezogenen runden, hinten dagegen mit einem fast geraden Rande versehen; die Oberfläche desselben ist vorne mit dachziegelartig über einander liegenden Querlamellen, rückwärts dagegen mit engstehenden, ziemlich feinen, glatten Radialrippen versehen; die beiden Seitenzähne des kräftigen Schloßes sind stark entwickelt; die Bandlamellen am Schloß sind kurz und breit. Große Muskeleindrücke; der hintere Theil des vordern Muskeleindruckes wird durch eine Kalkplatte von grobstängeliger Zusammensetzung ausgefüllt. Der ganze Rand ist entsprechend den Radialrippen sehr fein gekerbt. — Ueber die Größenverhältnisse dieser Art in den Straten von Lapugy vermag ich nichts Verläßliches mitzutheilen*), da mir nur eine sehr beschädigte Klappe vorliegt. Sie scheint bei Lapugy zu den größten Seltenheiten zu gehören.

Im Vaterlande kommt C. discrepans noch vor bei Bujtur. Auswärtige Fundstätten sind: das Wiener Becken, wo sie auf 7 Punkten vorkommt; Cabannes, Saucats, Manthelan, Merinac und Carry in Frankreich; Krätzernbrücke und Stockern bei St. Gallen in der Schweiz; Turin, Serravalle bei Novi und Nizza (?).

Nur in der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

CARDIUM CINGULATUM *Goldfuss.*

Hörnes l. c. Taf. XXV, Fig 1 a—d

Ich führe auch diese Art auf Grund des Sturischen Berichtes (S. 49) und der Geologie Siebenbürgens (S. 610) als Lapugyer

*) Im Wiener Becken kommen Stücke von 4 W. Z. Länge und etwas beträchtlicheren Höhe vor.

Digitized by Google

Vorkommen auf. Dr. Hörnes gibt B. II, S. 177 seines öfter erwähnten Werkes nachstehende Beschreibung von derselben:

„Das Gehäuse ist groß, herzförmig, vorne rund, rückwärts abgestutzt. Die Schale ist dick, die Oberfläche glatt, glänzend, und mit feinen engstehenden Radialfurchen bedeckt, die gleichsam ebene mit hakenförmigen Zuwachsstreifen versehene Rippen begrenzen, welche wieder gegen den Rand hin von einer in ihrer Mitte herablaufenden Radialfurche in zwei Theile gespalten werden. Die Oberfläche ist ferner mit unregelmäßigen, wulstförmig erhobenen, ringartigen Zuwachsstreifen bedeckt Das Schloß ist kräftig, der untere Mittelzahn und der vordere Seitenzahn besonders stark entwickelt. Die Muskeleindrücke sind verhältnißmäßig tief und man bemerkt auch bei dieser Art unterhalb des vordern Muskeleindrucks noch einen kleineren. Der Rand ist entsprechend den flachen Rippen gezähnt".

Ueber die Länge und Breite (= Höhe) der bei Lapugy aufgefundenen Exemplare vermag ich Nichts mitzutheilen, Stücke von Loibersdorf im Wiener Becken erreichten eine Länge von fast 4 W. Z. bei einer fast gleichen Breite. — Die Art scheint bei Lapugy zu den größten Seltenheiten zu gehören.

Auswärtige Fundorte sind: Loibersdorf im Wiener Becken; Doberge (Westphalen); Leithorst (Hannover); Kassel, Kaufungen (Hessen), Söllingen (Braunschweig); Wolmirsleben (Bernburg); und Hausbach (Baiern).

Nur in der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

CARDIUM FRAGILE *Brocchi.*

Brocchi Conchiologia fossile subapennina Taf. XIII, Fig. 4 a u. b.
Hörnes l. c. Taf. XXX, Fig. 6 a–c.

Das fast runde Gehäuse ist stark gewölbt, dünn und zerbrechlich; seine Oberfläche ist glatt, glänzend und mit feinen, sehr engstehenden Radialfurchen bedeckt und dadurch gleichsam gerippt, wahre Rippen treten erst am hintern Theile der Schalen auf. In Verlaufe des Wachsthums bilden sich mehrmals ringförmige Ansätze. Der ganze Rand der Schalen ist entsprechend den Furchen fein gekerbt. Das Schloß bietet keine besonders bemerkenswerthe Eigenthümlichkeiten dar. Die Muskeleindrücke sind nicht groß, etwas oval, deutlich.

Ich besitze nur ein einziges, etwas verstümmeltes Jugendexemplar, kaum von der Größe des von Brocchi l. c. abgebildeten Stückes, wornach ich die Dimensionen anderer bei Lapugy aufgefundenen Stücke zu

Digitized by Google

bestimmen unmöglich wagen kann. Im Wiener Becken erreicht diese Art eine Länge und Höhe von $1^3/_{12}$ Zoll.

Auswärtige Fundorte dieser gegenwärtig noch an den Küsten von Sicilien lebenden Art sind: Nemesest im benachbarten Banat; Gainfahren, Enzersfeld, Steinabrunn, Forstenau und Grußbach im Wiener Becken; Modena, Castell'arquato, Orciano, Asti, Castell' nuovo, Masserano bei Biella, Rio della Batteria bei Turin; Palermo, Mardolce, Militello und Altavilla auf Sicilien; Carrubare in Calabrien; Tarent, Pozzuoli bei Neapel; Nizza; St. Jean de Marsac.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und in meiner Sammlung.

CARDIUM MULTICOSTATUM *Brocchi.*

Brocchi l. c. Taf. XIII, Fig. 2.
Hörnes l. c Taf XXX, Fig. 7 a—c

Die Oberfläche des schiefen, herzförmigen, manchmal sogar trapezoidal verzogenen, stark gewölbten, dünnen und zerbrechlichen Gehäuses ist mit zahlreichen feinen Radialrippen versehen, die 55 — 60 an der Zahl, zu beiden Seiten eine stärkere Entwicklung haben, während die in der Mitte der Schale hinlaufenden schwächer sind; die Rippen nahe am Rande der hintern Schalenseite sind mit feinen, gebrechlichen, gekräuselten blattartigen Erhöhungen versehen, welche gewöhnlich nur an der hintern Seite erscheinen. Der Schloßrand ist gerade; die beiden Seitenzähne sind stark entwickelt; der Rand der Schalen ist tief gekerbt, der hintere Theil desselben sogar wie gesägt.—Ueber die Länge und Höhe der Schalen aus den Straten von Lapugy kann ich keine Mittheilung machen, da mir keine Exemplare von dieser Lokalität vorliegen; bei einem Exemplare dieser Art aus den Straten von Bujtur fand ich die Länge und Höhe etwas unter 1 W Zoll. — Aeußerst selten bei Lapugy.

Diese Art kommt im Vaterlande noch vor bei Bujtur und wurde von dieser Lokalität von mir unter der Benennung Card. Ackneri Neugb. beschrieben (Verhandl. und Mitth. des siebenb. Vereins für Naturw. Jahrg. II. pag. 8). Anderweitige Fundorte dieser Art sind: Rhodus, Siena, Modena, Castell'arquato, Asti, Masserano, Saucats, Manthelan, Pont-le-Voy; Hidas in Ungarn und andre.

Nur in der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

CARDIUM TARONICUM *Mayer.*

Hörnes l. c. Taf. XXVII, Fig. 3 a—e.

Das fast runde, herzförmige, stark gewölbte, ungleichseitige Gehäuse ist abgerundet und hinten etwas erweitert und mit 20 fast dreiseitigen

Digitized by Google

gerundeten Rippen versehen, die vom Wirbel nach dem Rande stark zunehmen und auf der Kante eine Spaltungslinie tragen, auf welcher man in gewissen Entfernungen entweder kleine löffelförmige Knoten oder kleine Gruben wahrnimmt, wo dieselben aufgewachsen waren; die Räume zwischen den Rippen stellen vierseitige, stark quer-gerunzelte, canalförmige Furchen dar; an einer der mir vorliegenden Schalen erstreckt sich die Runzelung, wie bei den Stücken von Grund im Wiener Becken, bis zu einem gewissen Grade auch über die Rippen. Das Schloß hat nichts besonders Bemerkenswerthes aufzuweisen. Die Muskeleindrücke sind ziemlich kräftig; der Rand der Innenseite ist entsprechend den Rippen stark gefurcht, doch reichen die Furchen nur bis ungefähr in die Mitte der Schale hinein. Es liegen mir etliche Einzelschalen vor, von welchen die größte nur 7 Linien lang und 6 Linien hoch ist. Entweder ist selbst diese meine größte Schale nur ein Jugendexemplar, oder es erreichte diese Art in dem hiesigen Tertiärmeere die Größe der Stücke des Wiener Tertiärbeckens bei Weitem nicht.

Auswärtige Fundorte sind: das Wiener Becken mit zehn Punkten; Mantholan in der Touraine, Moulin de l'Eglise bei Socats; Poëls bei Wildon und Guglitz bei St. Florian in Steiermark; Kralowa, Bujak bei Waitzen und Hidas bei Fünfkirchen in Ungarn.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und in meiner Sammlung.

CARDIVM TURONICUM *var.*?

Es liegen mir drei Klappen vor, welche die Form von C. Turonicum haben, jedoch was die Beschaffenheit ihrer Rippen anbelangt Abweichungen wahrnehmen lassen. Die dreiseitigen Rippen sind Anfangs an der obern Kante abgerundet, doch bald wird die Kante entschieden scharf. Auf dieser nunmehr scharfen Kante der Rippen erheben sich Dornen, die aber nicht zahlreich gewesen und meistens abgebrochen sind; es mögen auf den einzelnen Rippen höchstens vier solcher Dornen vorhanden gewesen sein.

Die mir vorliegenden Schalen sind etwas kleiner als die vorher beschriebenen.

In meiner Sammlung.

CARDIUM ECHINATUM *Linné var.*

In den oft erwähnten beiden Petrefaktenverzeichnissen wird auch einer Varietät des gegenwärtig im Mittelmeere lebenden Cardium echinatum Linné aus den Straten von Lapugy gedacht. Da es mir nicht

Digitized by Google

gelungen war bei meinen Besuchen in Lapugy in den Besitz von Stücken dieser Varietät von C. echin. zu gelangen, so muß ich mich lediglich darauf beschränken, die Angabe des Herrn Dr. Hörnes, von welchem bekanntlich die erwähnten Verzeichnisse wesentlich stammen, hier zu registriren.

Ich benütze die Gelegenheit in Bezug auf Cardium echinatum Linné hervorzuheben, daß das Gehäuse, abgesehen von den Größenunterschieden, sich von Card. Turonicum wesentlich dadurch unterscheidet, daß die Rippen nicht dreiseitig sondern entschieden vierseitig sind, ferner daß in der Mitte jeder Rippe eine deutliche Rinne hinläuft, in welcher eine fadenförmige, vielfältig unterbrochene Leiste liegt, daß an den unterbrochenen Stellen löffelförmige, mehr weniger zusammengebogene Blätter sich erhoben, die stachelartig hervorstanden und gewöhnlich nur noch nahe dem Rande vorhanden sind, daß diesen löffelförmige Blätter auf den ersten Rippen der Vorderseite der Schalen am Stärksten auftreten, während sie auf den Rippen der Hinterseite sich nur als verlängerte Knötchen darstellen.

Das Exemplar, welches Dr. Hörnes als Varietät von Card. echinatum Linné betrachtet, befindet sich wohl in der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

CARDIUM HIRSUTUM *Bronn.*

Hörnes l. c. Taf. XXVI, Fig. 6—9.

Die Oberfläche des kleinen vierseitigen, fast abgerundeten, sehr ungleichseitigen, vorne runden und rückwärts schwach gekielten Gehäuses ist mit 34—35 fast gleichen, ziemlich erhabenen Rippen versehen, auf welchen zahlreiche kuppelförmige, vorne gespaltene Lamellen sich befinden; die Zwischenfurchen sind sehr eng und quergestreift. Die vordern Seitenzähne des Schloßes sind etwas stärker entwickelt als die hintern und der ganze Rand der Schalen tief gekerbt.

Ich besitze nur eine Einzelschale eines Jugendexemplars, welches kaum $1^1/_2$ Wiener Linie mißt; dieselbe kann offenbar nicht als maßgebend für die Dimensionen anderer im Tegel bei Lapugy gefundenen Exemplare betrachtet werden.

Anderweitige Fundstätten dieser netten Art sind: Steinabrunn im W. Becken; Palermo auf Sicilien; Modena, Castell'arquato und Sutton.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

CARDIUM PAPILLOSUM *Poli.*

Hörnes l. c. Taf. XXX, Fig 8 a—d.

Das kleine manchmal rund-eiförmige, manchmal fast trapezoidale, vorn abgerundete, hinten erweiterte und weniger oder mehr deutlich ge-

Digitized by Google

kielte Gehäuse ist stets mehr oder weniger schief und ungleichseitig. Ueber die Oberfläche jeder Schale laufen 24—30 Rippen hin, welche bald mehr, bald weniger gewölbt, ferner bald ganz, bald nur am Rande, bald nur an beiden Seiten entweder mit länglichen Knoten oder mit breiten Lamellen besetzt sind; die Zwischenräume mehr oder weniger tief sind bald mit feinen Grübchen versehen, bald fast vollkommen glatt. Das Schloß ist das den Cardien gewöhnliche und bietet nichts besonders Bemerkenswerthes dar. Schwache Muskeleindrücke. Der Rand ist ohne Kerben obgleich mit Eindrücken, die den Rippen entsprechen. Länge meines größten Exemplars 4½ W. Linien; Höhe (= Breite) 4 W. Linien. Es liegen mir mehre, jedoch beträchtlich kleinere Schalen vor.

Diese Art kommt im Vaterlande noch bei Pank und Bujtur vor. Auswärtige Fundorte sind: das Wiener Becken mit 11 Punkten; Rhodus und Cypern; Kalamaki (Isthmus von Korinth); Sicilien; Reggio in Calabrien, Pozzuoli bei Neapel, Monte Mario bei Rom, Monte Pulciano bei Siena, Pisa, Modena, Castell' arquato, Asti, Turin; Marseille, Perpignan, Saubrigues, Leognan, Larriège bei Saucats, Salles bei Bordeaux, Manthelan und Pont-le-Voy in der Touraine; Sutton; Freden; Rudelsdorf in Böhmen; Halubica in Galizien; Hidas in Ungarn; Szukowce, Zalisce und Bilka in Volhynien; Wilhelmshöhe bei Kassel.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

CARDIUM CYPRIUM *Brocchi.*

Brocchi l. c. Taf. XIII, Fig. 14.

In den beiden bereits mehrmals erwähnten Verzeichnissen der Lapugyer Vorkommnisse finde ich auch diese Art aufgeführt. Da mir dieselbe weder von Lapugy noch von einer andern Lokalität vorliegt, so bin ich lediglich auf dasjenige beschränkt, was Brocchi, der sie benannte und zuerst abbildete und beschrieb, über dieselbe mittheilt.

Dieser Gelehrte, der die in Rede stehende Conchilie fraglich für eine Venus hielt, weil ihm die Untersuchung des Schloßes nicht zu Gebote stand, gibt nachstehende Diagnose: „Testa cordiformis inflata, longitudinaliter obsolete striata, latere antico*) sulcis muricatis exasperate apicibus conniventibus, margine argute denticulato“ und beschreibt dieselbe im Wesentlichen folgendermaßen:

---

*) Was Brocchi hier „latus anticum“ nennt ist latus posticum.

Digitized by Google

Dieſe Conchilie iſt herzförmig, ſtark aufgeblaſen in der Nachbarſchaft der Wirbel, welche eingebogen, gegen einander geneigt und in der Mitte der Schloßlinie gelegen ſind. Die Oberfläche iſt glänzend, glatt und mit höchſt zarten Radialſtreifen verſehen; an der Seite der Schale, welche Linné die Region der pubes nennen würde (alſo an der hintern Seite) und welche etwas eingedrückt iſt, bemerkt man eine große herzförmige Area beſetzt mit hervorſtehenden Streifen (alſo Rippchen), welche mit kleinen ſtumpfen Wärzchen verſehen ſind. Der Rand der Schale iſt fein gezähnt, wie es auch die Transverſalrunzeln ſind, deren einige auf der Oberfläche auftreten und welche die alte Peripherie der Schalen angeben. Die Beſchaffenheit des Schloßes mußte unerörtert bleiben, weil Brocchi nur ein einziges geſchloſſenes Exemplar beſaß und deſſen Zerfallen befürchtete, wenn er den Verſuch wagte, die feſt an einander klebenden Schalen zu trennen. Brocchi fand das vorliegende Stück ſo ziemlich von gleicher Länge und Breite,— jene betrug $1^{9}/_{12}$ Zoll. — Cardium cyprium muß bei Lapugy äußerſt ſelten ſein.

Familie der Luciniden.

(Lucinidae Deshayes.)

Das Gehäuſe iſt meiſt linſenförmig, ſelten viel länger als hoch, gleichſchalig, geſchloſſen; das ſehr veränderliche Schloß behält jedoch eine durch alle Gattungen unveränderliche Analogie bei. Einige Arten haben ein einfaches zahnloſes Schloß mit ſtarkem Band, andere rudimentäre Zähne. Das oft ſehr in die Länge gezogene Band liegt außen am Rande und tritt wenig hervor. Die Muskeleindrücke ſind bei allen Arten groß, meiſt länglich und ziehen ſich an den Rand der Schale herab; der Manteleindruck iſt einfach, ohne Bucht. Das Thier hat den Mantel vorn offen, hinten mit zwei einfachen Löchern für den Austritt der Excremente und des Waſſers, welches die Kiemen umſpült hat; der Fuß iſt verſchieden geſtaltet.

Geſchlecht LUCINA Bruguière.

Die äußere Geſtalt der mit größeren oder kleineren Wirbeln verſehenen Schale iſt ſehr veränderlich, bald linſenförmig, bald aufgebläht kugelig, bald dreieckig; der hintere Theil ſehr häufig von dem vordern gewölbteren durch einen Kiel oder eine Furche geſchieden. Ebenſo veränderlich iſt auch das Schloß, welches entweder gar keine Zähne oder nur Hauptzähne und neben dieſen gar keinen, einen oder zwei Seiten-

Digitized by Google

zähne haben kann. Das Schloßband ist zwar immer äußerlich, aber häufig liegen die Bandstützen am Grunde eines tiefen Spaltes zwischen den Klappen, so daß das Band fast innerlich zu sein scheint. Außerordentlich charakteristisch ist die Gestalt der Muskeleindrücke, deren vorderer ein mehr oder weniger verlängertes Band darstellt, welches bis zur Mitte des einfachen, am Rande radial gestreiften Manteleindruckes reichen kann, der hintere aber eiförmig und dem Rande zunächst gelegen ist.

Bronn führt in seinem Enumerator palaeontologicus, der im Jahr 1849 erschien (S. 315, 316 und 317), 137 fossile Arten dieses Geschlechtes auf; in der dritten Auflage seiner Lethaea geognostica vom Jahr 1853 — 56 (Bd. III. S 387) finden wir die Anzahl der Arten schon um neun höher angegeben. Seit dieser Zeit sind die Arten noch zahlreicher geworden, besonders durch die Forschungen und Arbeiten des französischen Gelehrten Deshayes. Nach Angabe desselben soll die Anzahl der fossilen Arten, die in allen Formationen vertheilt sind, nahe an 300 betragen (Dr. Hörnes II. S. 220), wovon 86 auf das Pariser Becken allein kommen, während früher von dorther nur 25 bekannt waren. Der große Reichthum des Pariser Beckens an Lucinen (86 Arten) entgegen gehalten der weit geringeren Anzahl der jetzt lebenden (35 Arten) hat wohl mit Recht den deutschen Paläontologen Sandberger veranlaßt, wie Dr. Hörnes am vorhin angezogenen Orte angibt, die Ansicht auszusprechen, daß Lucina zu jenen Gattungen gehöre, die ihren Culminationspunkt überschritten hätten.

Von den 19 Arten des Wiener Beckens sind bei Lapugy bis jetzt 13 aufgefunden worden. Dazu kommen noch Lucina lactea (?) Lam. und 11 Formen, die ich keinen Arten subsummiren konnte, welche ich in meinem litterarischen Apparate beschrieben oder abgebildet vor mir hatte.

LUCINA LEONINA *Basterot.*

(Zu den Verzeichnissen von Stur und v. Hauer LUCINA TIGERINA Bast.)

Hörnes l. c. Taf. XXXII, Fig. 1 a—c.

Das fast kreisrunde, linsenförmige gleichschalige Gehäuse ist concentrisch eng gestreift und radial gefurcht, das Letztere am deutlichsten am vordern und am hintern Theile, in der Mitte dagegen unbedeutend bis zum Verschwinden; das Schloß, ähnlich dem der Cythereen, ist in beiden Schalen breit und mit zwei divergirenden Zähnen versehen, von denen der mehr hervorragende an seiner Spitze gespalten ist, in der rechten Klappe befindet sich außerdem noch ein Sublunarzahn, für den sich in der linken Klappe die entsprechende Grube befindet. Die Lunula ist herzförmig und stark eingedrückt; die Muskeleindrücke sind deutlich, der

Digitized by Google

vordere bandartig verlängert, der hintere faſt kreisrund; der Manteleindruck iſt einfach, deutlich und bleibt in gleicher Entfernung vom Schalenrande. Dieſe Art ſcheint bei Lapugy zu den Seltenheiten zu gehören. Meine größte Schale hat nur 2 W. Z. Länge und $1^{10}/_{12}$ W. Z. Breite.

Auswärtige Fundorte dieſer Art ſind: Steinabrunn, Nikolsburg, Auſtrank, Gainfahren, Pötzleinsdorf, Nußdorf, Purbach am Neuſiedler See und Forſtenau im W. Becken; Castell' nuovo bei Asti; Saucats und Leognan bei Bordeaux; Goetſch und Dexenberg bei Wildon in Steiermark; Ipalysagh und Fünfkirchen in Ungarn.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

LUCINA GLOBULOSA *Desh.*

(In den Verzeichniſſen von Stur und v. Hauer LUCINA EDENTULA Desh.)
Hörnes l. c, Taf. XXXII, Fig. 5 a und b.

Die Schalen des runden, mehr oder weniger gewölbten Gehäuſes ſind dünn und zerbrechlich; ihre Oberfläche iſt mit feinen Anwachsſtreifen bedeckt, nur an dem vordern Theile unterhalb des Wirbels runzelig. Das Schloß iſt ganz zahnlos, nur am obern Theile der Schale befindet ſich eine tiefe Rinne für die Nymphen, an welche das äußere Band befeſtigt war, wovon auch bei unſern Exemplaren Theile noch vorhanden ſind. Die Muskeleindrücke ſind wie bei L. leonina, der Manteleindruck iſt gegen den Rand mit radialen Streifen verſehen. Die bei Lapugy aufgefundenen in meiner Sammlung befindlichen Schalen ſtehn an Größe den Wiener Stücken bedeutend nach; mein größtes Exemplar hat nur $1^{10}/_{12}$ W. Zoll Länge und $1^{9}/_{12}$ W. Zoll Breite. — Nicht ſelten bei Lapugy.

Auswärtige Fundorte dieſer Art ſind; Grußbach, Klobouk bei Mantnitz (Mähren), Kogelberg bei Marz (Ungarn) im W. Becken; Martillac und Leognan bei Bordeaux, Saubrigues bei Dax; Pino und Baldissero bei Turin.

Nur in der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und in meiner Sammlung.

LUCINA SISMONDAE *Desh.*

Hörnes l. c. Taf. XXXII, Fig. 6 a—c.

Das kleine faſt kugelförmige und ſehr dünne Gehäuſe iſt auf ſeiner Oberfläche mit feinen concentriſchen Streifen verſehen; im Innern erſcheinen die Strahlen radial geſtreift; das Schloß iſt zahnlos; die Lunula zeigt ſich ziemlich deutlich ausgedrückt; die Muskeleindrücke ſind

Digitized by Google

sehr schwach, kaum wahrnehmbar. — Eine sehr große Seltenheit bei Lapugy. — Länge 5 W. Lin.; Breite 4 W. L.

Diese Art kommt anderweitig noch vor bei Steinabrunn und Gainfahren im W. Becken; bei Castell' nuovo bei Asti und bei Holubica in Galizien.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

LUCINA INCRASTATA *Dubois.*

(In den Verzeichnissen von St. u. v. H. LUC. SUBSCOPULORUM d'Orbigny.)

Hörnes l. c. Taf. XV, Fig. 1 a—d.

Das runde, linsenförmige, zusammengedrückte Gehäuse hat kleine und stark nach vorne geneigte Wirbel und die Oberfläche mit zahlreichen unregelmäßigen, concentrischen Streifen bedeckt. An der vordern Seite ziehen sich in einem halben Kreisbogen von dem Wirbel gegen den Rand zwei runzelartige Furchen hinab, — bezeichnend für diese Art. Die Schalen sind im Alter dick; an dem zahnlosen Schloß befinden sich lange und tiefe Bandgruben. Die Muskeleindrücke und der Mantelrand wie bei L. leonina; der letztere überdieß noch gestreift. — Häufig bei Lapugy. — Länge $2^3/_{12}$ W. Z.; Breite $2^1/_{12}$ W. Zoll*)

Sonstige Fundstätten sind: das W. Becken mit 16 Punkten; Merignac, Saucats, Marseille, St. Maure in der Touraine; Grötsch bei Wildon; Kralowa und Groß-Marosch bei Gran in Ungarn; Tarnopol, Szukowce; und Weinhalde bei Bern

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien, in meiner Sammlung und der des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt.

LUCINA MULTILAMELLA *Desh.*

Hörnes l. c. Taf. XXXIII, Fig. 2 a—d.

Die beiden öfter erwähnten Verzeichnisse der Lapugyer Versteinerungen in dem Aufnahmsberichte von Stur und in der Geologie Siebenbürgens von Fr. v. Hauer führen übereinstimmend diese Art als ein Lapugyer Vorkommen auf. Ich nehme daher nicht Anstand dieselbe hier aufzunehmen, obgleich es mir nicht gelungen ist sie von Lapugy zu erhalten. Da die bisher aufgeführten Lapugyer Lucinen von den gleichnamigen Wienern höchstens in der Größe abweichen, so werde ich kaum einen Fehlgriff thun, wenn ich hier die Beschreibung folgen lasse, welche Dr. Hörnes von dieser Art gibt.

---

*) Bei dieser Art trifft es sich, daß unsere Exemplare die Wiener an Größe übertreffen.

Digitized by Google

„Das Gehäuse ist fast rund, linsenförmig, schwach gewölbt und auf der Außenseite mit einer großen Anzahl dünner, leistenartiger, aufrechtstehender Streifen geziert. Die Wirbel sind hervorstehend, zugespitzt und nach vorne geneigt; unter ihnen liegt die kleine, tief eingeprägte lanzettförmige Lunula. Die hintere Seite ist durch eine tiefe Furche ausgezeichnet, welche den hintern Rand gleichsam flügelartig trennt. In der Mitte der Schale bemerkt man bei vielen Exemplaren, namentlich ältern, radiale rippenartige Erhöhungen, die gegen den Rand an Stärke zunehmen. Die Ränder sind in ihrem ganzen Verlaufe einfach. Im Innern der Schale bemerkt man zahlreiche kleine blasenartige Erhabenheiten. Der vordere bandartige Muskeleindruck ist ungemein lang. Das Schloß hat keine Seitenzähne und bloß zwei kleine divergirende Hauptzähne. Die Bandgruben sind weit und tief".

Ueber die Größenverhältnisse dieser Art bei Lapugy, wo sie übrigens zu den größten Seltenheiten gehören muß, kann ich selbstverständlich Nichts angeben.

Auswärtige Fundstätten dieser Art sind: das Wiener Becken (neun Punkte); St. Avit bei Dax, Merignac und Leognan bei Bordeaux; Poëls bei Wildon.

Ich vermuthe, daß Stücke dieser Art durch die Bemühungen des Herrn Dr. Hörnes in der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien vorliegen.

LUCINA HÖRNESANA *mihi.*

L. testa parva, subrotundata, lentiformi, convexiuscula, antice et postice paulum sinuosa, striis lamellosis non numerosis concentricis ornata; umbonibus acutis recurvis; lunula minima, lanceolata, impressa; cardine tridentato, dentibus cardinali uno, lateralibus remotioribus duobus; margine inter utrumque sinum subcrenulato.

Die Schale ist flach, linsenförmig, im Ganzen kreisförmig, gleich unterhalb des Schloßes vorne und hinten ausgebuchtet. Die Oberfläche ist mit entfernt stehenden schmalen hervorstehenden concentrischen Leistchen geziert, welche ihrer Zartheit wegen theilweise abgebrochen erscheinen. Der Wirbel ist etwas hervortretend und stark nach vorne geneigt. Die Lunula ist ganz klein, lanzettlich, tief eingedrückt; gleich unterhalb derselben eine tiefe und breite Furche, welche die vordere Ausbuchtung der Schale verursacht; — dieser entsprechend hinten eine gleich vom Wirbel ausgehende zweite tiefe, viel längere Furche von bogenförmiger Krümmung, welche mit der hintern Ausbuchtung endigt. Die vorhin erwähnten concentrischen Leistchen gehen über diese beiden Furchen weg, erschei-

Digitized by Google

nen hier jedoch dichter an einander geschoben, besonders vorne mehr nur als Runzeln. In der Mitte des Schloßes befindet sich an der mir vorliegenden linken Klappe eine schiefe längliche Grube für den Cardinalzahn der rechten Klappe, — an den Seiten befinden sich wieder sehr deutlich ausgesprochene Gruben für die Seitenzähne der rechten Klappe; die Ligamentgrube ist lang und tief, jedoch nicht breit. Der Rand der Schale ist inwendig von den beiden Ausbuchtungen an sehr fein gekerbt. Die Muskeleindrücke sind deutlich; der vordere bandartig, der hintere oval. Der Mantelrand ist gut markirt. Länge 8 W. Linien; Breite 7 W. Linien.

Ich glaubte anfänglich diese Schale mit Luc. multilamella vereinigen zu können, fand dieß jedoch entschieden unthunlich, da das Schloß nicht als zahnlos betrachtet werden kann, sondern den Gruben in der linken Klappe nothwendiger Weise Zähne in der rechten Klappe entsprechen müssen; auch wird der hintere Rand der Klappe durch die Furche nicht so entschieden flügelartig getrennt, wie bei Luc. multilamella. Ich besitze eine Schale dieser Art auch von Pank.

In meiner Sammlung.

LUCINA COLUMBELLA *Lam.*

Hörnes l. c. Taf. XXXIII. Fig. 5 a — l.

Jede Klappe des fast kugeligen Gehäuses ist längs der Hinterseite durch eine große Furche getheilt und hat vorne als Einfassung der großen herzförmigen Lunula eine zweite minder beträchtliche Furche; die Wirbel sind spitz und erscheinen über die Lunula hereingebogen Die Oberfläche ist mit sehr regelmäßigen concentrischen Leistchen versehen, welche vorne an der Furche der Lunula aufhören, über die größere Hinterfurche aber fortsetzen. Das kräftige Schloß hat unter dem Wirbel in jeder Klappe zwei Zähne, welche eine tiefe, dreieckige Grube einschließen, der hintere der rechten Klappe und der vordere der linken Klappe sind an der Spitze eingeschnitten; die Seitenzähne sind stark entwickelt, besonders der vordere, welcher konisch zugespitzt und an der Basis etwas zusammengedrückt erscheint. Starke Muskeleindrücke; der schwach radial gestreifte Mantelrand ganz, der Rand der Schale feingekerbt.— Nicht selten bei Lapugy. Diese Art erreicht hier bei gleicher Breite eine Länge von 11 W. Linien.

Im Vaterlande kommt diese Art vor bei Pank, bei Bujtur und am rothen Berg (Reg) bei Mühlenbach. Sonstige Fundstätten sind das Wiener Becken mit 22 Punkten; Saucats, Leognan, Merinac und Cestas bei Bordeaux, St. Paul (Dax), Pont-le-Voy und St. Maur (Touraine), Tartas, Marillon und Salles in Frankreich; Sortino auf

Digitized by Google

Sicilien; Modena; Hausbach in Baiern; St. Nikolai, Grötſch und Poëls in Steiermark; Szobb, Groß-Marosch, Ipolysaph und Kelenyi in Ungarn; Korytnice, Rava, Holubica, Tarnopol, Zalisce und Shukowce im Polniſchen Becken. Lebend am Senegal.

In den Sammlungen des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und des naturwiſſenſchaftlichen Vereins in Hermannſtadt, ſo wie in meiner Sammlung.

LUCINA BRONNANA *mihi.*

L. testa parva suborbiculata, valde convexa sed non globosa, solida, transversim multilamellata, umbonibus prominulis antrorsis; lunula magna, cordata, sulco obliterato separata; ano magno, ovato lamelloso, sulco mediocri distincto; cardine crasso; dentibus cardinalibus parvis, bifidis, lateralibus crassis, valde prominentibus; margine a cardinis finibus usque ad sulcos subcrenulato, reliquo crenulato; impressionibus muscularibus et palliari bene distinctis.

Das Gehäuſe faſt kreisrund, ſtark gewölbt, maſſiv, mit zahlreichen concentriſchen Leiſtchen verziert; der Wirbel aus der Kreislinie hervortretend, ſpitz und ſtark vorwärts geneigt; die Furchen, durch welche Vorder- und Hinterſeite der Klappen von dem Mittelſtücke abgegränzt werden, ſchwach; die an der Vorderſeite faſt verſchwindend; der Rand der mir vorliegenden rechten Klappe, welcher am Ausgange der Furchen etwas eingezogen erſcheint, iſt vom Schloße an zu beiden Seiten bis an den Ausgang der Furchen ſehr fein krenulirt, der übrige Theil mit breiten markirten Kerben verſehen; die Muskeleindrücke deutlich, desgleichen der Mantelrand, der von dem einen Muskeleindrucke bis zum andern gleichen Abſtand von dem Schalenrande einhält.

Die beſchriebene Schale kann, abgeſehen von ihrer geringen Größe, nicht mit Luc. columbella vereinigt worden, weil ſie nicht kugelig genug iſt, weil die Furchen, welche ihr Mittelſtück von der Lunula und dem Anus abgrenzen, nicht tief und ſcharf genug markirt ſind, und weil die Lamellen an der Lunula von der Furche an nicht plötzlich in einfache dichte Runzeln übergehen, ſondern über die ganze Lunula gehend nur allmählig dünner werden.

Länge der mir vorliegenden Schale $2^3/_4$ W. Linien; Breite $2^3/_4$ W. Linien. — In meinem Beſitz.

Digitized by Google

LUCINA HAUERANA *mihi.*

L. testa parva, ovata, obliqua, antice rotundata, postice detruncata et paululum sinuosa, mediocriter convexa, solida, transversim multilamellata; umbonibus mediocriter prominulis et vix antrorsis; lunula magna, cordata et ano magno ovato sulcis obliteratis dilatatis separatis; cardine solido; dentibus cardinalibus parvis bifidis, lateralibus crassis; margine utraque parte cardinis laevi, ab eo inde crenato; impressionibus muscularibus et palliari bene distinctis.

Das Gehäuse iſt quer-oval, etwas ſchief, vorne abgerundet, rückwärts perpendikulär abgeſchnitten und ein wenig ausgebuchtet, ſchwach gewölbt; die Oberfläche erſcheint mit zahlreichen concentriſchen Lamellen verziert; die Furchen hinten und vorne ſind ſchwach und ſehr breit; die Wirbel mäßig hervortretend und wenig nach vorne gerichtet. Der vordere Muskeleindruck beſteht aus zwei zuſammenhängenden ovalen Lappen und iſt mit einer Kalkrinde belegt, der hintere Muskeleindruck iſt deutlich und frei von der Belegung des vordern; der Rand der Schale iſt von da an, wo der vordere Muskeleindruck aufhört, bis zu dem perpendikulären rückwärtigen Abſchnitte breit- und deutlich-gekerbt; im Innern der Schale laufen nach dieſen Kerben bis an den Mantelrand ſchwach angedeutete radiale Rinnen; der Mantelrand iſt deutlich ausgeprägt und hält ſich ſtets in gleicher Entfernung vom Rande der Schale. Die ohnehin maſſive Schale erſcheint vom Mantelrande abwärts noch mehr verdickt.

Auch dieſe eben beſchriebenen kleinen Gehäuſe können nicht als Junge von Luc. columbella betrachtet werden, weil ſie nicht kugelig genug und dabei zugleich hinten abgeſtutzt ſind, weil die Furchen, welche die Lunula und den Anus abgränzen, breit und ganz ſeicht ſind, endlich weil die Lamellen an der Lunula nicht plötzlich zu feinen Runzeln abgeſchwächt werden.

Länge der in meinem Beſitze befindlichen Schalen $2^2/_4$ W. Linien; Breite derſelben $2^3/_4$ W. Linien.

LUCINA REUSSANA *mihi.*

L. testa parva, ovata, postice detruncata et sinuosa, mediocriter convexa, solida, transversim multilamellata; lunula magna, cordata, ano magno ovato, sulco anteriore latissimo et obliterato quasi depressione tantummodo, posteriore lato profundo et flexo, cardine solido; dentibus cardinalibus parvis bifidis, lateralibus crassis, margine inde a sulcis crenato; impressionibus muscularibus et palliari bene distinctis.

Das Gehäuſe iſt rundlich quer-oval, an der hintern Seite dort, wo die Furche den Schalenrand erreicht, etwas abgeſtutzt, ja ausge-

Digitized by Google

buchtet, schwach gewölbt; die hintere Furche ist breit und tief und geht in gebogener Richtung zum Rande der Schale, die vordere Furche ist sehr breit und sehr seicht, so daß man sie nur als schwache vom Wirbel ausgehende Depression betrachten kann; die Wirbel sind mäßig hervortretend und wenig nach vorne gerichtet; die Oberfläche ist mit dicht stehenden concentrischen Lamellen verziert; der innere Rand der Schalen ist von der hintern Furche an bis in die Nähe des vordern Muskeleindrucks mit sehr starken Kerben versehen, von da weiter aufwärts nach dem Schloßrande hin entweder ganz glatt oder doch nur äußerst fein gekerbt. Die Muskeleindrücke und der Mantelrand sind sehr deutlich. Jüngere aber doch ausgewachsene Schalen lassen inwendig auf die Randkerben hinlaufende Radiallinien wahrnehmen; ältere Schalen haben im Innern eine dünne glanzlose Kalkrinde, die der Mantelrand abschließt.

Auch diese kleine Schalen können nicht als Junge von Luc. columbella betrachtet werden, da sie nur schwach gewölbt, queroval und hinten abgestutzt sind, auch die das Mittelstück der Schalen abgränzenden Furchen ganz anders beschaffen sind.

Länge der größten in meinem Besitze befindlichen Klappen $2^2/_4$ W. Linien. Die Breite hat dasselbe Maß.

LUCINA ORNATA *Agassiz.*

Hörnes l. c. Taf XXXIII, Fig. 6 a, b.

Das kreisrunde, gewölbte Gehäuse hat nur schwache Wirbel, die sich in der Mitte des nur wenig gebogenen Schloßrandes befinden. Die Oberfläche der Schalen ist mit feinen vertieften schiefen Linien bedeckt, welche ein wenig vor der Mitte eine starke Biegung in einem stumpfen Winkel nach aufwärts machen. Das Schloß bilden in jeder Klappe zwei Cardinal- und zwei Seitenzähne, die letztern nicht sehr entwickelt. Die Muskeleindrücke sind wenig entwickelt. Der Rand der Schale ist fein gekerbt. — Aeußerst selten bei Lapugy, von wo ich ein einziges noch dazu sehr kleines Jugendexemplar besitze; so daß ich darauf hin keine Größenangabe zu machen wage.

L. ornata ist im Vaterlande noch gefunden worden bei Bujtur und bei Korod; auswärtige Fundorte derselben sind: das W. Becken, wo man sie von 12 Punkten hat und häufig gewinnt; Merignac, Saucats, Salles, Costas bei Bordeaux; St. Avit und St. Paul bei Dax; Sausset, Carry, Plan d'Aren, Manthelan und Palmy; Turin; Grötsch und Poëls; Ofen; Otmarsingen in der Schweiz; Szukowce in Volhynien.

Digitized by Google

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

LUCINA BIELZANA *mihi.*

L. testa parva, orbicalari, lentiformi, mediocriter convexa, tenui et semipellucida, striis tenuissimis et densissimis concentricis ornata; lunula parva lanceolata; cardine solido; dentibus in valva dextra cardinali uno et lateralibus duobus; fossa ligamentali interna profunda; margine intus regulariter subcrenulato.

Das fast runde bald etwas breitere bald etwas höhere linsenförmige, mäßig gewölbte kleine Gehäuse hat durchscheinende Schalen und eine mit feinen, sehr dicht stehenden, ziemlich regelmäßig auftretenden concentrischen Zuwachs(?)-Streifen bedeckte Oberfläche; die Lunula ist klein und lanzettförmig; der hintere Theil der Schale, wo eine unter dem Wirbel beginnende breite aber sehr seichte und nicht weit hinabreichende Furche wahrzunehmen ist, ist ein wenig zugeschärft; das kräftige Schloß bildet in der mir vorliegenden rechten Schale Ein Cardinalzahn, zu welchem noch zwei Seitenzähne hinzutreten; unterhalb des Wirbels befindet sich eine lange und tiefe Ligamentgrube; der Rand der Schale ist äußerst fein und regelmäßig gekerbt. Die Beschaffenheit der Muskeleindrücke nicht bestimmbar.

Ich war sehr geneigt die beschriebenen in meinem Besitz befindlichen Schalen als Jugendexemplare der *L. Dujardini* Desh. beizuzählen, allein ich fand sie etwas zu stark gewölbt, da L. Dujardini als „nahezu flach" bezeichnet wird; auch ist ein zwar höchst fein-, aber doch entschieden deutlich-gekerbter Rand vorhanden; endlich ist die Schale durchscheinend, während dieser Beschaffenheit der Ausdruck „testa solida" in der Diagnose von Luc. Dujardini zu widersprechen scheint. — Sehr selten bei Lapugy. — Länge und Breite 3¼ W. Linien.

LUCINA LACTEA (?) *Lamarck.*

Eine mir vorliegende rechte Klappe eines Gehäuses von Lucina hat ganz die Größe und Form der von Dr. Moritz Hörnes Taf. 33, Fig. 7 c des 2. Bandes seines Molluskenwerkes abgebildete Lucina Dujardini Desh.; sie ist fast rund, linsenförmig, zusammengedrückt, nahezu flach, ihre Lunula ist klein und lanzettförmig, die unter dem Wirbel liegende Ligamentgrube ist tief, die Muskeleindrücke sind deutlich, der Rand zeigt selbst unter der Louppe betrachtet kaum eine schwache Crenulirung. Diese Schale unterscheidet sich aber von L. Duj. und nähert sich der L. lactea dadurch, daß sie nicht massiv (solida) und daher in bedeutendem

Digitized by Google

Grade durchscheinend ist. Auch in dem Mechanismus des Schloßes scheint sie auf der Seite von Luc. lactea zu stehen, denn sie hat außer dem Einen starken Cardinalzahn in der Mitte des Schloßes nur vorne einen schwachen Seitenzahn. Die Verzierung der Oberfläche wird durch schmale, dicht angeordnete, sehr regelmäßige concentrische Leistchen, gleich denen bei Luc. columbella gebildet, welche ich nicht blos als Zuwachsstreifen ansehen kann. — Länge $5^2/_4$ Wiener Linien; Breite 5 W. Linien.

Ich subsummire diese Schale, freilich nur auf spärliche Angabe über L. lactea, welche ich bei Dr. Hörnes gefunden, fraglich unter diese Art. Ich besitze Schalen dieser Art auch von Pank.

In meiner Sammlung.

LUCINA SPINIFERA *Montagu.*

Hörnes l. c. Taf. XXXIII, Fig. 8 a—c.

Die Oberfläche des querovalen, linsenförmigen, hinten geradrandigen und flachen Gehäuses ist mit feinen, blattartigen, concentrischen Leisten versehen, welche am Wirbel von einander entfernter liegen als am Rande und sich am hintern Rande zu Spitzen erheben. Unterhalb der kleinen Wirbel liegt die lange, lanzettförmige Lunula; die Area ist gerade und sehr lange und von den vorhin erwähnten Spitzen eingefaßt. Das Schloß bilden zwei Cardinalzähne und zwei wenig hervorragende, blattartige Seitenzähne. Von den mittelmäßig starken Muskeleindrücken ist der vordere zweilappig. Der Rand der Schale ist nicht krenulirt. Sehr selten bei Lapugy. Länge meiner größern Schale 4 W. L.; Breite 3 W. Linien. Sie gehörte einem Individuum an, dessen Gehäuse etwas gewölbter, als das von Dr. Hörnes abgebildete.

Im Vaterlande ist diese Art noch bei Bujtur angetroffen worden. Auswärtige Fundorte sind: 12 Punkte des Wiener Beckens, überall selten; die Insel Rhodus; Monte Pellegrino auf Sicilien; Lixuri auf Cefalonien; Lomato in Calabrien; Orciano, Modena, Castell'arquato, Castell nuovo, Asti, Nizza, Rio della Batteria und Termo fuora bei Turin, Serravalle bei Tortona und Alvaro bei Genua; Millias bei Perpignan, Roussillon, St. Paul, Saubrigues, St. Jean de Marsac, Leognan, Saucats, Mérignac, Mainot, Cabannes, Pont-le-Voy und Manthelan; Othmarsingen (Aargau), Niederhasli (Zürich), das Ufer der Reuß bei Luzern, Steingrube und Muschelberg bei St. Gallen; Rudelsdorf; Hidas. Lebt gegenwärtig noch in den Meeren um Europa.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und in meiner Sammlung.

Digitized by Google

LUCINA NODOSA *mihi.*

L. testa parva, ovata, transversa, aliquantulum obliqua, compressa, striis concentricis primum subtilibus tum validoribus mox lamellis latis interstitiis ornata; interstitiis ipsis mox subtiliter striatis; umbonibus prominulis sed non admodum antrorsis; lunula et area lanceolatis longis laevibus, area utrinque nodulis a lamellis validioribus exeuntibus cincta; cardine unidentato; impressionibus muscularibus et palliari distinctis; margine non crenato.

Das Gehäuse ist quer-oval, etwas schief, abgeplattet, mit deutlich heraustretenden aber nicht stark nach vorne geneigten Wirbeln. Die Oberfläche zieren anfangs sehr dünne concentrische Leistchen, fast nur wie Linien, die bald stärker werden und in breite Binden übergehen und dann in größeren Abständen sich anordnen; von der siebenten oder achten Leiste an treten zwischen ihnen gewöhnlich feine Leistchen auf, wie jene in der Nähe der Wirbel; die Hauptleisten erheben sich an der langen Area zu spitzen Knötchen, wobei man Umbiegungen bemerkt. Das Schloß besteht in den mir beiden vorliegenden Schalen aus Einem Cardinalzahn, der sich zwischen zwei Vertiefungen befindet; keine Seitenzähne. Die Lunula ist schmal, lang, lanzettförmig glatt, die Area ebenso, natürlich noch länger und ebenfalls glatt, eingefaßt von den erwähnten spitzen Knötchen. Der Rand der Schalen ist nicht gekerbt. Der Mantelrand und die Muskeleindrücke sind deutlich, der vordere Muskeleindruck zweilappig. Länge 5 W. L., Breite 4 W. L.— Sehr selten. Nur zwei Einzelschalen befinden sich in meinem Besitze.

(Schluß im zweiten Heft.)

Digitized by Google

Vor zweihundert Jahren.

Bilder aus dem Leben des Schenker Kapitels*).

Von

Dr. G. D. Teutsch.

I.

„Wohl dem der seiner Väter gern gedenkt Und fest sie hält in gutem treuem Herzen" wer kennt es nicht das schöne Wort des deutschen Sängers? Und historia testis temporis, lux veritatis, magistra vitae haben wir schon als Beispiel unter der Molnarschen Syntaxregel gelernt. Die Wahrheit jener Gedanken und noch einiges Andere wird es gewesen sein, das den Hochwürdigen Herrn von Birthälm schon vor fast zwei Jahrzehnten vermochte unsere Kapitel aufzufordern, zu sammeln was zur Geschichte ihrer Vergangenheit gehöre und diese selbst entsprechend darzustellen. Denn wer nicht weiß, welche Ziele die Väter gehabt, auf welchem Boden sie gestanden, welche Wege sie gewandelt, in welchem Maße ihre Aufgaben und Strebungen Förderung oder Widerstand im Geiste der Zeit gefunden, der entbehrt eine der edelsten Früchte menschlicher Erkenntniß und ist beinahe dem Manne gleich, der in der Finsterniß wandelnd die durchmessene Bahn nicht kennt. Und doch ist jener Aufforderung nur ein einziges Kapitel nachgekommen und seine Arbeit ist ein Zeugniß, wie des Herrn Wort noch immer gilt: „den Armen wird das Evangelium gepredigt". Denn es — ist nicht eines der „vornehmen", mit weithin klingendem Namen, sondern der letzten eines — das Bulkescher, das eine sehr wackere Geschichte seines Kapitels der

*) Vortrag in der Schenker Kapitularversammlung im Sommer 1866.

Digitized by Google

Superintendentur eingesandt hat. Die fast gleichzeitig im Druck erschienene „Geschichte des Hermannstädter Capitels" (Hermannstadt 1848) ist nicht aus dem Boden dieser, rein wissenschaftlichen Zielen dienenden Aufforderung erwachsen, sondern eine Streitschrift für Wiedergewinnung vermeintlichen historischen Rechtes und die Geschichte des „Burzenländer Kapituls" (Trausch Magazin Kronstadt 1852) hat gar aus der Hand eines Nichtkapitularen hervorgehen müssen, eine Mahnung mindestens für das „Honteruskapitel", wenn man zumal Sallusts tiefes Wort bedenkt: imperium modo iis artibus retinetur, quibus partum est.

So gestatten Sie denn, geehrte Amtsbrüder, daß ich Ihnen heute Bilder aus dem Leben unseres Kapitels bringe. Es ist leider nicht eine Geschichte des Kapitels — Sie würden sie ja an den frater junior auch nicht verlangen können — aber vielleicht was Lessing vom Epigramm sagt, und früher schon einer ähnlichen Arbeit zum Geleit mitgegeben wurde, „ein klein Gemälde, Ein Strahl gesandt Zum Brennen nicht, Nur zum Erleuchten". Möchte die Gabe nicht ganz unwerth sein des, von wahrhaftem Verständniß der Zeit zeugenden, mit so schöner Einhelligkeit gefaßten Beschlusses unserer Verbrüderung, fortan einige Tage im Jahre Zusammenkünften zu widmen, die der Wissenschaft und dem Gedankenaustausch über die Ziele und Mittel unseres ebenso schweren als, wenn es recht betrieben wird, wahrhaft fruchtbaren und erlösenden Amtes dienen sollen. Wie schön beleuchtet jener Beschluß Friedrich Schlegel's tiefes Wort:

Geistlich wird umsonst genannt
Wer nicht Geistes Licht erkannt;
Wissen ist des Glaubens Stern,
Andacht alles Wissens Kern.
Lehr' und lerne Wissenschaft:
Fehlt dir des Gefühles Kraft
Und des Herzens frommer Sinn
Fällt es bald zum Staube hin.
Schöner doch wird nichts gesehn
Als wenn die beisammen stehn
Hoher Weisheit Sonnenlicht
Und der Kirche stille Pflicht!

Die Umrisse und Farben zu unserm Gemälde hat vorzugsweise jener treffliche Quartant geliefert, den neulich die ängstliche Gewissenhaftigkeit unserer eherichterlichen Funktionen zwischen den staubigen Folianten des Herrn Probechanten entdeckte, wo er ein stilles und doch so sprechendes Zeugniß ablegte von der, die historischen Studien so sehr fördernden Trefflichkeit einer Einrichtung, die in werthvollsten archivalischen Schätze verdammt, eventuell alle zwei Jahre vielleicht die Marksteine von

Digitized by Google

zehn Weichbildern kennen zu lernen. Nun unser Quartant, der sich als „Tomus I.“ der Schenker Kapitularprotokolle entpuppt hat, ist trotz alledem und alledem gerettet und bildet vor der Hand ein Prachtstück der Agnethler Pfarrersstube, über die er Ihnen aus alter Zeit zum Danke dafür heute auch Einiges erzählen soll. Wer nur das rechte Wort wüßte, um die Geister alle zu bannen, die darin schlafen; Sie würden Wunder sehen und hören

Der sie aber wenigstens im ersten Gange dahin gezaubert, das ist der Würdige Herr Georgius Tutius, im Jahre 1652 Pfarrer von Kleinschenk, zugleich Collector und wie aus unserm Kodex hervorgeht Actuar des Kapitels. Er ist ein Schenker Kind, der mit Johannes Krautmann von Seligstatt und Johannes Textoris von Agnetheln zugleich im Jahre 1639 an die „berühmte“ Kroner Schule ging, wo schon seit einem Jahre Jeremias Klöser von Hundertbücheln, wir wollen hoffen fleißige Studien machte. Wie es Tutius dort ergangen, wissen wir nicht; nur über sein Ende haben sie ein böses Stück in die Matrikel geschrieben: „Heimlich ist der Nichtsnutz (nequam) fortgelaufen und hat 19 Gulden Schulden hinterlassen; jetzt aber ist er Pfarrer in Kleinschenk“[1]). Zwar heißt der Excedent in der Kronstädter Matrikel Paulus Tutius, aber da in Kleinschenk kein anderer Tutius Pfarrer gewesen, so ist, vorbehaltlich, daß die Angabe über das Kleinschenker Pfarramt in der Kronstädter Matrikel richtig, an der Identität der Person wohl kaum ein Zweifel. Nach Kleinschenk war Tutius 1648 gekommen, früher ein Jahr Pfarrer in Gürteln und bis 1647 Rektor in Schenk gewesen. Wie es nun mit jener Kronstädter Angabe sich immerhin verhalten mag, als Glied des Kapitels ist Tutius ein Ehrenmann gewesen. Dafür zeugt unser Kapitularprotokoll, dessen tüchtiges Latein übrigens auch der Kronstädter Schule ein gutes Zeugniß gibt, davon aber auch seine beiden Söhne, deren einer in Wittenberg (1677) studirte, vom Pfalzgrafen bei Rhein den Lorbeer des k. gekrönten Dichters erhielt, 1680 Lector in Schäßburg war, sechs Jahre später Catos Epigramme, wobei er zugleich die Bräuche der Dichterkrönung beschrieb, in Kreisch drucken ließ, endlich als Pfarrer in Schaas starb, während der andere in Wittenberg Doktor der Medicin wurde, und später als Stadtphysikus in Hermannstadt und Senator daselbst die Zeiten Karaffas und Rabutins erlebte[2]).

---

1) S. die von Fr. Schiel veröffentlichte Matrikel des Kronstädter Gymnasiums in desselb. Progr. v. 1864, S. 52.

2) Seiverts Nachrichten von Siebenbürg. Gelehrten 451.

Digitized by Google

Von der Thätigkeit des Kapitels in jener Zeit zeugt schon die Zahl seiner Versammlungen. Außer den ehegerichtlichen, derer unser Protokoll keine Erwähnung macht, tritt das Kapitel in der zweiten Hälfte des Jahres 1652 dreimal, im Jahre 1653 bald insgesammt bald nur in den Senioren siebenmal zusammen, freilich hier einmal bloß um von „den Brüdern" die Taxen zu erheben. Die Sitzungen sind abwechselnd immer auf einem andern Pfarrhof, nach der alten Regel der sächsischen Canonisten ubi Decanus, ibi capitulum.

Dechant und demnach in den Versammlungen Vorsitzender war in jenen Jahren (1652—54), seltsamer Weise in unserer Kapitularmatrikel in dem allerdings spät entstandenen Verzeichniß der Dechanten ursprünglich ausgelassen und nur nachträglich fast vermuthungsweise genannt, der Pfarrer von Großschenk Laurentius Gregori. Aus dem Schenker Rectorat war er ins Stuhlsnotariat getreten, darauf Stuhlsrichter geworden, hatte, wie man ihm nachredete, sich 1646 selbst in die Pfarre nach Braller candidirt und sie erhalten, woher er im folgenden Jahre nach Schenk gewählt wurde. Wenn es wahr ist, daß sein Eintritt in das Pfarramt ein uncorrecter gewesen, so hat er später unter dem verderblichen Zorne des Superintendenten Lucas Hermann und der „domini Politici" schmerzlich genug gebüßt.

In seiner Amtswaltung als Dechanten wird man ihm würdige Führung nicht absprechen können. Bei besondern Anlässen fehlte es nicht an feierlicher Rede zu Eröffnung und Schluß. So sprach er am 20. Juni 1632 auf dem Mergler Pfarrhof über den mannigfachen Unterschied und Gebrauch (usus) der Gesetze. Und als er in der Junisitzung des folgenden Jahres in Felmern das Decanat mit geziemendem Dank niederlegte, handelte er ausführlich von den drei Tugenden, die Aristoteles an einen guten Amtmann verlange, der Liebe, der Kraft und der Gerechtigkeit, wobei er im Eingang in Ritter Georg's Kampf mit dem Drachen eine doppelte Allegorie nachwies, eine geistige, in der Georg Christus und der Drache der Teufel sei, eine politische, worin der geharnischte Ritter das Bild eines guten Amtmanns, der Drache das vielfache Ungemach und die Gefahren bezeichne, die der Amtswaltung nicht ausbleiben. Der Tartlauer Pfarrer erwiederte hierauf, indem er dem Dechanten für seine Mühe und Treue dankte und ihn ersuchte, weiter im Amte zu bleiben; denn nach alter Gewohnheit laste auf jedem Dechanten die Mühe zweijähriger Arbeit, die denn Laurentius Gregori auch weiter nicht verweigerte. Als er im Juni 1654 im Convent in Großschenk nun in der That das Amt niederlegte, führte er den Aristotelischen Gedanken von den drei Tugenden des Amtmanns weiter aus. Im Exordium streifte

er auf das Gebiet von den drei Ständen, die die kirchenrechtliche Doctrin damals durch Gerhard's und Carpzov's weitreichenden Einfluß auch in die Rechtsanschauung unserer Kirche verpflanzt hatte, den status politicus, ecclesiasticus und oeconomicus, wo bei dem letztern, dem Volk, freilich nur das „Recht des Gehorchens und Aneignens" blieb. Es ist bereits, wie wenn das künftige Geschick in der Rede die dunkeln Schatten vorauswerfe. Wenn der status politicus oder der magistratus, der von Gott mit besonderer Auctorität zum Schutz der Guten geschmückte und geordnete Stand sei, sprach er, so folge daraus, daß er auch nach dem Gesetz Gottes und nicht nach seiner Willkür zu regieren habe. Darum rief er mit dem Psalmisten aus: „lasset euch nur weisen ihr Könige und züchtigen ihr Richter" auf Erden und mit dem Propheten Jeremias im 22. Kapitel: „so spricht der Herr, haltet Recht und Gerechtigkeit und errettet den Beraubten von des Frevlers Hand, und schindet nicht die Fremdlinge, Waisen und Witwen und thut Niemand Gewalt und vergießet nicht unschuldig Blut an dieser Stätte".

Einen häufig vorkommenden, gewiß selten angenehmen Verhandlungsgegenstand in den Sitzungen des Kapitels bildete die Auftheilung und Erhebung der Taxen, die dasselbe auf die Kapitularen zur Bestreitung der eigenen Bedürfnisse aufschlug. Jede Pfarre hatte die bestimmte Zahl Lothe oder Zahlhäuser (lothones, domus numerales) und man wird nicht falsch urtheilen, wenn man daraus auf die Größe und Bedeutung der Gemeinden schließt. Nach diesem Schlüssel folgten sie damals in folgender Reihe:

			1597	Die fürstliche Zehntarende betrug: (bis 1612)
1.	Großschenk	mit 9 Lothen	10	70 fl.
2.	Schönberg	„ 7 „	10	64 „
3.	Kleinschenk	„ 6 „	7	40 „
4.	Schorsch	„ 6 „	7	52 „
5.	Braller	„ 6 „	6	40 „
6.	Agnetheln	„ 5½ „	—	52 „
7.	Mergeln	„ 4½ „	7½	44 „
8.	Martinsberg	„ 4 „	3½	24 „
9.	Zied	„ 4 „	5	32 „
10.	Tartlau	„ 3½ „	5	35 „
11.	Rohrbach	„ 3½ „	5	32 „
12.	Gürteln	„ 3½ „	4½	28 „
13.	Felmern	„ 3½ „	4½	29 „
14.	Halmagy	„ 3½ „	4½	28 „
15.	Werd	„ 2 „	3½	28 „
		Zusammen 71½ Lothe.		593 fl.

Digitized by Google

Zu dem genannten Zwecke trat am 30. Juni 1652 das Kapitel auf dem Pfarrhof in Zied zuſammen. Die Boten des Friedens ſollten zum Kriege helfen; Georg Rakotzi II. hatte ihnen den beſchloſſenen Feldzug gegen die Moldauer und Koſaken angeſagt und wiewohl es ihnen ſchlecht genug gefiel — hand grata ſteht ausdrücklich im Protokolle — ſo mußte man nun für Pferd und Wagen und allerlei Zugehör ſorgen. Denn ſeit der am Sonntag Reminiscere 1566 in Thorenburg zuſammengetretene Landtag beſchloſſen hatte[3]), daß „die ſächſiſchen Plebane des Landes Donnerbüchſen, Mörſer, Pulver, Kugeln und das andere Geräthe mit guten Pferden ſollten führen laſſen, weil in Kriegsſachen Jedermann in guter Ordnung ſein müſſe, und wer von den Plebanen das Erforderliche nicht beiſchaffen könne, der ſolle der Plebanie verluſtig gehen", werden ſie wohl mit doppelter Inbrunſt gebetet haben: domine da pacem in diebus nostris, aber die Laſt nahm man ihnen darum nicht ab. So brachten ſie denn für diesmal 107 fl. 25 Den. auf und am 8. Mai 1653 wieder 10 fl. 74 Den., am 5. Juni wieder 89 fl. 41 Den. Davon wurde der Heerwagen gekauft um 5 fl., die Pferde, die der Convent in Schönberg „beſtimmte, auswählte und ſchätzte", beigeſtellt, eins vom Kleinſchenker und eins vom Felmerer Pfarrer um je 25 fl., eins vom Werder um 23 und eins vom Agnethler um 20 fl. — ob des Letztern Pferd ſchlechter, oder ſeine Opferwilligkeit gegen das Kapitel, das ihn nur unwillig in ſeine Mitte aufgenommen, größer geweſen, dafür fehlt es an Anhaltspunkten —; auch die Deichſel, die Achſe und viele andere Beſtandtheile an Wagen und Geſchirr mußten ausgebeſſert oder neu gemacht werden; ſelbſt die Peitſche um 14 Denare fehlte nicht; dem Fuhrknecht zahlte man 3 fl. für den Monat; die 4 Pf. Speck und die Stiefel der Rechnung ſind wohl auch für ihn gegangen und außerdem ſchenkte die „Barmherzigkeit" ſeiner Frau einen Kübel Korn für einen Gulden. Und doch wie ſorgte er? Als er im folgenden Jahre aus dem Heerzug zurückkehrte, brachte er nur ein Pferd zurück, für das der Gürtler Pfarrer keinen höhern Preis als 8 fl. zahlte. Oder richtiger, er brachte nichts zurück, ſondern der Kleinſchenker Pfarrer wurde ausgeſchickt, Wagen und Pferde zu ſuchen; zwei Tage war er auf der Straße, bis ſich ein Pferd und der Wagen fand, was ihm an Tagegeldern 40 Denare einbrachte, die wie der Lohn des jene heimbringenden Knechtes, es waren auch 30 Denare, von des Gürtlers Kaufpreis noch in Abſchlag kamen.

---

[3]) G. D. Teutſch Urkundenbuch der evang. Landeskirche I. 91.

Im Ganzen betrugen des Kapitels Einnahmen nach der Rechnung von 1653 an Taxen 207 fl. 40 Den., eine Summe, die faſt die Hälfte der fürſtlichen Zehntarende, alſo einer halben Quarte gleichkömmt; die andern Zuflüſſe kamen meiſt aus Strafen, von welchen $^1/_3$ jedoch immer des Dechanten war und demnach hier nicht eingerechnet iſt; ſie erreichten die Höhe von 57 fl. 9 Den, zuſammen alſo 264 fl. 49 Den. Die Rechnung des Jahres 1654 weiſt aus: Taxen 39 fl. 29 Den., Strafen 139 fl. 2 Den, zuſammen 178 fl. 31 Den. Davon wurden außer dem ſchon genannten Heerwagen vielfache Reiſen der Kapitularen in öffentlichen Angelegenheiten beſtritten, wobei der Dechant nach dem Kapitularſtatute vom 6. Auguſt 1653 täglich 15 Den., der „frater privatus“ 10 Denar jeder für ſeine Perſon, ebenſo viel für ſeinen Diener und für jedes Zugvieh ohne Unterſchied täglich 15 Denare, für den Wagen aber die „Matrikularſatzung“ erhielt. So betrugen die Koſten, als der Dechant und der Schönberger Pfarrer im Juli 1652 im Namen des Kapitels der Beſtattung des Superintendenten Chriſtian Barth beiwohnten 1 fl. 58 Den. In demſelben Jahre ehrten ſie den Schenker Königsrichter mit einer Hochzeitsgabe von 1 fl. 80 Den., 20 Denare mehr erhielt zu demſelben Ehrentag der Agnethler Pfarrer, während daſſelbe Ehrengeſchenk an den Hermannſtädter Bürgermeiſter vier Thaler erreichte. Für den „Clarissimus dominus Cibiniensis“ kommt jährlich als ſyſtemiſirte regelmäßige Ausgabe ein „Charitativum“ von 14 fl. 24 Den. vor; bei Beſuchen in Hermannſtadt fehlte in der Regel für ihn auch der patriarchaliſche „Buttertopf“ nicht, deſſen Inhalt bis auf 80 Denare ſtieg. Als Dechant und Senior von Hermannſtadt einmal in ſchwerer Rechtsſache Rath und Mühe nicht geſpart hatten, drückte das Kapitel durch 20 fl. ſeine Dankbarkeit aus. Daneben ſchenkte man wohl auch einmal auf einem Convent in Agnetheln oder Werd „den Muſikanten“ 1 fl. Die Geſammtausgaben betrugen 1652 253 Gulden 46 Den., 1653 176 Gulden 42 Denare.

Daraus waren im letzten Jahre für Papier zu einem Protokoll („pro exstruendo protocollo“) 1 fl. 50 Denare gefloſſen, und die Synodalartikel aus dem Sept. 1652 hatte man in demſelben Jahr mit 1 fl. bezahlt. Nicht nur bezahlt, ſondern in der Novemberſitzung in Gürteln hatte ſie der Kleinſchenker Pfarrer in offener Verſammlung auch aufgeleſen.

Die Höhe jener Ausgaben wird ganz klar erſt, wenn man ſie mit den Preiſen der Lebensmittel aus der Zeit vergleicht. In den fünfziger Jahren des 17. Jahrhunderts konnte man durchſchnittlich einen Eimer Wein um 25 Denare, um ebenſo viel ein Viertel Korn kau-

Digitized by Google

sen[4]). Die Ausgaben des Kapitels in den Jahren 1652 und 1653 (429 fl. 88 Den.) repräsentiren also den Werth von 1616 Eimern Wein oder 430 Kübeln Korn. Das Schriftwort, daß jeder Tag seine eigene Plage habe, hat sich wohl auch an den Vorgängern im Amte erfüllt.

Und wie viel Sorgen, die der Gegenwart fremd sind, hefteten sich noch sonst an seine Ferse. Ein je selbstständigeres und unabhängigeres Eigenleben die Kapitel damals führten, desto häufiger mußten sie angegriffene Rechte vertheidigen und das Getöse des Kampfes ruhte nur selten. So wollte in Mergeln der dasige „Edling" Franz Domokosch einen Zehnten geben. Herr Johannes Löprich von Mergeln und Georg Tutius von Kleinschenk zogen 1652 im Namen des Kapitels mit der Klage zum Pächter der fürstlichen Zehntquarte Herrn Johann Kemeny. Er hatte nur „halb und halb" versprochen, aber auf spätere Aufforderungen des Kapitels „verbesserte er die Resolution"; Franz Domokosch solle dem Mergler Pfarrer den Zehnten geben, was dieser denn fortan that. Dem gesammten Kapitel wie dem ganzen Klerus hatten die fürstlichen Zehntarendatoren den Bienen- und Lämmerzehnten vorenthalten; aus der Synode schickten sie den Schenker Dechanten und Bogeschdorfer Senior wieder zu Kemeny nach Gerend; in der Kapitularversammlung in Gürteln im November 1652 theilte Laurentius Gregori die guten Hoffnungen mit, die er von der Expedition mitgebracht; kaum nach einer Woche kam auch das „aureum sane privilegium" an, das Rakoczi zum Schutze jenes Bezugs den 27. September in Radnot ausgestellt. Cui divina ob istam gratiosam libertatem gratia semper faveat schrieben sie voll dankbarer Freude ins Capitularprotokoll und trugen den Fürstenbrief in ihre Matrikel ein. Nun hatte man fröhlichen Muth, als Richter und Geschworne von Schenk 1653 keinen Lämmerzehnten geben wollten. Der Pfarrer von Kleinschenk wurde mit einem Großschenker Prediger zu den dominis Politicis geschickt, um den „auf allen vier Füßen lahmen" Vorwand, ein Statut des Reiches ordne jene Versagung an, zu entkräften. Wie sie vor den kranken Königsrichter nicht kommen konnten, gingen sie zum Stuhlsrichter Martin Meltzer und „protestirten feierlich"; der erklärte, er habe zwar gehört, die Beamten seien frei vom Lämmerzehnten, doch wolle er nicht fremd sein, ihn zu geben, namentlich dem Pfarrer, wenn der nicht freundlich etwas nachlasse und vergönne.

Nicht so leichte Arbeit hatte man fast gleichzeitig mit dem Marktschreiber von Großschenk Laurenz Guitschling. Gleich oberhalb des

---

4) Bedeus v. Scharberg: Mittheilungen über ein Mediwischer Stadtbuch im Archiv des Vereins für siebenb. Landeskunde. N. F. III, 52.

Digitized by Google

Marktes lag ein Garten (praedium seu hortus), der der Kirche vergabt worden war. Der Schenker Einwohner Martin Tischler hatte ihn aber unvorsichtig (incante) dem Notarius verkauft, dieser sich in den Besitz gesetzt und verweigerte dem Pfarrer die Herausgabe. Da schloß ihn das Kapitel in der Novembersitzung 1642 vom Tisch des Herrn aus, bis er vom Garten abstehe und den Pfarrer versöhne. „Das hatte in kurzer Zeit" schreibt unsre Quelle, „glücklichen Erfolg. Denn jener stand von seinem Vorgehen ab, ließ das Grundstück an seiner Stelle und bat seinen Pfarrer um Verzeihung".

Da geschah es, daß zu Anfang des Jahres 1653 der Agnethler Pfarrer Martinus Frank starb. Den 20 Januar vollzog das Officium auf dem Pfarrhof die Theilung. Hier erfuhr es von Abgeordneten des Marktes, die gerade von Birthälm heim kehrten, daß der neue Bischof Lucas Hermann der Gemeinde eben Candidaten zur Besetzung der Pfarre in die Wahl gegeben habe. Es war eine große und unliebsame Ueberraschung. Die That des Hochwürdigen Herren gereiche dem Kapitel zu schwerem Präjudiz, urtheilte man einstimmig, und erwog in ernster Berathung, was dagegen vorzukehren sei. Zunächst gingen Herr Johannes Lang von Schönberg und Johannes Löprich von Mergeln unverzüglich hinüber nach Birthälm — die Reise kostete den Kapitelssäckel einen Gulden — und legten Widerspruch und Verwahrung vor dem bischöflichen Stuhle ein. Lucas Hermann erklärte, es sei wahr, er habe den Agnethlern „in die Wahl gegeben"; aber die Abgeordneten des Kapitels wiesen, wie sie sagten nach, daß die Agnethler ihn falsch und lügnerisch berichtet. Es ist Schade, daß das Nähere nicht angegeben ist, damit wir Einsicht gewännen, wie bei einem in der damaligen Kirchenverwaltung nicht zweifelhaften Punkte der Superintendent von einem eifrig geschirmten nutzbaren Kapitularrecht so leicht und in kurzem Weg Umgang genommen. Er habe übrigens erklärt, schlossen die Sendboten, daß er die althergebrachte Jurisdiktion des Kapitels aufrechthalten und vertheidigen wolle.

Aber seine Candidation blieb auch aufrecht. Die Agnethler wählten aus derselben den Hamlescher Pfarrer Andreas Malberth, wahrscheinlich einen Agnethler Pfarrerssohn. Doch das Kapitel präsentirte ihn nicht, weil die Wahl „ungesetzlich" (illegitim) sei. Die Agnethler urgirten umsonst bei dem Superintendenten, bei dem Capitularofficium. Da trat das ganze Kapitel, diese „Sache voll Verwirrung" zu ordnen Anfangs März 1653 in Kleinschenk zusammen. Von Agnetheln kam mit neuer Bitte „der gelassene Hann" Johannes Schneider, Georg Fernengel und zwei andere vornehme Bürger. Was war zu machen; die

Digitized by Google

Logik der „vollendeten Thatsachen“ fiel schon in jener Zeit schwer ins Gewicht. Das Kapitel scheint früher die Universitätsstrafe von 60 fl. über den Markt verhängt zu haben; jetzt beschloß es „aus Respect gegen den Hochwürdigen Herrn Superintendenten und auf sein Ersuchen“ davon zwei Drittheile zu erlassen, „doch ohne alles Präjudiz für die Zukunft“. Für solche Milde bedankten sich die Agnethler nicht nur, sondern versprachen auch zu zahlen, ja der gelassene Hann zählte sofort 12 Gulden auf den Tisch. Die Präsentation wurde vollzogen; Andreas Malberth ist bis zu seinem Tod 1661 dort Pfarrer gewesen.

Allerdings floß ihm das Leben auf dem Pfarrhof, in den er wider des Kapitels Willen eingezogen, nicht immer freundlich dahin. Als im November 1653 dort „Convent“ war, stand er auf und klagte gegen den ältern Prediger Michael Theil, der habe ihn und sein Haus in den letztverflossenen Tagen mit Wort und That durch schwere Injurien verletzt; er bäte, daß man jenem „Zaum und Zügel anlege“, damit er gegen seinen Pfarrer und Patron derartiges nicht mehr wage. Der sofort vorgeladene Prediger, der das Vergehen zu läugnen nicht im Stande war, wurde bis zur Besserung vom Amte enthoben, — es war in der That „kurzer Prozeß“ — und erst auf inständiges Bitten „vom Stricke der Suspension“ freigemacht, wofür er eine Geldstrafe von 10 fl. erlegte.

Auch an andern „Predigerhändeln“ fehlte es nicht. In der Kapitularversammlung in Gürteln im November 1652 kamen „verschiedene Enormitäten“ zur Sprache, die der Braller älteste Prediger sich hatte zu Schulden kommen lassen. Er hatte böse Pasquille in seinen Kalender geschrieben — wohl um sie den schadenfrohen Augen der Welt zu entziehen, hatte man sie ins Kapitulararchiv hinterlegt — und die Vornahme einer Taufe verweigert, wiewohl der Pfarrer öffentlich in der Kirche ihn dazu aufforderte. Deshalb wurde er nun heftig und strenge angegangen und da er seine That weder läugnete noch vertheidigen konnte, gleichfalls sofort suspendirt. Das brach seine „Verwegenheit“; er legte sich aufs Bitten und wurde endlich in sein Amt wieder eingeführt, als er einen Revers unterschrieben, den sie „zu seinem Schrecken“ zu den Kalendern ins Archiv legten, und 14 fl. 46 Den. Strafe gezahlt. Kurz vorher war der Martinsberger Prediger wegen „ehrverletzender Verachtung“ seines Pfarrers vom Dechanten in offener Kapitularsitzung schwer getadelt und mit einer Strafe von 5 fl. belegt worden.

Nicht geringen Anstoß erregte in derselben Sitzung (Juni 1652) der Schulmeister von Halmagyen. Vorgeladen vor das Kapitel aus unbekannter Ursache gab er böses Aergerniß durch seine zu „herrische“ Kleidung und mußte dafür die schwere Rüge des Kapitels hinnehmen.

Digitized by Google

Doch das Uebel wucherte in weitern Kreisen. Darum nahm der Dechant hievon Veranlassung „väterlich und brüderlich" zu ermahnen, sowohl Pfarrer als Prediger und Schulmeister, im Leben rein, im Amte fleißig zu sein, insbesondere aber sich zu hüten vor dem Luxus in der Kleidung, den man vorzüglich bei den Weibern bemerken wollte und den deßhalb auch die Synode in Hermannstadt (November 1651) neulich so sehr verdammt hätte. Da waren harte Worte gefallen und gerade der Hermannstädter Dechant hatte die Klage angestimmt: an Pfarrer und Pfarrerinnen sei der Luxus nun unmäßig geworden; der mächtige Kragen am Mente, den sie über das Chorhemd zurückschlügen, mache den Geistlichen den Komödianten ähnlich und gebe ihn dem Gelächter alles Volkes preis. Und ihre Frauen schmückten sie, wie „junge Lieutenante"[5]) und behingen sie mit Gold, Silber, Edelgestein, daß sie Bildsäulen der heidnischen Liebesgöttin gleich sähen. Und welcher Mißbrauch würde mit Wagen und Kutschen getrieben! Das alles erregte den tiefen Unwillen der Synode und sie verbot das Mente mit kurzen Aermeln, wie es die „Laien" trugen, hohe Absätze an den Stiefeln und lange Haare. Denn diese namentlich seien unschicklich für die „Knechte Gottes"; müsse man doch sonst meinen, sie seien hochmüthig, oder „in der Trauer", oder kämen gerade aus türkischer Gefangenschaft, ein Viertes gäbe es nicht.

Das Alles rief damals des Halmagyer Rectors Unvorsichtigkeit dem Kapitel in Sinn und Gewissen zurück; aber eine schwerere beschäftigte es zwei Jahre später (1654). Der Schulmeister von Kleinschenk Mich. Theil hatte eines Tages seine Büchse „frei schießen" wollen und bequem genug das Rohr einfach zum Schulfenster hinausgesteckt. Der Schuß ging los, die Kugel traf einen vorübergehenden alten Mann, der todt liegen blieb. Bis aber das Kapitel im April in Werd zusammentrat, um über die „schwere Sache" zu richten, hatte der Schulmeister sich mit den Kleinschenkern verglichen und eine „brüderliche Amnestie" zu Stande gebracht, worauf sie den Todtschläger auch vom Kapitel gegen eine Strafe von 30 fl. freisprachen und im Rectorate ließen. Denn er habe nach St. IV., III. 2 den Mann nur von ungefähr erschlagen und könne darum nicht zum Tode verurtheilt werden. „Sintemal der Willen und was aus Fürsatz geschicht alle Mißhandlung und die Thaten unterscheiden". Zehn Gulden von höchsten Satz des Wehrgeldes hatten sie ihm nachgelassen.

Hatten sie das hier thun können, weil sie keinen „bösen Willen" fanden, um so schlimmer trat er bei einer ganzen Gemeinde hervor. In

---

[5]) thrasonice ornantes . . .

Digitized by Google

Martinsberg war seit 1648 Valentin Schosterus (oder Su'oris) Pfarrer. Aber das Volk war verderbt und halsstarrig; es verkürzte ihn im Zehent, in der Theilung des Grases, nahm ihm Holz und trieb viele andere Ungebühr. Ihr zu steuern und die „contumacia perversorum Mertesbergensium" endlich zu brechen beschloß das Kapitel im November 1653 in Agnetheln, es solle der Gemeinde Martinsberg fortan das göttliche Wort und die h. Sacramente verweigert werden, bis sie Buße gethan und auf den rechten Weg zurückgekehrt. Doch solle man zuvor des Bischofs Bestätigung einholen. So zogen Johannes Löprich von Mergeln und Georg Tutius der Kleinschenker hinüber nach Birthälm und theilten dort den Schluß des Kapitels mit. Da fand er Billigung, doch so, daß man die Gemeinde noch einmal warnen und zur Besserung auffordern solle. Gehorche sie dann den Ermahnungen des h. Geistes nicht, so solle der große Bann sie treffen. Zu dem Zwecke trat das Seniorat des Kapitels im December 1653 in Martinsberg zusammen, die „politischen Dynasten" von Großschenk waren mit dem „brachium saeculare" auch dort. Nahe dem Weihnachtstage, der den müden Herzen „Frieden auf Erden" bringen wollte, sollte das schwere Gewitter der geistlichen und weltlichen Strafe sich über der irrenden Gemeinde entladen. Da kam aber alles Volk derselben und bat und versprach, den Pfarrer fortan zu ehren, wie es frommen Christen zustehe und nie mehr das frühere Attentat zu versuchen und alle Bürger gaben ihre Hand darauf und stellten ein schriftliches Gelöbniß ihres Wohlverhaltens aus, unter das die Herren Politici das eigene und des Stuhles Siegel drückten, zu ewiger Bekräftigung und zum „stimulus amnistiae". Die Urkunde liegt wahrscheinlich jetzt noch im Archiv des Kapitels. So entging die Gemeinde dem „Blitzstrahl der Excommunication" und wird wohl guten Menschen zum Wohlgefallen das Christfest gefeiert haben.

Bei derselben Gelegenheit wurde auch die schwere Zwietracht gedämpft, die das benachbarte Braller heimgesucht hatte. Da war seit 1647 Johannes Abrahami Pfarrer, der früher Rector in Schenk, dann Pfarrer in Gürteln gewesen. Hier war der Hann Georg Onverd ungefügig gegen die Kirchenordnung; als der Pfarrer wollte, man solle die Bestimmungen der Visitationsartikel gegen die dagegen sündigende Jugend in Anwendung bringen, sprach der Hann: „O würdiger Herr, der Fürst gibt auch gar viell Artikel, aber man helt sie gleichwohl nicht" und anderes derartiges verächtliches mehr. Nun zogen die Senioren des Kapitels vom Martinsberger gerade auf den Braller Pfarrhof, mit ihnen Königsrichter (substituirter) G. Schuller, Stuhlsrichter Martin Meltzer und der Stuhlsschreiber Michael Gitsch. Dahin riefen sie den Hannen

Digitized by Google

und die Altschaft von Braller zusammen und machten auch hier Frieden; — kurz und strenge. Sie sprachen das Urtheil, weil der Hann „so heilige Satzungen" geringschätzig behandelt habe, so solle er durch die Gassen des Dorfes den Stein tragen. Als aber die Altschaft viel und flehentlich bat, milderten sie den Spruch auf eine Geldstrafe von 12 fl. die er zu Handen der Kirche erlegen solle. Zugleich wurde ihnen aber von „weltlicher und geistlicher Obrigkeit" ernst eingeschärft, der Pfarrer mit den Kirchenvätern habe das Recht der Rüge und der Strafe gegen alle Uebertreter, die den Feiertag entheiligten durch Reisen oder Gelage, oder die andere kirchliche Ordnungen brächen, ebenso wie das in den übrigen Stuhlsgemeinden der Fall sei, d. h., der Pfarrer könne in solchen Fällen durch die Kirchenväter pfänden lassen und dem Schuldigen eine kleine Geldbuße auflegen. Dem pflichteten Hann und Altschaft bei und versprachen dem Pfarrer in allen rechten Dingen billigen Gehorsam.

Nicht so leicht wurde die Strenge der Kirchenordnung in einer andern Gemeinde, in Agnetheln fertig. Am 4. Sonntag nach Trinitatis 1652 hatten sie hier den Prediger von Brekokten, der mit einem Bodendorfer Bauer auf der Reise sich befand, gelegentlich des Jahrmarkts, — die Ursache ist nirgends genannt — gefänglich eingezogen, vor Gericht gestellt und um 40 fl., den Betrag mit dem man sonst das „Haupt löste" gestraft. Schon Donnerstag darauf hatte das Kapitel aus dem Convent in Mergeln des Marktes eigenen Pfarrer und den von Werd nach Agnetheln gesandt, gegen die That zu protestiren; es sei eine Verletzung der geistlichen Privilegien, heiße die Sichel in fremde Erndte tragen und sie würden ob des unzeitigen Wagnisses einst Rechenschaft geben müssen. Ende Juli vor das Kapitel in Zied; geladen und hart angegangen erklärten die Agnethler, sie hätten die Sache dem Bürgermeister von Hermannstadt übertragen, daß er dem Kapitel antworte, worauf dasselbe wieder protestirte, es wolle sich weder von den Agnethlern, noch vom Hermannstädter Bürgermeister seine Privilegia schädigen lassen. Von da an schleppte sich die Sache bis November 1653. Das Kapitel fand die Schuld im Sohn und im Eidam Georg Duldners Vor einigen Monaten hatte man ihnen den Genuß des h. Abendmals untersagt, sie hatten sich nichts darum gekümmert und der Vorladung des Kapitels keine Folge gegeben. Nun beschloß dieses, sie „wie Hunde und Schweine von den Perlen der Kirche Gottes hinauszuwerfen" und „mit dem Blitz des großen Bannes zu treffen". Und wie sie noch immer nicht zum Gehorsam zurückkehrten, da ordnete das Kapitel auf dem Convent in Agnetheln im November 1653 den Vollzug an; am Sonntag nach Martini wurden „jene Hunde" (wie das Pro-

Digitized by Google

tokoll erzählt) öffentlich in der Kirche vor der Predigt aus der Gemeinschaft der Gläubigen hinausgeworfen, bis sie ihre Sünden erkannt und Zeichen wahrer Reue gegeben hätten. Als dieß endlich geschehen, schließt unsre Quelle, die gerade in der Darstellung dieser Sache auffallend kurz und bitter erscheint, wurden sie wieder als wahre Glieder in den Schooß der Kirche aufgenommen. Von einer weitern Buße oder Strafe ist nicht die Rede.

Dagegen hatte ein anderer Sünder der Kirche im ähnlichen Falle mindestens seine „guten Willen" zeigen müssen. Ein lügnerischer und übel beläumdeter Mann aus Felmern, Petrus Rohrmacher kam in Streit mit seinem Pfarrer. Er verachte ihn; auch wollte er sich mit seinem Nächsten nicht versöhnen und hatte einmal den Dechanten fälschlich berichtet. Wegen dieser „unchristlichen Frechheit" wurde er vor das Kapitel geladen; doch er stellte sich nicht, weil ihn sein Gewissen schlug, wie sie hier meinten; darum wurde er im Juni 1653 excommunicirt. Nun lief er zum Pfarrer und Dechanten und ließ nicht ab mit Bitten; aber erst als der Stuhlsrichter von Reps im December sich schriftlich für ihn verwandte und „eine treue Intercession für diesen armen Klienten beym Clarissimo Viro" einlegte, daß er „die infligirte pönam etligermaßen mitigire vndt vnserer Freundschafft etwas gütte beweise", thaten sie Barmherzigkeit an ihm, und absolvirten ihn unter der Bedingung, daß er seinen Pfarrer um Verzeihung bitte und um das gegebene Aergerniß wieder gut zu machen, der Kirche einen „Kohrkittel" von feinerm als dem gewöhnlichen Stoffe schenke.

So brauchten sie vor zweihundert Jahren „der Gewalt der Schlüssel"; man wird gestehen müssen, daß sie in strenger Anwendung derselben nicht sparsam waren. Und in dieser Handhabung der potestas clavium liegt ein bedeutsamer Unterschied unserer und der deutschen evangelischen Kirchenverfassung; denn während diese den Bann den landesfürstlichen Konsistorien übertrug, ist Doctrin und Praxis bezüglich aller Theile der Kirchenzucht in der sächs. sieb. Kirche auf der ersten Stufe der diesbezüglichen reformatorischen Anschauungen stehen geblieben, die diese Gewalt als dem geistlichen Amte zustehend erkannten. So spricht sich der 23. Artikel der A. C. aus, so der Anhang zu den Schmalkaldischen Artikeln und in den 1541 dem Kaiser zu Regensburg übergebenen heißt es: Habent pastores mandatum, non solum ut doceant, et sacramenta administrent, sed etiam ut palam contumaces in ecclesia puniant excommunicatione, videlicet eos, qui vel contra sanam doctrinam pravas opiniones serunt aut malos mores emendare nolunt. Debetur enim jure divino obedientia pastoribus in hac conservatione disciplinæ,

Digitized by Google

ähnlich wie jener Artikel der A. C. schließt: Hic necessario de jure divino debent eis ecclesiae praestare obedientiam juxta illud: Qui vos audit, me audit. In der deutschen Kirche des fernen Waldlandes am Alt und an der Kokel kam dieser Rechtsanschauung die vorreformatorische Kapitularverfassung fördernd entgegen. Während sie im deutschen Mutterland bald vergeblich sich nach einem Amt umsahen, dem sie die jurisdictio episcopalis, deren hauptsächlicher Bestandtheil auch Bann und Excommunication war, übertragen könnten und daher in der weitern Entwicklung des Reformationsgedankens, als dieser bis zur Heranziehung und Betheiligung der Gemeinde trotz Luthers und Melanchthons mahnenden Anlässen nicht durchdrang, fast nothwendig auf die Staatsgewalt kommen mußten: waren hier die Kapitel als bereits berechtigte Inhaber wesentlichster Theile des Kirchenregimentes vorhanden und ihr Uebertritt zur Reformation beseitigte jedes etwaige Hinderniß der diesbezüglichen Rechtskontinuität. So war die Reformation, während sie im Mutterlande mit uralten kirchlichen Einrichtungen fast revolutionär brach, hier streng conservativ; es war eine wirkliche Reform. Die Kirchenordnung der weltlichen Universität von 1550 — eigentlich unser Reformationsgesetz — ist dafür ein höchst bedeutsames Zeugniß. Denn sie setzt im XIV. Artikel 6 ausdrücklich fest: die gewalt göttliches rechts sol von niemand freuenlich veracht werden. Denn so schon des pebstlichen rechts, der gewohnheiten, auch dergleichen vieler dinge myssbreuch billig verworfen sein, hat man doch mit denselbigen nit alle gutte Ordnungen umbgestossen. Darum was die gewalt der Schlüsseln vnd vrteil des wort Gottes betrifft (potestas clavium et censura verbi divini) sol nach alter gewonheit getreulich erkannt und gericht werden von den, welchen die sorg göttliches Worts befolen ist. Vnd ein weltlich öberkeit sol sich wider solchen rechtspruch nit einlegen. Den dasselbig gericht ist des Herrn und nit der Menschen. Der ganze IX. Artikel handelt vom „christlichen Bann" (de excommunicatione) und ist voll tiefen sittlichen Ernstes. Er eifert gegen den Mißbrauch, der früher damit getrieben worden; damit nun die privata tyrannis fortan verhütet werde, soll „kein Seelsorger" allein und für sich, „sondern durch ander mehr eintrechtig urtheil von christlicher Gemeinschafft ausschlieszen." Auch soll diese Strafe ihn nicht sogleich ereilen, sondern nach der Ordnung Matth. 18 soll er zuerst allein, dann vor Zeugen, zum letzten, „auch vor der gemein ermanet werden". „So er sich aber aus halsstarrigkeit nit bekeren will, sol er darnach durch ein Kirchendiener (per ecclesiæ ministrum) offentlich in den bann gethan, vnd wie ein heid vnd vbeltheter von

Digitized by Google

iedermann vermeidt werden, bis er sich gebessert vnd viederumb vor der gemein auffgenomen vnd entbunden wird.“ Und zwar war die Strafe insbesondere für Unversöhnliche bestimmt, für Vorenthalter fremden Gutes, für „verstokte ehebrecher vnd offenberlich hurer, wo sie schon von weltlichem recht frey sein“ — kurz alle „welche in offenberlichen lastern leben vnd insondert auch in der gemein offtmals ermanet sich nit willen bessern sondern bleiben zu gemeinem ergerniss verstockt in ihren sünden, sollen von sacramenten, gemeinschaft der Christen vnd Zechrechten ganz verstossen sein.“ Und ausdrücklich wird gewarnt, „dass man nit iederman zu behend frei spreche“[6]).

Im Princip derselben altkirchlichen Rechts- und Weltanschaunng beruhte es ferner, daß ein weltlicher Richter über Kirche und Geistliche zu Gericht nicht sitzen könne. Auch in dieser Beziehung traten die evangelisch gewordenen Kapitel durch die Reformation eine weitumfassende Erbschaft von Jurisdiktionsrechten an. Der bereits erwähnte XIV. Artikel des Reformationsbüchleins, der nur die Mißbräuche des kanonischen Rechtes abschaffte, hatte auch hier seine Gültigkeit. Die im Zeitalter der Kirchenverbesserung regierenden katholischen Landesfürsten neigten sich ohnehin jener Auffassung zu und schützten den Clerus, wo die weltlichen Amtleute nach der Ansicht dieses zu weit gingen. Die fürstlichen Schutzbriefe von 1550 an sind ein sprechendes Zeugniß hiefür. Auch das Schenker Kapitel hatte den seinen vom 22. April 1557[7]), der die alte vorreformatorische geistliche Gerichtsbarkeit aufrecht hielt; ein zweiter vom 13. Januar 1559[8]) zeigt, daß die Stuhlsbeamten jenen nicht ganz geachtet. Der große, dem ganzen sächsischen Klerus ertheilte Schutzbrief der Königin Isabella vom 10. Juli 1559[9]) steht so sehr auf conservativ-katholischem Standpunkt, daß er alle in den päpstlichen Decreten und Decretalen bezeichneten Fälle auch weiterhin dem evang. geistlichen Gericht zuweist, zu nicht geringem Erstaunen der domini Politici, die ihren Pfarrherrn gegenüber lebhaften und wirksamen Einspruch hiegegen erhoben. Aber der Grundsatz blieb: nimis pie et prudenter sanctos patres, religionis nostrae christinae lumina, majores item et praedecessores nostros reges Hungariae statuisse cernimus, ordinem eccle-

---

6) Teutsch Urkundenbuch der evang. Landeskirche I, 53, 64.
7) A. a. o. 161.
8) A. a. o. 170.
9) A. a. o. 173.

Digitized by Google

siasticum a saeculari non solum functione atque officio sed etiam libertatibus, indultis, privilegiis et immunitatibus in solidum discretum disterminatumque esse oportere . . . ne videlicet injuriis saecularium magistratuum, a quibus officio, studiis et laboribus distinguuntur per omnia obnoxii subjectique haberentur". Die Strafgerichtsbarkeit über die „Ihrigen", und das waren eben nicht nur die ordinirten Geistlichen, bis zur peinlichen war darin eingeschlossen.

Schon aus dem Frühern gehört Einiges hieher, so des Kleinschenker Schulmeisters unvorsichtiger Schuß; aber auch sonst wurde das Kapitel mannigfach von Strafrechtspflege in Anspruch genommen. So standen im März 1653 Diebe aus Schorsch vor seinem Richterstuhl; über das Weitere ist nichts bekannt. Dem Prediger von Agnetheln hatte seine junge Magd Ringe gestohlen; in Anbetracht ihres Alters entließ sie das Kapitel mit einer Strafe von 12 Gulden, während sonst der Strang auf der That gestanden wäre. Jacob Schuster aus Agnetheln der seine Mutter geschmäht und geschlagen, wurde, weil er ein Geschworner gewesen, aus Gnade bloß zum Steintragen verurtheilt; für dasselbe Vergehen traf dieselbe Strafe den Petrus Deidrig aus Schorsch; das Stuhlsamt ließ sie am Schuldigen durch seinen Geschwornen Georg Schuster vollziehen.

Mehr Bedenken brachte ein anderer Fall. Auf dem Partialconvent in Großschenk im Mai 1653 trug der Großschenker Pfarrer und Dechant vor, des Königsrichters Georg Schnabel nichtsnutziger walachischer Knecht aus dem Fogarascher Gelände, Opre, sei neulich um Mitternacht durch das obere Fenster in den Pfarrhof gestiegen und in flagranti auf der Verletzung des Kirchenfreithums ergriffen worden. Nun liege der Rebulo im Kapitelsgefängniß, das sich im Schulgebäude befand.

Ueber dieser Mittheilung erschienen Abgeordnete vom Königsrichter, sein Bruder Lucas Schnabel und Georg Göldner und forderten den verhafteten Knecht zurück. Die Senioren stellten dagegen die Frage: in welcher Eigenschaft thäte dieses der Königsrichter; ob als Königsrichter im Namen des Amtes oder als Hausvater, der seinen Knecht brauche. Die Abgeordneten antworteten, das wüßten sie nicht, sie hätten davon nichts in ihrem Auftrag. So wurden sie denn zurückgeschickt, damit sie hierüber Rede geben könnten, namentlich ob der Königsrichter den Knecht haben wolle als Verletzer eines privilegirten Hofes. Jene gingen; nach einer halben Stunde wiedergekehrt, erklärten sie, der Königsrichter wolle nicht als Amtmann, sondern als Hausvater den Knecht, den er brauche, und nicht in ihm den Verletzer einer privilegirten Sache. Nach einge-

Digitized by Google

hender Berathung antwortete man ihnen endlich: es sei unerhört und gegen alles Recht einen solchen Impetitor und nächtlichen Räuber, der nicht nur den Widhof*), sondern auch seine privilegirten Bewohner angegriffen, ungestraft zu entlassen. Darum könne in diesem Falle dem Petitum des Herrn Königsrichters nicht willfahrt werden; denn das würde sonst zu großem Präjudiz der geistlichen Privilegien geschehen. Wieder kamen nach einer Weile die Abgeordneten zurück und baten um Gnade für den Verbrecher. Darum wurde die Sache denn bis zur folgenden Kapitularversammlung vertagt und bis dahin der Räuber im Kapitelsgefängniß festgehalten.

Die trat im Juni in Felmern zusammen. Inzwischen hatten Königs- und Stuhlsrichter durch ihre Brüder Lucas Schnabel und Stephan Meltzer viel mit dem Kapitel verhandelt und petitionirt, so daß dieses endlich beschloß, den Knecht gegen die jedoch unnachsichtliche Strafe von 24 fl. zu entlassen. Dabei wurde ihm ernst eingeprägt, er solle auch dem Königsrichter gerecht werden und Frieden mit ihm machen; denn den habe er noch mehr beleidigt.

Das Recht der eigenen Gerichtsbarkeit, an dem man hier so fest hielt, wurde bald aus der eigenen Mitte verletzt. Der Pfarrer von Rohrbach Franz Homius beging „die Unvorsichtigkeit". Sein Knecht hatte ihm auf den Pfarrhof in Rohrbach nicht gehorcht; er hatte ihn festsetzen lassen und zur Bestrafung an das Stuhlsamt geschickt. Darüber führte der Dechant auf dem Senioralconvent zu Anfang des Jahres 1654 bittere Klage, wie er die eigenen Vorgesetzten verachtet und übergangen und in nicht leicht zu übersehender Weise die Standesprivilegien hintangesetzt hätte. Die Sache wurde vor das vollzählige Kapitel verwiesen.

Da geschah noch Unerwarteteres. An einem Abend, es war schon nach der Dämmerung „zu verdächtiger Stunde", kam der Pfarrer von Rohrbach mit dem Eidam des Braller Pfarrers Johann Brenner, einem Hermannstädter Bürger nach Großschenk. Er war „gut trunken"[10]; und so zogen sie „tumultirend" durch den Markt und erfreuten sich vor der Schule am Freischießen ihrer Büchsen. Auf dem nahen Pfarrhof lag der Dechant schon im Bette und schlief; als man ihn ob des Lärms weckte, schickte er auf die Schule zum Rector: was für Gäste habe er denn und wer schieße da? Wie der Knecht die Nachricht brachte der

*) D. h. Pfarrhof, geweihter Hof.

10) . . bene madidus . . .

Rohrbächer Pfarrer Herr Franz Homius sei dort, wollte der Dechant „das Amt handeln", stand auf und ging in eigener Person zur Schule, um die Lärmmacher zu ergreifen, die solches unter den Augen des Inspectors sich getrauten. Wie er heraustrat, traf er das Pferd des Rohrbächer Pfarrers und pfändete es sofort, seinem Herrn durch den Rector sagen lassend, sein Dechant habe auf das Thier Beschlag gelegt; wolle er Grund und Ursache davon wissen, solle er morgen frühe auf den Pfarrhof nachfragen; da werde er es erfahren. Wie der Rector das dem Rohrbächer sagte, riß diesen die Leidenschaft hin; ohne Rücksicht auf Amt, Zeit, Ort, Umgebung fuhr er auf und ergoß in den heftigsten Worten seinen Zorn gegen den „wachsamen Vorgesetzten".

Es kam ihn theuer zu stehen. Das Pferd zwar erhielt er vom Schenker Pfarrhof heraus, aber er mußte dafür einen Silberbecher zum Pfande geben. Im April auf dem Pfarrhof in Werd nach der Präsentation des neuen Pfarrers Daniel Wonner, sprach dann das Kapitel über ihn. Sein Schuldhaufe war so groß, daß sie ihn beim Urtheil theilten, aber das Endergebniß wurde dadurch nicht leichter. Weil er seinen Knecht dem weltlichen Gericht überantwortet, solle er 20 Gulden Strafe zahlen. Denn wie sie darüber verhandelten, wies der Senior darauf hin, vor wenig Jahren sei die Schönberger Pfarrerin, Herrn Antonius Werners Frau, nur weil sie im Hannenhaus den Schönberger Amtleuten zwei oder drei Worte Antwort gegeben, um ebensoviel gebüßt worden. Das erwogen sie nun und blieben bei jener Summe und das war das erste. Dann solle er wegen des Schusses und des Lärms „zu verdächtiger Stunde" weitere 12 Gulden zahlen. Endlich habe er wegen des Despekts und Ungehorsams gegen den, ihn väterlich zurechtweisenden Dechanten noch 25 Gulden zu entrichten, diesen demüthig um Verzeihung bitten und sich fortan von solchen „Enormitäten" fleißig zu hüten, sonst werde Schwereres folgen. — Man sieht, das Kapitel nahm es, wenn man den Geist jener Zeit nicht aus den Augen läßt, ernst mit dem wichtigen Recht, wornach, wie Isabella 1559 sagt, die alten Könige und Ordnungen dem geistlichen Stand „suos illis judices et arbitros, morum et vitae censores e consortio fratrum suorum suaviter admiserunt, qui errata corrigerent, defectus, scandala et qualiacunque offendicula in vero et recto judicio emendarent." Unter einem erhielt auch der Braller Pfarrer Johannes Abrahami eine strenge Zurechtweisung, daß er immer „auf der Straße" sei und seine Gemeinde allein lasse. Auch an der Maßlosigkeit des Rohrbächers trage er Mitschuld da er und seine Angehörigen sie mit veranlaßt hätten; jener würde ruhig gesessen sein, wenn sie nicht die Gelegenheit gemacht hätten. Er

Digitized by Google

ſolle ſich demnach vor ſolchen Laufereien hüten, wenn er Händel vermeiden und nicht in Strafe fallen wolle.

Dieſelbe Kapitularverſammlung ſollte über eine That voll Entſetzen das peinliche Urtheil ſprechen. Es war überhaupt eine Sitzung mit „Schrecken ohne Ende"; auch des Kleinſchenker Schulmeiſters Todtſchlag wurde in dieſer verhandelt. Die andere Sache war folgende.

Thomas Dängelius, ſeit 1639 Pfarrer in Schorſch, deſſen Prediger er bis dahin geweſen, war mit ſeiner wegen unzüchtiger Neigungen nicht in ganz gutem Rufe ſtehenden Frau vor einiger Zeit vor dem Dechanten erſchienen und hatten ihm mitgetheilt, ihre Tochter Margaretha habe mit dem Schorſcher Rector Martin Gregori von Felmern Umgang gehabt und ſei jetzt einer todten Frühgeburt geneſen. Der Dechant fragte erſtaunt, ob ſie denn als Eltern von dieſem Zuſtand der Tochter kein Wiſſen gehabt? Der Vater verneinte, die Mutter bejahte, doch ausweichend und zurückhaltend. Da entließ ſie der Dechant, mit dem Auftrag den Rector gefangen unter ſicherer Wache herüberzuſchicken, die Tochter aber ſelber zu ſtellen. Zugleich übertrug er den Pfarrern von Agnetheln und Kleinſchenk das Verhör der Schuldigen. Da ſtieg nach den Reden des Schulmeiſters der dunkle Verdacht auf Kindesmord in den Unterſuchenden auf. Mutter und Tochter zur Rede geſtellt und ermahnt, die Wahrheit zu ſagen, ſonſt werde der Ausgang nur noch ſchlimmer ſein, läugneten. Aber das Gerede war auch ſonſt entſtanden und ſchlich im Geheimen; der Sache auf den Grund zu kommen, und dem „Scandal ein Ende zu machen" ließ der Dechant in Schorſch ſelbſt die Unterſuchung pflegen. Jene beiden Pfarrer zogen hin, nahmen ſich einige Geſchworne und „ehrſame Matronen" aus der Gemeinde zur Seite und ließen das Grab des Kindes öffnen. Sie fanden darin ein Knäblein, vollſtändig ausgebildet und lebensfähig geweſen; aber — die Kehle hatte ein Meſſerſchnitt geöffnet. Das Kind war ermordet.

Nun geſtand „die Metze" die That. Doch ſie allein ſei die Urheberin, ihre Mutter daran unſchuldig. Aber aus den Geſtändniſſen des Geſindes fiel auch auf ſie ſchwerer Verdacht; mit der Tochter wurde ſie in Haft geſetzt, bis das Kapitel den Spruch fälle.

In der Aprilſitzung 1654 kam es jedoch nicht dazu. Man möge in Birthälm und in Hermannſtadt ſich zuvor Raths erholen beſchloſſen ſie. Der Aguethler Pfarrer zog hieher, der Kleinſchenker dorthin. Zurückgekehrt fuhren ſie mit dem Senior wieder nach Hermannſtadt (es war gerade Maijahrmarkt), um mit dem Biſchof und den andern Herrn dort aufs neue zu berathen. Da wurde feſtgeſetzt, Dechant und Syn-

Digitized by Google

dicus von Hermannstadt sollten zum Kapitel nach Schenk kommen und hier mit diesem den peinlichen Gerichtshof bilden.

So geschah es. In der Himmelfahrtswoche traten sie in Großschenk zusammen, sprachen — der Kindesmörderin das Todesurtheil und überantworteten sie zur Vollziehung desselben der weltlichen Obrigkeit, dem Stuhlsamt. Als dieses aber mit dem mündlichen Bericht der abgeordneten Capitularen sich nicht begnügte, gaben sie es, bekräftigt mit des Kapitels Siegel schriftlich hinüber. Die Zuschrift lautete:

„Salutem cum rerum omnium bonarum affluentia, officiorumque promptitudine devote precamur.

Haben E. W. durch vnsere Dominos Fratres freundlig berichten lassen, wie eine arme Sünderin in Capitali Crimine sey erfunden worden vnd eben derowegen nach der Göttligen Gerechtigkeit vnd inhalt vnseres municipals solte Sterben, Anhaltende, E. W., dieselbe nicht nur fürnehmen, Sondern auch exequiren, vnd Ihr ihr Recht wiederfahren lassen. E. W. aber darüber von vns einen Schrifftligen Sentens begehret:

Also haben wir Solchem begehren nach E. W. auch Schrifftligen berichten wollen, wie folget:

Gegendwertige Arme Sünderin Margaretha hatt sich nicht nur mit Hurerey, Sondern auch mit Kinder Morderey vergriffen, welches sie auch selbst fatiret vnd einbekand, deßwegen sie denn hette eines sehr Schmähligen Todes Sterben sollen. Weiln aber ihr GroßEltern vnd Ehrlige vnd Ansehnlige Freundschafft nicht wenig interveniret ist, Alß haben wir selbige nur dem Schwerd adjudicieret. Bitten demnach E. W. wollen Sie anhören vnd Ihr Wiederfahren lassen ihren Lohn.

Ihm vbrigen Sey E. W. Gott empfohlen, Welcher E. W. Richterstuel auß gnaden bekrefftigen Wolle. Datum in Parochia Nagy-Schenkensi Anno 1654 die Martis post Dominicam Rogationum.

E. W. dienstwillige
Decanus Cibiniensis cum suis adjunctis et
Capitulares Nagy-Schenkenses.

Es ist ein merkwürdiges Zeugniß, und zwar steht es in der Geschichte des Schenker Kapitels nicht vereinzelt da, sondern kehrt bald mindestens zweimal wieder (1663, 1667), daß die sächsischen Kapitel auch nach der Verordnung Georg Rakotzis vom 10. November 1631[11]), doch über Tod und Leben der „der geistlichen Jurisdiction unterseßenen" geurtheilt haben. Das alte kanonische Recht war eben mächtiger als der

[11]) Urkundenb. der ev. Landesk. I, 298.

fürſtliche Befehl und Johanns II. Schutzbrief vom 10. Dezember 1570 wo es hieß: Si qui aliquid actionis contra personas ecclesiasticas habere praetendunt, id legitimo ordine juris, coram judicibus ecclesiasticis, decanis et superintendente prosequantur, qui cognita causa pro ratione delicti severiter in sontes animadvertere, vel si causa capitalis fuerit, extunc post latam illorum sententiam magistratui civili puniendum relinquere debebunt[12]), — wurzelte tiefer in der Rechtsanſchauung jener Zeit.

Die Mutter der Kindesmörderin verurtheilte das Kapitel zu einer Strafe von 200 fl., weil ſie in der ganzen Sache vielfach böſen Verdacht auf ſich geladen. Denn ſie habe den Zuſtand der Tochter gekannt und ſei doch der ſchrecklichen That nicht bevorgekommen, ſie habe vom Morde gewußt und habe ihn doch verſchwiegen. Sie, auch früher ſchon böſes Rufes, ſolle ſorgen, daß ſie nicht des geringſten Vergehens mehr überwieſen werde, ſonſt ſei es um ihr Leben geſchehen.

Der Schorſcher Schulmeiſter aber, der die Mörderin durch ſchlimme Künſte berückt, die er aus des Albertus Magnus Buch von den Geheimniſſen der Weiber gelernt habe, der ihr Liebesbecher und böſe Tränke gemiſcht, wurde auf 24 Gulden geſtraft und aus dem Schenker Kapitel verwieſen nach St. IV., 1. 13.

Das ſind denn zwei Jahre aus dem Leben des Schenker Kapitels vor 212 Jahren. Es ſind manche düſtere Bilder darunter, das letzte das düſterſte. Aber die ganze Zeit war ſo geartet, hier wie überall. Es iſt viel gefallen, was damals als unſchätzbares Gut galt und um keinen Preis dahin gegeben worden wäre, weil jene Weltanſchauung es als eine Bedingung des Daſeins und Wirkens anſah. Jetzt wo die Zeit andere Ziele und Wege ans Licht gebracht, iſt es nur die Beſtätigung des alten Sängerworts

Ut silvae foliis pronos mutantur in annos,
Prima cadunt; ita — vetus interit aetas.

Freuen wir uns, wenn auch das andere wahr iſt

Et juvenum ritu florent modo nata vigentque

und ſorgen wir, daß von unſern höhern Gütern ein drittes mindeſtens durch unſre Schuld nicht gelte

Debemur morti nos nostraque . . cadentque
Quae nunc sunt in honore.

---

[12]) A. a. O. 194.

Siebenbürgische Literatur

mitgetheilt von

Eugen Trauschenfels.

1869.

Selbständige Schriften.

Zieglauer Ferd. v. Harteneck, Graf der sächsischen Nation und die siebenbürgischen Partheikämpfe seiner Zeit 1691—1703. Nach den Quellen des Archives der bestandenen siebenbürgischen Hofkanzlei und des sächsischen Nationalarchives in Hermannstadt. — Hermannstadt 1869. Th. Steinhaußen.

(Seivert G.) Hermannstädter Lokalstatuten. Festgabe den Mitgliedern des Vereins für siebenbürgische Landeskunde gewidmet im Jahre 1869. Hermannstadt 1869 Th. Steinhaußen.

Trausch Joseph Schriftsteller-Lexikon oder biographisch-literärische Denkblätter der Siebenbürger Deutschen. II. Bandes 1—6 Lieferung Gaudi Wilhelm Carl — Kinder v. Friedenberg Johann. Kronstadt. Johann Gött & Sohn Heinrich.

Bruckner Wilhelm Beleuchtung der dem hohen Abgeordnetenhause in Pest überreichten Denkschrift der angeblich zum Königsboden gehörigen Gemeinden der sogenannten Filialstühle Szelistye und Talmatsch wegen Regelung ihrer staatsrechtlichen Verhältnisse. Hermannstadt 1869. S. Filtsch's Buchdruckerei.

Schmidt Wilhelm: Die Stiftung des katholischen Theresianischen Waisenhauses bei Hermannstadt gelegenheitlich der ersten Säcularfeier des Bestandes desselben actenmäßig dargestellt. Hermannstadt 1869. G. v. Closius'sche Erbin.

Digitized by Google

Buzogány Áron és Ferencz József. Keresztyén magvető. Kolozsvárott a r. kath. lyceum nyomdájából 1868 (Christlicher Säemann. Klausenburg Druckerei des röm.-kath. Lyceums. Enthält Mittheilungen aus der Geschichte der unitarischen Kirche in Siebenbürgen.)

Szilágyi Ferencz: A heidelbergi káte 's a magyar és erdélyi protestáns autonomia a XVIII-ik században. Pest 1868. Osterlamm. (Der Heidelberger Katechismus und die Autonomie der Ungarländer und Siebenbürger Protestanten im 18. Jahrhundert.)

Szilády Áron és Szilágyi Sándor: Török-magyar-kori Államokmánytár. Pest 1868—1869 Eggenberger Ferd. I. köt. 1540—1625, II. köt. 1627—1637. (Staatsurkundenbuch aus der Zeit der Türkenherrschaft in Ungarn I. u. II. Bd.)

Szabó Károly: A magyar vezerek kora Árpád-tól Sz. Istvánig. Pest 1869 Ráth Mór. (Das Zeitalter der ungarischen Führer von Arpad bis zum heiligen Stephan.)

Orbán Balázs. A Székelyföld leirása történelmi, régészeti, termeszetrajzi s népismei szempontból képekkel Pest 1869 Ráth Mór. II. kötet. Csik-Gyergyó és Kászon székek leirása III. köt. Háromszék. (Beschreibung des Szeklerlandes von geschichtlichem, archäologischem, naturwissenschaftlichem und ethnographischem Gesichtspunkt Mit Bildern. II. Bd. Beschreibung der Stühle Csik, Gyergyó und Kászón. III. Bd. Háromßék.)

Az 1867-iki kiegyezés és Bocskay, Illyésházy, Bethlen, Rákóczy (I György) népszövetségi politikája Pest 1869 Aigner és Kautmann. (Der 1867er Ausgleich und die Völker verbindende Politik Bocskay's, Illyesházy's, Bethlen's und Georg Rákóczy I.)

Wenzel Gusztáv: Árpádkori uj okmánytár A magy. tud. Akademia történelmi bizottmánya megbizásából közzé teszi VII köt. 1235—1260 Pest 1869 Eggenberger Ferd. (Neues Urkundenbuch aus dem Zeitalter der Árpaden. Ueber Auftrag der historischen Kommission der ungarischen Gelehrten-Akademie veröffentlicht. 7. Bd.)

Fabó András: A magyar és erdélyországi mindkét vallásu evangelicusok okmánytára Pest 1860. Osterlamm Károly I köt. (Urkundenbuch der Ungarländer und Siebenbürger Evangelischen beider Konfessionen. 1. Band.)

Knauz Nándor II. Endre szabadságlevelei. Kiadja a. m. tud. Akademia Pest 1869. Eggenberger. (Andreas II. Freiheitsbriefe. Herausgegeben von der ungarischen Gelehrten-Akademie.)

Digitized by Google

Pap Dénes Okmánytár Magyarország függetlenségi harczának történetéhez 1848—49 Pest Heckenast Gusztáv II köt. (Urkundenbuch zur Geschichte des ungar. Unabhängigkeitskampfes 1848/49 2 Bd.)

Kis Baczoni Benkő Károly Marosszék ismer tetése irta 1860—1861-ben. Kolozsvártt 1868 — 1869. (Schilderung des Marosser Stuhls. Geschrieben 1860—1861 von).

Frankl Vilmos: Pázmány Péter és kora. Pest 1869 Ráth Mór II köt. 1622—1631 (Peter Pázmány und seine Zeit. 2 Bd. 1622 bis 1631.)

Vass József: Erdély országgyülései a vajdák alatt (Időköz: 1002—1650) Kutfők nyomán rita — Pest 1869 Pfeifer Ferd. (Siebenbürgens Landtage unter den Woiwoden (Periode von 1002 bis 1540). Auf Grund von Quellen geschrieben von.)

Iványi (Jancsik) Ede A magyar birodalom vagy Magyarország s részeinek czimerei. Pest 1869 Lauffer Vilmos. A magy. kir. egyetem által koszorúzott pályamü 63 kö és szinnyomatú ábrával. (Die Wappen des ungarischen Reiches oder Ungarns und seiner Theile. Von der k. ungarischen Universität gekrönte Preisschrift. Mit 63 Figuren in Stein- und Farbendruck.)

Moldovanu Ioane M.: Acte sinodali ale basericei romane de Alb'a Iuli'a si Fogarasiu, date la lumina de: Blasiu 1869. Tomu I. (Synodalakten der romänischen Kirche von Karlsburg und Fogaras, veröffentlicht von: Blasendorf 1869 1 Bd.)

Vieti'a, oporele si ideele lui Georgiu Sincai de Sinca. Discursul de receptiune de A. Papiu Ilarianu si respunsul de Georgiu Baritiu in siedinti'a publica societatei academice romane din 14 Sept. 1869. Cu XV. anesse si unu facsimile. Bucuresci 1869 Tipografi'a nationale. (Leben, Werke und Ideen Georg Sincai's von Sinca. Rede gehalten von A. Papiu Ilarianu bei seiner Aufnahme in die romanische Akademie in deren öffentlichen Sitzung am 14. Sept. 1869. Mit 15 Anhängen und einem Facsimile. Bukarest 1869 Nationaldruckerei.)

(Wird fortgesetzt.)

Digitized by Google

Archiv

des Vereines

für

ſiebenbürgiſche Landeskunde.

Neue Folge.

Neunter Band.

II. Heft.

Herausgegeben

vom

Vereins-Ausſchuß.

Kronſtadt, 1870.

Druck und Verlag von Johann Gött & Sohn Heinrich.

Digitized by Google

Vorwort.

Ueber den deutschen Mythen aus siebenb.-sächsischen Quellen, die nun hier, zunächst einem geringeren Theile nach, zur Oeffentlichkeit gelangen, hat alle Ungunst der Verhältnisse gewaltet. Von einem anstrengenden Schuldienst dauernd in Anspruch genommen, konnte ich mich nur von Zeit zu Zeit während der größern Schulferien der Arbeit widmen, die dadurch Jahre lang hingezogen und vielfach unterbrochen wurde. Fachmänner, für die ich schreiben wollte, wissen, was das bei einem solchen Unternehmen zu bedeuten hat. Wenn ich auch mit immer frischer Liebe an dasselbe zurückkehrte, so galt es auch jedesmal von neuem sich in den Wust des Materials hineinzuarbeiten, das bereits Ausgearbeitete von neuem zu übersehen, ehe der Schneckengang nach vorwärts begonnen werden konnte.

Dabei begegnete es, daß ich unterdessen um eine Erkenntniß reicher geworden, eine neue Quelle gefunden, einen Symbolschlüssel entdeckt hatte, der mir plötzlich neue Räume auf einem bereits durchwanderten Gebiet eröffnete und mich zwang schon vollendete Abschnitte von neuem zu überarbeiten. Die literarischen Hilfsmittel, deren mir die Mühlbächer Gymnasialbibliothek nur einige zu Gebot stellte, mußte ich zum Theil aus weiten Fernen heranziehen und oft wieder zurückschicken, ehe ich zu ihrer vollen Ausbeutung Zeit gewonnen; manche habe ich während der ganzen Arbeit schmerzlich vermißt. Ich habe mich aller Mühe gerne unterzogen

Digitized by Google

und der Verhältniſſe Unbill zu verwinden bemüht. Und doch wird hie und da eine Wiederholung, eine Ungleichmäßigkeit der Behandlung, ein ſichtliches Ermatten und Hineilen zum Ende die Entſtehungsweiſe meines Werkes merken laſſen.

Die leidige Nothwendigkeit als Stückwerk drucken zu laſſen, was mit tauſend Fäden aneinanderhängt, ſich gegenſeitig ſtützt und beleuchtet, kann dem Eindruck des Ganzen auch nicht günſtig ſein. Es wird dadurch namentlich auch das Regiſter weniger handlich.

Dennoch gebe ich mich der Hoffnung hin, daß Fachgenoſſen meinem Werk einige Anerkennung zollen werden. Ich glaube darinnen viel werthvolles Material geliefert, manche neue Ausſicht eröffnet, manchen Schlüſſel zur alten Symbolik geboten, manchen neuen Beitrag zur Naturgeſchichte des Mythus gebracht zu haben. Wer meine frühern Verſuche auf dieſem Gebiete kennt, die nun zum Theil ganz umgearbeitet, hier mitverwerthet wurden, muß mir wenigſtens zuerkennen, daß ich nicht ſtill geſtanden, daß mir in der Arbeit die Flügel gewachſen ſind.

Die Mängel meiner Arbeit ſind mir bewußt. Sie iſt eben nicht mehr, als was ſie nach den Verhältniſſen und nach meinen Kräften werden konnte. Ich bin zufrieden, wenn die Freunde, die mich auch diesmal ſo ſelbſt verleugnend unterſtützt haben, anerkennen, daß ſie auch nicht weniger geworden iſt, wenn fernerſtehende Fachmänner ihr die Berechtigung zur Exiſtenz nicht abſprechen dürfen.

Broos am 20. October 1870.

Digitized by Google

Die Conchiferen

des

Tegelgebildes bei Ober-Lapugy

von

J. L. Neugeboren.

(Fortsetzung aus dem 1. Hefte des 9. Bandes, Seite 125.)

LUCINA DEPLANATA *mihi.*

L. testa ovata, transversa, deplanata, subtili, striis concentricis subtilibus numerosis aequalibus interstitiis ornata; umbonibus parum prominulis; lunula et area lanceolatis, praelongis, laevibus; cardine unidentato; margine non crenato.

Das Gehäuse ist quer-oval, sehr flach, dünnschalig, aber nicht durchscheinend, mit concentrischen erhabenen, leistenartig hervorstehenden Linien verziert. Diese Linien werden gegen den Hinterrand der Schale stärker, sind sehr regelmäßig und stehen in gleichen Abständen von einander. Der Wirbel der mir vorliegenden Klappe ist nur sehr wenig hervortretend, so daß der vordere und hintere Schloßrand einen sehr weit offenen Winkel bilden; der hintere Schloßrand ist fast geradlinig. Lunula und Area sind schmal und sehr lang, an letzterer brechen die concentrischen Linien plötzlich ab. In der mir vorliegenden Klappe befindet sich hart am Wirbel

Digitized by Google

ein etwas schiefes längliches Grübchen für den Schloßzahn der andern Klappe; Spuren eines Grübchens in der Gegend des untern Endes der Lunula für einen Seitenzahn der andern Klappe; eine schmale und sehr lange Bandgrube. — Die eben beschriebene Klappe ist fast 7 W. Linien lang und fast 5 W. Linien breit. Aeußerst selten. — Nur die einzige eben beschriebene Klappe in meinem Besitze.

LUCINA MINIMA *mihi.*

L. testa minima, subovata, transversa, compressa, subtili, striis concentricis non numerosis aequalibus interstitiis ornata; lunula et area lanceolatis, longis, laevibus; umbonibus plus minus prominulis; cardine unidentato.

Das Gehäuse ist kurz quer-oval, ziemlich abgeplattet, dünnschalig mit zarten concentrischen Leistchen verziert, die in gleichen Entfernungen auf der ganzen Schale vertheilt und nicht dicht angeordnet sind. Lunula und Area sind lang, lanzettförmig und glatt. Das Schloß der mir vorliegenden gleichnamigen Klappen besteht in der Mitte aus einer Grube, von welcher nach vorne und nach hinten eine oben zugerundete Leiste in der Richtung des Schloßrandes bis zum Ende der Area und Lunula hinläuft mit kurzer Gabelung am Ende. Der Wirbel tritt mehr oder weniger hervor. Die Schalen sind inwendig glatt; Muskeleindrücke und Mantelrand sind wenig ausgesprochen. — Länge 2 W. Linien, Breite $1^3/_4$ W. Linien. — Sehr selten bei Lapugy. — Ich besitze nur drei Einzelklappen.

LUCINA DENTATA *Bast.*

Hörnes l. c. Taf. XXXIII, Fig. 9 a—c.

Das kleine Gehäuse, bald fast rund, bald verlängert hufförmig, mehr oder weniger convex, manchmal fast kugelig, hat ziemlich dicke und feste Schalen, deren Oberfläche unregelmäßig, mehr oder weniger stark, concentrisch gestreift ist. Die kleine lanzettförmige Lunula ist scharf ausgeprägt. Das Schloß bilden in beiden Klappen zwei Cardinal-Zähne, von welchen der eine hakenförmig aufgebogen, der andere dagegen blattartig erscheint, dann zwei Seitenzähne und eine tiefe Grube für das Schloßband. Der Schloßrand ist fein und gleichartig gekerbt. Gleich wie im Wiener Becken häufig. — Länge und Breite fast 3 Wiener Linien.

L. dentata kommt im Vaterlande noch bei Pank und Bujtur vor. Auswärtige Fundstätten sind: das Wiener Becken mit 21 Puncten;

Digitized by Google

Modena und Turin (Rio della Batteria); St. Paul, Saucats, Leognan, Merinac, Cabannes „Pont-le-Voy; Kilwanger (Aargau) und Weinhalde (Bern); Rudelsdorf; Guglitz in Steiermark; Szobb und Hidas; Olesco, Holubica und Szuskowce; Cassel und Bünde.

In den Sammlungen des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und des naturwissenschaftlichen Vereins zu Hermannstadt und in meiner Sammlung.

LUCINA FUSSI *mihi.*

Testa parvula, suborbiculari, lenticulari solidula; umbonibus prominulis acutis; striis linearibus, regularibus, non confertis, concentricis ornata; lunula parva; testa dextra dente cardinali unico valido pyramidali, dentibus duobus lateralibus lamelliformibus tenuioribus, testa sinistra totidem foveolis dentes recipientibus; impressionibus muscularibus parvis.

Das kleine Gehäuse ist hufförmig wie bei L. dentata, linsenförmig abgeplattet, nicht dünne; die Wirbel treten stark hervor. Die Oberfläche ist mit äußerst zarten, regelmäßigen nicht eben gedrängt stehenden erhabenen concentrischen Linien bedeckt. Das Schloß besteht in der rechten Klappe aus Einem starken dreiseitigen pyramidalen Cardinalzahn und zwei blattartigen schwachen doch deutlichen Seitenzähnen, für welche in der linken Klappe die betreffenden Grübchen vorhanden sind. Die Ränder der Klappen sind nicht krenulirt. Die Muskeleindrücke sind deutlich; der Mantelrand ganz und weit vom Schalenrande zurückgezogen. Es liegen mir nur zwei Klappen von gleicher Größe vor, die demnach als zusammengehörig betrachtet werden können. Länge und Breite 2 W. Linien. Sollte diese Form eine neue Art begründen, so benenne ich sie „Fussi" im Hinblicke auf die Verdienste des Herrn Carl Fuss um die siebenbürgische Naturgeschichte und Käferfauna ins Besondere.

LUCIMA AGASSIZII *Michelotti.*

Hörnes l. c. Taf. XXXIII. Fig. 10 a—d.

Herr Direktor Dr. Hörnes gibt nach Exemplaren aus dem Wiener Becken nachstehende Beschreibung von dieser Art:

„Das Gehäuse ist schief, fast rhombisch nach vorne und hinten erweitert, an der Hinterseite kurz und abgestutzt, der Rücken stark gewölbt. Die spitzen Wirbel sind vorwärts übergebogen und berühren sich beinahe. Die Oberfläche ist mit engstehenden concentrischen Lamellen bedeckt, die in ihrem Verlaufe gekräuselt und umgebogen sind. Manchmal bemerkt

Digitized by Google

man stufenförmige Absätze, die von dem Wachsthum der Schale herrühren; doch ist dieß kein constantes Merkmal. Das Schloß ist kräftig und besteht in jeder Schale aus zwei Schloßzähnen und zwei nicht minder hervorragenden Seitenzähnen. Der Rand ist dick und innen gekerbt".

Ich habe die bei Herrn Dr. Hörnes gefundene Beschreibung dieser Art gegeben, weil die Oberflächen der mir vorliegenden beiden Klappen etwas abgerieben und namentlich von den engstehenden concentrischen Lamellen nur gerade noch Spuren vorhanden sind; die wahrgenommene Kräuselung der letzten Lamellen und das Vorhandensein der stufenförmigen Absätze ließen aber keine Zweifel an der Identität meiner Klappen mit L. Agass. aufkommen. Sehr selten bei Lapugy. Länge und Breite $2^{1}/_{4}$ W. Linien.

Im Vaterlande kommt L. Agassizii noch bei Pank vor. Auswärtige Fundorte sind: Gainfahren, Baden, Niederleis, Steinabrunn, Kienberg und Forstenau im W. Becken; Modena, Turin, Tortona; Saubrigues, St. Jean de Marsac, Bordeaux, Paulmy, Manthelan und Pont-le-Voy; Guglitz in Steiermark; Rudelsdorf in Böhmen; Niederhasli bei Zürich und Rothsee bei Lucern; endlich Zukowce in Volhynien.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

LUCINA RETICULATA *Poli.*

Hörnes l. c. Taf. XXXIII, Fig. 11 a–d.

Die Oberfläche des schiefen, quer nach vorne verlängerten, zusammengedrückten und ungleichseitigen Gehäuses ist mit zahlreichen, häufig sich spaltenden Radialrippen versehen, welche wieder von engstehenden concentrischen Furchen durchschnitten werden, wobei sich die Radialrippen dachziegelförmig aufbiegen; hiezu kommen noch Anwachsringe in unregelmäßigen Zwischenräumen; die lanzettförmige Lunula ist deutlich abgegränzt; das Schloß der mir vorliegenden linken Klappen besteht aus Einem dreieckigen, in der Mitte gefurchten Hauptzahne und ziemlich großen aber schmalen Seitenzähnen, — in der rechten Klappe wurden zwei Hauptzähne beobachtet, der vordere fast senkrecht und breit-dreieckig, der hintere schief und schmal. Der Rand der Schalen ist schwach gekerbt. Die Muskeleindrücke sind schwach, der vordere bandartig; der Mantelrand ist ganz und ziemlich zurückgezogen. Sehr selten bei Lapugy. Länge 4 W. Linien, Breite 3 W. Linien.

Digitized by Google

Sonstige Fundorte dieser Art sind: Porstendorf, Pötzleinsdorf, Steinabrunn, Nikolsburg und Forstenau im W. Becken; die Inseln Cypern und Rhodus; der Isthmus von Corinth; Monte Pellegrino (Sizilien); Pozzuoli bei Neapel; Asti, Turin; St. Avit und Larrieg; Volhynien. Sie lebt jetzt noch im atlantischen Ocean, im mittelländischen und adriatischen Meere.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

LUCINA EXIGUA *Eichw.*

Hörnes l. c. Taf. XXXIII, Fig. 12 a—c.

Die Oberfläche des quer-ovalen, schiefen, nach vorne verlängerten, ungleichseitigen Gehäuses ist mit ziemlich starken Radialrippen versehen, die gegen den Rand der Schale immer breiter werden und sich nach jedem Wachsthumsabsatze spalten, wo sich dann keilartig neue Rippen einschieben. Ueber alle Rippen gehen concentrische Furchen und in gewissen Zwischenräumen treten denselben parallel scharf markirte Wachsthumsabsätze auf. Die Wirbel sind ziemlich entwickelt und unter denselben befindet sich eine gut ausgeprägte Lunula. Das Schloß bilden in der rechten Klappe zwei Hauptzähne, von denen der hintere an der Spitze gespalten ist, in der linken Ein starker dreiseitiger Hauptzahn, in dessen Mitte eine Furche sich zeigt; die starken Seitenzähne befinden sich weit entfernt von den Kardinalzähnen. Der Rand erscheint entsprechend den Radialrippen gekerbt. Die Muskeleindrücke sind schwach; der Mantelrand ganz, ziemlich zurückgezogen. Selten in den Straten von Lapugy; ich besitze eine größere und vier kleinere Schalen. — Länge meines größten Exemplars $2^2/_4$ W. Linien, Breite 2 W. Linien.

Diese zierliche Art findet sich im Vaterlande noch bei Bujtur; auswärtige Fundstätten sind: Monte Pellegrino; Asti; Millias bei Perpignan; Rudelsdorf; Zukowce; Coral Crag von Sutton.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

LUCINA SINUOSA *Donovan.*

Hörnes l. c. Taf. XXXIV, Fig. 1 a–d.

Diese Art gehört zu den größten Seltenheiten bei Lapugy, denn es ist bis jetzt nur ein einziges Exemplar aufgefunden worden, welches im k. k. Hof-Mineralienkabinet in Wien aufbewahrt wird. Bei diesem

Digitized by Google

Umstande bleibt mir wieder nichts Anders übrig, als hier die Beschreibung zu substituiren, welche Herr Dr. Hörnes von dem im Wiener Becken aufgefundenen Stücken gibt.

„Das Gehäuse ist oval, etwas sechsseitig schief, gewölbt, glatt. Die Wirbel sind kurz und schief eingebogen. Die Vorderseite ist kurz, schief abgestutzt und ganz von der großen herzförmigen, doppelt umkielten Lunula eingeschlossen; die hintere Seite ist viel länger und zeigt zwei große, durch tiefe Furchen getrennte Falten, welche die lange spitze Area einschließen. Ueber die Mitte der Schale laufen noch zwei deutliche Radialrippen, die sich vom Wirbel aus gegen den Rand gabelförmig theilen. Das Schloß ist zahnlos. Der vordere Muskeleindruck ist ziemlich breit und ungefähr noch einmal so lang, als der hintere. Gegen den Rand ist die Schale längs dem Mantelrande von tiefen Furchen durchzogen."

Ueber die Größenverhältnisse dieser Art bei Lapugy vermag ich selbstverständlich Nichts anzugeben; im W. Becken erreicht sie eine Länge von fast $1^1/_4$ W. Z. bei einer Breite von 1 W. Z.

Außer Lapugy und Grund, Windpassing, Grußbach und Forstenau im Wiener Becken ist diese Art noch gefunden worden: bei Turin, im Crag Englands und auf Sicilien. Sie wird lebend angetroffen im Mittelmeere und an den Küsten von England, Schottland, Nord-Skandinavien und den canarischen Inseln.

Nur in der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

LUCINA LAPUGYENSIS *mihi.*

L. testa minima, trapezoidali, transversa, inaequilaterali (latere antico breviore), subconvexa, lamellis concentricis primum angustissimis tum latioribus, item quinque costis radialibus validis ab umbone exeuntibus in quaque valva ornata; sulcis inter costas dimensionis costarum, interjectis demum costis secundariis una vel binis; umbonibus prominulis, antrorsis; lunula minima; cardine tridentato, dente cardinali valido, duobus lateralibus vero obsoletis; impressionibus muscularibus et palliari bene perspicuis, margine crenato.

Das Gehäuse ist etwas quer-verlängert, trapezoidal, fast rechteckig, an den Ecken abgerundet, ungleichseitig, vorne länger, hinten kürzer (der vordere Theil des Schloßrandes geradlinig), nicht beträchtlich gewölbt, mit 5 breiten und starken Radialrippen versehen, welche durch 4 eben so starke Furchen von einander getrennt sind. Am untern Rande schieben

Digitized by Google

ſich in die vordere Furche Eine und in die hintere zwei ſchwache Rippen ein. Die erwähnten Furchen bewirken an dem Rande der Schalen ebenſoviele Ausbuchtungen, von welchen die am Vorder- und Hinterrande die beträchtlichſten, die beiden am Unterrande dagegen nur ſehr ſchwach ſind. Die Oberfläche iſt mit dichtſtehenden Leiſtchen verziert, welche ſchon am Wirbel beginnend Anfangs als dünne erhabene Linien ſich darſtellen, bald immer mehr an Breite zunehmen. Die Wirbel ſtehen hervor und ſind ſtark nach vorne geneigt. Die Lunula iſt ganz klein und unter die Wirbel hineingerückt. An der mir vorliegenden rechten Klappe erkenne ich Einen ſtarken dreiflächigen Hauptzahn und rudimentäre Seitenzähne, von denen der vordere dem Hauptzahn näher und ſtärker entwickelt iſt. Die Bandgrube iſt analog dem hintern Theile des Schloßrandes bogig gekrümmt und ſehr deutlich. Die Muskeleindrücke und der Mantelrand ſind deutlich. Die über die Schale nach dem untern Rande hinlaufenden Rippen laſſen dieſen innerhalb breit-gekerbt erſcheinen. Ich kenne nur die mir vorliegende rechte Klappe meiner Sammlung. Länge 3 W. Linien, Breite $2^1/_4$ W. Linien.

LUCINA BEJRICHANA *mihi.*

L. testa minima orbiculari, lenticulari, subplana, tenui, primum laevi, tum striis concentricis lamelliformibus, interstitiis crescentibus ornata; umbonibus antrorsis; lunula minima, lanceolata, admodum impressa; cardine tridentato, in dexta valva scilicet uno et in sinistra duobus dentibus cardinalibus; impressionibus muscularibus bene perspicuis, impressione pallii obliterata; margine subcrenulato.

Das kleine Gehäuſe iſt faſt kreisrund, linſenförmig, flach, ſehr dünnſchalig; die Wirbel ſtehen nicht hervor, ſind aber ſtark nach vorn geneigt; unterhalb derſelben die kleine lanzettförmige tief eingeprägte Lunula, in Folge deren die Klappen wie ausgeſchnitten erſcheinen. Die Oberfläche iſt bis zu $^1/_3$ der Schale glatt, dann werden concentriſche erhabene, dicht ſtehende Linien bemerkbar, die immer ſtärker werden und zugleich mehr Zwiſchenraum ſehen laſſen. Das Schloß beſteht in der rechten Klappe aus Einem länglichen Hauptzahne, neben welchem zwei Grübchen wahrgenommen werden, in der linken Klappe aus zwei Cardinalzähnen analog dem in der rechten Klappe, zwiſchen welchen die längliche Grube für den Hauptzahn der rechten Klappe ſich befindet; in beiden Klappen biegt ſich um die Lunula eine von den Hauptzähnen ausgehende blattartige Lamelle; die Ligamentgrube iſt deutlich und von der Biegung des Schloßrandes. Die Muskeleindrücke ſind deutlich, der Mantelrand

Digitized by Google

kaum bemerkbar. Das ganze Innere der Schale ist glasig glänzend. Der Rand ist gekerbt. — Breite und Länge 2 W. Linien. — Aeußerst selten, da ich nur Ein Exemplar besitze.

Familie der Erycíniden.

(Erycinidae Desh.)

Das Gehäuse ist fast immer klein, dünn, glatt und glänzend; die Klappen sind, mit wenigen Ausnahmen, vollständig geschlossen. Das Schloßband ist im Allgemeinen sehr klein und im Innern auf ein Grübchen in einem Ausschnitt beschränkt, dessen Scheitel den Winkeln entspricht. Dieß Grübchen theilt den Scheitelrand und verschmälert ihn gerade an der Mittelstelle, wo er bei allen andern Blattkiemern am breitesten und dicksten zu sein pflegt. Das Schloß ist einfach und besteht meist aus einem kleinen Zahn in jeder Seite der mittlern Vertiefung. Die Muskeleindrücke sind, der dünnen und durchsichtigen Schalen wegen, meist schwer zu erkennen. Bei mehreren lebenden und fossilen Arten kann man sie dennoch als klein, nahezu gleich und ganz am Ende der Schale gelegen bemerken. Der Manteleindruck ist einfach, mitunter undeutlich, oft nur eine schmale verwischte Linie, gleichsam rückwärts eingebuchtet, mehr oder weniger dem untern Schalenrande genähert. Die Innenseite ist selten ganz glatt, häufig radial gestreift, wie bei den Lucinen.

Geschlecht ERYCINA Lam.

Das Gehäuse ist klein, dünn, zerbrechlich, durchscheinend, glatt und glänzend, meist zusammengedrückt, selten kugelig; wenige Individuen gleichseitig, bei den meisten bald die Vorder- bald die Rückseite hervortretend. Die Wirbel sind klein und wenig vorragend, gegenüberstehend oder kaum nach vorne geneigt. Lunula und Area sind nicht scharf geschieden. Das auf dem schmalen Scheitelrande befindliche, nur unter starker Vergrößerung erkennbare Schloß ist am deutlichsten durch die Grube des Schloßbandes charakterisirt. Diese Grube liegt in einem dreieckigen Ausschnitte, der die ganze Breite des Scheitelrandes durchschneidet und ihn gerade an der Stelle bedeutend verschmälert, an der er bei andern Familien am breitesten und stärksten ist. Am Scheitel dieses Grübchens haftet ein sehr kleines innenständiges Band an einer kleinen nach rückwärts geneigten Narbe; an dessen Vorderrand stehen zwei, öfters nur Ein Cardinalzahn,

Digitized by Google

der ziemlich oft verschwindet, so daß nur die Seitenzähne bleiben. Die Seitenzähne sind im Allgemeinen auf der rechten Klappe hervorragender als auf der linken, in deren Grübchen die entgegengesetzten Zähne eingreifen. Der vordere Seitenzahn steht dem Mittelpunkte des Schlosses näher als der hintere, beide sind schmal, dünn und an dem der Bandgrube näheren Ende abgestumpft. Die Muskeleindrücke sind mitunter wegen der dünnen durchscheinenden Schalen kaum oder gar nicht wahrnehmbar; an allen Arten, wo man sie beobachtet hat, sind sie eirund, fast gleich groß und liegen an beiden Enden in gleichmäßiger Entfernung. Der Manteleindruck ist beständig einfach.

Bronn führt in seinem Enumerator palaeontologicus (S. 333) 25 fossile Erycinen auf, von welchen drei der devonischen Formation der Kohlenperiode, dreizehn der untern, Eine der untern und mittlern, drei der mittlern und fünf der obern Molasse angehören. Diese Anzahl ist durch weitere Funde in neuester Zeit sehr vermehrt werden und es sind gegenwärtig aus dem Pariser Becken (untere Molasse, Eocen) allein nicht weniger als 47 Arten bekannt gemacht. In den spätern Ablagerungen nimmt die Anzahl der Arten auffallend ab, so daß man gegenwärtig nur wenige Arten aus den Neogenschichten und den europäischen Meeren kennt, (Hörnes II, S 251). Von den fünf Arten des Wiener Beckens ist bei Lapugy nur eine einzige aufgefunden worden.

ERYCINA*) AMBIGUA *Nyst.*

Hörnes l. c. Taf. XXXIV, Fig. 7 a—d.

Da mir nur Eine und dazu noch etwas beschädigte Valve dieser Art von Lapugy vorliegt, die Schalen aber hinsichtlich des Schlosses nicht gleich gestaltet sind, so erlaube ich mir hier die vollständige Beschreibung folgen zu lassen, welche Herr Dr. Hörnes von dieser Art aus dem W. Becken gegeben hat.

„Das Gehäuse ist queroval, manchmal elliptisch, sehr ungleichseitig, die vordere Seite stark erweitert, an beiden Seiten abgerundet. Die

*) In den beiden öfter erwähnten Verzeichnissen der Petrefacten von Bujtur, Lapugy und Pank wird übereinstimmend aufgeführt Kellia ambigua Nyst; ich finde in dem zweiten Bande der fossilen Mollusken des Tert.-Beckens von Wien den Genus-Namen Kellia von Dr. Hörnes nach dem Vorgange von Deshayes eingezogen, und dafür Erycina angenommen, daher wir, da die fragliche Bivalve auch im W. Beken vorkommt, statt jener Kellia ambigua hier die Erycina ambigua aufgeführt sehen, wie sie auch von Nyst genannt worden war.

Digitized by Google

Schale ist dünn und zerbrechlich, die Oberfläche glatt und glänzend. Die Wirbel sind wenig eingerollt, kaum über den Schalenrand hervorragend; unterhalb derselben liegt die ziemlich lange Bandgrube. Das Schloß besteht in der linken Klappe aus einem ziemlich starken aufwärts gebogenen Zahne, dem eine Grube in der gegenüberliegenden Klappe entspricht, und aus zwei linearen, kaum angedeuteten Seitenzähnen; ebenso in der rechten Klappe. Die Muskeleindrücke sind nicht sichtbar. Der Manteleindruck ist ganzrandig und ziemlich hoch hinaufgerückt." Länge 5 W. L; Breite fast 4 W. L. Sehr selten bei Lapugy; unter meinen vielen Minutien habe ich nur eine einzige Klappe aufgefunden.

Auswärtige Fundstätten dieser Art sind: Grund, Pötzleinsdorf und Rizing im W. Becken; der Crag von Antwerpen und Calloo in Belgien; und der Crag von Sutton, Walton, Naze und Chillesford in England.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralien-Kabinets in Wien *) und in meiner Sammlung.

Familie der Crassatelliden.

(Crassatellidae Gray.)

Das Gehäuse ist gleichschalig, dickschalig, dreieckig bis kreisförmig, geschlossen. Das Schloß hat zwei Cardinalzähne, und neben denselben eine breite oberflächliche Grube für das Ligament; dieses ist innerlich und sitzt in der eben erwähnten Grube. Zwei Muskeleindrücke. Manteleindruck einfach und ohne Bucht.

Geschlecht CRASSATELLA Lam.

Das Gehäuse ist quer-eiförmig, trapezförmig oder sphärisch-dreieckig, ungleichseitig, gleichklappig, dickwandig, ringsum geschlossen und mit einer grünlich-braunen Epidermis überzogen. Unter den nach vorn gewendeten, stets sehr deutlich ausgeprägten, aber nicht gekrümmten Wirbeln liegt eine gewöhnlich lanzettförmige Lunula und hinten eine oft noch größere Area. Das breite Schloß enthält in jeder Klappe zwei oben unter einem spitzen Winkel gegen einander geneigte ungleich große Hauptzähne und Einen Seitenzahn. Das Schloßband ist in einer innern, dreieckigen gestreiften, neben den Schloßzähnen gelegenen Grube befestigt.

*) Meine Annahme, daß Stücke dieser Art von Lapugy in der Sammlung des k. k. Hof-Mineralien-Kabinets vorliegen, basirt auf der Angabe dieser Art als Lapugyer Vorkommen in den beiden von Dr. Hörnes zusammengestellten Verzeichnissen der Vorkommen bei Bujtur, Lapugy und Pank.

Digitized by Google

Ein einfacher Manteleindruck verbindet die tiefen ei- oder kreisförmigen Muskeleindrücke.

Die fossilen Arten von Crassatella gehen nicht unter die Kreide-Epoche hinab und haben in der Tertiär-Periode die größte Entwickelung und zwar hier wieder mehr im Eocen als in den jüngern Abtheilungen. Das eocene Pariser Becken allein hat 24 Arten geliefert. Die Angabe Bronn's in der vor 14 Jahren erschienenen Lethaea geognostica (3. Aufl., B. III. S. 393.), daß die Anzahl der tertiären Arten sich auf 40 belaufe, scheint gegenwärtig viel zu niedrig zu sein. In Neogen-Schichten sind nur wenige Arten aufgefunden worden; Herr Dr. Hörnes hat die ehedem bekannten und in dem Enumerator palaeontologicus aufgeführten Arten dieser Schichten um zwei aus dem Wiener Tertiär-Becken vermehren können. In den Schichten von Ober-Lapugy ist von den drei Wiener Arten bis jetzt nur e i n e aufgefunden worden.

CRASSATELLA MORAVICA *Hörnes.*

Hörnes l. c. Taf. XXXIV, Fig. 12 a und b.

Das dreiseitige, dickschalige, gewölbte Gehäuse ist ungleichseitig, vorne abgerundet, hinten verlängert, etwas verschmälert und abgestutzt und mit großen und starken Wirbeln versehen, von welchen nach vorn ein stumpfer, nach hinten dagegen ein scharfer Kiel als Abgränzung der Area ausläuft Die Oberfläche ist an den Wirbeln (charakteristisch für diese Art) mit dicken und entferntstehenden Querrunzeln versehen, die später in concentrische Streifen übergehen. Die Lunula ist groß aber nicht scharf markirt; die Area dagegen, groß und lanzettförmig wird durch den erwähnten scharfen Kiel deutlich abgegränzt. Das breite und kräftige Schloß ist mit zwei, oben unter einem spitzen Winkel gegen einander geneigten, ungleich großen Hauptzähnen und Einem Seitenzahn versehen. Die Muskeleindrücke von kurz-ovaler Form sind tief; der Schalenrand ist fein und regelmäßig gekerbt. — Länge $^{7}/_{12}$ W. Z. Breite $^{6}/_{12}$ W. Z. Sie scheint nach den wenigen Schalen, die mir vorliegen, bei Lapugy eine Seltenheit zu sein.

Diese Art kommt anderweitig noch vor: bei Porstendorf (in Mähren), Grußbach, Grund, Windpassing und Forstenau in W. Becken; Sos bei Dax; Poëls und Groetsch in Steiermark; Bordeaux?.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Digitized by Google

Familie der Carditaceen.

(Carditae Desch).

Das Gehäuse ist oft herzformig, quergestellt; rundlich oder verlängert, meist dickschalig, mitunter seitlich abgeflacht, glatt, mit Radialrippen versehen oder concentrisch gestreift. Das Schloß besteht aus zwei Zähnen in jeder Klappe, oder nur aus Einem in der rechten und zweien in der linken Klappe. Das Band ist außenständig, sehr fest, erstreckt sich über den größten Theil des Schloßrandes und ist an dicke Wülste stark befestigt. Die Muskeleindrücke sind mehr oder weniger tief und liegen weit auseinander. Der Manteleindruck ist ganzrandig und erstreckt sich als mehr oder weniger breites Band in einem Bogen von einem Muskeleindruck zum andern.

Geschlecht CARDITA Bruguière.

Die Gestalt der dickwandigen Schale ist ziemlich veränderlich, fast kreisförmig, quer-eiförmig, trapezförmig oder dreieckig. Die Verzierungen bestehen fast immer in sehr deutlich ausgeprägten Längsrippen, nur sehr wenige Arten sind lediglich mit Anwachsrippchen verziert. Das starke Schloß enthält in der rechten Klappe einen breiten dreieckigen Zahn, welcher die Mitte des Schloßrandes einnimmt, und in der linken Klappe einen kleinern, meist dreieckigen, und einen hintern, schiefen, weit längern Hauptzahn. Das Schloßband liegt außen auf schmalen und kurzen Bandstützen. Der einfache Manteleindruck verbindet den vordern, eiförmigen und den hintern, kreisförmigen Muskeleindruck. Der Innenrand ist zum Theil oder ganz wellenförmig gefaltet.

Seit 1832, wo Deshayes die Zusammengehörigkeit der beiden Geschlechter Cardita *Brug*, und Venericardia *Lam*, nachwies, vereinigen die meisten Conchyliologen diese beiden Geschlechter unter dem einen Namen Cardita, (Lamarck's Venericardia umfaßte die beinahe kreisförmigen Arten.) Nach Bronn (Enumerator palaeontol. S. 296, 297 und 298 und Leth. geogn. 3. Aufl. B. 3, S. 381) beläuft sich die Anzahl der fossilen Arten nahe auf hundert, von denen Eine bis in den Zechstein zurückgeht. In der Eocen-Periode fand die größte Entwickelung statt, da man 70 Arten aus derselben kennt. Die jetzt lebenden 50 Arten (Bronn und Philippi) gehören zum größten Theile den tropischen Meeren an, — dem neuholländischen, chinesischen und indischen Meer, der Westküste von Afrika und der Ostküste von Amerika. Aus den dicken

Digitized by Google

Schalen der hieher gehörigen Formen will man schließen, daß sie in nicht sehr großer Tiefe leben.

Von den 14 Arten des Wiener Tertiär-Beckens sind in den Straten von Lapugy bereits 10 aufgefunden worden.

CARDITA CRASSICOSTA *Lamarck.*

Hörnes l. c. Taf. XXXIV. Fig. 14, 15.

Das quer-eiförmige, verlängerte, sehr schiefe und dickschalige Gehäuse ist vorne kurz, abgerundet, nach hinten stark verlängert und etwas erweitert, am Bauchrande schwach ausgebuchtet. Die Oberfläche ist mit 16 bis 18 starken, schiefliegenden Radialrippen versehen, von welchen die nächst dem geraden Schloßrande befindlichen die stärksten sind. Die Rippen sind dachziegelförmig gebaut und die einzelnen Stücke derselben sind meistens an den Rändern aufgebogen; die Zwischenräume sind fast von der Breite der Rippen und regelmäßig halbröhrenförmig. Das Schloß ist sehr schief. Die Muskeleindrücke sind kräftig, der vordere derselben von abgerundet dreiseitiger Form. Da ich nur Schalen von Jugendexemplaren vor mir habe, so erscheinen im Innern eben so viele Rinnen als Rippen auf der Oberfläche gezählt werden. Diese Schalen stimmen bezüglich der erwähnten Rinnen ganz mit Fig. 15 a überein, sind jedoch, was ihre sonstige Form betrifft, etwas kürzer, als die erwähnte Abbildung. Selten bei Lapugy. Länge meiner größten Schale $^3/_4$ W. Z. Breite $^2/_4$ W. Z.

Auswärtige Fundorte dieser Art sind: Eggenburg, Grußbach und Grund in W. Becken; Pont-le-Voy, Manthelan, St. Maure, St- Paul, Mérignac und Martignac; Turin; St. Gallen.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinetes in Wien und in meiner Sammlung.

CARDITA JOUANNETI *Bast.*

Hörnes l. c. Taf. XXXV Fig. 7—12.

Das quer-eiförmige, herzförmige, dickschalige und ungleichseitige Gehäuse ist vorne kurz und abgerundet, nach hinten dagegen verlängert und etwas verschmälert. Die Oberfläche der mir vorliegenden rechten Klappe trägt 17 Radialrippen, die am Wirbel rund und schwach gekerbt, gegen den Rand der Schale immer breiter und flacher werden; die Rippen sind ziemlich dicht angeordnet. Die spitzen Wirbel sind stark eingerollt. Die kleine tief eingeschnittene Lunula ist herzförmig; die lanzett-

Digitized by Google

förmige Area mehr oberflächlich. Die das Schloß bildenden Apparate haben eine starke Entwickelung. Der vordere ovale und hintere mehr runde Muskeleindruck sind tief. Der Schalenrand zeigt wellenförmige Vertiefungen, die den Rippen entsprechen. Die einzige Schale, welche sich in meinem Besitze befindet, wurde von mir selbst in der öfter erwähnten tief liegenden rothgelben Sandschichte des Conus-Grabens aufgefunden. — Länge 2¼ W. Zoll; Breite 1¾ W. Z.

Diese Art findet sich im Vaterlande noch bei Bujtur; anderweitige Fundorte sind: das Wiener Becken mit 13 Punkten, besonders in den Zwischen-Tegelschichten des Leithakalkes; Salles, Saucats, Manthelan, Perpignan und das südliche Frankreich; Sampiero auf Sicilien; Modena, Castell'arquato, Tortona und Turin; Krätzernbrücke bei St. Gallen; Ermingen bei Ulm; Wildon in Steiermark; Hidas in Ungarn; Zalisce in Volhynien; Orleansville in Algerien; Umgegend von Lissabon; Hudh in Kl. Asien.

In meiner Sammlung, in jener von Herrn E. A. Bielz und in der Sammlung von Ackner, nach dessen Verzeichniß im ersten Jahrgange der V. und Mitth. des siebenb. V. für Naturwissenschaften.

CARDITA RUDISTA *Lam.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVI, Fig. 2 a—d.

Das quer-eiförmige, schief-herzförmige, dickschalige und stark gewölbte Gehäuse ist ungleichseitig, vorne kurz und abgerundet, hinten verlängert und etwas zugeschärft; die Oberfläche hat 17—20 gegen den Rand an Stärke zunehmenden Rippen mit ziemlich großen Zwischenräumen; die Rippen anfänglich schwach gekerbt, erhalten bald eine dachziegelförmige Structur und es bilden sich namentlich an den mittlern in gewissen Distanzen förmliche Röhrchen; die Zwischenräume sind abweichend von der Dr. Hörnes'schen Beschreibung dieser Art nicht ganz glatt. Die spitzen Wirbel sind stark eingerollt. Die kleine herzförmige Lunula ist tief eingedrückt. Das Schloß bildet in der rechten Klappe Ein querstehender Hauptzahn und in der linken eine entsprechende Grube, die von zwei Zähnen begränzt wird. Die ovalen Muskeleindrücke sind deutlich; der Schalenrand hat den Rippen entsprechende wellenartige Vertiefungen. Auch diese Art erscheint bei Lapugy von etwas kürzerer Form als im W. Becken. Länge nicht ganz 8 W. Linien; Breite 6 W. L. Es liegen mir demnach entweder Schalen von jungen

Digitized by Google

Individuen vor, oder die Art erreichte bei Lapugy überhaupt nicht die Größe, wie im W. Becken. — Selten bei Lapugy.

Im Vaterlande noch bei Pank; sonstige Fundstätten dieser Art sind: das Wiener Becken mit 12 Punkten, besonders Grinzing, Gainfahren und Steinabrunn; die Inseln Cypern und Rhodus; Palermo und Sampiero auf Sicilien; Siena, Castell' arquato, Asti, Turin; Rudelsdorf in Böhmen; Tarnopol und Olesco in Galizien: Zukowce und Zalisce in Volhynien; Oxford (?) und Chillesford (?)

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets zu Wien und in meiner Sammlung.

CARDITA PARTSCHI *Goldfuss.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVI, Fig. 3 a—d.

Das bauchige und dickschalige Gehäuse ist schief-eiförmig bis fast kreisrund, vorn herzförmig, hinten durch zwei winkelig an einander stoßende Flächen abgekürzt. Von den hohen und eingerollten Wirbeln gehen 24 convexe, knotige Rippen aus, von welchen die auf der hintern untern Abschnittfläche schwächer sind; die Zwischenräume sind schmal und glatt. Die kleine Lunula ist herzförmig. An der rechten Klappe tritt der große Zahn besonders stark hervor; sämmtliche Zähne sind deutlich vertikal gestreift. Die Muskeleindrücke sind von verlängert-ovaler Form. Der Schalenrand ist mit breiten Kerben versehen, die immer auf die Rippen fallen. — Länge 10 W. Linien; Breite ebenso. — Nicht selten bei Lapugy.

Im Vaterlande kommt diese Art noch vor bei Pank und Bujtur; auswärtige Fundstätten sind: das Wiener Becken mit 23 Punkten, besonders aber Steinabrunn; Turin; Millias, Perpignan, Saubrigues, Salles; Rudelsdorf (Böhmen), Pöels (Steiermark), Szobb (Ungarn), Rakowitza (Serbien), Tarnopol und Holubica in Galizien, endlich Szuskowce in Volhynien.

In den Sammlungen des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien, des Baron Brukental'schen Museums und des siebenb. Vereins für Naturwissenschaft zu Hermannstadt, dann in meiner Sammlung. Auch in der nun in den Besitz des naturw. Vereins gekommenen Ackner'schen Sammlung. Nicht minder in der E. A. Bielz'schen Sammlung.

Digitized by Google

CARDITA TRAPEZIA *Brug.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVI, Fig. 4 a—c.

Das ziemlich gewölbte, mäßig dickschalige Gehäuse ist trapezoidal; Schloß- und Bauchrand erscheinen fast geradlinig und parallel, desgleichen die vordere und hintere Seite. Jede Schale trägt etwa 20 Rippen, die vordern derselben zeigen Knötchen, die hintern nicht selten schuppenartige Hervorragungen. An dem hintern obern Theile der Schalen zeigt sich eine kleine Einsenkung, wo dünnere Rippen zum Vorschein kommen. Die kleine Lunula ist herzförmig. Das kräftige Schloß entspricht ganz dem bei Cardita rudista, hat jedoch in der linken Klappe an der vordern Seite noch einen Seitenzahn, für den in der rechten eine Grube vorhanden ist. Die Muskeleindrücke sind groß; der Rand ist den Rippen entsprechend gezahnt. Länge fast 5 Linien; Breite 4 Linien. — Selten bei Lapugy.

Im Vaterlande kommt Card. trapezia noch vor bei Pank und Bujtur; auswärtige Fundorte sind: Steinabrunn, Gainfahren, Niederleis, Pötzleinsdorf und Forstenau im W. Becken; die Inseln Cypern und Rhodus; Asti, Alvaro bei Genua, Tarent; Pelagonia auf Sicilien; St Maure, Manthelan, Pont-le-Voy. Diese Art lebt noch gegenwärtig im adriatischen Meere nördlich von Zara, so wie im mittelländischen Meere und an der Küste von Afrika bis Madeira.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

CARDITA TRANSYLVANIKA *Hörnes.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVI, Fig. 5, 6.

Das trapezoidale, schiefe und bauchige Gehäuse ist vorn abgerundet und mit einer schwachen Ausbuchtung versehen, hinten sehr erweitert, nicht dickschalig; vom Wirbel gehen 20 bis 22 (bei Wiener Exemplaren bis 24) abgerundete dreiseitige Rippen aus, die theils mit stumpfen Höckern theils mit kurzen aufgebogenen Stacheln besetzt sind. Die kleinen Wirbel stehen nur wenig hervor. Eine ungemein kleine herzförmige Lunula. Das kräftige Schloß besteht in der mir vorliegenden rechten Klappe aus einem langen, querstehenden stark hervortretenden Zahn, der natürlich einer ähnlichen Grube in der linken Klappe entspricht. Herr Hörnes fand dieselbe von zwei Zähnen umgeben, deren vorderer dreiseitig und vom Rande der Schale, wie von einem runden Wall umgeben ist. Der hintere Muskeleindruck ist schwach; der Rand ist entsprechend den Rippen gezähnt. Mir liegen nur zwei rechte Klappen vor, von welchen die

Digitized by Google

kleinere vortrefflich erhalten ist; die größere hat eine Länge von $1^7/_{12}$ W. Zoll und eine Breite von $1^2/_{12}$ W. Zoll.

Diese Art kommt im Vaterlande noch in dem benachbarten Pank vor; in W. Becken ist sie bis nun nur bei Forstenau angetroffen worden.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und in meiner Sammlung.

Die ersten Exemplare dieser Art erhielt Dr. Hörnes aus Siebenbürgen, was ihn veranlaßte derselben als einer neuen Art den Namen „Cardita Transsylvanica" zu geben.

CARDITA CALYCULATA *Linné.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVI, Fig. 7 a—c.

Das quer-verlängerte, dünnschalige und ziemlich convexe Gehäuse ist sehr ungleichseitig; es ist vorne kurz, hinten verlängert und abgerundet. Vom Wirbel laufen 18 bis 20 dreiseitige Rippen aus; die vordersten 9 bis 10 sind schmal, oben mit Knötchen, unten mit Schuppen versehen, die mittlern 5 bis 6 sind breit und durch stark gehobene Falten ausgezeichnet, besonders an den Rändern, die nun noch folgenden bis zum Schloßrande sind ebenfalls breit und zeigen zumeist röhrenförmige Erhabenheiten. In den Furchen zwischen den Rippen und an den Rippen selbst bis zu einem gewissen Grade treten, bezeichnend für diese Art, feine Radialstreifen auf. In der rechten Klappe ist Ein breiter, dreiseitiger ziemlich hervorstehender Zahn beobachtet worden, dem entsprechend in der linken Klappe (und nur solche liegen mir vor) eine Grube vorhanden ist; außer den zwei diese Grube einschließenden Hauptzähnen bemerkt man noch einen kleinen accessorischen Zahn. Die Muskeleindrücke sind schwach. Inwendig bemerkt man häufig die Spuren der Rippen. Der Schalenrand ist schwach gezähnt. Länge 8 W. L.; Breite 5 W. L. Selten bei Lapugy.

Diese jetzt noch im Mittelmeer und an den Canarischen Inseln und den Azoren lebende Art kommt fossil noch vor: bei Pötzleinsdorf, Grund und Windpassing in W. Becken; auf Cypern; bei Millias in Frankr.; bei Rudelsdorf in Böhmen.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

CARDITA ELONGATA *Bronn.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVI. Fig. 9 a—c.

Das quer-verlängerte, fast trapezoidale, dickschalige und bauchige Gehäuse ist sehr ungleichseitig; es ist vorn kurz, eckig abgerundet, hinten

Digitized by Google

dagegen erweitert und schief abgeschnitten, am Bauchrande und unterhalb des Schloßrandes ein wenig gebuchtet; über die Oberfläche laufen 14 runde Radialrippen mit dachziegelförmigen Erhöhungen, die besonders auf den hintern stark hervorstehen; die Räume zwischen den Rippen sind nicht gestreift, sondern glatt. Die kleine Lunula ist herzförmig. Das Schloß bilden in der rechten Klappe zwei Zähne, zwischen denen eine kleine Vertiefung, in der linken Klappe ebenfalls zwei Zähne, der vordere dreiseitig, der hintere langgestreckt und lamellenartig. Der vordere Muskeleindruck ist deutlich. Inwendig oft die Spuren von Rinnen, die den Rippen der Oberfläche entsprechen; der Rand erscheint gezähnt. — Länge 9 W. L.; Breite 6 W. L. — Selten bei Lapugy.

Diese Art kommt anderweitig vor: bei Steinabrunn, Nikolsburg, Niederleis, Grußbach und Forstenau im W. Becken; auf Rhodus; bei Castell' arquato, Modena, Asti und Turin; endlich bei Bordeaux.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und in meiner Sammlung.

CARDITA HIPPOPEA *Bast.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVI, Fig. 10 a—c.

Das quer-eiförmige, fast gleichseitige, bauchige und dickschalige Gehäuse ist vorn abgerundet, hinten etwas verlängert und schief abgeschnitten; seine Oberfläche ist mit 12 breiten Radialrippen auf jeder Klappe versehen; jede Rippe wird wieder von 4 bis 5 dünnen Rippchen gebildet, die mit kleinen Knötchen versehen sind; die zwei letzten Rippen sind scharfkantig und zwischen ihnen befindet sich eine Einsenkung der Schale, in welcher zwei dünnere Rippen sich befinden; die Räume zwischen den Rippen sind breit und glatt. Die kleine herzförmige Lunula ist gut markirt. Das Schloß bildet in der rechten Schale ein breiter dreieckiger Zahn, dem eine Grube, umgeben von zwei schwächern Zähnen, in der linken Schale entspricht; außerdem sind an beiden Seiten des Schlosses kleine faltenartige Erhöhungen und Vertiefungen vorhanden. Die Muskeleindrücke — der vordere oval, der hintere rund — sind deutlich. Der Schalenrand erscheint breit-gezähnt. Länge $1^1/_{12}$ W. Z.; Breite $^9/_{12}$ W. Z. — Nicht häufig bei Lapugy.

Diese Art kommt anderweitig vor: im Vaterlande bei Pank; bei Forstenau, Groß-Rußbach und Grußbach im W. Becken; im Walde von Nemesest in dem uns benachbarten Banate; bei Turin; bei St. Avit bei Mont Marsan, Sancats und Leognan; Rothsee bei Lucern und Stocken bei St. Gallen; endlich bei Poëls in Steiermark.

Digitized by Google

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

CARDITA SCALARIS *Sow.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVI, Fig. 12 a—c.

Das dreiseitige, unten abgerundete, zusammengedrückte und fast gleichseitige Gehäuse trägt auf jeder Klappe 20 bis 22 schwach gewölbte, dicht stehende Radialrippen, die durch engstehende concentrische Furchen in schmale Rechtecke abgetheilt werden. Die Wirbel treten kaum hervor; die kleine lanzettförmige, glatte Lunula ist wenig deutlich; die Area erscheint ziemlich breit. Das kräftige Schloß ist sehr einfach; es besteht in der r. Klappe aus Einem stark hervorstehenden breiten dreiseitigen Zahne, der einer ähnlich gebildeten Grube in der l. Kl. entspricht. Die ovalen Muskeleindrücke sind schwach; der Schalenrand ist den Radialrippen entsprechend gezähnt. — Länge $5^1/_2$ W. Linien; Breite 5 W. Linien. — Nicht häufig bei Lapugy.

Ich besitze diese Art aus dem Vaterlande noch von Pank und Bujtur; anderweitige Fundstätten sind: das W. Becken mit 16 Punkten (besonders Steinabrunn); Modena und Turin; St. Paul, Salles, Merignac, Saucats und Leognan; Rudelsdorf; Glinsko, Korytnice und Szuszkowce; Antwerpen; Oxford und Suffolk; Guyana in Südamerika.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Geschlecht ASTARTE Sowerby.

Das Gehäuse ist meist dreieckig, selten quer-eiförmig oder rund, dickschalig (recente Exemplare sind mit kastanienbrauner Epidermis bedeckt). Eine mehr oder weniger breite und tiefe Lunula liegt unter den nach vorne gekehrten, stets sehr deutlich ausgeprägten Wirbeln. In der rechten Klappe tritt Ein starker dreiseitiger Zahn auf, der von zwei in einen Winkel gestellten Zähnen der linken Klappe eingeschlossen wird. Das Ligament ist äußerlich. Die tiefen Muskeleindrücke erscheinen durch einen einfachen Manteleindruck mit einander verbunden. Der Schloßrand ist innen gekerbt.

Die zu Astarte gehörigen Formen waren bis zum Jahr 1816 von verschiedenen Conchyliologen verschiedenen Geschlechtern eingereiht worden; einige dem Geschlecht Venus, andre dem Geschlecht Tellina, noch andre dem Geschlecht Mactra. Im genannten Jahre schlug für die jetzt zu Astarte gehörigen Formen Sowerby diesen Namen vor; Lamarck

Digitized by Google

drang mit dem zwei Jahre später gegebenen Namen Crassina nicht durch. Bronn zählt in seinem Enumerator palaeontologicus (S. 298—301) nicht weniger als 134 Arten auf; einzelne Arten gehen bis zum Bergkalk in der Kohlenperiode zurück; im Jura ist die Anzahl der Arten sehr groß, minder beträchtlich in der Eocen-Periode. Die Anzahl der lebenden Arten gibt Bronn l. c. mit 14 an; Philippi drückt sich sehr allgemein aus, indem er S. 347 seines Handbuches sagt: „Es gibt ziemlich viele lebende Arten." Die im Wiener Tertiär-Becken vorkommende einzige Art wird auch bei Lapugy angetroffen.

ASTARTE TRIANGULARIS *Montagu.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVII, Fig. 5a—f.

Das sehr kleine, dickschalige, fast flache Gehäuse ist dreiseitig, vorn und hinten unten abgerundet, an der vordern Seite etwas erweitert. Die Oberfläche ist bald ganz glatt und nur mit sehr feinen Zuwachsstreifen versehen, bald sind die Wirbel mit concentrischen Furchen bedeckt, welche gegen den Rand hin sich nach und nach verlieren. Das kräftige Schloß bildet in der rechten Klappe Ein wulstförmiger, dicker, unten abgestutzter Zahn, in der linken Klappe zwei schmälere Zähne, die winkelig gestellt eine Grube umschließen. Außerdem ist noch an dem Vorderrand der rechten Schale und an dem Hinterrande der linken eine längliche Vertiefung vorhanden, welche aus dem Schalenrande und einer dünnen Lamelle gebildet wird. Die deutlich sichtbaren Muskeleindrücke werden in ihrer Mitte von dem Mantelrande berührt. Der Rand der Schalen ist gekerbt. Länge $2^1/_2$ W. Linien; Breite 3 W. Linien. Selten bei Lapugy.

Im Vaterland kommt diese Art fossil noch vor bei Bujtur; auswärtige Fundorte sind: Steinabrunn im W. Becken: Moulins de l'Eglise bei Saucats; Szobb bei Gran; Sutton und Walton-on-the-Naze im englischen Crag; lebend trifft man sie an den Küsten von Schottland, im brittischen Kanal, an den Küsten von Süd-Spanien, im Mittelmeere und an den kanarischen Inseln.

In meiner Sammlung.

Familie der Nuculiden.

(Nuculidae d'Orb.)

Das Gehäuse dreieckig bis länglich, bald gleichseitig bald sehr ungleichseitig, mit kleinen durch keine Schloßfläche getrennten, sondern sich berührenden Wirbeln; das Schloß linealisch, in einem Winkel gebrochen,

Digitized by Google

meiſt beiderſeits mit zahlreichen ſpitzen Zähnen beſetzt: das Ligament bald innerlich bald äußerlich; die Muskeleindrücke klein, eiförmig oder rund; Innenfläche weiß oder perlmutterartig.

Geſchlecht NUCULA Lam.

Das Gehäuſe iſt ſphäriſch-dreieckig oder quer-eiförmig, gleichklappig, innen mit einer Perlmutterſchichte überzogen und äußerlich mit einer bräunlichen dünnen Oberhaut bedeckt. Die kleinen Wirbel erſcheinen nach Hinten gewendet. Der Schloßrand iſt ſtumpfwinkelig gebrochen und mit ſehr zahlreichen ſchmalen und ſpitzen, kammartig neben einander geſtellten Zähnchen beſetzt. Wo ſich der vordere und hintere Theil vereinigen oder im Scheitel des ſtumpfen Winkels iſt die Zahnreihe von einer ſchiefen, oft über den Schloßrand unten hinausragenden Grube unterbrochen, in welcher das Schloßband liegt. Der Manteleindruck iſt ganzrandig.

Zu dieſer Diagnoſe von Nucula kommt noch zu bemerken, daß nach Erfahrungen an lebenden Arten aus dem Mittelmeere nicht der kürzere Theil der Schale die vordere und der längere die Rückſeite, ſondern gerade das Entgegengeſetzte conſtatirt iſt.

Das Geſchlecht Nucula nach ſeinem dermaligen Beſtand, iſt leicht erkennbar an ſeiner eirunden, undeutlich dreieckigen Geſtalt mit ſtets abgeſtutzter und kurzer Rückſeite, ſeiner innen perlmutterartigen Schale und dem innenſtändigen, in einem kleinen, von rückwärts nach vorwärts ſchiefen Löffelchen haftenden Band.

Alle Arten ſind Meeresbewohner und von geringer Größe.

Die bis nun bekannt gewordenen recenten Formen ſollen nicht weniger als 46, nach Bronn ſogar 65 Arten angehören. Foſſile Arten, deren nach den neueſten Angaben 300 ſein ſollen, reichen in ziemlich großer Anzahl bis in die Kohlenperiode zurück; dieſelben ſind in geringeren Anzahl aus der Trias, dem Jura und der Kreide bekannt und erreichen erſt in der Eocen-Periode die ſtärkſte Entwickelung, woher allein nahe an 100 Arten ſtammen ſollen (Bronn Enumerator palaeontol. S. 284 e seq.; Bronn Leth. geogn. 3. Aufl. Th. IV. S. 249; Hörnes foſſ. Moll. des W. T.-Beckens B. II. S. 296).

Außer den beiden Arten des W. Tertiär-Beckens kommt bei Lapugy noch eine dritte Form vor.

NUCULA MAYERI *Hörnes.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVIII. Fig. 1 a—c.

Das quer-ovale abgerundet dreiſeitige, ſtark gewölbte Gehäuſe iſt ſehr ungleichſeitig; es iſt nach vorn erweitert und abgerundet, hinten

Digitized by Google

schief abgestutzt und winkelig; die Oberfläche ist mit undeutlichen concentrischen Zuwachsstreifen versehen, fast glatt, dazu kommt an unsren Exemplaren eine sehr feine Radialstreifung, die freilich erst mit Hilfe der Luppe deutlich hervortritt. Die Wirbel sind nach rückwärts gebogen und krumm hervorstehend. Das Schloß bildet eine löffelförmige, in der Mitte durch eine Lamelle in zwei Theile getheilte Grube und zu beiden Seiten derselben eine Reihe dünner dachförmig zugespitzter kammartig gestellter Zähne. Das Innere der Schale ist perlmutterartig glänzend; der Rand gekerbt; die Muskeleindrücke sind deutlich eiförmig. — Länge 9 W. Linien; Breite 7 W. Linien. Häufig bei Lapugy.

Diese Art kommt noch vor im Vaterlande bei Pank; anderweitig bei Grund, Grußbach, Porstendorf, Forstenau und Mattersdorf in W. Becken; St. Jean de Marsacq, Cabannes, Mandillot und St. Paul; Seravalle bei Tortona; bei Staad und am Belpberg bei Bern in der Schweiz.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralien-Kabinets in Wien und in meiner Sammlung, wie auch in der Sammlung des naturw. Vereins in Hermannstadt.

NUCULA PLACENTINA *Lamarck.*

Einige mir vorliegende Schalen unterscheiden sich von den vorhinbeschriebenen darin, daß sie mehr quer-verlängert, hinten viel kürzer und flacher sind und dazu noch einen einfachen, nicht durch eine Lamelle in zwei Theile getheilten Löffel haben, — Eigenschaften, die als der Nuc. placentina angehörig von Dr. M. Hörnes (Foss. Mollusken d. Tert. Beckens v. Wien Band II, Seite 303) angegeben werden. Ich nehme daher auch keinen Anstand diese Schalen als zu Nuc. placentina gehörig anzusehen.

Eine weitere umständliche Beschreibung dieser Schalen scheint mir überflüssig, da die voranstehenden Zeilen eben das für Nucula Placentina Charakteristische enthalten. Es erübrigt sonach nur noch die Angabe der Länge und Breite der mir vorliegenden Schalen. — L. 9 W L.; Br. 6 W. Linien.

In meiner Sammlung.

NUCULA NUCLEUS *Linné.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVIII, Fig. 2 a—g.

Das schief-quer-eiförmige, abgerundet dreiseitige Gehäuse ist ungleichseitig; es ist nach vorn erweitert mit abgerundeten Ecken, hinten

Digitized by Google

ſchief abgeſtutzt, der Bauchrand iſt faſt halbkreisförmig, die Oberfläche läßt bald feine Zuwachsſtreifen wahrnehmen bald erſcheint ſie glatt und glänzend. Die Lunula iſt lanzettförmig; die Area herzförmig und durch einen ſtumpfen Kiel begränzt. Die löffelförmige Grube in der Mitte des Schloſſes iſt klein, kaum ſichtbar und erſcheint durch die beiden Zahnreihen verdrückt. Die einzelnen Zähne ſind ſehr lang und ſpitz und nicht wie bei Nuc. Placentina dachförmig abgeſchnitten. Der Rand der Schalen iſt fein gekerbt; die Muskeleindrücke ſind deutlich. Länge $6^2/_4$ W. Linien; Breite $5^2/_4$ W. Linien. — Häufig bei Lapugy.

Dieſe Art, die jetzt noch im Mittelmeere lebt, kommt foſſil im Vaterlande noch vor bei Pank und Bujtur; anderweitige Fundſtätten ſind: das Wiener Tertiär-Becken mit 19 Punkten, beſonders Grund und Grußbach; Cypern, Rhodus, Iſthmus von Corinth; Palermo, Miletello und die Bai von Trezza am Aetna; Modena, Pisa, Asti, Castell'arquato, Serravalle, Rio della Batteria; Saubrigues, St. Jean de Marsacq, Cabannes, St. Paul, Mainot, Saucats, Leognan, Merignacq, Pont-le-Voy und Perpignan; Sutton und Orford (?) Rudelsdorf, Wieliczka, Potiliez, Holubica, Olesco, Shukowce, Saliszc, Tarnaruda; Reiden bei Lucern und der Belpberg bei Bern.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und in meiner Sammlung.

Geſchlecht NUCINELLA Wood.

(Pleurodon Wood; Nuculina d'Orb).

Das Gehäuſe iſt eiförmig oder nahezu dreiſeitig, gleichklappig, geſchloſſen, ungleichſeitig; die Vorderſeite iſt verlängert, die Hinterſeite kurz und abgeſtutzt. Das Schloß iſt in einen Bogen geſchwungen, breit und mit wenigen Zähnen verſehen, die unter dem Wirbel nicht unterbrochen ſind; ein lamellenartiger Seitenzahn liegt an der obern Hälfte des Randes der Vorderſeite. Die Muskeleindrücke ſind ungleich; der vordere iſt eiförmig. Der Mantelrand iſt einfach. Das Band iſt äußerlich und liegt in einer kleinen Grube.

Der Name Nucinella wurde, obgleich neueren Datums als Pleurodon und Nuculina, um Verwechſelungen vorzubeugen, im Jahr 1850 von Wood angewendet und iſt auch von den übrigen Conchyliologen angenommen worden.

Ueber das Geſchlecht Nucinella, aus welchem man bis heute noch keine recente Arten hat, ſind erſt ſehr geringe geologiſche Erfahrungen gemacht worden; Bronn kennt nur zwei Arten, welche beide tertiär ſind

Digitized by Google

(Br. Leth. geogn. Th. VI, S. 374), die eine gehört der untern (t) und die zweite der mittlern (u) Molasse Bronn's an.

In den Straten von Lapugy ist diejenige einzige Art aufgefunden worden, welche Dr. Hörnes aus dem W. Tert.-Becken aufführt.

NUCINELLA OVALIS *Wood.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVIII, Fig. 3 a—f.

Das äußerst kleine, schief-eiförmige, ziemlich gewölbte, außen glatte und glänzende Gehäuse ist ungleichseitig, vorn mehr erweitert und abgerundet, hinten abgestutzt. Das bogenförmige Schloß bilden in jeder Klappe sieben sehr nahe und unregelmäßig gestellte Zähne; die vordern derselben sind dick und keulenförmig, die hintern blattartig und einander näher; ein lamellenartiger Seitenzahn, hart an der Vorderseite des Schloßrandes ist stark entwickelt. Die Muskeleindrücke wegen Kleinheit der Schalen nicht deutlich wahrnehmbar; der Rand der Schalen nicht crenulirt. Höhe und Breite $1^1/_4$ W. Linien. — Nicht selten bei Lapugy.

Auswärtige Fundorte dieser bis jetzt nur fossil bekannten Minutie sind: Forstenau im W. Becken; Rudelsdorf in Böhmen und Sutton in England.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Geschlecht LEDA Schumacher.

Das Gehäuse ist länglich eiförmig, vorn abgerundet, hinten aber in einen spitzen oder abgerundeten Schnabelfortsatz auslaufend, wenig klaffend, ohne Perlmutterlage im Innern. Die breite, dreieckige innerliche Bandgrube liegt unmittelbar unter dem Wirbel, zwischen dem vordern und hintern Theile des mit kammartig gestellten, stumpfwinkeligen Schloßzähnen versehenen Schloßrandes. Der Manteleindruck erscheint hinten durch eine schmale und nicht sehr tief eindringende Bucht ausgerandet.

Die Schalen von Leda unterscheiden sich charakteristisch genug von Nucula dadurch, daß sie rückwärts geschnabelt und im Innern nicht perlmutterartig sind.

Die fossilen Arten des Geschlechtes Leda, welche Bronn, soweit sie ihm bekannt geworden, in seinem Nomenclator palaeont. noch zu Nucula zählt,*) sind zahlreicher als die recenten, deren man über 80

*) In der III. Aufl der Leth. geogn. Th. VI, S. 370 erscheint das Geschlecht „Leda" von Bronn anerkannte (Vergleiche Th. IV, 250).

Digitized by Google

kennt. Man findet sie vom Tertiär an bis zurück in die siluriſchen Schichten der Kohlen-Periode (Hörnes M. des W. T. B. B. 2. S 302.)

Von den sieben Arten des W. Tert.-Beckens sind bis jetzt in den Straten von Lapugy drei, nämlich Leda pusio, L. fragilis und L. nitida aufgefunden worden.

LEDA PUSIO *Philippi.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVIII, Fig. 6 a—c.

Das dreiſeitige, quere, an der langen Bauchſeite bogenförmige, dickſchalige, ziemlich gewölbte Gehäuſe iſt faſt gleichſeitig, vorn abgerundet, hinten etwas verlängert und mit einem Schnabel verſehen. Auf der Oberfläche ſind feine regelmäßige Furchen vorhanden. Weder die Lunula noch die Area iſt deutlich abgegränzt von den übrigen Theilen der Schalen, doch ſind dieſe an der Stelle der Lunula glatt. Das ſchmale Schloß bildet zu beiden Seiten des Wirbels eine Reihe engſtehender, langer, ſehr ſpitziger Zähne; dieſe Zahnreihe erſcheint entſprechend der Form des Schloßrandes winkelig (unter 120 Graden) gebrochen und im Scheitel dieſes Winkels ſind die Zähne am kleinſten. Eine Bandgrube habe auch ich nicht auffinden können. Die Mantelbucht erſcheint tief und abgerundet; der Rand der Schalen iſt nicht gekerbt. — Länge $4^2/_4$ Wiener Linien. Breite zwiſchen $2^2/_4$ und $2^3/_4$ W. Linien. — Selten bei Lapugy.

Sonſtige Fundſtätten dieſer Art ſind Rudiz (Mähren), Baden, Niederleis in W. Becken; Lixuri auf Cephalonien; Rometto auf Sizilien; Bianco in Calabrien; Modena; Rudelsdorf.

In meiner Sammlung.

LEDA FRAGILIS *Chemnitz.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVIII, Fig 8 a—c.

Das quer-eiförmige, ziemlich dickſchalige ſtark gewölbte Gehäuſe mit ſtumpfwinkeligem Schloßrande iſt nur ſehr wenig ungleichſeitig, vorn abgerundet, hinten in einen ſpitzen Schnabel endigend. Die Oberfläche desſelben iſt mit etwa 25 regelmäßigen leiſtenartigen Streifen verſehen. Die kleine lanzettförmige Lunula iſt faſt glatt, die Area dagegen lang und breit und von ſcharfen gekerbten Kielen umſchloſſen. Das Schloß bildet zu beiden Seiten von Wirbel eine Reihe von 16 bis 20 ſehr ſpitzer Zähne; die Bandgrube an der Stelle, wo die hintere und vordere Zahnreihe zuſammentreffen, iſt dreiſeitig, löffelartig und deutlich zu ſehen. Die Muskeleindrücke ſind faſt eiförmig; die Mantelbucht breit und ziemlich tief; der Schalenrand nicht gekerbt. Um die Lunula bemerke ich bei allen

Digitized by Google

mir vorliegenden Stücken eine erhabene schiefe Radial-Linie, welche die Lunula gleichsam in einen Bogen begleitet. — Länge $3^2/_4$ W. Linien; Breite $2^1/_4$ W. L. — Häufig bei Lapugy.

Diese jetzt nach im adriatischen Meere lebende Art wird fossil im Vaterlande weiter angetroffen bei Korod und Bujtur. Außerdem hat sie noch eine sehr große fossile Verbreitung; im Wiener Tertiär-Becken allein kommt sie auf 21 Punkten vor. Ohne erschöpfend sein zu wollen, nenne ich noch: die Inseln Rhodus, Cephalonien, Corfu und Sicilien (Altavilla); die subappenninischen Schichten Italiens; die petrefactenreichen Gegenden von Dax und Bordeaux und die Touraine in Frankreich, Belgien, Böhmen, Szobb in Ungarn ꝛc. ꝛc.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

LEDA NITIDA *Brocchi.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVIII. Fig. 9 a—n.

Das eiförmige, dünnschalige, starkgewölbte Gehäuse mit stumpfwinkeligem Schloßrande ist kaum ungleichseitig, vorn abgerundet, hinten theils in eine Spitze ausgehend, theils abgerundet, seine Oberfläche ist glatt und glänzend, ausnahmsweise am Rande concentrisch schwach gestreift Die Lunula undeutlich; die Area dagegen lanzettförmig und lang. Das Schloß besteht auch hier, wie bei L. fragilis nach jeder Seite vom Wirbel hin in einer Reihe ziemlich spitzer Zähne, welche im Wirbel am kleinsten sind. Die Bandgrube ist klein. Die Mantelbucht ist groß und abgerundet; der Schalenrand nicht gekerbt. — Länge $3^1/_4$ Wiener Linien; Breite 2 W. Linien. — Häufig bei Lapugy.

Auswärtige Fundstätten dieser Art sind: Grußbach, Grund, Baden und Rudits im Wiener Becken; die Inseln Sicilien und Corfu (Levtimo); Orciano, Castell'arquato, Modena (woher die von Brocchi zuerst beschriebenen und abgebildeten Exemplare), Castell' nuovo (Val d'Andona), Turin; St. Jean de Marsacq; Rudelsdorf.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Familie der Arcaceen.

(Arcacea Lam.)

Das Gehäuse ist meist gleichschalig, ungleichseitig, mit schuppiger oder haariger Epidermis bedeckt; die Wirbel stehen häufig entfernt; die

Digitized by Google

Area ist eben und häufig gestreift. Das Schloß besteht aus zahlreichen, in einer geraden oder bogenförmig gekrümmten Reihe gestellten Zähnen; das Ligament ist äußerlich entweder auf der ebenen Area ausgebreitet, oder in einer dreieckigen Grube eingesenkt.

Geschlecht LIMOPSIS Sassi.

Die ziemlich dickwandige Schale ist fast kreisförmig oder schiefeiförmig, gleichklappig, aber mehr oder weniger ungleichseitig. Unter den kleinen Wirbeln liegt ein ebenes oder ausgehöhltes dreieckiges Feld, in dessen Mitte sich eine dreieckige, zuweilen bis in die Mitte des Schloßrandes fortsetzende Grube befindet, in welcher das Schloßband befestigt ist. Der halbkreisförmige oder stumpfwinkelige Schloßrand ist mit zahlreichen, kammförmig gestellten Zähnen besetzt, welche von der Mitte nach außen hin immer breiter werden. Die Muskeleindrücke sind klein und kreisförmig; der Manteleindruck ist einfach.

Limopsis unterscheidet sich hauptsächlich dadurch von Pectunculus, daß das Band in einem Grübchen liegt, anstatt über die ganze Fläche der Area ausgebreitet zu sein.

Es sollen gegenwärtig 38 Arten dieses Geschlechtes bekannt sein, davon 4 jetzt lebende. Broon kannte zur Zeit der Abfassung seines Nomenclatur erst 17 fossile Arten, die mit Ausnahme Einer sämmtlich aus Tertiär-Schichten stammten. Nach den neuesten Erfahrungen hat das Geschlecht das Maximum seiner Entwickelung im Tertiären erreicht. Seine Arten reichen nicht hinter die Oolith-Periode zurück.

Die Straten von Lapugy beherbergen außer der im W. Tert.-Becken vorkommenden Limopsis anomala *Eichw.* nach einer Form, welche wenigstens als sehr notable Varietät von L. anomala angesehen werden kann, wenn sie nicht einer andern Art angehören sollte.

LIMOPSIS ANOMALA Eichwald.

Hörnes l. c. Taf. XXXIX, Fig. 2 u. 3.

Das abgerundete, trapezoidale, ungleichseitige Gehäuse ist stark gewölbt, dickschalig, vorn und hinten mit deutlichen Oehrchen versehen und hat eine mit äußerst feinen Radialrippen gezierte Oberfläche. Diese Rippchen werden wieder mit nahe stehenden concentrischen Binden bedeckt, wodurch die Oberfläche gegittert erscheint. Kleine stark eingerollte Wirbel; eine ebene und glatte Area, in deren Mitte sich die dreieckige Bandgrube befindet. Das Schloß ist gerade und wird aus 10 Zähnen gebildet, von

Digitized by Google

denen die vordern stärker entwickelt erscheinen und knieförmig gebogen sind. Der Rand der Schalen ist innen ringsum gekerbt, besonders an der hintern Seite sehr deutlich. Länge 2 W. L., Breite 2¼ W. Linien. Nicht selten bei Lapugy.

Diese Art, welche von Eichwald anfänglich für einen Pectunculus angesehen, später von demselben Paläontologen unter dem Namen „Trigonocoelia" aufgeführt wurde, kommt fossil im Vaterlande noch vor bei Bujtur; — anderweitige Fundstätten derselben sind: das W. Tert. Becken, wo sie auf 12 Punkten vorkommt; die Inseln Rhodus und Sicilien; Monte Palciano, Pisa, Siena, Modena, Castell'arquato, Turin, Tortona, Castell nuovo, Monte Mario und Monte Gibio; Saucats, Pont-le-Voy, Manthelan, Clement und Seymer (bei St Maure), St. Jean de Marsacq; Rekken, Antwerpen, Sutton und Suffolk; Szobb bei Gran; Zukowce und Tarnurada.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Außer den Schalen der echten Limopsis anomala *Eichwald* kommen im Tegel von Lapugy noch Schalen von Limopsis vor, die einige Verschiedenheiten von Limopsis anomala darbieten. Sie scheinen mir erheblich genug, um nicht mit Stillschweigen übergangen zu werden, und bilden entweder eine sehr notable Varietät von dieser oder können in Folge ihrer Abweichungen von ihr vielleicht gar eine andere Art begründen.

Die äußere Form der Schalen entspricht allerdings der von L. anomala, doch sind dieselben stets kleiner, weniger schief und in geringerm Grade gewölbt; die Radialrippen sind sehr schwach, bei einigen Stücken kaum angedeutet, die concentrischen Binden dagegen überwiegen, während Rippen und Binden sich bei der echten L. anomala das Gleichgewicht halten und die Oberfläche entschieden gegittert erscheinen lassen; die Anzahl der Schloßzähne übersteigt die Zahl fünf nicht und zwar drei auf der Seite vor dem Wirbel und zwei auf der Seite hinter demselben, während selbst bei unausgewachsenen Schalen von L. anom. wenigstens 7 bis 8 Zähne vorhanden sind. Länge und Breite der größten Schalen 1½ W. Linie. Ich habe bis nun 12 dieser submikroskopischen Valven aufgefunden.

Geschlecht PECTUNCULUS Lam.

Das Gehäuse ist meist kreisrund, beinahe linsenförmig, dickschalig, gleichklappig, fast gleichseitig, außen mit einer wolligen braunen Oberhaut überzogen. Die stumpfen ziemlich großen Wirbel liegen fast auf der

Digitized by Google

Mitte des Oberrandes. Der Schloßrand ist bogig, nicht selten fast genau halbkreisförmig gekrümmt und mit vielen kammartig gestellten Leistenzähnen besetzt. Die auf der Mitte der Krümmung gelegenen Zähne sind sehr klein und werden nicht selten durch die nach unten fortwachsende breite, dreieckige Fläche, an welcher das äußere Schloßband befestigt ist, ganz überzogen; nach beiden Enden hin treten aber immer größere Zähne auf, welche bis in das höchste Alter beständig bleiben. Zwei rundliche Muskeleindrücke; ein einfacher Manteleindruck.

Nach Bronn (Leth. geogn. Th. VI, S. 377) vertheilen sich die fossilen Arten von Pectunculus folgendermaßen: auf den untern Jura etwa 5, auf die Kreideperiode 27, auf das Tertiär 60. Die lebenden Arten, deren man jetzt mehr als 60 kennt, stammen der Mehrzahl nach aus heißen Meeren. Alle sind Meeresbewohner.

Von den drei Arten des W. Tert.-Beckens beherbergen die Straten von Lapugy die beiden Arten P. pilosus und P. obtusatus.

PECTUNCULUS PILOSUS *Linné.*

Hörnes l. c. Taf. XL, Fig. 1 und 2; Taf XLI, Fig. 1—10.

Das Gehäuse, fast stets kreisrund, ausnahmsweise etwas schief, ist je nach dem Alter mehr minder dickschalig und stark gewölbt; die Wirbel sind zugespitzt und stark eingerollt. Das Schloßfeld (Area) ist breit, dreieckig, von scharfen Kielen eingefaßt und je nach dem Alter der Individuen größer oder kleiner; die weitere Beschaffenheit der Area läßt sich bei den mir vorliegenden Schalen nicht angeben, theils weil die meisten derselben von jugendlichen Thieren stammen, theils weil gerade dieser Bestandtheil bei den größern Schalen fehlt oder durch Detrition beschädigt erscheint, mit Hilfe der Luppe bemerkte ich jedoch an einigen Stücken die von Herrn Dr. Hörnes angegebenen feinen horizontalen Linien. Der Schloßrand ist ziemlich breit, bogig gekrümmt und in der Mitte mit geraden, vertikalen, Anfangs sehr verkürzten, sofort aber sich verlängernden und dann zu beiden Seiten mit knieförmig gebogenen Leistenzähnen versehen, welche kammartig angeordnet sind. Die Muskeleindrücke sind sehr deutlich, an dem vordern zeigt sich eine verdickte Falte; der Rand erscheint gekerbt.

Was die Oberfläche betrifft, so bietet sie je nach den Exemplaren Verschiedenheiten dar, die es verdienen, besonders hervorgehoben zu werden.

a) Fast die Hälfte von den 24 mir vorliegenden Stücken (es sind die meisten Schalen von jungen Thieren) zeigt neben der sehr dicht ge-

Digitized by Google

drängten vertieft-linigen concentrischen Streifung eine erhabene radiale Streifung, die bei den meisten Exemplaren über der Mitte so dicht ist, daß man die Zwischenräume als vertieft-linige Streifung anzusehen versucht wird; nach vorne und hinten treten die erhabenen Streifen aber mehr auseinander und erscheinen sofort als schwache feingekörnte Rippen, die an der hintern Schalenseite am stärksten hervortreten, wo sie auch am weitesten von einander abstehen. Bei einigen Stücken dieser Gruppe alternieren über der Mitte der Schale ein schwächerer Streifen mit einem stärkern; die schwächern Streifen verlieren sich immer mehr und es bleiben nur die stärkeren in bedeutenden Entfernungen von einander stehen. Bei noch andern Stücken sind die feinern Radialstreifen gar nicht zur Entwickelung gekommen und werden also nur entfernt stehende Radialstreifen wahrgenommen, die concentrische Streifung aber ist fast ganz verschwunden.

b) Bei einer zweiten Gruppe ist die feinste concentrische und radiale Streifung über die ganze Schale gleichmäßig vertheilt, und die Oberfläche erscheint höchst fein regelmäßig gegittert. Die Streifung ist vertieft.

c) Die dritte Gruppe charakterisirt sich dadurch, daß die Schalen anfänglich nur concentrische ziemlich nahe stehende vertiefte Linien zeigen und später erst vertiefte schwache Radiallinien hinzutreten, die aber nur über der Mitte der Schale sich zeigen und nach vorn und hinten allmälig verschwinden.

d) Die vierte Gruppe hat gleich vom Wirbel an etwas entfernt stehende vertiefte concentrische Linien, so daß die Schalen wie mit Binden belegt erscheinen; auf das Vorhandensein einer Radialstreifung wird man nur dadurch geführt, daß die Kreuzungspunkte durch Vertiefungen in den Radiallinien angedeutet werden, auch die Ränder der Binden leicht gekerbt erscheinen.

e) Die fünfte Gruppe hat ganz glatte Wirbel; die concentrische und radiale vertiefte Streifung tritt dann bald sehr deutlich auf und bildet kleine Quadrate, ist aber mehr nur auf der Mitte der Schalen so deutlich prononcirt, vorn und hinten, wo die concentrischen Linien gegen den Schloßrand emporsteigen, verschwächen sich beide Streifungen und verschwinden endlich fast ganz.

f) Die sechste Gruppe hat einen glatten Wirbel; die concentrische und radiale vertiefte Streifung, welche sofort sich zeigt und immer deutlicher wird, ist dichter als bei den Schalen der fünften Gruppe und über die ganze Schale verbreitet, erscheint jedoch vorn und hinten in der Nähe des Schloßrandes besonders dicht und fein.

Digitized by Google

g) Die siebente Gruppe endlich läßt nur eine concentrische Streifung sehen, die schon am Wirbel der Schale auftritt: die vertieften Linien liegen ziemlich dicht, die zwischen ihnen befindlichen Binden sind nicht scharfkantig, sondern haben Aehnlichkeit mit den schmalen Lamellen, die wir bei mehreren Lucinen zu beobachten Gelegenheit hatten.

Die vorstehenden Beobachtungen wurden an Exemplaren gemacht, deren Oberfläche in vollkommen gutem Zustande sich befindet.

Außerdem besitze ich noch ein großes Fragment eines sehr großen Exemplares, welches sehr verflachte Radial- und sehr dichte und feine concentrische Zuwachsstreifen wahrnehmen läßt; nahe dem Rande werden diese Zuwachsstreifen immer dichter und nehmen ein blättriges Aussehen an, während alle Spuren einer Radialstreifung verschwunden sind.

Nach diesem Fragmente zu schließen, erreichte der Pectunculus pilosus in unserm Tertiär-Meere eine Länge und Breite von fast 4 3/4 Wiener Zollen. Die in meinem Besitze befindlichen Lapugyer Stücke dieser Art stammen zum größten Theile von jungen Individuen. — Nicht selten bei Lapugy.

Anderweitige Fundorte dieser jetzt noch im adriatischen und mittelländischen Meere lebenden Art im Vaterlande sind: Pank und Bujtur; außerhalb Siebenbürgen das Wiener Tertiärbecken mit 35 Punkten, hauptsächlich im Leithakalke und in den Sandschichten bei Grund; die oft erwähnten Inseln Cypern, Rhodus, Cephalonien und Sicilien; die jüngern Tertiär-Straten in Italien und Frankreich; außerdem Barcellona, mehrere Punkte in der Schweiz (Niederhasli, Killwangen, Epfenhofen und andere), Vilshofen in Baiern, Suffolk in England, Kralowa, Szobb, Gross-Marosch und Hidas in Ungarn, Morul bei Karansebes, Nemesesd und Kostej im Banat; das polnische Tertiärbecken (Korytnice, Glinsko, Olesko, Shukowce, Zalisce und andere), Aegypten, Algerien, die Halbinsel Morea und die Insel Madeira.

In den Sammlungen des k. k. Hof-Mineraliencabinets in Wien und des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt, wie auch in meiner Sammlung.

PECTUNCULUS OBTUSATUS *Partsch.*

Hörnes l. c. Taf. XLI, Fig. 11 a—d.

Das schief-ovale, ziemlich dickschalige und gewölbte Gehäuse ist vorn abgerundet, hinten abgestutzt; seine Oberfläche ist fast glatt, nur gerade mit Spuren von Radialfurchen, und hat nahe am Rande wellige Anwachsstreifen. Die spitzen Wirbel sind stark eingerollt. Das Schloß-

Digitized by Google

feld (Area) ist ziemlich groß, dreieckig und von scharfen Leisten eingefaßt, hat nach beiden Seiten verlaufende Parallelstreifen. Die sehr engstehenden, kammartig angeordneten Leistenzähne sind lamellenartig, kniefömig gebogen und zugespitzt; die Muskeleindrücke sind gut ausgeprägt; der Rand ist stark gekerbt. Es liegen mir nur Schalen von jungen Thieren vor. Länge 8 W. Linien, Breite 7 W. Linien. — Nicht selten bei Lapugy.

Diese Art kommt fossil im Vaterlande noch vor bei Pank und Bujtur; sonstige Fundstätten sind: das Wiener Tertiärbecken mit zehn Punkten, besonders Ritzing und Plötzleinsdorf; Saucats, Manthelan und Paulmy bei Tours in Frankreich; St. Lorenzo und Monte Maggiore bei Bologna; Poëls in Steiermark; Szabb in Ungarn; Rakowitza bei Belgrad; Nemesesd im Banat.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt; dann in meiner Sammlung.

Geschlecht ARCA Linné.

Die ziemlich dickwandige gleichklappige oder fast gleichklappige Schale ist regelmäßig kahnförmig, quer-eiförmig oder rhombisch, in seltenen Fällen unregelmäßig und verdreht. Sie erscheint entweder ringsum geschlossen oder es bleibt an der Unterseite eine mehr oder weniger weite Oeffnung für den Austritt des Byssus. Eine braune, zuweilen sehr dicke, zottige Epidermis überkleidet sie, und verleiht manchen Arten einen eigenthümlichen Habitus. Auf dem geraden Schloßrande steht entweder eine größere Zahl feiner und fast senkrecht gestellter Zähnchen, oder eine kleine Anzahl schiefer oder nur in ganz wenigen Fällen dem Rande parallel laufender größerer Leistenzähne. Das Schloßband ist außen an einem rhombischen, ebenen oder vertieften, zwischen den Wirbel gelegenen und mit mehr oder weniger tiefen, dem Rande parallelen Furchen versehenen Felde befestigt. Die rundlichen Muskeleindrücke sind durch einen ganzrandigen Manteleindruck mit einander verbunden.

Bronn gibt in der drittenAuflage seiner Lath. geogn. im dritten Bande (Thl. VI), welcher zwischen den Jahren 1853—1856 erschien, (S. 378) die fossilen Arten von Arca mit 223 an. Durch neue Funde ist diese Anzahl seitdem bis auf 300 vermehrt worden. Die Zahl der aus Tertiärschichten stammenden betrug nach Bronn 100, jetzt 120; einige sind fossil und lebend zugleich. Die Zahl der lebenden Arten übersteigt die aus Tertiärschichten bekannten um 40. Fossile kennt man von den ältesten Silurschichten durch alle Formationen.

Digitized by Google

Von den 15 Arten des Wiener Tertiärbeckens sind bei Lapugy neun gefunden worden; dazu kommt noch A. pseudolima *Reuss* und A dydima *Brocchi*; endlich sind von mir noch drei Formen aufgefunden worden, deren Vereinigung mit Formen aus dem Wiener Tertiärbecken mir nicht möglich war Ich bezeichne sie einstweilen fraglich als neu.

ARCA UMBONATA *Lam.*

Hörnes l. c. Taf. XLII, Fig. 1 bis 3.

Das quer-verlängerte, fast trapezoidale, dickschalige Gehäuse ist stark gewölbt, vorn abgerundet, hinten gekielt und zugespitzt; die großen, wenig eingerollten, in Folge Abreibens nicht selten glatten Wirbel liegen nahe am vordern Ende. Radialrippchen bedecken die Oberfläche; dieselben sind am vordern Ende der Schalen am stärksten, werden gegen die Mitte schwächer und gehen jenseits des Kieles in feine Linien über, die von den Anwachsstreifen durchsetzt werden. Das Bandfeld (Area) ist dreiseitig, sehr groß, schwach ausgehöhlt und mit vielen rhomboidalen Furchen bedeckt. Der ganz gerade Schloßrand ist mit vielen, in der Mitte aufrecht, an den Seiten etwas schief stehenden Zähnen besetzt; am Bauchrande befindet sich eine Ausbuchtung. Diese Art gehört bei Lapugy zu den größten Seltenheiten; ich war nicht so glücklich, dieselbe einsammeln zu können, daher vermag ich auch über das Größenmaaß der Lapugyer Exemplare keine Angabe zu machen. Nach Erfahrungen, welche ich an den übrigen bei Lapugy vorkommenden Arten von Arca zu machen Gelegenheit hatte, dürfte sich annehmen lassen, daß sie die Größe der Exemplare aus dem Wiener Tertiärbecken ($2^9/_{12}$ W. Zoll) nicht haben.

Diese Art, die jetzt noch am Senegal, im rothen Meere und im indischen Ocean leben soll, kommt anderweitig noch fossil vor: im Wiener Becken bei Grund, Grußbach, Gaudersdorf, Eggenburg, Niederleis und Niederkreuzstätten; in Italien bei Turin; in Frankreich fast auf allen Punkten, wo neogene Versteinerungen gefunden werden; bei Antwerpen, endlich bei Olesko in Galizien.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

ARCA NOAE *Linné.*

Hörnes l. c. Taf. XLII, Fig. 4 a—c.

Das quer-verlängerte, fast rechtwinklige Gehäuse ist ziemlich dickschalig, stark gewölbt, sehr ungleichseitig, vorn abgerundet, hinten gekielt, am Hinterrande ausgebuchtet und daher in zwei Spitzen endigend. Schuppenförmige Radialrippchen, die vorne und hinten am stärksten sind,

Digitized by Google

bedecken die Oberflächen der Schalen; in der Mitte schieben sich zwischen diese Rippchen feine Radiallinien ein; jenseits des Kieles sind die Rippen am stärksten, daher auf die Ausbuchtung nur 5 bis 6 Rippen kommen, die nicht mehr so zierlich geschuppt erscheinen, wie die übrigen. Zwischen den stark hervorstehenden und eingerollten Wirbeln befindet sich ein ziemlich großes Bandfeld, das schwach aushöhlt und in der Mitte mit rhomboidalen Furchen versehen ist. Der gerade Schloßrand ist mit zahlreichen feinen Zähnen besetzt, deren mittelste vertikal, die übrigen aber etwas schief stehen. Der Bauchrand ist etwas ausgebuchtet. Diese Art scheint bei Lapugy die Größe der Wiener Exemplare nicht gehabt zu haben, denn meine größte Schale mißt nur $1^{1}/_{12}$ W. Zoll in der Länge bei einer Breite von fast $^{7}/_{12}$ W. Zoll. — Selten bei Lapugy.

Diese Art kommt anderweitig vor: im Wiener Becken bei Steinabrunn, Gainfahren, Niederleis, Grußbach und Forstenau; auf Cypern, Rhodus, am Isthmus von Korinth, auf der Halbinsel Morea bei Puzzuolli, Modena, Siena, Pisa, Castell'arquato, Asti und Turin in Italien; bei Perpignan, Saucats, Manthelan St. Clement (Maine et Loire) in Frankreich; Rudelsdorf in Böhmen; auf der Azoren-Insel Sta. Maria. Lebt noch im adriatischen und mittelländischen Meere.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralkabinets in Wien, des naturwissenschaftlichen Vereins zu Hermannstadt und in meiner Sammlung.

ARCA BARBATA *Linné.*

Hörnes c. l. Taf. XLII, Fig. 6—11.

Das quer-verlängerte, schiefe, ungleichseitige, je nach dem Alter ziemlich dickschalige und mehr oder weniger gewölbte Gehäuse ist vorne und hinten abgerundet, hinten noch sehr beträchtlich erweitert. Die Oberfläche erscheint mit vielen Radialrippen bedeckt die von concentrischen Streifen durchsetzt ein gekörntes Ansehen haben; die Rippen nehmen nach rückwärts an Breite zu, erscheinen dann aber oft durch eine Zwischenfurche in zwei Theile gespalten. Die Wirbel sind wenig hervorstehend und eingerollt; das Bandfeld ist an allen mir vorliegenden Schalen mittelmäßig groß und mit etlichen winkelig stehenden den Rändern parallelen Furchen versehen. Der Schloßrand ist geradlinig, im Verhältniß zur Länge der Schalen kurz zu nennen und mit zahlreichen Zähnen besetzt, deren mittlere klein, die übrigen aber nach beiden Enden hin sich rasch vergrößern und endlich sehr stark entwickelt sind. Am Bauchrande haben selbst die mir vorliegenden jüngern Schalen eine Ausbuchtung. — Selten bei Lapugy. Länge meiner größten Schalen $1^{8}/_{12}$ W. Zoll; Breite 1 W. Zoll.

Digitized by Google

Dieſe im adriatiſchen und mittelländiſchen Meere jetzt noch lebende Art findet ſich foſſil im Vaterlande weiter bei Bujtur; außerdem iſt ſie gefunden worden im Wiener Becken bei Grund, Eggenburg, Grußbach, Steinabrunn, Rubitz, Jaromieritz, Porſtendorf, Pötzleinsdorf und Forſtenau; auf Cypern, Rhodus, Sicilien und Iſchia; auf vielen Punkten der italieniſchen und franzöſiſchen Tertiärgebilde; auf etlichen Punkten in der Schweiz, bei Poëls in Steiermark, Rudelsdorf in Böhmen und Olesko und Tarnopol in Galizien.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

ARCA TURONICA *Dujurdin.*

Hörnes l. c. Taf. XLIV, Fig. 2 a—e.

Das quer-ovale, ſtark gewölbte und ungleichſeitige Gehäuſe iſt vorn ſchief abgerundet, nach hinten erweitert und ſchief abgeſtutzt und am Bauchrande faſt ganz geradlinig. Die Oberfläche jeder Klappe iſt mit etwa 35 vierkantigen, mehr minder deutlich crenulirten Radialrippen verſehen, die durch engere, ſehr fein quergeſtreifte Furchen von einander getrennt ſind. Die ſtark hervorſtehenden Wirbel ſind ſpitzig eingerollt und entfernt ſtehend; das Bandfeld iſt bei ausgewachſenen Exemplaren, wie wir ſie von Bujtur haben, breit, ausgehöhlt, mit wellenförmigen Furchen verſehen und von einer tiefen Furche an den Rändern begränzt; der dünne Schloßrand hat viele blattartige, zugeſpitzte Zähne; der Bauchrand iſt mit tiefen Kerben verſehen, die den Rippen der Oberfläche entſprechen. Sehr ſelten bei Lapugy, von wo ich nur Schalen von ganz jungen Individuen kenne, die nicht einmal den vierten Theil von den Maaßen der Wiener Stücke haben.

Dieſe Art kommt im Vaterlande noch vor bei Bujtur, von wo Stücke von anſehnlicher Größe in den Sammlungen vorliegen. Anderweitige Fundſtätten ſind: das Wiener Becken mit 13 Punkten, vorzüglich bei Enzesfeld und Grund; Manthelan und Paulmy in der Touraine, Saucats und Salles bei Bordeaux u. a. m. in Frankreich; Poëls in Steiermark; Uken, Epfenhofen und Blumenfeld in der Schweiz.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien, in der Sammlung des naturwiſſenſchaftlichen Vereins zu Hermannſtadt und in meiner Sammlung.

Digitized by Google

ARCA LACTEA *Linné.*

Hörnes l. c. Fig. XLIV, Taf. 6 a—d.

Das sehr kleine, länglich-eiförmige, stark gewölbte fast walzenförmige Gehäuse ist vorn abgerundet, hinten gekielt und schief abgestutzt, mit wenig hervorstehenden und schwach eingerollten Wirbeln. Die Oberfläche ist mit zahlreichen feinen Radialrippchen versehen die wieder von ebenso feinen, dichtstehenden, concentrischen Streifen durchkreuzt werden, wobei jedoch die Radialrippen vorragen; außerdem erscheint die Oberfläche etliche Male durch Zuwachsabsätze unterbrochen. Das Bandfeld ist ziemlich groß und ausgehöhlt und soll in der Mitte eine von tiefen Furchen gebildete rhombische Zeichnung haben, von der ich jedoch an dem mir vorliegenden Stücke Nichts entdecken konnte; der Schloßrand ist gerade und mit zahlreichen, blattartigen, zugespitzten Zähnen versehen; die Muskeleindrücke sind deutlich und mit einer Kalklage belegt; der Schalenrand nicht gekerbt; der Palealrand glatt. Aeußerst selten bei Lapugy; mir liegt nur eine Klappe vor. — Länge 5 Wiener Linien; Breite 3½ W. Linien.

Diese Art kommt im Vaterlande noch vor bei Bujtur; anderweitige Fundstätten sind; das Wiener Becken mit 15 Punkten, besonders die mergeligen Zwischenschichten des Leithakalkes bei Steinabrunn und Nikolsburg; die Inseln Rhodus und Cypern; der Isthmus von Corinth und Morea; die Insel Sicilien; fast alle bisher genannten neogenen Petrefakten-Lager in Italien und Frankreich; St. Gallen und Epfenhofen in der Schweiz; Rudelsdorf in Böhmen; Fautsch in Steiermark; Olesko in Galizien; Szuskowce in Volhynien; Kralowa und Hidás in Ungarn; Sutton in England, auf Sta. Maria — einer der Azoren. Lebend wird sie angetroffen im Britischen Kanal, an den Küsten von Spanien und Portugal, den canarischen Inseln und im mittelländischen und adriatischen Meere.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

ARCA DILUVII *Lamarck.*

Hörnes l. c. Taf. XLIV, Fig. 3 a—e und Fig 4 a—c.

Das eiförmige, bauchige, ziemlich dickschalige Gehäuse ist ungleichseitig, vorn und hinten abgerundet, hinten etwas verschmälert und nicht schief abgestutzt. Die Oberfläche jeder Klappe ist mit etwa 30 vierkantigen mehr oder minder deutlich crenulirten Radialrippen bedeckt, deren Zwischenräume nur wenig schmäler sind. Die schief eingerollten Wirbel

Digitized by

sind ziemlich hervorstehend; das Bandfeld ist schwach ausgehöhlt und hat etliche Furchen, die parallel seinem Rande laufen und unter Winkeln sich treffen, jedoch nicht alle vollständig auftreten; der dünne Schloßrand ist mit zahlreichen blattartigen zugespitzten Zähnen versehen, von denen die an den beiden Seiten größer sind und gegen die Mitte convergiren; der bogig gekrümmte Bauchrand nebst Vorder- und Hinterrand sind mit Kerfen versehen, die den Rippen entsprechen. Die mir vorliegenden Schalen auch dieser Art von Lapugy stehen den Wiener Stücken an Größe sehr nach. Häufig bei Lapugy.

Diese Art kommt im Vaterlande noch vor bei Pank und Bujtur; anderweitige Fundstätten sind: Nemesesd im benachbarten Banate; das Wiener Becken mit 28 Punkten, besonders Gainfahren und Steinabrunn; dann fast alle übrige Fundorte von Neogen-Conchilien auf den griechischen und italienischen Inseln, in Griechenland, Italien und Frankreich; Pöels und Guglitz in Steiermark; Lomnitza in Mähren; Tribitz und Rudelsdorf in Böhmen; Almas, Kralowa, Szobb, Groß-Marosch, Ipoly Sagh, Bujak, Wárbo und Hidás in Ungarn; Rakovitza in Serbien; St. Gallen in der Schweiz; Antwerpen; Barcellona; Algerien.

In den Sammlungen des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und des naturwissenschaftlichen Vereins zu Hermannstadt, dann in meiner Sammlung.

ARCA LAPUGYENSIS *mihi.*

A. testa oblonga modice inflata, tenui, valde inaequilatera antice rotundata, postice vel simpliciter rotundata vel oblique truncata et rotundata, radialiter tenue costellata (costulis plus minus rotundatis, lineis interpositis) striis transversis incisis intersecta, unde reticulata, intus lineis radialibus signata; umbonibus parvis, valde involutis, approximatis, antrorsum admodum promotis; area cardinali angustissima, quasi nulla; margine cardinali praelongo, recto et multidentato, — serie dentium sub umbonibus interrupta et inde in partem anteriorem breviorem et posteriorem longiorem partita, — dentibus anterioribus haud numerosis subito, posterioribus numerosissimis vero sensim sensimque crescentibus; margine ventrali intus subcrenulato; impressionibus muscularibus magnis et bene perspicuis.

Das verlängert-ovale, schwachgewölbte nicht dickschalige (daher durchscheinende) Gehäuse ist ungleichseitig, vorne und hinten fast gleichmäßig abgerundet oder hinten etwas schief abgerundet und dann zugleich ein wenig erweitert, am Bauchrande geradlinig oder fast geradlinig.

Digitized by Google

Die Oberfläche iſt mit ſehr zahlreichen, dichtſtehenden, mehr weniger abgerundeten Radialrippchen verſehen, zwiſchen welche ſich hier und dort erhabene Linien einzeln oder zu zweien einſchieben und welche wieder von ſehr regelmäßigen concentriſchen Streifen, beſſer ſchmalen Furchen durchſchnitten werden, wodurch die Oberfläche quadratiſch gekrönt erſcheint. Die Wirbel ſind klein ſtark nach vorne geſchoben und eingerollt. Das Bandfeld iſt lang und ſehr ſchmal und hat in ſeinem hintern Theile einige Furchen parallel ſeinem Rande; der Schloßrand iſt gerade und ſehr lang und theilt ſich in zwei ſehr ungleiche Hälften, die vom Wirbel nach vorne ganz kurze, die vom Wirbel nach hinten ſehr lange (1 : 3); unter dem Wirbel befindet ſich eine ganz zahnloſe Stelle, — von da nach vorne wenige und ſogleich große und ſtarke blattartige Zähne, nach hinten dagegen zahlreiche Anfangs ganz feine und vertikale blattartige Zähne, die allmälig eine ſchiefe und immer ſchiefere Stellung (bis 45°) annehmen und zugleich an Stärke zunehmen, bis ſie endlich nahe dem hintern Ende denen auf der Vorderſeite an Stärke gleichkommen Der innere Rand der Schalen iſt äußerſt ſchwach gekerbt; die Muskeleindrücke ſind groß und deutlich und mit einer dünnen weißen Kalklage bedeckt, die aber oft theilweiſe oder auch ganz abgelöſt erſcheint; der Mantelrand iſt deutlich und bis an denſelben laufen inwendig vom Wirbel ausgehend feine, ſchwach angedeutete und perlmutterartig ſchillernde Linien, die den Radialrippchen zu correſpondiren ſcheinen. Länge meiner größten Schale $1^3/_{12}$ W. Zoll; Breite $^8/_{12}$ W. Zoll. — Nicht eben ſelten.

Ich kann die Form unter keine der von Dr Hörnes abgebildeten Arten aus dem Wiener Becken ſubſummiren; keine von den auf Taf. 44 abgebildeten Arten iſt im Verhältniß zur Breite ſo lang geſtreckt, wie die eben von mir beſchriebene.

ARCA BIELZANA *mihi.*

A testa elongato-trapeziformi, inflata, tenui, valde inaequilatera, antice oblique rotundata, postice late-carinata, oblique-truncata et rotundata, radialiter costellata lineis praeterea singulis interpositis, striis transversis incisis non admodum approximatis intersecta atque inde quasi tabulata; umbonibus parvis involutis; antrorsum promotis; area cardinali longa, augustissima, postice sulcata; margine cardinali recto, — dentibus sub umbonibus non intermissis, medianis minimis et confertissimis rectis, reliquis longioribus crassis et obliquis; margine ventrali intus non crenato; impressionibus muscularibus obliteratis.

Das verlängert-ovale, ziemlich gewölbte, nicht dickſchalige (daher durchſcheinende) ungleichſeitige Gehäuſe iſt vorne abgerundet, hinten breit

Digitized by Google

gekielt, ſchief abgeſtutzt und unten gerundet, am Kiel abgerundet, am Bauchrande geradlinig. Die Oberfläche iſt mit ſehr zahlreichen, dicht ſtehenden, mehr weniger abgerundeten Rippchen verſehen, zwiſchen welche ſich hier und dort erhabene Linien einſchieben und welche von ſehr regelmäßigen concentriſchen verkieften Streifen durchſetzt werden, die aber entfernter von einander hinlaufen, daher die Oberfläche wie mit länglichen Rechteckchen getäfelt erſcheinen laſſen. Die Wirbel ſind klein, ſtark nach vorn geſchoben und eingerollt. Das Bandfeld iſt lang und ſehr ſchmal und hat in ſeinem hintern Theile einige Furchen parallel ſeinem Rande; der Schloßrand iſt gerade, die Zahnreihe unter dem Wirbel nicht unterbrochen; die blatterartigen Zähne ſind hier jedoch ſehr fein und dicht; der Schalenrand iſt inwendig nicht gekerbt; die Muskeleindrücke ſind ſehr ſchwach; im Innern der Schale Andeutungen von Radiallinien. — Länge $^{9}/_{12}$ W. Z.; Breite faſt $^{5}/_{12}$ W. Zoll. Sehr ſelten.

Ein einziger Blick auf die mir vorliegende Schale genügt, um zu erkennen, daß ſie von der vorhin beſchriebenen A. Lapugyensis getrennt werden müſſe. Ihre namhafte Wölbung, das Vorhandenſein des nach dem hintern untern Ende der Schale hinlaufenden Kieles, die ſchiefe Abſtutzung an der hintern Seite geben gute trennende Merkmale ab. Dazu kommt noch die entſchieden trapezoidale Form der Schalen und der Abgang der Unterbrechung der Zahnreihe unter den Wirbeln.

ARCA ACKNERANA *mihi.*

A testa ovali, inflata, tenui, inaequilatera, parumper obliqua antice rotandata, postice latiore, oblique truncata. rotundata, costulis radialibus, densis rotundatis et striis transversis incisis ornata, costulis medianis angustioribus, lateralibus latioribus, marginalibus iterum angustioribus, — lateralibus et marginalibus squamosis; umbonibus antrorsum promotis, involutis, non prominulis, impressione dorsali bipartitis; area cardinali longa et angustissima; margine cardinali recto; serie dentium antice et postice parumper arcuata, sub umbonibus interrupta, — dentibus ipsis anterioribus haud numerosis obliquis, arcuatis subito crescentibus, posterioribus numerosissimis primum minimis arcuatis, tum magnitudine sensim sensimque aucta, angulatis, postremum simpliciter obliquis; margine ventrali interne non crenato; impressionibus muscularibus obliteratis.

Das ovale (minder geſtreckte als von A. Lapugyensis), ziemlich gewölbte, nicht dickſchalige (daher ein wenig durchſcheinende), ungleichſeitige, etwas ſchiefe Gehäuſe iſt vorne abgerundet, hinten ein Wenig erweitert, ſchief abgeſtutzt dann unten gerundet, am Bauchrande geradlinig.

Digitized by Google

Die Oberfläche ist mit engstehenden, abgerundeten Radialrippchen versehen, von denen die über der Mitte schmäler, die vorne und hinten breiter und die vorn und hinten am Schloßrande wieder schmäler sind. Hiezu kommt eine feine concentrische Streifung eigenthümlicher Art; sie ist über der Mitte der Schale vertieft, geht vorne und hinten in zierliche dichte Schuppung über. Die Wirbel sind stark nach vorne geschoben, nicht hoch, eingerollt, in der Mitte mit einer schwachen aber doch gut wahrnehmbaren Impression, die schief über den Rücken der Schale nach dem Bauchrande verlaufen würde, aber bald verschwindet. Das Bandfeld ist lang und sehr schmal, vom Wirbel nach vorne mit einer dem Schloßrand parallelen Furche versehen; der Schloßrand ist geradlinig, die Zahnreihe an den Enden etwas bogig geformt und unter den Wirbeln durch eine glatte Stelle unterbrochen; die Zähne der vordern kleinen Hälfte sind schief und gebogen und nehmen rasch an Größe und Stärke zu, die der hintern längern Hälfte sind knieförmig gebrochen, Anfangs klein und vertikal, nehmen dann eine schiefe Lage an und verlieren die gekniete Form nach und nach, so wie sie dann auch an Stärke und Größe zunehmen. Der Schalenrand ist inwendig nicht gekerbt; die Muskeleindrücke sind fast unkenntlich. — Länge der mir vorliegenden Klappe $^{11}/_{12}$ W. Zoll; Breite $^{6}/_{12}$ W. Zoll. — Höchst selten. — Eine einzige Klappe in meinem Besitze.

ARCA PAPILLIFERA *Hörnes.*

Hörnes l. c. Taf. XLIV, Fig. 7 a—c.

Das quer-ovale, gewölbte, dünnschalige Gehäuse ist deutlich schief, ungleichseitig, vorne abgerundet, hinten erweitert und schief abgestutzt. Die Oberfläche erscheint fein gegittert: auf den Durchkreuzungspunkten befinden sich rhombische Knötchen, welche häufig abfallen, wo dann die Schalen dem freien Auge stellenweise wie abgerieben erscheinen. Die Wirbel sind schief und wenig hervorstehend; das Bandfeld ist lang, schmal und glatt; der Schloßrand ist bei allen mir vorliegenden Schalen ganz gerade, unter der Wirbelspitze jedoch mit einer Einkerfung versehen Die Zahnreihe ist an der Einkerfung unterbrochen und in zwei ungleiche Hälften getheilt; die zahlreichen Zähne sind blattartig und mit den obern Enden nach außen schief gestellt. Der Rand der Schalen ist inwendig glatt. Das rhombische Feldchen unter der Wirbelspitze, dessen Dr. Hörnes erwähnt, habe ich nicht vorgefunden. Von einer Einschnürung des Pallealrandes habe ich an unsern Stücken Nichts wahrgenommen; derselbe ist geradlinig. Unsre Exemplare scheinen im Verhältniß zur Breite etwas länger als die von Dr. Hörnes gegebene Abbildung. — Länge meiner

Digitized by Google

größten Klappe 3 W. Linien; — Breite 2 W. Linien; bei manchen ist das Verhältniß wie 5 : 3. — Diese Art scheint bei Lapugy nicht eben selten zu sein, da mir 8 Schalen vorliegen.

Diese Art ist bis jetzt weiter nur von Steinabrunn, Pötzleinsdorf und Forstenau im W. Becken bekannt.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

ARCA CLATHRATA *Defr.*

Hörnes l. c. Taf. XLIV, Fig. 10 a—e.

Diese Art weicht bei Lapugy in einigen Beziehungen von der Wiener Form nach der angeführten Abbildung ab. Ich will sie zuerst genau beschreiben und sodann auf die Differenzen eingehen.

Das verlängert-quer-ovale, stark gewölbte Gehäuse ist ungleichseitig, vorne abgerundet, hinten etwas erweitert, schief abgeschnitten und unten zugespitzt, der Bauchrand ist so ziemlich geradlinig und hat in Folge der Erweiterung der Schale am hintern Ende gegen den Schloßrand eine schiefe Lage; vom Wirbel läuft ein stark hervortretender Kiel gegen die rückwärtige untere Spitze. Die Oberfläche hat grobe, dachziegelartig geformte Radialschuppen, die einerseits durch feine concentrische Streifen miteinander in Verbindung stehen, andrerseits wieder durch zahreiche Anwachsstreifen unterbrochen sind; die Rippen sind am rückwärtigen Theil jenseits des Kieles stärker aber auch an dem vordern Theile treten sie bei den meisten Schalen etwas verstärkt auf; am rückwärtigen Theile vom Kiele bis zum Schloßrand erscheint die Oberfläche in Folge der hinausgetretenen Anwachsstreifen bisweilen gekraust-blätterig. Die Wirbel sind wenig hervortretend, schief und zwar so, daß ihre Spitze über die Stelle des Schloßrandes nach vorne hinausreicht, welche nach der Stellung und Größe der Schloßzähne als der Theilungspunkt zu betrachten ist. Das Bandfeld ist schmal und hinten gestreift. Der Schloßrand ist gerade oder kaum merklich gebogen; die Zähne stehen etwas hinter dem Wirbel ganz vertikal und neigen sich dann mit dem obern Theil immer mehr nach außen, bis sie zuletzt eine sehr schiefe Lage erhalten, sie sind blattartig und nehmen von der Mitte nach beiden Enden an Größe und Stärke zu. Vorder-, Bauch- und Hinterrand ist mit breiten Kerfen versehen, welche mit den Rippen zusammenfallen. Die Muskeleindrücke sind sehr deutlich, oft mit einer Kalklamelle belegt. — Länge meiner größten Schale 7 W. L.; Breite 4 W. Linien. Nicht selten bei Lapugy.

Digitized by Google

Die mir vorliegenden Stücke verglichen mit der von Dr. Hörnes gegebenen, oben citirten Abbildung nach Stücken aus dem Wiener Becken ergeben sich folgende Differenzen: die Lapugyer Schalen sind verhältnißmäßig länger, hinten deutlich erweitert und geradlinig schief abgeschnitten; der Kiel tritt mehr hervor und bildet fast eine Kante; die Radialrippen sind stärker; die Anwachsstreifen bilden förmliche Absätze; die Sculptur der Oberfläche tritt überhaupt mehr hervor.

Diese Art kommt im Vaterlande noch vor bei Pank (?) und Bujtur; anderweitige Fundstätten derselben sind: Steinabrunn, Pötzleinsdorf, Porstendorf und Jaromeric im W. Becken; die Inseln Rhodus und Cypern; Rio della Batteria und Monte Gibio in Italien; St. Avit, Mandillot, Larriège, Merignac, Paulmy, Ferrière l'Arcon, Manthelan, Pont-le-Voy, St. Maure, St. Clement, Reneauleau, Sceaux, Thorignè und St. Michel in Frankreich; Rudelsdorf in Böhmen.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets zu Wien und in meiner Sammlung.

ARCA PISUM *Partsch.*

Hörnes l. c. Taf. XLIV, Fig. 11 a—d.

Das kleine, fast kugelrunde Gehäuse ist ungleichseitig, schief, vorne und hinten abgerundet. Die Oberfläche desselben hat feine, sehr genäherte, glänzende concentrische Streifen, welche von viel feineren Radiallinien durchkreuzt werden. Die sehr großen Wirbel sind stark eingerollt; das Bandfeld erscheint schmal, vorne glatt, hinten mit schiefen Furchen versehen; der Schloßrand ist ein wenig gebogen und mit zahlreichen Zähnen versehen, welche von der Mitte des Schloßrandes aus nach vorne und nach hinten oben auswärts geneigt schiefe Stellungen haben. Der Rand der Schalen ist inwendig fein gekerbt. Länge meiner größten Schale $5^1/_2$ W. L.; Breite 5 W. Linien. — Selten bei Lapugy.

Man kennt diese Art nur noch von Baden, Vöslau, Möllersdorf, Rudits, Jaromeric, Forstenau und Ritzing im Wiener Becken.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets zu Wien und in meiner Sammlung.

ARCA PSEUDOLIMA *Reuss.*

Reuss: Die marinen Tertiärschichten Böhmens und ihre Versteinerungen (39. B. der Sitzungsberichte der k. Akademie der Wissenschaften mathem. naturwissensch. Klasse v. S. 207 bis S. 285) Taf. IV, Fig. 2 a. b. und c.

Das sehr kleine, etwas quer-verlängerte, gewölbte, rundliche, vierseitige Gehäuse ist vorne schwach gerundet, hinten beinahe abgestutzt, an

Digitized by Google

beiden Enden faſt gleich hoch. Die Oberfläche erſcheint mit concentriſchen Streifen bedeckt, deren einzelne ſtaffelartig hervorragen; dieſe Streifen werden von ſchmalen Radialfurchen durchſchnitten, wodurch die Schale wie mit ſpitzen Körnern beſetzt erſcheint und ein feilenartiges Anſehn erhält. An den beiden mir vorliegenden Schalen ſind die meiſten dieſer, Körner nicht mehr vorhanden und man ſieht die concentriſchen Streifen, freilich erſt bei ſtarker Vergrößerung, von äußerſt feinen Radiallinien durchkreuzt. Es beſtättigt ſich alſo die Anſicht des Hrn. Dr. Reuss, daß die oberflächliche Schalenſchicht leicht verloren zu gehen ſcheine. Die gewölbten Wirbel ſind ſtark übergebogen; das Bandfeld iſt breit, niedrig-dreiſeitig, der Länge nach linirt; der Schloßrand iſt gerade; die Zähne ſind zahlreich, die innern klein, nach außen allmählig länger werdend, die äußerſten wieder etwas kürzer, aber ſchräge auswärts gerichtet; der Schalenrand iſt inwendig nicht gekerbt, die Muskeleindrücke ſind deutlich mit rauhen Kalklamellen belegt; im Innern der Schale laufen ſehr feine Radiallinien vom Wirbel ausgehend bis an den Mantelrand. Länge 5 W. L., Breite 4 W. Linien. — Sehr ſelten bei Lapugy.

Dieſe Art kommt anderweitig nur bei Rudelsdorf in Böhmen vor.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und meiner Sammlung.

ARCA DYDIMA *Brocchi.*

Brocchi: Conchiologia fossile subappenina Taf. XI, Fig. 2.

Das kleine, quer-ovale, ziemlich gewölbte, etwas ſchiefe Gehäuſe iſt ungleichſeitig, vorne gerundet, hinten erweitert, am Schloßrande wie geflügelt, dann ein wenig ſchief abgeſchnitten und nach dem Bauchrande hin gerundet, am Bauchrande bogig. Die Oberfläche iſt mit ſehr regelmäßigen, glatten oder doch nur äußerſt ſchwach crenulirten Radialrippen verſehen, welche in Zwiſchenräumen von derſelben Breite von einander abſtehen. Von den Wirbeln läuft bis zur halben Breite der Schalen eine Vertiefung (Einſchnitt, Furche) gegen den Bauchrand hin, welche die Schale in zwei etwas ungleiche Hälften, eine kleinere vordere und eine größere hintere theilt. Die Wirbel ſind ſchief, wenig eingerollt doch mit den Spitzen ſtark gegen einander geneigt. Das Bandfeld iſt mittelmäßig breit; der vordere Theil desſelben ſcheint mir mit Furchen verſehen zu ſein. Der Schloßrand iſt ganz gerade, die Blattzähne ſind unter den Wirbeln ſehr klein und vertikal geſtellt, die übrigen etwas größer und nach beiden Seiten etwas ſchräge auswärts geneigt. Der ganze übrige Rand iſt inwendig tief crenulirt, wobei die Kerben zum Theil ziemlich weit in die Schale hineinreichen. Die Muskeleindrücke gegen die Wirbel in einen ſpitzen Winkel

Digitized by Google

ausgehend sind undeutlich. Als charakteristisch für diese Art bemerkt schon Brocchi die erwähnte von dem Wirbel ausgehende deutliche Vertiefung oder Furche. — Selten bei Lapugy. Länge meiner größten Schale $2^1/_2$ W. Linien, Breite $1^1/_2$ W. Linien.

Brocchi hatte diese Conchilie am Monte Biancano bei Bologna und bei Rocchetta bei Asti gesammelt.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinet zu Wien und in meiner Sammlung.

ARCA BOHEMICA *Reuss.*

Reuss: Die marinen Tertiärschichten Böhmens und ihre Versteinerungen (39. B. der Sitzungsberichte der k. Akad. d. Wissensch. mathem.-naturw. Klasse, v. S. 207 bis S. 285) Taf. III. Fig. 18.

Herr Dr. Reuss gibt nachstehende Beschreibung dieser Art.

Die Schale ist im Umrisse schief-oval, vorne viel niedriger, nach hinten und unten sich bedeutend ausbreitend und mit schräg abgeschnittenen Hinterrande endigend. Der hakenförmig übergebogene niedergedrückte Wirbel liegt am Ende des ersten Drittheils der Schalenlänge. Das Bandfeld sehr niedrig fast linear, quergestreift, daher die Wirbelspitzen beider vereinigten Klappen nur wenig von einander abstehen. Der Schloßrand gerade. Die Schloßzähne wenig zahlreich, sehr ungleich. Die innersten sehr klein, nur Höckerchen darstellend; nach außen nehmen sie besonders auf der Hinterseite der Schale, rasch an Größe zu und neigen sich schräg auswärts, die hintern viel stärker als jene der Vorderseite. Der Palleal-rand stark gebogen und schief, beiläufig in der Mitte eine Einbiegung darbietend. Demselben entspricht eine schwache Depression des mäßig gewölbten Schalenrückens, welche, aber bald unmerklich werdend, bis gegen den Wirbel hinansteigt. Die kurze Hinterseite der Schale ist vom Rücken durch eine kielartige Falte gesondert, die in der Nähe des Wirbels schärfer hervortritt, nach unten aber bald undeutlich wird. Die Schalen-oberfläche ist mit zahlreichen feinen ungleichen Radialrippen bedeckt, die sich durch Einsetzung neuer vermehren. Am Rücken sind sie am gedräng-testen und dünnsten und werden durch viel schmälere Furchen gesondert. An der Vorderseite werden sie etwas dicker und treten weiter auseinander. In noch höherm Grade findet dies an der Hinterseite der Schale statt. Besonders stark sind zwei Rippen, die gerade auf dem vorhin bezeichneten Rückenkiele liegen. Alle werden von gedrängten sehr ungleichen concentri-schen Anwachsringen durchkreuzt Einige derselben stehen weit stärker leisten-artig hervor. An ältern Schalen werden sie alle etwas blättrig. Durch diese Anwachsstreifen werden die Rippen in ihrem oberen Theile in

Digitized by

ungleiche Knötchen, im untern dagegen in schuppenartige blättrige Hervorragungen zerschnitten.

Mit dieser Beschreibung von Arca Bohemica fallen etliche meiner Schalen von Lapugy derartig zusammen, daß ich sie ohne Anstand mit der genannten Art vereinigen kann; sie wird auch außerdem in dem öfter erwähnten beiden Verzeichnissen der Petrefacten von Bajtur, Lapugy und Pank unter den Lapugyer Vorkommnissen aufgezählt. Abweichungen bestehen nur darin, daß die Rippen auf dem Kiele nicht gerade so stark auftreten, als nach der Beschreibung anzunehmen ist, daß die Depression über den Rücken nicht so auffällig ist, als man nach der angezogenen Abbildung zu schließen berechtigt ist, und daß die Spitzen der Wirbel einander nicht in dem Grade sich nähern, als es Herr Dr. Reuss bei den ihm vorgelegenen böhmischen Stücken fand. — Länge meiner größten Schale $3^3/_4$ W. Linien; Breite $2^2/_4$ W. Linien. — Sehr selten bei Lapugy.

Diese Art entdeckte Herr Dr. Reuss zuerst unter den von Rudelsdorf in Böhmen erhaltenen Petrefacten; bald darauf wurde sie auch von Herrn Direktor Dr. Hörnes unter den Lapugyer Petrefacten im k. k. Hof-Mineralienkabinet aufgefunden. Sonstige Fundorte sind bis jetzt noch nicht constatirt.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

b) Unregelmäßige und stets ungleich lappige Muscheln.

Familie der Chamaceen.

(Chamacea Lamarck.

Das Gehäuse ist unregelmäßig, ungleichseitig und mit der einen Klappe angewachsen; das Schloß hat Einen dicken schiefen Zahn, der in eine Grube der andern Schale paßt. Das Ligament ist äußerlich, aber vertieft; zwei Muskeleindrücke, der vordere verlängert, ein einfacher Manteleindruck. Das Thier hat den Mantel größtentheils getrennt, hinten zwei kurze, am Rande mit Cirrhen besetzte Siphonen, einen kleinen Fuß.

Geschlecht CHAMA Lamarck.

Das Gehäuse ist rund oder verlängert-eiförmig, unregelmäßig, ungleichseitig, festgewachsen. Die Oberfläche ist mit Lamellen, Schuppen und Stacheln bedeckt, dabei herrscht bald mehr die concentrische, bald mehr die radiale Ornamentirung vor. Die untere Schale ist immer mehr oder

Digitized by Google

weniger gewölbt, die obere nahezu eben. Die Wirbel sind spiralförmig gekrümmt, ungleich, bald rechts, bald links gewunden, je nach den Arten. Das Schloß hat in der einen Schale Einen dicken, schiefen, gekerbten Zahn, welcher in eine Grube der andern Schale paßt; das Ligament ist äußerlich aber vertieft. Zwei Muskeleindrücke, der vordere verlängert; ein einfacher Manteleindruck. Die sogenannten rechts gewundenen Arten sind mit der linken Schale, die links gewundenen mit der rechten Schale angewachsen.

Ueber das Auftreten der Chamen in den Schichten der Vorwelt finde ich bei Dr. Hörnes (II. S. 209) nachstehende Notiz: Die Chamen treten zuerst in geringer Anzahl in der mergeligen Kreide von Corbières auf und setzen in gleicher Weise (nur drei Arten) in der weißen Kreide fort, auch in der Gosau kommen zwei Arten vor. Im tiefsten Tertiären unter den Ligniten Frankreichs fehlen sie, kommen dann im Pariser Grobkalk und den mittlern Sanden zum Vorschein und verschwinden wieder, wenigstens im Pariser Becken in dem Sand von Fontainebleau, während sie in den diesem Sande äquivalenten Schichten andrer Gegenden vorkommen. In großer Häufigkeit, wenn auch in geringer Artenzahl treten sie dann in den untern Miocänbildungen auf und setzen in gleicher Weise in den subapenninen Bildungen fort. Die gegenwärtig im adriatischen und mittelländischen Meere lebenden wenigen verkümmerten Arten sind die letzten europäischen Ueberbleibsel einer Gattung, die ehedem so artenreich unsere Gegenden bewohnte, jetzt aber sich fast ganz in die wärmeren Meere zurückgezogen hat.

Die drei Arten des Wiener Tertiärbeckens, von welchen Eine von Herrn Dr. Hörnes als neue Art erkannt, benannt, beschrieben und abgebildet wurde, sind sämmtlich bei Ober-Lapugy aufgefunden worden.

CHAMA GRYPHOIDES *Linné.*

Hörnes l. c. Taf. XXXI, Fig. 1 a—f.

Das unregelmäßig kugelförmige, zum Herzförmigen sich hinneigende, ungleichklappige und ungleichseitige Gehäuse mit stark nach rechts eingerollten Wirbeln besitzt sehr massive Schalen, was besonders von der untern, stark gewölbten gilt, welche nach den an dieser Art auch sonst gemachten Erfahrungen gewöhnlich in der Nähe des Wirbels angewachsen war. Die obere schwach gewölbte Klappe ist auffällig kleiner und bedeckt wie ein Deckel die untere. Die Oberfläche der Schalen ist bei gut erhaltenen Exemplaren mit sehr unregelmäßigen blattartigen, concentrischen, häufig gefalteten und dann hohlziegelartig sich aufbiegenden Streifen ver-

Digitized by Google

ſehen. Bei Jugendexemplaren ſind die Lamellen beſonders auffallend gefaltet, ja es bilden ſich gegen den Rand hin förmliche Röhren*). Das Schloß iſt ſehr einfach und beſteht in der rechten oder Deckelſchale in Einem ſchiefen, breiten, mäßig dicken, unten gekerbten Zahne, der in eine ebenfalls gekerbte Grube der linken Schale ſich einſenkt, die von der Bandwulſt und einem ſtark hervorragenden, länglichen, ſchief geſtellten zahnartigen Theile der Schale gebildet wird. Die ſtark markirten Muskeleindrücke, welche an dem nach innen gerichteten Theile vielfach zeriſſen erſcheinen, ſind durch einen deutlichen Mantelrand halbkreisförmig verbunden. Eine lange Bandgrube. Kerfungen am Rande nur bei jungen Exemplaren Die Lapugyer Stücke ſind etwas kleiner, als die des Wienerbeckens; mein größtes iſt nur $2^9/_{12}$ W. Z. lang und 3 W. Z. breit. Die Deckelſchalen ſind häufiger.

Dieſe Art hat eine ſehr große Verbreitung, man kennt ſie aus dem Wienerbecken von 11 Punkten aus den thonigen Zwiſchenlagen des Leithakalkes; von Cypern, von Rhodus, vom Korinthiſchen Iſthmus, von Cephalonia von Morea und von Sicilien; ferner von Pozzuoli, Ischia, Monte Mario, Martignone, Siena, Modena, Castell'arquato, Asti und Tortona in Italien; von St. Avit, Saubrigues, Dax, Saucats, Merignac. St. Clement (Maine et Loire), Pont-le-Voy, Manthelan und Perpignan in Frankreich; aus Algerien; von Rudelsdorf in Böhmen; von Poëls bei Wildon in Steiermark; Nemesest im Banat und aus dem Polniſchen Becken.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien; in der des naturwiſſenſchaftlichen Vereins in Hermannſtadt und in meiner Sammlung. Auch in der Sammlung des Herrn Bielz.

CHAMA GRYPHINA *Lamarck.*

Hörnes l. c. Taf. XXXI, Fig. 2 a—d.

Ich beſitze von dieſer Art aus den Straten von Lapugy nur eine Unterklappe von kaum 3 Linien Durchmeſſer und zwei Deckelklappen ebenfalls von nur geringen Dimenſionen, nach welchen ſich offenbar keine genügende Beſchreibung dieſer Art geben ließe. Daher bediene ich mich zur Ergänzung eines Exemplares meiner Sammlung aus dem Wienerbecken, das mir durch die Gefälligkeit der k. k. geolog. Reichsanſtalt zu Gebote ſteht.

---

*) Solche am Rande röhrige Jugendformen nannte Lamarck Ch. echinulata.

Digitized by Google

Das fast kugelrunde, herzförmige, ungleichseitige und ungleichklappige Gehäuse hat nach links und stark eingerollte Wirbel; die untere (rechte) in der Nähe des Wirbels angewachsene Klappe ist in geringerm Maaße größer, als wie bei C. gryphoides, die obere (linke) ist stärker gewölbt, als wie bei jener Art. Die Oberfläche bedecken unregelmäßig gestellte, wulstförmige Erhöhungen, welche manchmal in breiten Blättern abstehen, so bei einer meiner Oberklappen von Lapugy. Ueber den Rücken der Oberklappe läuft eine breite Furche vom Wirbel bis an den Rand hinab. Das Schloß wird gebildet in der rechten (obern) Klappe aus einer wulstförmigen, oben gekerbten Erhabenheit und in der linken (untern) aus einem blattförmigen ebenfalls gekerbten Zahn, welcher sich beim Zusammenlegen der Schalen auf jene gekerbte Erhabenheit legt. Eine tiefe Bandgrube. Die Muskeleindrücke entsprechen denen von Ch. gryphoides. Der ganze Rand beider Schalen ist bei dieser Art stets und zwar bei ausgewachsenen wie bei Jugendexemplaren gekerbt.

Chama gryphoides und Ch. gryphina unterscheiden sich von einander wesentlich darin, daß ihre Wirbel nach entgegengesetzten Richtungen gewunden sind, daß ihre Oberflächen eine verschiedene Beschaffenheit haben, daß der Zahnbau ein abweichender ist, und endlich daß gryphina stets am Rande gekerbte Schalen hat. Selten bei Lapugy. Ueber das Maaß der Länge und Breite dieser Art bei Lapugy getraue ich mir keine Angaben; nach Analogien zu schließen, dürfte auch diese Art bei Lapugy die Dimensionen nicht erreicht haben, welche an Wiener Exemplaren beobachtet worden sind.

Auswärtige Fundorte dieser Art sind: das Wiener Becken mit 15 Punkten in den thonigen Zwischenlagen des Leithakalkes; die Inseln Rhodus, Cypern, Sicilien und Sardinien; Toscana, Siena, Asti und Turin; Saucats, Merignac und die Touraine; Krätzernbrücke und Sitten in der Schweiz; Rudelsdorf in Böhmen; Fünfkirchen in Ungarn und Sutton in England.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

CHAMA AUSTRIACA *Hörnes.*

Hörnes l. c. Taf. XXX, Fig. 3 a—c.

Das kleine, fast kugel- oder herzförmige, oben etwas abgeplattete Gehäuse ist ungleich-klappig, mit nach rechts gekehrten und stark eingerollten Wirbeln; die untere gewölbtere Schale erscheint am Wirbel angewachsen, die obere ist kleiner und mäßig gewölbt. Die Oberfläche

Digitized by

bedecken feine, hohlziegelförmige Schuppen, die als solche nur mit Hilfe der Loupe erkannt werden. Das Schloß bildet in der größern vertieftern Klappe Ein langgestreckter, gekerbter Zahn, in der Deckelklappe eine gekerbte Lamelle, welche auf jenen Zahn zu liegen kommt. Schwache Muskeleindrücke. Die Ränder beider Klappen sind fein gekerbt. Nicht selten bei Lapugy, doch werden fast stets nur Deckelklappen aufgefunden. Länge meiner größten Deckelklappe 7 W. L. bei gleicher Breite.

In Siebenbürgen kommt Ch. Austriaca nach einer in meinem Besitz befindlichen Klappe noch vor bei Bujtur, ferner bei Pank. Auswärtige Fundorte dieser Art sind nur Steinabrunn, Porzteich, Nußdorf und Forstenau im Wiener Becken.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Digitized by Google

Zur Berichtigung

einiger alturkundlichen

Oertlichkeitsbenennungen in Siebenbürgen.

Von

G. Friedr. Marienburg.

II.

„Aqua nigra" im Decanatus de Sebus. — Der sächsische „Unterwald" und die „Silva Blacorum et Bissenorum". — Die „Blachi et Sclavi" im Anonymus Belae R. Notarius.

Hat der Reisende auf der Wiener Reichsstraße von Hermannstadt aus oberhalb Szecsel die Wasserscheide zwischen dem Cibin und Mühlbach erstiegen, von denen der erstere bekanntlich dem Altflusse, der letztere aber noch schnelleren Laufes dem Marosch zueilt: so breitet tief unten vor seinem Blicke, links von den Ausläufern der Südgränzgebirge theilweise verdeckt, gegen Abend von den bläulichen Maroschgebirgen umsäumt und rechts, nach Westen, in endloses Hügelland verschwimmend, jene Landschaft sich aus, welche der sächsische Volksmund seit undenklichen Zeiten her mit dem Namen „Unterwald" oder auch „Land unter dem Walde" und „vor dem Walde" bezeichnet. Diese Landschaft, welche bezüglich der bürgerlichen Gerichtsbarkeit schon sehr frühe in die drei Stühle

Reußmarkt, Mühlbach und Broos getheilt erscheint, [1]) während sie in kirchlicher Beziehung von jeher ein Ganzes unter dem Namen „Decanatus de Sebus“ [2]) bildete, welches letztere auch heutigen Tages unter dem Namen des „Unterwälder-Kapitels“ fortbesteht und nunmehr, mit Einziehung der Zeckeſcher Surrogatie d. i. der Ueberreſte des ehemaligen Decanatus de Spring, [3]) den Mühlbächer Kirchenbezirk ausmacht: dieſe Landſchaft mag an Schönheit ungeſcheut den ſchönern Gegenden unſeres ſchönen Vaterlandes ſich an die Seite ſtellen: was aber die Milde der Witterung und die Ergiebigkeit des Bodens anbelangt, gebührt ohne Widerrede dem Unterwalde der Preis vor allen übrigen Gauen des Sachſenlandes. Denn während im „alten Lande“ und weiter hinauf bis an die Gränzen des Szeklerlandes nur der eigentliche Ackerbau, mit Ausſchluß des Weinbaues, lohnenden Ertrag gewährt, und während im eigentlichen „Weinlande“ d. i. an und zwiſchen den Kockeln der Ackerbau gegen den Weinbau mehr oder weniger zurücktritt: wetteifert im geſegneten Unterwalde an Fülle und Güte das Gewächs des Halmes mit dem Gewächſe der Rebe. Kein Wunder, daß dieſer Landſtrich die deutſchen Anſiedler lockte und daß nach Beſetzung des zur Sicherung der Altlinie unzweifelhaft zuerſt in Angriff genommenen Desertum de Cibinio der nächſtfolgende größere Koloniſtenzug wahrſcheinlich zuerſt die Gegend von Mühlbach beſetzte und von da aus nach Südweſt und Südoſt vorrückend zu einer großen Gaugenoſſenſchaft ſich erweiterte, die räumlich, wie wir geſehen haben,

---

[1]) 1349 am 15 Juli werden auf der Tagfahrt der Gaugenoſſen in Hermannſtadt erwähnt: Comes yWanus de superiori Apoldia de sede Ruzmargt ceterique Provinciales de eadem sede; Comes Petrus Iudex et Nycolaus villicus de Mulbach ac alii socii eorundem de eadem sede; nec non Comes Syboldus de Koyngir de sede Waras etc. (Urkunde in der Sammlung des Vereins für ſiebenbürgiſche Landeskunde.)

[2]) Zuerſt geſchieht desſelben Erwähnung im bekannten, bereits von Szeredai (mit der unrichtigen Jahrzahl 1203) veröffentlichten „Instrumentum Concordiae inter Plebanos Decanatus de Sebus et Capitulum Albense ratione dicationis initae“ vom Jahre 1303. Als Mitglieder desſelben erſcheinen nicht nur die Plebane aus dem Umfange des Mühlbacher Stuhls, ſondern 1309 auch Rembertus Plebanus de superiori Apoldia. Bencius pleb. de (inferiori) Apoldia u. A. m. im Umfange des Reußmärkter Stuhles, wie auch Athelinus de Omlas (Hamleſch, jetzt im Hermannſtädter Stuhle) und im Jahre 1330 Joannes pleb. de Kunyirthu (Kenyér, Brodtdorf im Brooſer Stuhle) u. ſ. w.

[3]) Ueber den ehemaligen Umfang des letztern vgl. des Verf. Abhandlung: „Verzeichniß der älteſten nachweisbaren Pfarrer des ehemaligen Decanatus de Spring“ im Ver.-Archiv N. F. Bd. VIII, H. 2, S. 324.

Digitized by Google

mit dem kirchlichen Sprengel des Decanatus de Sebus zusammenfiel. Sicher und kein Wunder ist es, daß diese Ansiedlungen „unter dem Walde" gar bald zu bedeutender Blüthe und Kraftentwicklung gediehen Dafür zeugt die unzweifelhaft von hieraus bewerkstelligte Kolonisirung des jenseitigen Zeckeschgebietes durch eingeborne deutsche Ansiedler, die Entstehung des Decanatus de Spring, als eines vermittelnden Gliedes zwischen dem Unterwalde und den „zwei Stühlen" (Schelk und Mediasch) [4]); dafür

---

[4]) Wahrscheinlich auf diesem Wege und nicht über Hermannstadt und überhaupt nicht vom „alten Lande" aus wurde die Kolonisirung der „zwei Stühle" bewerkstelligt. Denn sonst würde schwerlich zwischen den Kolonisten im ehemaligen desertum de Cibinio und denen im Gebiete von Mediasch und Schelk jener bedeutende Kompler unbesetzt geblieben sein, aus welchem in der Folge die Hauptparcelle des heutigen Ober-Albenser Komitates erwuchs. Der äußerste in die damals noch nicht erschlossene Wildniß des Kockellandes, gewiß vornämlich aus strategischen Rücksichten, hinausgeschobene Vorposten des „alten Landes" war Stolzenburg. Dadurch erst, daß von entgegengesetzter Seite her die Schelker Kolonie sich bis zum benachbarten Reußen ausbreitete, welches durch seine Zugehörigkeit zu der Kaltwasser Surrogatie, wie auch zu den VII. Richter-Gütern sich unzweideutig als eine spätere Ansiedlung kennzeichnet, wurde hier im Westen eine zusammenhängende, wenn auch schmale Verbindungslinie zwischen den Kolonistengruppen des „alten" oder auch „Alt-landes" und des Kockellandes geschaffen, während weiter nach Osten hin die Contiguität dieser beiden Gruppen auch heutigen Tages auf der Landkarte durch die bereits erwähnte Ober-Albenser Komitats-Parcelle unterbrochen erscheint.

Umsomehr ist die Annahme gestattet, daß die zur Besetzung des heutigen Mediascher Stuhlsgebietes nachrückenden deutschen Ansiedler, nachdem sie in dem bereits colonisirten Unterwalde angelangt waren (denn die Fabel, die Mediasch als die Erstgeborne unter den sächsischen Städten schon im Jahre 1141 erbaut werden läßt, bedarf heutzutage keiner Widerlegung mehr), mit Vermeidung der heutigen bis Hermannstadt in östlicher Richtung sich hinziehenden und von da aus rechtwinklig nach Norden umbiegenden Landstraße, viel lieber die dazumal, wo es hier zu Lande überhaupt noch keine eigentlichen Straßen gab, gewiß auch viel gangbarere Diagonale über die „Reger" (Zecke'scher Hügellandschaft) erwählen mochten. Benützen doch auch heutzutage noch einheimische Fuhrleute von altem Schlage, die auch ohne Chausseegraben und Meilenzeiger sich zurechtfinden und mit ihren unbeschlagenen Pferden weniger den Koth als den Schotter scheuen, jenen freilich auf keiner Postkarte verzeichneten Weg, der an Einem Tag von Mühlbach über Dálya und Abtsdorf und dann neben der Klein-Schelker Mühle vorbei und letztlich bei Klein-Kopisch in die Landstraße einmündend nach Mediasch führt. Auf diesem Wege betraten die Kockler Ansiedler das ihnen zugewiesene Gebiet zuerst bei Klein- und Marktschelken, daher von diesem Ausgangspunkte der Name „Schelker Kapitel". — Ebenso mußten nun, nachdem diese Ansiedlungen ihren Abschluß gefunden, die ihnen auf demselben Wege nachfolgenden Ansiedlerzüge bei ihrem Vorrücken in das eigentliche Kockelthal selbst zuerst bei Mediasch festen Fuß fassen: daher von diesem Ausgangs-

Digitized by Google

zeugt der kräftige Widerstand den die, zum großen Theile eines ganz respektabeln Zehenteinkommens sich erfreuenden, Plebane des Unterwaldes den oft übermäßigen Schätzungsgelüsten des sie aus unmittelbarer Nähe bedrohenden Weißenburger Bischofs entgegensetzten, während entlegenere Dekanate der Willkühr sich beugten [5]) oder nach vergeblichem Kampfe unterlagen; dafür zeugen die gewaltigen Gräfengeschlechter im Unterwalde: die Nachkommen Erwin's von Kelling, diese unternehmenden Kolonistenführer und „alle Zeit Mehrer" ihres Besitzthums, und der auch vor ungleichem Kampfe nicht zurückschreckende Henning von Petersdorf; dafür zeugt das urkundlich verbürgte frühzeitige Emporblühen der Gewerbe [6]) und des Handels [7]) in mehreren Orten des Unterwaldes; dafür zeugen endlich die noch vorhandenen Denkmale aus Stein: in keinem andern Theile des Sachsenlandes finden wir verhältnißmäßig so viele im ältesten, d. i. romanischen [8]) Baustyle ausgeführte Thürme und Kirchen. Neben den bereits von Friedrich Müller [9]) namhaft gemachten Bauten

---

punkte das „Mediascher Kapitel". — Wie ganz aus entgegengesetzter Richtung von Keißd her (darum „Keißder Kapitel!") die Einwanderung in den Schäßburger Stuhl erfolgte, hat der Verfasser nachzuweisen versucht in seiner Abhandlung „Ausflüge vom Nadescher Burgweg" in Trauschenfels' Magazin.

5) Schon im Jahre 1283 complaniren die Pfarrer des Mediascher Dekanates (omnes sacerdotes de Medies) mit dem Weißenburger Domkapitel, welches drei, angeblich ihm gehörige Zehntquarten jenen gegen eine jährliche Zahlung von 40 Mark Silber überläßt. Bezeichnend ist, daß hier die gefügigen Mediascher Geistlichen blos „sacerdotes" genannt werden, während später den renitenten Pfarrern im Decanatu de Sebus der höhere Titel „plebani" nicht versagt wird. Die 40 Mark sollten die sacerdotes de Medies in gutem Silber, wie es in Weißenburg, Winz und Broos im Umlaufe war, zahlen, was auf einen lebhaften Handelsverkehr in diesen Städten schließen läßt. S. Urkdb z. Gesch. Siebenbürgens von Teutsch und Firnhaber CXXXV.

6) Zimmerleute von Kelling und Urwegen und aus dem damals deutschen Krakkó und Weißenburg übernehmen im Jahre 1291 die Wiederherstellung der Bedachung für den Weißenburger Dom. (Urkdb. CLXXVIII.). — Die älteste Zunftordnung vom Jahre 1376 umfaßt nebst Hermannstadt und Schäßburg auch die Unterwälder Städte Mühlbach und Broos.

7) Siehe Note 5.

8) Es versteht sich wohl von selbst, daß das Wort „romanisch" nicht im oktroirten neueren Sinne, als gleichbedeutend mit „walachisch", sondern im kunstgeschichtlichen Sinne zu nehmen ist.

9) Die kirchliche Baukunst des romanischen Styles in Siebenbürgen 1859. (Im dritten Bande der Jahrbücher der k. k. Central-Kommission für Erhaltung der Baudenkmale.)

Digitized by Google

dieſer Art in Mühlbach, Deutſch-Pian, Kelling, Rätſch, Urwegen, Groß-Ludoſch und Groß-Pold verdient noch ganz vorzügliche Erwähnung der ſchöne, wohl noch aus dem 13. Jahrhundert herrührende Thurm bei Berény (Bärendorf?) im Brooſer Stuhle. Abſeits vom jetzigen Dorfe, am drübigen Ufer des an demſelben vorbeifließenden Baches erhebt ſich dieſer Thurm ganz frei auf 4 Pfeilern und über eben ſo vielen Rundbogen mehrere Stockwerke hoch, natürlich ſchon längſt der Bedachung entbehrend. Die vier Rundbogen und namentlich das durch kunſtvollere Arbeit ausgezeichnete Portal gegen Weſten, wie auch die ebenfalls rundbogigen Doppelfenſter, die wie am Mühlbächer Thurme durch eine zierliche Mittelſäule geſchieden werden, ſind mit Alabaſter ausgelegt. Eine genaue Abzeichnung oder eine Photographie dieſes jedenfalls ſchönſten unter allen im romaniſchen Style erbauten Denkmälern ſächſiſcher Vorzeit wäre im Intereſſe der Wiſſenſchaft geboten, noch ehe neu-romaniſcher Vandalismus, der um der ſchönen Bauſteine willen einen Pfeiler bereits arg hergenommen hat, das Ganze in Trümmer ſtürzt. [10])

Den einſtigen Umfang des Decanatus de Sebus, wie er namentlich im 14. Jahrhunderte, als der ſchönſten Blüthezeit des Sachſenvolkes überhaupt, beſtanden haben mochte, auf urkundlichem Wege nachzuweiſen und einzelne alturkundliche Namen über deren eigentliche Bedeutung adhuc sub judice lis est, zu erklären und topographiſch richtig zu ſtellen, iſt der nächſte Zweck dieſer Abhandlung, durch welchen jedoch die Erörterung auch anderer naheliegenden Fragen nicht ausgeſchloſſen wird. —

Wenn jene Anſicht keine irrige iſt, die in der noch beſtehenden Kapitelseintheilung unſerer evangeliſchen Landeskirche gleichſam den noch emporgebliebenen Rahmen der älteſten Gaugenoſſenſchaften, zu denen ſofort auf dem Boden der neuen Heimath die jedesmaligen größeren Einwandererzüge ſich conſtituirten, oder den Grundriß der älteſten politiſchen Eintheilung des Sachſenlandes erblickt; und wenn deutliche Fingerzeige dafür vorhanden ſind, daß die Namen der meiſten Kapitel nicht etwa von einem ſpätern zufälligen Vororte herrühren, ſondern auf den urſprünglichen Sammelplatz und Ausgangspunkt der betreffenden Koloniſtengruppe hinweiſen: [11]) ſo werden wir kaum fehlgehn, wenn wir auch von dem Decanatus de Sebus auf eine mit demſelben räumlich zuſammen-

---

[10]) Einer mündlichen Mittheilung zu Folge ſoll dieſer Thurm vom vorbeifließenden Bache bei plötzlichem Hochwaſſer unterwaſchen und gänzlich zerſtört worden ſein.

[11]) Vgl. die bereits unter Note 4) angezogene Abhandlung: „Ausflüge vom Radeſcher Burgweg".

Digitized by

fallende bürgerliche oder Gau-Genoſſenſchaft ſchließen und auch in dem Unterwalde einen jener vorandreaniſchen Komitate erblicken, deren gänzliche Aufhebung eben K. Andreas anbefahl. Ebenſowenig werden wir irren, wenn wir für den uranfänglichen Stützpunkt und für den eigentlichen Ausgangspunkt der geſammten Unterwälder Anſiedlung jenen Ort anſehen, nach deſſen alturkundlichem Namen, „Sebus," Jahrhunderte lang das Unterwälder Kapitel den Namen „Decanatus de Sebus" führte, wie denn auch in neueſter Zeit der nicht nur den Unterwald mit Einſchluß der Zeckeſcher Surrogatie ſondern auch die Diasporalgemeinden in Karlsburg, Enyed, Thorda und Klauſenburg umfaſſende Kirchenbezirk von dem Vororte Mühlbach ſeinen Namen führt.

War aber von Anbeginn Mühlbach der Ausgangspunkt, von welchem die deutſchen Anſiedlungen im Unterwalde vorrückten, ſo iſt damit zugleich auch die Frage entſchieden, von welcher Seite her, und auf welchem Wege dieſelben in die neue Heimath gelangten? Wenn nämlich die deutſchen Anſiedler, die ſich im Unterwalde niederließen, wie nach dem Vorausgeſchickten anzunehmen iſt, zuerſt die Gegend bei Mühlbach beſetzten, ſo konnten ſie nur von Norden her über Klauſenburg und dann am Maroſch abwärts über Thorda, Enyed, Weiſſenburg dahin gelangen. Dagegen würde, wenn nach der Muthmaßung von D. J. L. (Leonhard) die Koloniſten, „mit Vermeidung der beſchwerlichen bergigten Wege über die weſtnördliche Gränze den bequemern Weg über die weſtſüdliche Gränze am Maroſchfluſſe herauf ſich erwählten": es würde in dieſem Falle aller Wahrſcheinlichkeit nach ſchon Broos und nicht erſt das 4 Meilen weiter hinauf gelegene Mühlbach zum Sammelplatze und zum Ausgangspunkte für die weiteren einzelnen Anſiedlungen auserſehn worden ſein und es würden in dieſem Falle die Urkunden des 14. Jahrhunderts von einem Decanatus de „Warasio" nicht aber von einem Decanatus de „Sebus" ſprechen, welch' letzteres unzweifelhaft auch die Ortſchaften des Brooſer Stuhles umfaßt hat. Indeſſen erklärt ſchon M. Reſchner jene Vermuthung Leonhard's für unwahrſcheinlich „indem ſich keine Spuren eines ſolchen Zuges durch zurückgebliebene deutſche Kolonien aus jenen Zeiten in jenen Gegenden Ungarns nachweiſen laſſen." [12]) Wir fügen zu dieſem Ausſpruche Reſchners noch hinzu, daß ſich derlei Spuren nicht einmal in der unmittelbaren Nähe von Broos, im angränzenden Hunyader Komitate, nachweiſen laſſen, während die Spuren des entgegengeſetzten Zuges über die weſt-

---

[12]) S. Ver.-Archiv Bd. I, Hft. 3, S. 97.

Digitized by Google

nördliche Gränze und an den Maroſch herab ſchon in der Nähe von Mühlbach durch die ehemaligen Hospites Albenses und de Igwen Karako und Sard bezeugt ſind. [13])

Doch es mag vor der Hand dahingeſtellt bleiben, ob Mühlbach der eigentliche Ausgangspunkt, Broos dagegen nur der am weiteſten nach Weſten vorgeſchobene Vorpoſten der Unterwälder Koloniſtengruppe geweſen ſei. Es genügt uns hier, wo wir es zunächſt mit der Abgränzung des Decanatus de Sebus nach Außen zu thun haben, die von Niemandem bezweifelte Thatſache, daß Broos der äußerſte Weſtpunkt wie des Andreaniſchen Sachſenlandes überhaupt [14]) ſo auch insbeſondere des Decanatus de Sebus war.

Nach Norden hin bildete im Allgemeinen der Maroſchfluß die Gränze zwiſchen dem Decanatus de Sebus und den biſchöflichen Archidiaconaten von Hunyad und Alba, während der unterhalb Mühlbach in den gleichnamigen Fluß einfallende Zeckeſchbach die beiden ſächſiſchen Decanate von Sebus und Spring trennte. Nach Süden hin, an den damaligen äußerſten Gränzen chriſtlicher Kultur gelegen, kam das Decanatus de Sebus mit keinem andern kirchlichen Sprengel ſondern höchſtens mit nomadiſchen „Schismatikern," wie der damalige Kurialſtyl ſie zu benennen beliebte, in Beziehung. Am wichtigſten erſcheint uns aber hier die von Niemanden, ſo viel uns bekannt, einer tiefern Erörterung gewürdigte Frage: „bis wohin das Decanatus de Sebus nach Oſten hin gegen Hermannſtadt zu ſich erſtreckt habe?" —

Wenn wir auch ſo glücklich ſind, dieſe Frage an und für ſich mit voller Sicherheit und leichter Mühe auf urkundlichem Wege dahin zu beantworten, daß ſich im 14. Jahrhunderte das Decanatus de Sebus unmittelbar bis an die Marken von Groß-Au erſtreckt hat: ſo müſſen wir doch von vorneherein beinahe zurückſchrecken vor den neuen Fragen und Unterſuchungen, die ſich unvermeidlich an dieſe Thatſache anknüpfen und der vorliegenden Abhandlung ein immer weiteres vom urſprünglichen Ziele, wie es ſcheint, ablenkendes Feld zumeſſen.

Doch wir gehen in's Zeug.

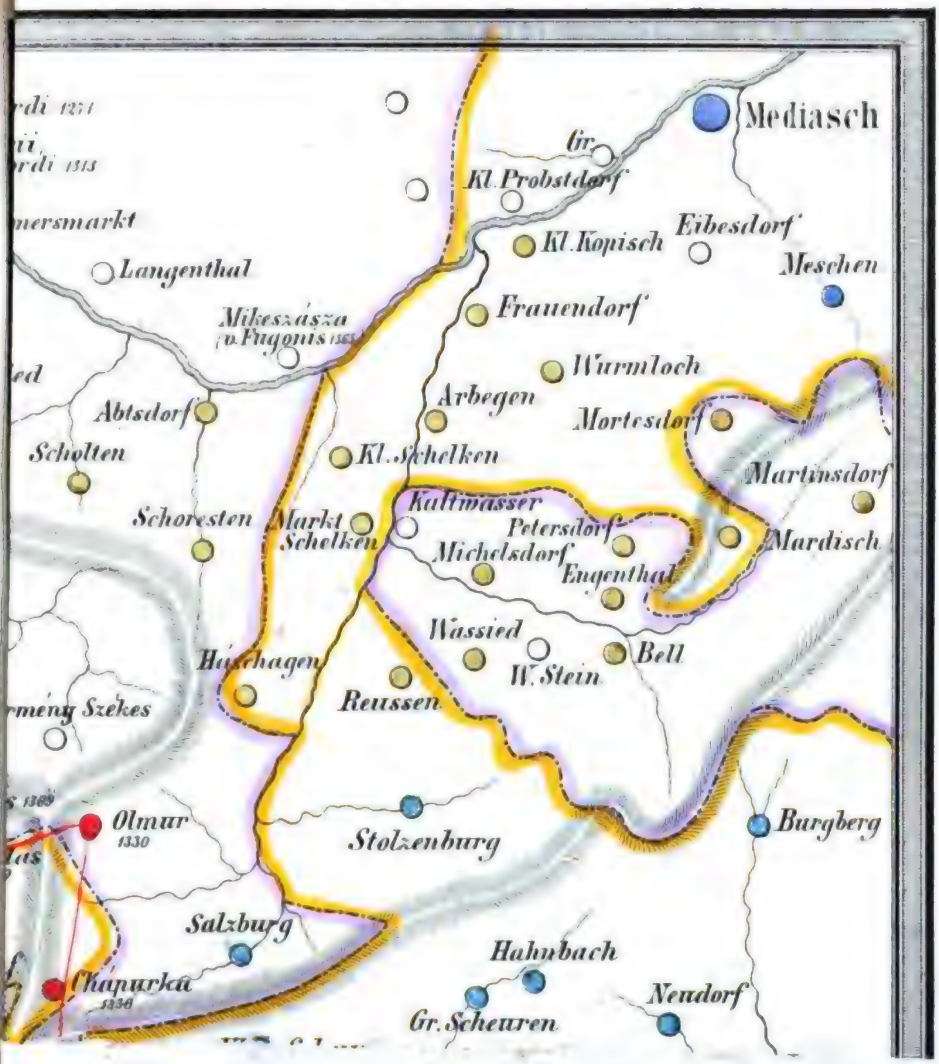
In jener bekannten Urkunde vom 30. Mai 1330, die bereits

---

[13]) S. Urkdb. z. Geſch. Siebenbürgens von Teutsch und Firnhaber LIX, CXIX, CXCV.

[14]) . . . „Incipiens a Waras usque in Boralth". Noch weſtlicher allerdings liegt Tordas, welches doch gewiß auch dazumal wie jetzt zum Sachſenlande gehörte.

Digitized by Google



Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Digitized by Google

Szeredai in ſeiner Notitia Capituli Alb. p. 34 veröffentlicht hat,[15]) wird uns unter den 26 Plebanen und Plebanien, die daſelbſt, als zum Decanatus de Sebus gehörig, namhaft gemacht werden, auch ein „Arnoldus de nigra aqua“ vorgeführt. Nun kann aber dieſes nigra aqua füglich an keinem andern Orte geſucht werden, als an der Stelle des gleich am Anfange dieſer Abhandlung erwähnten, heutzutage freilich rein walachiſchen Dorfes Szecsel, welches noch immer von den Magyaren „Feketeviz“ und von den Sachſen in der Umgegend „Schwarzwaſſer“ genannt wird, während der vorbeifließende Bach, der ſich unterhalb Orlath in den Cibin ergießt, von den walachiſchen Anwohnern mit dem rein ſlaviſchen Namen „Csernavoda“ benannt wird. Jedenfalls nun iſt dieſer letzte Name der älteſte und urſprüngliche, und Aqua nigra, Feketeviz und Schwarzwaſſer ſtellen ſich als einfache Ueberſetzungen von Csernavoda heraus. Indem ich mir vorbehalte, den hieran ſich anſchließenden ſlaviſtiſchen Folgerungen weiter unten ausführlichere Rechnung zu tragen, füge ich, was die von mir behauptete Identität des urkundlichen „nigra aqua“ mit dem heutigen Szecsel anbelangt, noch die Bemerkung hinzu, daß dieſe Identität nicht nur auf die ſo eben angedeutete polyglotte Namensübereinſtimmung ſich ſtützt, ſondern noch deutlicher, ja völlig handgreiflich aus der nicht blos zufälligen Aufeinanderfolge der in jener Urkunde aufgezählten Plebanien hervorgeht

Wer nämlich mit Aufmerkſamkeit jene Urkunde durchlieſt und zumal auf die darin vorkommenden Ortsnamen ſein Augenmerk richtet und dabei es nicht verſchmäht auch die Karte[16]) zur Hand zu nehmen, dem kann es unmöglich entgehen, daß zumal von „Nicolaus de Riho“ angefangen bis zu Ende bei „Henchmanns de Feles“ die Aufzählung der einzelnen Plebanien nachbarlich von Ort zu Ort fortſchreitet und einen, wenn auch keineswegs mathematiſch correkten Kreis beſchreibt, der von Kelling ausgeht und wenn die für das fragliche „Feles“ von mir angenommene Lesart „Zekes,“[17]) d. i. Zeckeſchdorf oder Koncza die richtige iſt, wiederum in die Nähe von Kelling zurückführt. Nun war aber, wie aus dem Eingange derſelben Urkunde hervorgeht eben der Pleban

---

15) Leider durch Druckfehler und Auslaſſungen entſtellt, findet ſie ſich auch im Ver.-Archiv, N. F., VIII. Bd., S. 314 ꝛc.

16) Wir verweiſen auf die der gegenwärtigen Abhandlung beigegebene „Karte der beiden Dekanate de Sebus und de Spring im 13. und 14. Jahrhundert“.

17) S. des Vfs. Abhandlung „Verzeichniß der älteſten Pfarrer des Decanatus de Sebus ꝛc.“ im Ver.-Archiv, N. F., VIII. Bd. S. 302. XXXI. Zeckeſchdorf, Koncza.

Digitized by Google

von Kelling dazumal auch Decan. Da liegt denn die Vermuthung nahe, daß in unserer Urkunde die Plebane in derselben Aufeinanderfolge namhaft gemacht werden, in welcher sie zu seiner Zeit die vom Decan per cursum scholarem [18]) in Umlauf gesetzte Appellationserklärung unterschrieben hatten. Wahrscheinlich war zur Erleichterung der Administration, wie dies auch heutzutage in größern Kapiteln der Fall ist, das Decanatus de Sebus in sogenannte „Plaga's" getheilt. Allerdings läßt sich, nun in unserer Urkunde bezüglich der untern Plaga des Decanatus de Sebus, nämlich von „Georgius quondam plebanus de Vintz inferiori" bis „Nicolaus de Richo" eine solche nach Weise des Schulcourses, nachbarlich von Ort zu Ort fortschreitende Aufzählung nicht nachweisen, vielmehr erscheinen hier die Ortschaften ziemlich willkührlich durcheinander geworfen. Indessen erklärt sich dieser Umstand einerseits aus der in unserer Urkunde schon gleich hinter Vincz inferiori — sich zeigenden Lücke, die in der Urschrift vielleicht größer sich herausstellen dürfte, als sie in den vorhandenen Abschriften und Abdrücken durch den kurzen Gedankenstrich (—) angedeutet wird. Andererseits müssen wir auch den wandelbaren Lauf reißender Gebirgsbäche, zumal in ihrem untern Laufe, wo sie nicht mehr durch die enge Thalschlucht eingedämmt werden, und die dadurch bewirkte Veränderung der Lage von ganzen Ortschaften in Rechnung bringen. So lag z. B. Petersdorf, welches gegenwärtig an dem rechten Mühlbachufer liegt, früher, wie die Sage geht und die noch vorhandenen Trümmer der alten Kirche und Burg es bezeugen, auf dem linken Ufer; ebenso Mühlbach selbst, dessen Bewohner im J. 1863 durch eine vorübergehende plötzliche Rückkehr des Mühlbachs in sein altes Bett sich mit einem Male in jene fabelhaften Zeiten zurückversetzt sahen, wo der Bach am „untern Thore" vorbeigeflossen sein und es Mühlen gegeben haben soll auf dem „Gäßiwel" [19]). Auch läßt sich wohl annehmen,

---

[18]) Den uralten Ursprung dieser noch heutzutage bei uns üblichen Kirchenpost bezeugt schon das „Currat per scholares ad loca consueta etc." in der Urkunde II. zu Memorabilia Capituli Zekas. Ver.-Archiv, N. F., VIII. Bd. S. 320.

[19]) Daß diese Mühlen nicht nur der Sage angehören, erhellt aus der nachstehenden, auch nach andern Beziehungen hin merkwürdigen Urkunde im Mühlbächer Archiv, deren Kenntniß ich einer ältern anonymen Abschrift verdanke:

Nos Capitulum Ecclesiae Transylvanae memoriae commendamus tenore praesentium, quod Magister Johannes, Scholasticus de Sebes, in persona Comitis Fucconis pistoris, hospitis de eadem Sebes ad nostram accedens praesentiam exhibuit nobis quasdam literas patentes, tenoris infrascripti supplicans nobis humiliter nomine ejusdem Commitis Fucconis, ut ipsas literas propter

Digitized by Google

daß zu größerer Beschleunigung der Sache der untere Theil des Decanates auf anderm Wege, etwa auf einer Zusammenkunft in Wintz, welches in unserer Urkunde den Reigen eröffnet, ins Mitleid gezogen wurde.

Vielleicht hatten auch, wenn es erlaubt ist, das „universi et singuli" nicht gar so wörtlich zu nehmen, mehrere Plebane des Beitrittes zur Appellationserklärung sich enthalten, weil sie in speciellen Beziehungen zum Bischofe standen [20]) oder die unmittelbare Nähe desselben mehr in Anschlag brachten als die Autorität des abseits wohnenden Decanes. Von Kelling aufwärts dagegen war man weniger durch persönliche Beziehungen zum entferntern Bischof gebunden. Darum blieb hier Keiner mit seinem Beitritte zur Appellationserklärung zurück und die Namen reihen sich ohne Lücke und Unterbrechung von Ort zu Ort nachbarlich an einander. Verfolgen wir an diesem Leitfaden die ganze Namenkette von Kelnuk bis zu Ende, so wird uns auch über die, außer diesem Zusammenhange, ganz dunkeln oder doch zweifelhaften Namen ein ganz unzweifelhaftes Licht aufgehen. Da werden wir in dem unmittelbar auf Kelnuk folgenden Reluh das benachbarte Rätsch nicht verkennen. Von da über Orbo (Urwegen Szász-Orbó) nach Suburba gelangt werden wie letzteres gewiß ohne Gefahr der Irrung für das mit Urwegen benachbarte Dobring (Doborka) erklären. Führt uns auch von da ohne Sprung die Urkunde weiter nach dem nahegelegenen Großpold (Apoldia superior) und von dort ebenso nach Hamlesch (Omlas), so werden wir das nun folgende Chizelo der Urkunde wohl nicht etwa bei Csügöd am

---

majorem cautelam de verbo ad verbum transcribi et in formam nostri privilegii redigi facere dignaremur, quarum tenor talis est:

„Noverint universi praesentium inspectores, quod discretus vir Fucko in Milumbak cum consorte sua Ilena deliberato animo medium molendinum in chuzzubul habens coram viris fide dignis, videlicet Comite Petro, Nicolao villico, Henzmanno villico, Hermanno carnifice, Nicolao Hermanno filiis Hermanni, Joanne Nicolao filiis pellificis Senatoribus (?) civibus de Milunbak praesentibus, Lasdislao filio ipsorum penitus et absolute dederunt cum curia in eadem chuzzubul ac in filios filiorum in perpetuum assignaverunt, tali tamen conditione interposita, si patrem aut matrem e seculo migrare contingeret, tunc residuus ipsorum cum puero Ladislao victum et alimentum eousque viverent, a molendino habeant nominato. Ad cautelam autem firmiorum praesentibus sigillum nostrae civitatis est appositum. Datum in Milunbak in die 6. Joannis Babt. Anno 1345.

Die Bestätigung von Seite des Kapitels fehlt in der Abschrift.

20) Vgl. was in des Vfs. Abhandlung „Verzeichniß der ältesten Pfarrer ꝛc. S. 287 bei Broos über Mag. Hench und Dominus Conradus bemerkt worden ist.

Digitized by Google

Marosch (wie Gr. Jos. Kemény vermuthet:)[21] sondern im benachbarten Tetschele (Ecsellö) suchen. Sehen wir uns von hieraus nach dem in der Urkunde nun an die Reihe kommenden „nigra aqua“ um: so liegt auch dieß von Tetschele aus ganz nahe vor uns in dem bereits mehr genannten Szecsel, d. i. dem altslavischen Csernavoda, zu deutsch: Schwarzwasser, magyarisch: Feketeviz. Von hier aus nach Norden uns wendend gelangen wir zu den nun unmittelbar auch in der Urkunde folgenden Ortschaften Tschappertsch (Ohapurka) und Alamor (Olmur). Wenn wir nun von diesen äußersten Vorposten des Decanatus de Sebus zurück nach Westen umbiegen und von Ort zu Ort gehn wollen, werden wir am besten thun denselben Weg einzuschlagen, den uns die Urkunde von Olmur aus in der Aufeinanderfolge von Ludas, Kis-Enyedinum, Apoldia inferior, Ruzmark und Alba Ecclesia vorzeichnet. Freilich werden wir auf dieser ganzen Strecke (und schon von Chizolo angefangen) nur in Reußmarkt eine noch lebende sächsische Ecclesia finden und Weißkirch ganz und gar vergeblich suchen. Nur die Stelle, wo es einst gestanden, werden uns Kundige abwärts von Reußmarkt zeigen. Hat es sich aber bis hieher, wo die von Kelling ausgegangene Kreislinie ihrem Abschlusse so nahe ist, vollkommen bewährt, daß die Ortsnamen in unserer Urkunde ein nachbarliches Fortschreiten von Ort zu Ort, wie per cursum scholarem befolgen, so dürfen wir auch das in unserer Urkunde zuletzt angeführte Feles nur in der Nähe vom untergegangenen Weißkirch, und wenn wir bedenken, daß die Kurrende an den Decan zurückzugelangen hatte, zugleich in der Nähe von Kelling uns denken. Dieser Lage aber entspricht kein anderer Ort (und es ist auch kein sonstiger etwa untergegangener Ort auf diesem Gebiete nachweisbar) als das heutige Kóncza, welches offenbar mit der urkundlichen „villa Zekes“ vom J. 1291 identisch ist[22] und von den benachbarten Kellinger Sachsen „Zeckeschdorf“ benannt wird. Sehr leicht aber konnte in unserer Urkunde, die es überhaupt mit den Namen nicht so genau nimmt, statt Zekes der Schreibfehler Feles unterlaufen, dem nach Laut und Zeichen die Emendation „Zekes“ doch näher steht, als jede andere Konjectur.

Doch ich lege hier das Hauptgewicht auf die nach dem soeben Vor-

---

21) Notitia Capit. Alb. II. Bd. S. 78.

22) S. Urkdb. von Teutsch und Firnh. CLXXIX. Die daselbst in Note 3) gegebene Erklärung von Zekes durch „Székás“ ist bei der bedeutenden Entfernung des letztern Ortes von den in der Urkunde ausdrücklich genannten Nachbarorten „Kut“ und „Riho“ wie auch von Kelling, dem Wohnsitze des Käufers, durchaus unstatthaft.

Digitized by

angeſchickten feſtſtehende Thatſache, daß „aqua nigra“ mit dem heutigen Szecsel identiſch iſt. Damit ſteht dann auch feſt die Richtigkeit meiner noch früher aufgeſtellten Behauptung, daß im 14. Jahrhundert das Decanatus de Sebus ſich nach Oſten hin unmittelbar bis an die Marken von Groß-Au erſtreckt hat! —

Aber wie mochte es gekommen ſein, daß dieſes ſeiner geographiſchen Lage nach offenbar nicht mehr zum Unterwalde, ſondern weit eher zum eigentlichen Desertum de Cibinio gehörige Aqua nigra nicht auf ungleich näherem und zugänglicherem Wege von Hermannſtadt aus, ſondern vom entlegneren Sebus-Gebiete her, über die hohe Waſſerſcheide hinüber, in den Verband der deutſchen Anſiedlungen gezogen wurde? Und wie konnte zumal das vom Weißenburger Biſchofe völlig unabhängige und auf dieſe Unabhängigkeit mit Recht eiferſüchtig wachende Hermannſtädter Kapitel ruhig zuſehn und es gewähren laſſen, daß das unter dem Weißenburger Biſchofe ſtehende und von dieſem vielfach angefochtene Decanatus de Sebus durch ſein Vorrücken ins Cibinsgebiet die Gefahr mißlicher Berührung mit dem Weißenburger Bisthum auch für das Hermannſtädter Kapitel ſelbſt ſo nahe legte?

Dieſe Fragen laſſen ſich alſo beantworten: Nigra aqua lag allerdings nicht mehr im eigentlichen Unterwalde, aber eben ſo wenig im eigentlichen Desertum de Cibinio. Es lag bezüglich der beiden Koloniſtengruppen de Cibinio und de Sebus auf urſprünglich neutralem Gebiete, nämlich in der Silva Blacorum. Daß aber, trotz der größern Nähe Hermannſtadts, denn doch der Unterwald ſeine Vorpoſten bis hieher hinüberſchob, findet ſeine Erklärung in der ſpeciellen Richtung, nach welcher hin von Anbeginn die beiderſeitigen Koloniſtengruppen ſich ausbreiteten. Die Koloniſten im Desertum de Cibinio, die nach M. Reſchners Vermuthung [23]) zu allererſt vielleicht ſogar von Süden her am Altfluſſe herauf durch den heutigen Rothenthurmer Paß ins Land kamen, verfolgten bei ihrem Vorrücken hauptſächlich die Richtung nach Oſten am rechten Altufer und in dem entſprechenden Flußgebiete aufwärts, keineswegs alſo eine dem Unterwalde zu treibende Richtung. Die Unterwälder Koloniſten aber vom Ausgangspunkte Mühlbach einerſeits nach Weſten am Maroſch abwärts in die Brooſer Gegend, andererſeits aber im Zeckeſchgebiete aufwärts nach Südoſten vorrückend, mußten auf dieſem letztern Wege nach Ueberſchreitung der Waſſerſcheide des Cibinsgebiet erreichen und zuletzt

---

[23]) Krit. Beiträge zur Kirchengeſchichte des Hermannſtädter Kapitels ꝛc. im Vereins-Archiv I. Bd., 3. Hft., S. 99 und 100.

mit den Bewohnern des ehemaligen Desertum's de Cibinio in unmittelbare Nachbarschaft treten.

Zum Zwecke einer nähern Erörterung und tiefern Begründung des Gesagten müssen wir nun vor allem Andern über eine Frage ins Reine zu kommen suchen, die eigentlich jeder andern Untersuchung über den sächsischen Unterwald hätte vorangehen sollen, nämlich die Frage über den Ursprung und die Bedeutung der Namen „Unterwald" und „Land unter oder vor dem Walde".

Rein sprachlich genommen sind diese Namen so klar und verständlich, daß sie keiner Erläuterung bedürfen. Aber es fragt sich: „wo liegt oder wo lag der Wald, der in diesen Namen noch fortlebt, nachdem ihn vielleicht schon längst die Axt der deutschen Einwanderer und späteren Zuwanderer bis auf die letzte Spur vertilgt hat?" Denn nur an „Wald" schlechtweg können wir hier nicht denken: sonst gäbe es ja kaum einen Fleck in unserem (ehemaligen!) Waldlande, dem nicht mit demselben Rechte derselbe Name hätte gegeben werden können. Wir müssen also zur Erklärung der Namen „Unterwald, Land unter dem Wald und vor dem Walde" an irgend einen bestimmten Wald denken, und dieser Wald kann kein unbedeutender, er muß ein großer und wichtiger und allgemein bekannter gewesen sein, wenn er bei dem allgemeinen Waldreichthume Siebenbürgens dennoch einem ganzen Landstriche einen bleibenden, nicht blos in näherem Umkreise bekannten, sondern landesüblichen Namen geben konnte!

Sicherlich hat noch Niemand, zum wenigsten kein Geschichtsforscher es für der Mühe werth gefunden über den allerdings nicht alturkundlichen [24]), sondern nur altvolksthümlichen Namen „Unterwald" tiefer nachzudenken, denn sonst müßte man in der That vor lauter Bäumen den Wald nicht gesehen haben, da Niemand darauf gekommen ist und es ausgesprochen hat, daß diesem Name füglich kein anderer Wald zum Grunde liegen kann, als die ehemalige „Silva Blacorum et Bissenorum" [25]).

---

[24]) Erst nach der Reformation tritt in Kapitular- und Synodal-Schriften der Name „Capitulum Antesylvanum" zum Vorschein.

[25]) Auch der als Sprach- und Geschichtsforscher gleich hochverdiente J. C. Schuller hat weder in seiner Excursion über die Silva Blacorum et Bissenorum (Umrisse und kritische Studien ꝛc. §§. 109 und 110), noch in seinen „Siebenb.-Sächs. Eigennamen von Land und Wasser" (Ver.-Archiv N. F. VI. Bd., 3. Hft.) bei Besprechung der Benennung „Unterwald" (S. 335) an einen Zusammenhang zwischen diesen beiden Namen gedacht. Und es geht eben aus der letztern Stelle hervor, daß er den früher in den „Umrissen und krit. Studien" unter Note 4) zu §. 73 ganz leise angedeuteten Gedanken an einen solchen Zusammenhang wieder aufgegeben oder doch nicht weiter verfolgt hat.

Digitized by Google

In der That nur eine solche Waldung konnte den deutschen Ansiedlern im Waldlande doch noch als „Wald“ in ganz vorzüglichem Sinne in die Augen fallen und ohne weitere Beifügung diesen Namen Jahrhunderte hindurch behalten und behaupten, nur eine solche Waldung, die wie die Andreanische Silva Blacorum, noch 70—80 Jahre nach theilweiser Ausrodung der umliegenden ehemaligen Waldstriche, immer noch als ein Urwald bestand, den nur unstäte Blachen und Bissenen durchstreiften; nur eine solche Waldung die gleich dieser von dem Verkehre zwischen der Sebus- und Cibin-Kolonie nicht nur uranfänglich, sondern bis in die neuere Zeit herab scheu vermieden wurde [26]), und die noch heutigen Tages von der Sage selbst in weit entlegenen Gegenden mit dem Namen des „dunkeln Waldes“ verunheimlicht wird [27]); nur eine solche Waldung endlich, die für das ganze Kolonistengebiet a Varas usque in Boralt von solch naheliegender Bedeutung war, wie sie bezüglich der Silva Blacorum et Bissenorum gerade auch durch den Andreanischen Freibrief bezeugt wird!

Daß aber zum Andreanischen Silva Blacorum et Bissenorum auch die dem Cibinsgebiete zugekehrte Abdachung der Wasserscheide zwischen dem Mühlbach und Cibin und zwar, um das fragliche Terrain ganz genau abzumarken, zwischen dem Zeckesch- und Schwarzbache (Csernavoda), daß auch diese Abdachung, von deren ursprünglichem Charakter ich zu allernächst die Benennungen „Unterwald, vor- und unter dem Walde“ ableite, zu jenem großen Wald- und Gebirgskomplexe gehört habe, dafür sprechen sehr erhebliche Gründe.

Zuvörderst nämlich war auch dieser Landstrich bis in neuere Zeiten herab ein mit den großen Gebirgswaldungen unmittelbar zusammenhängender Wald. Zwar bemerkt heutzutage der Wanderer zumal auf

---

[26]) Die gegenwärtige von Reußmarkt über Gr. Pold führende Reichsstraße ist offenbar neuern Ursprungs; die alte Straße hielt sich mehr nördlich und ging über Klein-Pold und Hamlesch. Daraus wird es uns erklärlich, wie Könige gerade von Kl. Plod aus Urkunden erlassen konnten, z. B. Ladislaus IV. im Jahre 1289 (Urkdb. CL.) und Siegmund im Jahre 1397 (Urkunde in der Sammlung des Vereins.)

[27]) S. Friedr. Müller's Siebenb. Sagen Nr. 339, S. 252. Offenbar ist unter dem durch die spätere Sage in die Gegend von D. Teckes versetzten Städtchen „vor dem dunkeln Walde“ das von Dragula im Jahre 1461 am Bartholomäustage zerstörte Hamlesch „vor dem Walde“ d. h. im Unterwalde zu verstehen. S. Jeremias Hauer: Das Königliche Siebenbürgen §. CCCXLIII., S. 212. Eben Hamlesch lag dem Theile des Silva Blacorum, welcher den heutigen Szelistyer Stuhl bildet, am nächsten und wurde schon frühzeitig in die Geschicke dieses Landstriches verflochten. Vgl. Reschner: De Praediis etc §. 15.

der rechten Seite der von Szecsel dem Unterwalde zuführenden Straße vom früheren Waldreichthum dieser Gegend keine Spur mehr. Wohl aber wußten noch vor etwa dreißig Jahren ältere Leute als Augenzeugen von riesenhaften Bäumen zu erzählen, die vordem diese nunmehr ganz kahle Hochebene bedeckten. Und das hart an den Säumen des ehemaligen jenseitigen Waldes gelegene, bereits zum Unterwalde gehörige Hamlesch hat trotz der außergewöhnlichen Zunahme seiner sächsischen Bevölkerung [28]) bei besserer Waldpflege noch ganz respektable Waldungen aufzuweisen, die freilich nur zu gerne von den bereits keiner Silva mehr sich erfreuenden blachischen Nachbaren heimgesucht werden.

Um so sichtbarer treten, als zweites Attribut der 'Silva Blacorum, auf diesem Gebiete auch heutigen Tages die Blaci vor Augen. Von den Groß-Auer bis zu den Groß-Polder Marken durchschneidet hier die Reichsstraße rein walachisches Gebiet, in unmittelbarer Nähe der, eine fast ununterbrochene Kette bildenden, Ortschaften des Szelistyer Filialstuhles sich hinziehend. Und gerade hier finden wir auch die ersten urkundlichen Spuren einer näheren Berührung der Deutschen mit den Walachen in dem durch Vermittelung des Bischofs Goblinus zu Stande gekommenen Friedensinstrumente vom Jahre 1383.

Noch mehr aber müssen wir uns gedrungen fühlen eben auch in diesem Landstrich einen unzweifelhaften Bestandtheil der Andreanischen Silva Blacorum et Bissenorum zu erkennen, wenn wir nicht nur bei den äußeren Merkmalen „Silva" und „Blacorum" stehen bleiben, sondern auch in die eigentliche Absicht des Königs bei dieser Schenkung einzudringen versuchen. Die betreffende Stelle lautet: „Preter vero supradicta, silvam Blacorum et Bissenorum cum aquis communes usus exercendo cum predictis scilicet Blacis et Bissenis eisdem contulimus ut prefata gaudentes libertate nulli inde servire teneantur".

Wenn aus den Worten „Preter vero supradicta" unzweideutig hervorgeht, daß die fragliche Silva Blacorum et Bissenorum außerhalb des schon von Geysa den deutschen Ansiedlern verliehenen Gebietes lag, so dürfen wir uns dieselbe doch nur in einer solchen geographischen Beziehung zu dem letzteren denken, durch welche kein namhafter Theil der Bevölkerung a Varas usque in Boralt von der Mitbetheiligung an dieser Schenkung faktisch ausgeschlossen wurde. Dieß wäre aber namentlich bezüglich des Unterwaldes der Fall gewesen, wenn die Silva Blacorum et Bissenorum etwa nur den heutigen Fogaraser Distrikt und nicht auch das dem Unterwalde benachbarte Schwarzbachgebiet umfaßt hätte. (Mit

---

[28]) Im Jahre 1766: 402, im J. 1851: 950 und im J. 1864: 1111 Seelen.

Digitized by Google

Recht bemerkt schon Reschner [29]): „Irrita haec Regis donatio fuisset, silva haec provinciae non confini".)

Diese Behauptung steht fest, gleichviel ob wir das „communes usus exercendo" blos auf die deutschen Ansiedler oder auch auf die Blachen und Bissener beziehen. Im ersteren Falle müßten wir das so nachdrückliche „cum praedictis scilicet Blacis et Bissenis" vom unmittelbar vorangegangenen „communes usus exercendo" gewaltsam trennen und über dieses hinüber nachträglich an „silvam" anknüpfen, wodurch die Blaci et Bisseni aus Mitnutznießern zu einem bloßen Mitobjekte der Schenkung gemacht würden. Indessen, unbeschadet der von M. Reschner und D. Teutsch nachgewiesenen analogen Verleihungen von „Land und Leuten" [30]) muß ich mich hier doch zur gegentheiligen Ansicht bekennen, nicht als ob an und für sich gerade im vorliegenden Falle eine derartige Verleihung schlechterdings unzuläßig gewesen wäre, sondern rein aus Gründen der Syntax und im Hinblicke auf das bereits vorangegangene an „Silvam" sich anschließende „cum aquis", wodurch die Anknüpfung eines nochmaligen von dem frühern durch einen heterogenen Zwischensatz getrennten „cum" an „silvam" ganz unzuläßig. Hätte König Andreas ausschließlich den Kolonisten die gemeinschaftliche Benützung des Blachen und Bissenerwaldes mit Inbegriff grundherrlicher Gerechtsame über die damaligen Bewohner desselben verleihen wollen, so würde die Wortfolge etwa diese gewesen sein: „Praeter vero supradicta eisdem ad communes usus exercendos silvam Blacorum et Bissenorum cum aquis et cum praedictis Blacis contulimus".

Aber wie immer, es folgt aus dem „communes usus exercendo cum Blacis et Bissenis" keineswegs, daß diese gemeinschaftliche Benützung auch bezüglich der deutschen Ansiedler nur das Recht in sich schloß, auf dem bezeichneten Gebiete Holz zu fällen, zu weiden, zu jagen und zu fischen [31]). Wald, Wild, Weide und Wasser hatten dazumal die Kolonisten auf dem bereits von ihren Vätern besetzten Gebiete sicherlich noch im Ueberfluße. Und dieses Alles nun auch auf blachisch-bissenischem Gebiete suchen und mit den genannten Nomaden theilen zu dürfen, erscheint im Vergleiche zu den im Andreanum bereits früher aufgezählten immensen Vergünstigungen denn doch als eine gar zu ärmliche „libertas". Und

---

[29]) Im bereits angeführten Werkchen: De Praediis §. 11, S. 21 unten.

[30]) Reschner: De Praediis §. 12, Note 16). Teutsch: Sachsengeschichte S. 47, 48.

[31]) Vgl. Schlözer's abweichende Ansicht in dessen: Kritische Sammlungen ꝛc. S. 640.

Digitized by Google

konnte es wohl in des Königs Absicht liegen, der Lust an solchem Nomadenthum auch im Schooße der Kolonisten Vorschub zu leisten? Ganz die entgegengesetzte Absicht müssen wir bei einem Könige voraussetzen, dem es ein Ernst war in die Fußstapfen gottseliger Vorgänger zu treten und das von ihnen umsichtig geschaffene Werk der Civilisirung der südöstlichen Marken des Reiches zu befestigen und weiter auszuführen. Durch die hospites a Varas usque in Boralt war die frühere Reichsgränze vom Marosch an den Alt verlegt worden. Was lag nun näher als der Gedanke, auch das übrige Gebiet im Süden bis zu dem Gebirgswalle, der eigentlichen Naturgränze des Reiches, durch deutsche Kolonisten auch thatsächlich dem Reiche einzuverleiben und auf die Dauer zu sichern und das blachisch-bissenische Weide- und Jagdgebiet auf ähnliche Kulturstufe zu heben, wie das ehemalige Desertum de Cibinio? War es doch derselbe Gedanke, welcher denselben König schon früher bestimmt hatte, dem deutschen Ritterorden das Burzenland zu verleihen! Darum liegt es nahe, in der Verleihung des Blachen- und Bissenerwaldes an die deutschen Kolonisten a Varas usque in Boralt eine weitere Ausführung desselben Gedankens zu erblicken, für die Kolonisten mehr eine Aufgabe für die Zukunft, als ein sofort nutzbringendes neues Geschenk der königlichen Huld! Darum denn auch die unter andern Umständen überschwengliche Prämie „ut praefata gaudentes libertate nulli inde servire teneantur". Des Königs eigentliche Absicht bei Verleihung des Blachen- und Bissenerwaldes an die Kolonisten ging also eigentlich dahin, die Letztern auf ihr eigenes gutes Glück zur Kolonisirung auch dieses noch zweifelhaften und wenig einträglichen Besitzthums der Krone anzuregen. Der Durchführung dieser Absicht stand die daselbst gewiß nur in spärlicher Anzahl bereits vorhandene, dazu unstäte blachische und bissenische Bevölkerung kaum ernstlich im Wege [32]): zum communes usus exercendo mußte ja von vorneherein Raum sein für beide Theile. Auch war vorauszusehen, daß die bloßen Nomaden, entweder wie dies bereits auf dem alten Desertum der Fall gewesen sein mochte, der vorrückenden Kultnr weichen oder sich derselben anbequemen würden, sobald nur die Kolonisten ernstlich in des Königs Absicht eingingen.

Daß dies aber nicht in durchgreifender Weise geschah, daß die Kolonisten meist nur vorübergehend und nur an einzelnen Punkten in der Silva Blacorum et Bissenorum Fuß faßten; es hatte dies,

---

[32]) Ueber die Wanderzüge der Walachen vgl. Eder: Observationes ad Felmerum p. 52 etc.

Digitized by Google

vielleicht neben andern unbekannten Urſachen, ſeinen Grund einerſeits in dem Umſtande, daß die ſogenannten Comes oder Grafen, auf deren Anregung und unter deren Leitung derlei ſecundäre Anſiedlungen vor ſich zu gehen pflegten, wie denn mit dieſem eine ſociale Stellung bezeichnenden Namen von allem Anfange an die vielleicht noch in der alten Heimath gewählten oder angenommenen Führer einer eigenen Markgenoſſenſchaft und in der Folge auch deren Nachkommen beehrt worden zu ſein ſcheinen, gar bald nach Bewältigung des ihnen und der Markgenoſſenſchaft zugefallenen Antheiles am Desertum, anſtatt in entlegnere Wildniſſe vorzudringen, es für ein leichteres und lohnenderes Geſchäft erkannten im Wege friedlichen Ankaufs ſich anſehnliche Gebietsſtrecken auf benachbarten Komitatsboden zu erwerben oder die inmitten des Koloniſtengebietes ſelbſt unbeſetzt gebliebenen Prädien ſich anzueignen und hier wie dort durch vertragsmäßig angeſiedelte Volksgenoſſen neue Ortſchaften zu gründen. Andererſeits wurde in der Folgezeit, wo für das erſtarkende gewerbliche Bürgerthum die Koloniſirung der Silva Blacorum et Bissenorum mit ihrem Holzreichthume und den vielen zur Anlegung von allerlei Mühlen geeigneten Gewäſſern ſo lohnend ſich herausgeſtellt haben würde, die Beſitzergreifung dieſes Landſtriches dadurch für immer unmöglich gemacht, daß auch jenſeits des Karpathenwalles an die Stelle des frühern chaotiſchen Nomadenthums ein blachiſches Gemeinweſen unter eigenen Häuptlingen getreten war, die bald mehr vom griechiſch Kaiſerreiche (und ſpäter vom Halbmonde) bald mehr von der ungriſchen Krone, ja auch von Polen abhängig waren und nur zu oft auch über die Karpathen herüber ihre begehrlichen Hände ausſtreckten und daß in Folge deſſen die ungariſchen Könige, um dieſe zweifelhaften Vaſallen feſter an ſich zu ketten, eine von der des Königs Andreas II. ganz abweichende Politik befolgten, indem ſie die Fürſten der Walachei geradezu mit Fogaras et Omlas, d. i. mit der ehemaligen Silva Blacorum et Bissenorum belehnten und walachiſchen Einwanderungen in dieſes Gebiet Thor und Thür öffneten.

Alſo kam es, daß zuletzt alles Land im Süden des Geiſaiſchen Koloniſtengebietes jenem Volksſtamme anheimfiel, welcher dermalen nicht nur das numeriſche Uebergewicht über die geſammte übrige Bevölkerung Siebenbürgens behauptet, ſondern auch das Recht der Erſtgeburt in dieſem Lande für ſich in Anſpruch nimmt.

Allerdings, wenn wir bei einem Miſchlingsvolke von der älteſten Baſis desſelben ausgehn, ſo gebührt unſtreitig den Walachen das Recht der Priorität vor allen andern Völkern Siebenbürgens; denn ſie waren in dieſem Sinne noch lange vor Trajan die Herren des Landes! Wenn

Digitized by Google

wir aber auch die später hinzugekommenen, die frühere Mischung immer wieder von Neuem aufmischenden, Factoren des gegenwärtigen Gebildes nicht gleichgültig oder gar absichtlich außer Acht lassen wollen und wenn wir den Zeitpunkt des letzten Niederschlages und der endlichen Klärung ins Auge fassen, so geht die Existenz des spezifisch dermaligen Walachenthums schwerlich weit hinter die Einwanderung der Magyaren zurück, indem nachweislich erst nach dieser für die Slaven und Blachen gleichmäßig verhängnißvollen Katastrophe die Einbeziehung und Verarbeitung des letzten sehr bedeutsame Factors, nämlich des slavischen, in das frühere reine Blachenthum vor sich ging. In ähnlicher Weise datirt das heutige englische Volksthum nicht etwa schon vom J. 449, wo die Angelsachsen, auch nicht vom J. 1066, wo die Normanen Britannien eroberten, sondern erst vom Zeitpunkte der durchgreifenden Verschmelzung dieser beiden Elemente, ein Proceß, welcher erst im 13. Jahrhunderte in raschern Fluß kam und erst im 14. zu seinem Abschlusse gelangte.

Der soeben ausgesprochenen Behauptung und überhaupt der Frage über den Ursprung der Walachen hatte ich bereits in meiner noch vor dem J. 1848 geschriebenen Abhandlung: „Ueber die frühere Ausbreitung und Dichte des deutschen Volksstammes in Siebenbürgen" einen eigenen längeren Abschnitt gewidmet. Indessen der vom Verein für siebenb. Landeskunde in Angriff genommene Druck dieser Abhandlung gerieth im J. 1853 ins Stocken (Habent sua fata libelli!) und in der sehr lückenhaften und theilweise in sehr freier Ueberarbeitung vor sich gegangenen Verwerthung derselben für den „Sächsischen Hausfreund" in den Jahrgängen 1857, 1858, und 1859 ist gerade der vorhin angedeutete Abschnitt, der allerdings nach Inhalt und Form nur für eine streng wissenschaftliche Zeitschrift sich eignete, ganz und gar übergangen worden.

Was ich dort vor nunmehr 20 Jahren zunächst über eine keltische, als die nachweislich älteste Basis des Walachenthums" des Längeren und Breitern geschrieben hatte, dies hat seither zumal durch die größere Aufmerksamkeit auf die im Lande zu Tage geförderten keltischen Alterthümer seine Bestättigung gefunden. Und es haben überhaupt seither auch andere Freunde der siebenbürgischen Geschichtsforschung dieselbe Ansicht zu Tage gelegt. Darum ergreife ich hier, mit Uebergehung jeder weiteren Erörterung dieses Gegenstandes, nur die Gelegenheit meinem Freunde Fr. Müller für das in seiner Abhandlung „die Bronzealterthümer, eine Quelle der ältern siebenbürgischen Geschichte" [33]) zu meinen Gunsten ausgesprochene Zeugniß aus warmem Herzen zu danken.

---

[33]) S. Ver.-Archiv, N. F., III. Bd., 3 Heft. S. 333.

Digitized by

Ebenso sei es hier nur ganz kurz angedeutet, wie die Daker bei denen zu dem nachweislichen keltischen Elemente auch noch anderweitige hinzugekommen sein mögen, durch die Römer keineswegs vertilgt sondern nur durchgreifend romanisirt wurden, ohne daß dadurch schon die Herausbildung des heutigen Walachen- oder wie man will „Romänenthums" zu festem Abschlusse gekommen wäre, indem gar bald der Strom der germanischen Völkerwanderung, welcher unter allen römischen Provinzen zuerst das am spätesten eroberte Dacien verschlang, in die noch kaum geklärte daco-romanische Mischung ein neues, germanisches, Element hineinwarf. Die Herrschaft der Gothen und Gepiden mußte auf die Sprache der romanisirten Daken einen ähnlichen Einfluß ausüben, wie ihn die Sprache des Provinzialen in Gallien, Spanien und Italien durch die fränkischen, gothischen und longobardischen Eroberer erfuhr. Und es genügt schon dieser Umstand zur Erklärung der vielen germanischen Wurzelwörter in der walachischen Sprache, wie auch zur Erklärung des germanischen Charakters, den der grammatische Bau derselben an der Stirne trägt, wie beides Jakob Grimm nachgewiesen hat,[34]) ohne daß es Noth hätte, zu diesem Behufe an der, wenn auch von J. C. Schuller aufgestellten, Identität der Geten und Gothen festzuhalten.

Ungleich massenhafter als das germanische und nicht nur dem eigentlichen Sprachforscher sondern einem Jeden erkennbar, der mit der Kenntniß der walachischen Sprache zugleich auch einige Bekanntschaft mit irgend einem slavischen Idiome verbindet, tritt uns nun aber in der walachischen Sprache auch ein slavisches Element entgegen. Und wenn wir die wirkliche Unmasse von slavischen Wörtern, deren sich die walachische Sprache trotz aller puristischen Bestrebungen doch eben so wenig als die magyarische in Bälde völlig zu entäußern im Stande sein wird, genauer ins Auge fassen, so muß es uns einleuchten, daß dieselben nimmermehr, wie man wohl gemeint hat, blos auf kirchlichem Wege in die walachische Sprache Eingang gefunden haben können. Wenn wir auch geneigt wären Solches allenfalls anzunehmen bei Wörtern und Redensarten, wie: Bog den proaschte, Gott gebe Segen; duchul swunt, der heilige Geist; maika preatscheste, heilige Jungfrau; kumetru, Gevatter (böhmisch kmotr;) ráju Paradies (böhm. raj;) ruszálje Pfingsten (böhm. rusadli) u. s. w. so bleibt es auf der andern Seite doch uner-

---

34) Umrisse und kritische Studien, Note 3). — Entwickelung der wichtigsten Grundsätze für die Erforschung der rumänischen oder walachischen Sprache. (Im Ver.-Archiv I. Band, 1. Heft, S. 67 bis 108.)

Digitized by Google

klärlich, zumal wenn es mit der angeblich sehr frühen, also nicht erst durch slavische Glaubensboten erfolgten, Christianisirung der Walachen seine Richtigkeit haben soll,[35]) es bleibt unerklärlich, wie überhaupt in der walachischen (d. i. griechisch-orientalischen) Kirche Siebenbürgens, die slavische Sprache zur Herrschaft gelangen und diese Herrschaft bis über die Mitte des 17. Jahrhunderts hinaus behaupten konnte.[36]) Und wenn wir auch annehmen, daß das Christenthum in Siebenbürgen zuerst durch slavische Apostel geprebigt wurde, so können wir uns doch bei dem Umstande, daß die morgenländilche Kirche, im Gegensatze zur röm.-katholischen, für den Gottesdienst keine bestimmte Sprache vorschreibt. sondern den heiligen Geist auch in andern Zungen reden läßt, den so lange fortdauernden Gebrauch der slavischen Sprache bei dem Gottesdienste der slavisch-orientalischen Glaubensgenossen Siebenbürgens nur durch die Annahme erklären, daß ursprünglich der größere oder doch maßgebende Theil derselben der slavischen Nationalität angehörte.

Jedenfalls aber deuten auf einen mehr als blos kirchlichen Zusammenhang hin die in der walachischen Sprache eingebürgerten slavischen Benennungen für unzählige Gegenstände des alltäglichen Lebens und zumal des Ackerbaues und der Viehzucht.

Weit entfernt diesen Gegenstand auch nur annäherungsweise erschöpfen zu wollen, führe ich hier nur beispielsweise an die Worte: Bács Oberschäfer (böhm. bača); breazda Furche (böhm. brazda); brinze, Käse (böhm. brynze); bleti, dreschen (böhm. mlatiti); biesu, Peitsche (böhm. bič); burian, Unkraut (böhm. buřeň); császe, Stunde (böhm. čas Zeit); csubor Schaff, Wasserkübel (böhm. džber); draga, theuer (böhm. drahy, polnisch drago); gazdu, Wirth, Hausherr (böhm. gazda); gunoj, Mist (böhm. hnuj, poln. gnoi); gremade, Hause (böhm. hromada); kád, Boding (böhm. kad,) koliba, Hütte (böhm koliba, poln. chalupa); kotetz, Behältniß, Stall (b. cotec); koasza, Sense (b. kosa); kovács, Schmied (b. kowáč); krizsma, Schenke, (b. krčma); klest, Zange (b. kleště, russisch kleschtschi); meszarnitza, Fleischbank (b. masarno Fleischkammer von maszo, Fleisch); lunke, Wiese (poln. lunka); nevászte, junge Frau (b. nevěsta, Braut, Schwiegertochter); ovosz Hafer (b. owes); otáva Grumet (b. otawa); perine, Polster (b. peř na,

---

35) Vgl. Johann Hintz: Geschichte des Bisthums der griechisch nicht-unirten Glaubensgenoßen in Siebenbürgen, S. 1.

36) Erst unter der Regierung des Fürsten G. Rákotzi I. wurde unter großem Widerstreben der Popen der Anfang zur Einführung der walachischen Sprache bei dem Gottesdienste gemacht. Joh. Hintz a. a. O. S. 22.

Digitized by Google

Federbett): pleti, zahlen und plate Bezahlung (b. platiti, plat); potkoave, Hufeiſen (b. podkowa); rák, Krebs (b. rak;) rogosz, Binſe (b. rohož); roj, Bienenſchwarm (b. roj); szánu, Schlitten (b. sáně); szlenine, Speck (b. slanina); smuntine, Milchrahm (b. smetana); snop, Garbe (b. snop); tirgu, Jahrmarkt, Handel, (b. trh, ruſſ. torg); toporu, Beil (b. topor); ulitze, Gaſſe (b. ulice); veadru, Eimer (b. wedro); zelog, Pfand (b. záloh); zidu, Wand (b. zed); zlot, Gulden (b. zlato, Gold; poln. zloto) u. ſ. w. —

Woher dieſe Durchdrängung der walachiſchen Sprache mit ſlawiſchen Wörtern auch auf dem Gebiete des alltäglichen Lebens? — Wir können uns dieſe Erſcheinung nur durch die Annahme erklären, daß längere Zeit hindurch, etwa ſeit dem Untergange der Gepidenherrſchaft bis zur Zeit der Magyareneinwanderung im ehemals daciſchen Ländergebiete und namentlich in dem heutigen Siebenbürgen auch Slaven gewohnt haben müſſen. Zu dieſer Annahme werden wir, abgeſehen von allen linguiſtiſchen Gründen gedrängt, ſobald wir überhaupt auf die damalige Ausbreitung des Slaventhums einen Blick werfen und es in Erwägung ziehen, wie der breite Strom der ſlaviſchen Völkerwanderung vom 6. bis 10. Jahrhunderte ſich aus dem heutigen Rußland einerſeits bis über die Elbe und tief in die Alpen hinein, andererſeits von der Oſtſee bis zum adriatiſchen Meere und bis in den Peleponnes hinunter ergoſſen haben. Sollte wohl dieſe ſo lang anhaltende Hochfluth etwa nur die Außenwälle des inſelartig aufſteigenden daciſchen Gebirgslandes umſpült, das Innere desſelben jedoch unberührt gelaſſen haben? Wohl ſchwerlich! Den lavinenartig in ſeinem Fortgange anwachſenden Zug großer Völkerbewegungen hemmen nicht Berge, nicht Flüſſe, nicht Meere: nur der eiſernen Beharrlichkeit kampfbewährter Helden mag es wohl unter der Leitung ſolcher Führer, wie Marius und Karl Martell gelingen, den Anſturz der Lavine auszuhalten, daß ſie bricht und zerſtäubt. Aber aus Dacien hatte ſchon Aurelian die römiſchen Legionen zurückgezogen! —

Zu dem Allen fehlt es nicht auch an ganz poſitiven Zeugniſſen für die frühere Anſäſſigkeit von Slaven in Siebenbürgen. Voran ſtelle ich, der Zeitfolge wegen das Zeugniß des Anonymus Belae Regis Notarius, welchem diesbezüglich auch J. C. Schuller volle Glaubwürdigkeit beimißt; und es iſt zu bedauern, daß dieſer gediegene Forſcher die Sache nur ganz kurz andeutet [37]) und keiner nähern Erörterung unterzieht, wozu ihn eben ſeine ausgebreiteten und tiefen Sprachkenntniſſe mehr

---

[37]) Umriſſe und kritiſche Studien §. 32, Note 2).

Digitized by Google

als jeden Andern befähigten. Auch der berühmte Verfaſſer der Slaviſchen Alterthümer, der allerdings ſeine ſlaviſchen Eroberungen im Allgemeinen auch über Siebenbürgen ausdehnt, iſt der Sache nichts weniger als auf den Grund gegangen, ſondern begnügt ſich mit ein paar etymologiſchen Spielereien, indem er die Szekler für ſlaviſche „Sakulaten" erklärt, den Berg Bucsecs von den „Peucinern" herleitet und was das Zeugs mehr iſt.

Auf das Zeugniß des Anonymus Belae R. Notarius können wir uns hier um ſo getroſter berufen, da daſſelbe bekanntlich auch von den Walachen ſelbſt zum Beweiſe ihrer vertragsmäßigen Einigung und darum auch ihrer uralten Gleichberechtigung mit den Magyaren allegirt wird. Der Anonymus B. R. N. kennt aber zu Tuhutums Zeiten nicht nur Blachen, ſondern ausdrücklich auch Slaven in Siebenbürgen: „. . . . quod habitatores terrae illius (sc. ultrasilvanae) viliores homines essent Blasii et Sclavi" wird dem Tuhutum von ſeinem Kundſchafter Ogmand hinterbracht.

Beſtätigt wird übrigens dies Zeugniß des Anonymus auch durch förmliche diplomatiſche Urkunden.

So werden in einer Urkunde vom Jahr 1228 [38]) die Gränzen der von König Andreas II. dem Magister thavernicorum, Dionysius, verliehenen in der Nähe von Regun (Reen, Szász-Regen) gelegenen „possessio Zeplak" ſchließlich alſo angegeben: „. . . progreditur deinde ad alpes Clementis et inde ad Rusciam." Wir erſehn daraus, daß dazumal gleich hinter dem Kelemenhavas das eigentliche Ruthenenland begann. Daß aber auch herwärts von demſelben, zwiſchen dem Maroſch und Görgény Ruthenen gewohnt haben müſſen, bezeugen die daſelbſt vorkommenden Ortsnamen: Oroszfalu, Oroszi, Orosz-Idécs, Orsova, Sabenitza u. ſ. w. Auch ſei es hier nebenbei bemerkt, daß der h. Clemens ein vorzugsweiſe von den Slaven verehrter Heiliger geweſen ſein ſoll.

Einen noch poſitivern Beweis für die einſtige Anſäßigkeit von Slaven in Siebenbürgen liefert jene bereits von Gr. Jos. Kemény [39]) beſprochene Urkunde vom J. 1231 in welcher Gallus, filius Wydh de Bord, vor dem Weißenburger Kapitel erklärt, daß er die von Stoje's Sohn Bujul gekaufte „terra Boje, terre Zumbuthel conterminam et de presenti in ipsa terra Blachorum existentem" dem Truth, dem Sohne des Chorus gegen Rückerſatz des Kaufſchillings abgetreten habe, in Erwägung deſſen, daß auf Grund des von Truth geführten Beweiſes,

---

[38]) Urkdb. v. Teutſch und Firnh. XLI.

[39]) Im Kurziſchen Magazin I. Bd, Hft., 1. S. 175 ꝛc.

Digitized by Google

die terra Boje den Vorfahren desſelben noch von jenen Zeiten her gehört habe, in welchen der Ueberlieferung zu Folge das Land der Blachen noch den Bulgaren gehört habe, (a temporibus jam, quibus ipsa terra Blachorum terra Bulgarorum exstitisse fertur).

Ja in noch viel ſpätern Zeiten finden wir urkundlich Slaven und Walachen neben einander So in einer Urkunde vom J. 1506, von der mir blos die Regeſte bekannt iſt: „Wladislai R. mandatoriae possessoribus Dominii de Ebesfalva sonantes de abducendis Schlavis et Valachis, Saxonibus injurias inferentibus." (Im Nat. Arch. Nr. 487 nach Fr. Müller im Schäßb. Gymn. Programm 185⁵/₆ S. 49 Note 133.)

Mehr jedoch als durch alle ſchriftlichen Urkunden wird das einſtige Vorhandenſein von Slaven in Siebenbürgen durch zahlreiche Ortsnamen, in allen drei Landesſprachen bezeugt. Ich meine damit zunächſt diejenigen Ortsnamen, die in einer der heutigen Landesſprachen ganz unverhüllt die Nationalität der einſtigen Bewohner der betreffenden Ortſchaften ausſprechen. Nur ganz vereinzelt kommen ſolche Namen im Walachiſchen ſelbſt vor, wie in Szirbu (Ráczfalu im Zarander Komitat) und in Szirboj (Tótfalu im Kraßnaer Komitat). Im deutſchen Volksmunde finden wir ein „Reußmarkt" (urkundl. forum Ruthenorum), ein „Reußdorf" (Kund) im Kockelburger Komitate, ein „Reußdörfchen" bei Hermannſtadt, ein „Reußiſchdorf" am Görgény, und zwei „Reußen" (eines unter den Siebenrichter-Ortſchaften und eines im Dobokaer Komitate). In größerer Anzahl und Mannigfaltigkeit kommen derlei Ortsnamen im Ungriſchen vor, wie Oroszfája, Oroszfalu, Oroszi u. ſ. w. Tótfalu, Tótszállás u. ſ. w. Hieher müſſen wir auch das viermal vorkommende Cserged zählen, welches nach Wilh. Wenrich's Mittheilung ebenfalls einen Volksnamen für Slaven involvirt.

Noch mehr aber kommen hier diejenigen topographiſchen in Betracht, dern eigentliche Bedeutung aus keiner der jetzigen drei Landesſprachen, recht wohl aber aus dem Slaviſchen, erſchloſſen werden kann z. B. der Gebirgsname Paring (böhmiſch: paroh Zinke, Horn); die Flußnamen Dobra (gut, rein), Cserna (ſchwarz), Bisztra und Bistritza (böhm. bystry ſcharf, ſchnell); die Flurnamen: Kutine, bei Mühlbach der Winkel am Einfluß des Zeckeſch in den Mühlbach (böhm. kutine = Winkel); Lovistye, d. i. die terra Loystha vom Jahre 1233 [40]) (böhm. Loviště = Jagdbezirk, Fiſchgrube) und vor Allem die vielen Ortsnamen. Was nun die ſiebenbürgiſchen Ortsnamen überhaupt anbelangt, ſo iſt überaus

---

[40]) Urkdb. von Teutſch und Firuh. LIV.

Digitized by Google

bezeichnend, daß trotz der räumlichen und numerischen Ausbreitung der heutigen Walachen und trotz der angeblichen Aborigität derselben, denn doch vielleicht die meisten Ortsnamen, so wie sie im Munde der Walachen lauten, sich als bloße Verstümmlungen der ihnen zum Grunde liegenden deutschen [41]) und magyarischen [42]) Namen herausstellen; und daß von den für spezifisch walachisch geltenden Namen wieder nur ein verhältnißmäßig sehr kleiner Theil ächt romänischen, d. h. lateinischen Ursprunges ist, während der bei weitem größere Theil entweder handgreiflich slavisch ist, oder aber auf keltische, griechische und germanische Wurzeln sich zurückführen läßt, oder bis noch aller Erklärung spottet [43]).

---

[41]) Offenbar deutschen Ursprungs sind z. B.
Hambaku = Hahnenbach.
Fofeldea = Hochfeld.
Elbaku und Illenbav = Eulenbach.
Kelvaszer = Kaltwasser.
Ibisdorfe = Gibesdorf.
Dupesdorfu = Tobiasdorf.
Boholtza = Buchholz.
Hunderbek = Hundertbücheln.
Viszkir = Weißkirch.
Zelistad = Seeligstadt u. s. w.

[42]) Magyarischen Ursprungs sind z. B.
Krihalma = Kiralyhalma.
Kuhalma = Köhalom (Reps)
Feldioara = Földvár.
Higiku = Hidvég.
Varhegiu = Várhegy.
Osorheju = Vásárhely.
Heringlab = Haranglab.
Sziplaku = Széplak u. s. w

[43]) Lateinischen Ursprungs sind z. B.
Nucset (Nucetum), Sz. Jánoshegye.
Fazset (Fagetum), Olah-Bükös.
Subcsetáte (Sub civitate), Váralya.
Funtina, Hidegkut u. s w.

Rein keltisch ist: Dealu mare (Dálmár und Gyalmár), d. i. großer Berg. Dieselbe Bedeutung liegt in der lateinisch-keltisch und slavisch-keltischen Zusammensetzung muntele mare und vurfu mare.

Slavisch-lateinisch ist: Jäzere kepreretze, d. i. Gemsenteich.
Griechisch-lateinisch: Piatra alba = weißer Fels.
Germanisch: Groapa = Grube; Hulla, Hohlweg (siebenb.-sächs. Hill). ꝛc. ꝛc.

Digitized by Google

Was nun insbesondere die unzweifelhaft als slavisch sich herausstellenden Ortsnamen anbelangt, denen wir am häufigsten in den fast ausschließlich von Walachen bewohnten Landestheilen begegnen, will ich bei der großen Anzahl derselben mich darauf beschränken, nur einige wenige herauszuheben, die auf die Bevölkerungsverhältnisse Siebenbürgens zur Zeit der magyarischen und auch nach der sächsischen Einwanderung ein helles Licht werfen und den Beweis liefern, daß die Magyaren und die Sachsen ein slavisches Element noch vorfanden, das keineswegs hinter dem blachischen zurückstand, vielmehr als ansäßiger und bis dahin prädominirender Theil der Bevölkerung, mit den neuen Eroberern und Einwanderern weit eher sich befreundete, als die lieber in die Wälder sich zurückziehenden Blachen und Petschenegen. In diesem Zusammenhange bitte ich den geduldigen Leser mich noch einmal auf den Punkt zurückzubegleiten, von welchem recht eigentlich diese ganze Excursion ihren Ausgang genommen hat. Wir haben bereits gesehen, daß nigra aqua, Schwarzwasser und Feketevíz reine Uebersetzung des noch im walachischen Volksmunde fortlebenden slavischen Namen Csernavoda sind. Aber wer, so frage ich, vermittelte den Deutschen, welche aus ihren nahegelegenen Wohngebieten wahrscheinlich noch früher als die Magyaren in dieses Versteck eindrangen, das Verständniß dieses uns von den Walachen überlieferten und ihnen gleichwohl unverständlich gebliebenen Namens, wer? wenn nicht die damals noch vorhandenen slavischen Bewohner des Ortes? — Bildeten vielleicht gerade sie den eigentlichen Stamm der Ecclesia de nigra aqua? Wie immer, die Deutschen müssen im Lande noch slavisch redende Menschen vorgefunden haben, die mit ihnen nicht nur in sprachlichen Verkehr, sondern auch in kirchliche und bürgerliche Gemeinschaft traten. Nur aus einem solchen ursprünglichen Anschlusse an die Sachsen, läßt es sich erklären, wie die jetzt sogenannten Serben in Baumgarten, Reußdörfchen, Groß- und Klein-Schergied im 16. Jahrhundert [44]) auch zur Reformation übertraten und bis heutigen Tages zur evangelischen Kirche A. B. sich halten.

Um so weniger dann kann es einem Zweifel unterliegen, daß auch die Magyaren nicht nur bei der ersten Besitzergreifung des nordwestlichen Ultrasilvaniens, sondern auch bei ihrem allmäligen Vordringen nach Süden überall noch slavische Elemente vorfanden. Den schlagendsten Beweis

---

[44]) Vgl. was über denselben Gegenstand in des Vfs. Abhandlung „Verzeichniß der ältesten nachweisbaren Pfarrer des ehemaligen Decanatus de Spring" bei Groß- und Klein-Schergied gesagt worden ist. Ver.-Arch., VIII. Bd., 2. Hft., S. 332.

Digitized by Google

hiefür liefern die Ortsnamen. Noch heutigen Tages wird Karlsburg von den Walachen Belgrad genannt, obgleich ihnen die Bedeutung dieſes auch anderwärts noch vorkommenden rein ſlaviſchen Städtenamens unbekannt iſt: aber, ſiehe da! das magyariſche Fejérvar, d. i. Weißenburg, ſpricht die adäquate Ueberſetzung desſelben aus. Ganz in gleicher Weiſe verhält es ſich mit dem Namen des auf den Trümmern des einſtigen Zarmizegethusa und Ulpia Trajana nunmehr befindlichen Dörfchens, welches bei ſeinen walachiſchen Bewohnern noch immer den, dieſen allerdings unverſtändlichen, ſlaviſchen Namen Gredistye (Gradiska) führt, während auch hier der magyariſche Name des Dorfes „Várhely" d. i. Burgſtätte, in reiner Ueberſetzung den ſlaviſchen Namen wiedergibt. Ueberhaupt iſt es ſehr bezeichnend, daß gerade die am häufigſten vorkommenden walachiſchen Ortsnamen, wie Polyána[45]) und Szelistye[46]) ſich nicht aus dem Walachiſchen, dagegen ſehr gut und ganz ungezwungen ſich aus dem Slaviſchen erklären laſſen. Sehr bezeichnend führt, um nur noch ein Beiſpiel anzuführen, das heutige Törzburg noch aus der ſlaviſchen Vorzeit her von dem in der Nähe befindlichen Paſſe im Walachiſchen den Namen Brán, d. i. Thor, Pforte (böhm. brána).

Aus alle dem bisher Angeführten ſind wir wohl zum Schluſſe berechtigt, daß die Slaven in Siebenbürgen um die Zeit der Magyareneinwanderung den Blachen gegenüber keineswegs eine untergeordnete Stellung einnahmen, vielmehr den gewichtigern Theil der Bevölkerung ausmachten. Darauf mag wohl auch der Umſtand hindeuten, daß ſo manche walachiſche Wörter, denen der Begriff des Herrſchens und Gehorchens, der Tapferkeit, der Auszeichnung und des Amtes u. ſ. w. zum Grunde liegt, ſlaviſchen Urſprungs ſind z. B. zsupunu, Herr (böhm. žu pan, Gemeindevorſteher, Gerichtsherr); stepun, Patron, Brodherr; porunke, Befehl; szluga, Diener (böhm. sluha); bojár, walachiſcher Edelmann (vom ſlaviſch boj, Schlacht, Krieg); wojnik, Held (böhm. wojín, Krieger); swát, der Rath, Magiſtrat u. ſ. w. In ähnlicher Weiſe haben in neuerer Zeit die Walachen unter magyariſcher und ſächſiſcher Gerichtsbarkeit Wörter in ihre Sprache aufgenommen, wie: birou, Richter (magyariſch biró); funozsu, Gemeindevorſtand (magyar. falnagy); bulgur, Bürgermeiſter; purgar, Amtsdiener (im S. Sächſiſchen „Borger");

---

45) Der Name Polyána, Pojána kommt zum mindeſten 17mal als Ortsname in Gebirgsgegenden vor und entſpricht dem böhmiſchen „Polana", d. i. ebenes Feld im Gebirge, Gebirgswieſe.

46) Im Böhmiſchen bedeutet Sedliště, Wohnſitz, Heerd; sedliti anſiedeln.

Wormann, Wortmann, d. i. Vorsteher des äußern Rathes u. s. w. — Namentlich aber weisen die in vorzugsweise walachischen Gegenden einst so häufigen Knäsen (urkundlich kenezini)[47] auf einen ehemaligen slavischen Adel hin, der, wenn auch durch die magyarischen Eroberer von seiner früheren Höhe herabgestürzt, doch noch immer den eigentlichen Walachen gegenüber eine bevorzugte Stellung zu behaupten wußte, bis es endlich nicht weniger hervorragendern Geschlechtern aus dieser Klasse unter der Regierung König Ludwigs I. und König Siegmunds und zumal unter der Statthalterschaft des, wahrscheinlich auch aus solchem Geschlechte entsprossenen, Johann Hunyadi, gelang, das unsichere Knäsenthum mit dem rechtskräftigeren Titel „Neue königliche Schenkung" zu vertauschen und damit zugleich in die Reihen des ungarischen Adels einzutreten. Solches geschah vornämlich im Hunyader und Zarander Komitate. Gleichwie die sporadischen Slavengemeinden, die im Umfange des deutschen Kolonistengebietes lagen, sich mehr zu den neuen Ankömmlingen, als zu den alten blachischen Landesgenossen hingezogen fühlten, also schlossen noch viel lieber die walachischen Knäsen sich dem ungarischen Adel an, nicht nur weil sie dadurch ihre sociale Stellung sicherten und hoben, sondern auch im traditionellen Bewußtsein ihrer sie von der übrigen Volksmasse sondernden nationalen Abstammung. Um so weniger konnten die hie und da etwa noch vorhandenen Ueberreste der slavischen Bevölkerung ihre Nationalität auf die Dauer behaupten: der Prozeß, aus welchem durch die Verschmelzung der „Blasii et Sclavi" des Anonymus B. R. N. das moderne Walachenthum hervorgehen sollte, war im Ganzen bereits zum Abschlusse gekommen!

---

[47]) Ausführlich schreibt „Ueber die ehemaligen Knesen und Knesiate der Walachen in Siebenbürgen" G. Jos. Kemény im Kurzischen Magazin II. Bd., 3. Hft., S. 286–339.

Digitized by Google

Deutsche Mythen

aus

siebenbürgisch-sächsischen Quellen

von

Friedrich Wilhelm Schuster.

I.

Einleitung.

1.

Der Zweck dieser Mythenforschungen ist selbstverständlich ein ausschließlich wissenschaftlicher [1]), zunächst Sicherung, Erweiterung, Vermehrung der im Gebiet der germanischen Mythologie [2]) bisher gewonnenen Erkenntnisse durch Sammlung und Auswerthung der siebenbürgisch-sächsischen Quellen. Es muß der Wissenschaft willkommen sein, wenn hier alter Besitz neu beurkundet, längst aus Deutschland Bekanntes weiter belegt und bestättigt oder, was bisher nur in Skandinavien oder in noch weiterer Ferne bei urverwandten Völkern aufgefunden worden, durch Ueberlieferungen unseres Volksstammes nun auch als zweifellos deutsches Eigenthum nachweisbar erscheint. Denn mehr noch als Bestättigung muß Erweiterung und Berichtigung das Ziel der Mythenforschung sein. Es ist lohnend, neue Züge eines bekannten Mythus, wesentliche Abweichungen im Zusammenhange, ältere Formen aufzufinden und neue Gesichtspunkte zur Erklärung aus unsern Quellen zu gewinnen und als noch

Digitized by

werthvolleren Erwerb die auch mögliche Entdeckung ganz neuer, bisher nicht gekannter Mythen, die sich in irgend einer Weise als germanische kennzeichnen. Außer dem unmittelbaren Zweck die germanische Mythologie zu fördern haben diese Forschungen auch eine kulturgeschichtliche Aufgabe. Sie beleuchten mit unsern Zusammenhang, unsere nähere und entferntere Verwandschaft mit andern deutschen Stämmen, die eigenthümliche Phantasierichtung der siebenbürgischen Sachsen [3]) in Mythenbildung und Götterverehrung, kurz sie bieten auch Werksteine zu einer Geschichte und Naturgeschichte der siebenbürgischen Sachsen.

Vergleichung nicht nur innerhalb des germanischen Völkerkreises, sondern auch darüber hinaus läßt sich bei einem solchen Vorhaben nicht abweisen; sie bleibt in vielen Fällen der einzige unentbehrliche Wegweiser. Allzugroßem Eifer thut immer die Schranke der Kraft und die Gefahr sich in dem unermeßlichen Urwald rettungslos zu verlieren von selbst Einhalt.

2.

Daß die Quellen der Mythologie, wie überhaupt deutsche Ueberlieferung unter den Sachsen Siebenbürgens noch sehr reichlich fließen müssen, hat die theilweise Veröffentlichung derselben, haben einzelne mythologische Abhandlungen [4]) bereits erwiesen; aus einer richtigen Erwägung der historischen Thatsachen ließ es sich wohl schon früher schließen. Die Sachsen sind aus Deutschland nach Siebenbürgen eingewandert zu einer Zeit als die heidnische Ueberlieferung, wie zuerst die Mythologie Jac. Grimms gezeigt hat, noch lebendig genug war. Das Christenthum in manchen Gegenden erst seit drei Jahrhunderten eingeführt, hatte zunächst nur äußerliche Herrschaft erstrebt und gewonnen. Selbst als allmählich seine sittlichen Grundsätze die Gemüther eroberten, blieb der heidnische Mythus, unausrottbar in Dichtung, Recht, Sitte, dem ganzen Leben des Volkes wurzelnd, fast unberührt. Mit dem christlichen Sittengesetz nicht in unausgleichbarem Widerspruch fand man sich mit dem christlichen Mythus der fremdere Anschauungen brachte, in der Weise zurecht, daß man ihn sogleich mit dem eigenen Sagenreichthum erfüllte und verquickte, in der christlichen Hülle, die selbst neuen Zuschnitt erhielt, den heidnischen Kern rettete [5]), wobei bewußt und unbewußt die christlichen Priester auf das erfolgreichste mitwirkten. [6]) Mit solchem Besitz in eine fremde, ihnen anfangs und später meist feindlich entgegenstehende Welt einziehend, schlossen sich unsere Vorfahren innerlich gegen dieselbe ab. Der Mangel geistiger Wechselbeziehung und Wechselwirkung in nächster Nähe konnte ihrer Ueberlieferung nur Verluste aber nicht Umbildung

Digitized by Google

und Ueberwucherung durch Fremdes bringen. Was man deſſen etwa in den ältern Zeiten in naiver Weiſe aufnahm, wurde von dem geſunden Organismus des Volks ſofort verdaut und erhielt nach Form und Geiſt nationales Gepräge, das ſpäter Aufgenommene hielt man mit Bewußtſein von dem eigenen Erbe geſchieden. [7]) Die Fülle der Quellen begreift ſich aus dem folgenden knappen Verzeichniß:

1. Märchen, nach gänzlichem Verluſt der alten Götter- und Heldengeſänge entſchieden unſere ergiebigſte Mythenquelle. Kaum irgend ein deutſcher Volksſtamm beſitzt ſo ſtark mythiſche Mährchen, wie der unſrige. Die Märchen ſind überhaupt nur äußerſt ſelten ſelbſtſtändige, willkührliche Schöpfungen aus allerlei ältern und jüngern Motiven und in dieſem Falle allerdings ohne jeden Quellenwerth, vielmehr finden in ihnen faſt immer Niederſchläge alter Götter- und Heldenmythen, theils der urſprünglicheren Naturmythen, die oft weit über das Alter der Edden und ihrer Mythenformen hinaufreichen, theils der meiſt jüngeren ethiſchen Mythen. Jüngere Märchen enthalten doch wenigſtens Fortbildung — organiſche oder unorganiſche — oder auch nur Nachbildung der älteren Götter- und Heldenmythen, beziehungsweiſe älterer Märchen und beſitzen immerhin noch einen mythologiſchen Quellenwerth. Die Lostrennung des Märchens von dem Mythus, der urſprünglich Schöpfungs-, Götter-, Helden- und Volksgeſchichte, alſo faſt des Volkes geſammte Ueberlieferung umfaßte iſt wohl nur geſchehen indem es als volksthümlichere Form den Mythendichtungen der Sänger und Prieſter gegenübertrat. Das bedingt natürlich ein gewiſſes Zurückbleiben in der Entwickelung und erklärt das lange Haften älteſter Mythenformen in den Märchen, wobei nur die oft auffallende Durchſichtigkeit der Naturſymbolik überraſcht. In der Fortentwickelung bis auf die jüngſte Zeit hat im Ganzen der Heldenmythus mehr Einbuße und Vergröberung erlitten als der eigentliche Göttermythus. Alles das gilt von dem Thiermärchen wie von den andern; es wurzelt auch im Heidenthum. [8]) Charakteriſtiſch für die Geſtalt des Mährchens ſind einige faſt immer wiederkehrende Merkmale, wie die Eingangstype: „es war einmal" und ähnliche, wodurch die Handlung in eine unbeſtimmte Vergangenheit zurückverlegt wird, das Vorherrſchen des Trilogiſchen (drei Brüder, Freunde, Geſellen, Schweſtern ꝛc. Träger der Handlung, die ſich ſelbſt dreifach oder wiederholt dreifach abſtuft, drei Gegner, drei Helfer u. ſ. w.), das bedeutungsvolle Auftreten von Thieren, die ſich als Vertreter der Götter erkennen laſſen, deren Attributsthiere ſie einſt geweſen, (wie die Götter ſelbſt in noch älterer Zeit wohl mehrentheils in Thiergeſtalt gedacht wurden), endlich die faſt ausnahmslos durchgeführte poetiſche Gerechtigkeit. Unſer noch

unübersehbarer Reichthum an Märchen ist uns meist mit andern deutschen Stämmen gemeinsames Gut, doch zeigen gerade die mythisch gehaltvollsten sich auch am eigenthümlichsten gestaltet [9]).

2. Sagen. Ein Unterschied zwischen Märchen und Sage [10]) hat sich nur allmählich entwickelt, ungelöst wurzelten beide einst in dem Mythus; durch Anwachsen an Oertlichkeiten und im volksthümlichen Sinne historische Personen mußte sich nach der Ablösung bald verschiedener Character ausprägen. Endlich erscheint die Sage auch als bloß volksthümliche Auffassung und Auswucherung der Geschichte und zuletzt sogar als mehr oder minder bedeutungsvoll ausgeführte Anekdote. Nur auf den ältern Stufen bietet sie dem Mythologen reicheres Quellenmaterial. Unsere Sagen sind im allgemeinen weit weniger gut erhalten, als die Märchen [11]). Die Erscheinung erklärt sich durch die Auswanderung und ihre für das Leben der Sage natürlich ungünstigeren Folgen [12]). Am reichsten ist die Sage in der Bistritzer Umgegend erhalten, wo sie auch noch viel Frische hat. Mir sind vom dortigen Gymnasiallehrer Herrn Berthlef allein gegen 100 Sagen freundlichst im Manuscript mitgetheilt worden.

3. Volkslieder. Auch unser Volkslied hat große Verluste erlitten; Vieles ist gänzlich verloren, Vieles in Trümmern [13]) doch hat sich, als man an's Sammeln ging, immer noch mehr auffinden lassen, als man gehofft hatte. Durch sagenhafte und märchenhafte Balladenstoffe, durch einzelne mythische Bestandtheile, durch Spuren ehemaligen Gebrauchs zu Cultuszwecken kommen sie hier vorzüglich in Betracht [14]).

4. Sprichwörter [15]).

5. Räthsel. Schon die Räthsellieder der Edda bezeugen ihre Wichtigkeit [16]). Unser Volk besitzt deren eine nicht geringe Zahl, doch geben die wenigen bisher gesammelten [17]) nur geringe Ausbeute.

6. Heils- und Zauberformeln, ihrem Ursprunge nach fast durchgängig heidnisch, später durch Umdichtung und Aufnahme der Heiligen an Stelle der alten Götter dem Christenthum anbequemt (wie es scheint unter starker Betheiligung der christlichen Priester selbst), von unserer protestantischen Geistlichkeit besonders in der Zeit der Hexenprocesse verfolgt, aber noch heute vielfach vom Volke gebraucht, gehören zu den wichtigsten mythologischen Quellen. Wir sind im Besitz vieler Stücke dieser Gattung [18]).

7. Kinderdichtungen. Sie reichen in vielen Stücken in gleich hohes Alterthum zurück, haben aber gerade an mythischem Gehalt starke Einbuße erlitten, wie besonders die Vergleichung mit einer von Zappert entdeckten Aufzeichnung aus dem 10. Jahrhundert lehrt. Wir

Digitized by Google

sind nicht arm an Kinderdichtungen. Hieher sind auch die vielen Kinderspiele zu rechnen [19]).

8. Dramatisch-mimische Spiele, Tänze, Umgänge und Mummereien. Diese, so weit sie volksmäßig sind, fast durchgängig dem Heidenthum angehörend, dem sie zu Cultuszwecken dienten, können als reichhaltige und gewichtige mythologische Quellen nicht genug geschätzt werden. Unser Volk hat sich sie in Menge gewahrt und ihnen bei aller Einbuße noch viel Alterthümliches gelassen. Es gehören hieher Festspiele Pfingst- und Faschingsumzüge, Gänse- und Hahnabrennen, Weihnachts-Faschings- und andere Mummereien mit Typen, Todaustragen, Hochzeitsreden, Spießtanz, Schwerttanz, Rößchentanz, Bärentanz u. s. w. [20]).

9. Volksgebräuche bei Taufen, Hochzeiten, Tod und Begräbniß, bei Aussaat und Ernte, bei häuslichen und gemeindlichen Feierlichkeiten und andern Gelegenheiten liefern viel schätzbares Material [21]).

10. Aberglauben aller Art eine ergiebige Quelle, doch gilt dies in geringerem Grade von dem Theil, welcher in den zahlreich erhaltenen Hexenprocessen niedergelegt ist. Diese liefern verhältnißmäßig weniger Ausbeute. Seit ihrem Erlöschen scheint sich wieder mehr Altheidnisches in dem Hexenglauben des Volkes einzunisten [22]).

11. Endlich birgt auch die Sprache selbst in einzelnen meist dunkeln Ausdrücken in Flüchen, Schelten und Spottrufen, in Personen- und Thiernamen, in Benennungen von Ortschaften, von Flur und Wald, Gewässern und Gebirgen, Gräben und Schluchten, Ruinen u. d. gl. mythologisches Material. Wohl konnten unsere Vorfahren den neuen Wohnstätten in Siebenbürgen nicht mehr mit Bewußtsein und Absicht mythische Namen geben, sie thaten's in Erinnerung an die verlassene Heimath, brachten die Namen eben mit und hefteten sie an den neuerworbenen Boden. So haben siebenbürgische Oertlichkeiten im zwölften Jahrh. längst nicht mehr verstandene, uraltheidnische Benennungen erhalten können [23]).

3.

Der Mythenerwerb, der sich aus der Verwerthung dieser Quellen ergibt, kann verschiedener Art sein: 1. Mythen, die ohne alle Abweichung hier wie in Deutschland erscheinen, können ebensowohl im Jahrhundert der Einwanderung nach Siebenbürgen gebracht als später und selbst jüngst eingeschleppt worden sein. Nur ihr inniger Zusammenhang mit Ueberlieferungen, die uns nach allen Kennzeichen altes Eigenthum sind, würde auch für unsere Ansprüche auf ihren längeren Besitz entscheiden können. In der Darstellung sind sie als nochmalige Belege bekannter Thatsachen

Digitized by Google

und kulturgeschichtliche Zeugen nicht zu übergehen. 2. Mythen, die sich in Deutschland nicht, wohl aber im skandinavischen Norden erhalten haben, werden kraft unserer Quellen auch für Deutschland wieder gewonnen, wo sie mindestens zur Zeit der Auswanderung noch lebendig sein mußten. 3. Mythen, die sich in Deutschland und dem skandinavischen Norden nur aus ältester Zeit nachweisen lassen, später dort verschwinden, aber in unseren Quellen wieder auftauchen, werden dadurch von neuem beurkundet und können dort nur nach der Zeit unserer Auswanderung erloschen sein. 4. Mythen, die sich in Deutschland in wesentlich anderer Gestalt als bei uns vorfinden, können ihre gegenwärtige Gestalt entweder schon unter den ersten Einwanderern gehabt oder später erhalten haben. Das erstere wird wahrscheinlich, wenn sich unsere Quellen in Uebereinstimmung mit den nordischen befinden und es ist dann zu erwägen, ob den Ergebnissen unserer Forschung eine berichtigende oder erweiternde Kraft zugestanden werden dürfe oder nicht; das letztere wird der Fall sein, wenn unsere Quellen mehr den Ueberlieferungen mitwohnender oder benachbarter indogermanischer Völker gleichen, in welchem Falle die Einwirkung von dieser Seite anzunehmen ist. Ist beides nicht der Fall; so bleibt die Annahme ursprünglicher Abweichung zwar möglich, aber allmähliche Fortbildung des Mythus immerhin die natürlichste Erklärung der Erscheinung. 5. Mythen, die bisher weder in Deutschland noch dem germanischen Norden aufgefunden wurden, können unter verschiedene Gesichtspuncte fallen. Kommen sie bei benachbarten indogermanischen oder fremden Völkerstämmen vor, so ist die Entlehnung von dorther kaum zu bezweifeln. Lassen sie sich in solcher Nähe nicht, aber wohl in weiterer Ferne (z. B. Indien), die eine Entlehnung in historischer Zeit undenkbar erscheinen läßt, bei sprachverwandten Völkern nachweisen, so mögen sie als eine neue Entdeckung und Errungenschaft urgemeinschaftlichen Gutes für die deutsche Mythologie gelten. Wäre ein Mythus unserer Quellen überhaupt sonst nicht aufzufinden — ein Fall, der kaum denkbar ist, so könnte nur sein germanischer Character, sein inniger Zusammenhang mit unzweifelhaft germanischen Ueberlieferungen über seine Zuständigkeit entscheiden.

4.

Die schwierigste Aufgabe bleibt eine klare, durchsichtige Anordnung der gewonnenen Ergebnisse bei der Darstellung des Ganzen, eine Bedingung wodurch Werke, wie das hier beabsichtigte, erst nutzbar werden. Die Schwierigkeit liegt einerseits in der mehrfachen Natur aller mythischen Wesen, wornach vorzüglich bei den Germanen die verschiedensten,

Digitized by Google

oft scheinbar widersprechendsten Eigenschaften und Aufgaben an dieselbe Gottheit übertragen erscheinen, andererseits gerade in dem Pleonasmus der Mythen, wodurch dieselben Eigenschaften und Aufgaben, dieselben Attribute mehreren höheren und niederern Wesen beigelegt werden, dieselbe Idee in mehrfachem Bilde zur Versinnlichung kommt; ferner in der Flüßigkeit und Veränderlichkeit der Mythen, dem Ineinanderspielen älterer und jüngerer Auffassungen, endlich in der häufigen Lückenhaftigkeit und Abgeblaßtheit unserer Quellen [24]).

Erwägt man diese Umstände, so muß es am gerathensten erscheinen, das seiner Natur nach aus Stückwerk Zusammengetragene nicht in ein allzugeschlossenes Ganze zu zwingen, sondern in einzelnen Abschnitten loseren Zusammenhangs die verschiedenen Götter und dämonischen Wesen sammt ihren Mythen nach einer möglichst natürlichen, durch Verwandtschaft und Gegensatz bestimmten Reihenfolge abzuhandeln — wobei doch immer durch Anmerkungen an geeigneten Stellen Fernsichten eröffnet und verknüpfende Fäden gezogen werden können — und am Schluß das Verhalten der Menschen den übermenschlichen Mächten gegenüber zu erörtern. Ein allgemeines Sach- und Namenregister, die Benützung erleichternd, gilt für ähnliche Werke immer als passender Schlußstein.

II.

Woden.

1.

Der Namen des höchsten, deutschen Gottes hat der Natur unserer Sprache gemäß für uns Woden [1]) gelautet oder — nach ihrer starken Neigung zu Ausfall und Ausgleichung — Wod'n, wornach in Zusammensetzungen auch Wo'n nicht befremden darf. In dieser verkürzten Form ist uns des Gottes Namen unzweifelhaft erhalten in zwei Waldbenennungen. Die eine dieser Waldungen liegt bei Martinsberg und führt den Namen Wonsbäsch d. i. Wodanswald und so treffen hier zwei das Gedächtniß des alten Gottes erhaltende Zeugen bedeutungsvoll zusammen, da bekanntlich auch die Martinsberge auf ihn zurück führen [2]). Die andere Waldung gehört zum Gebiet von Mühlbach und heißt: Wonslenk. Da das Wort fem. ist, in solchen aber ableitendes ing und ung nicht in ling oder lung auszuwuchern pflegt (J. Grimm d. Gr. II. 354 fl.) so kann die zweite Sylbe überhaupt nicht als Ableitungssylbe angesehen, muß vielmehr vermuthet werden, daß dieselbe ein

Digitized by Google

Appelativ enthält, in welchem — wie mehrmals im Sächsischen geschieht — die nach tonlos gewordenem e schwerfällige Gutturalmuta nasalirt worden [3]). Alsdann stimmt zu unserer Zusammensetzung Wonslenk deren erster Theil als männliche Genitivform zu erkennen ist, buchstäblich jenes „Wonslag" bei Windbergen in Dientmarschen (J. Grimm D. M. 1206 in den Nachträgen) und ganz gleich gebildet sind: Wunstorp in Niedersachsen Woenswaghen, Woonswaghen (J. Gr. D. M. 138), Woensdag (Grimm. D. M. 114) Onsberg, und die aus Wodnesford, Wodnes stede und Wodnes treôw entstandenen Wansford, Wanstead, Wanstrow (J. Mitchell Kemble: die Sachsen in England, I. Bd. S. 283) wornach wir also auch in der Wonslénk einen Wodenswald oder eine Wodensstätte als Theil eines Waldes haben [4]). Beide Waldungen Wonsbäsch und Wonslénk sind stattliche Eichenforste.

Auch der Wodesch, Name einer (bewaldeten?) Hochebene zwischen Tobiasdorf und Häzeldorf wird auf Woden zu beziehen sein, wenn der Name als atributiver Genitiv eines abgefallenen, damit zusammengesetzten Substantivs (das den Begriff: Wald, Holz oder einen ähnlichen enthalten haben müßte) angesehen werden darf, wozu die Vergleichung mit anderwärts vorkommenden ähnlichen Bildungen, wie s'Wuotas das Müller aus Meier XVIII. heranzieht, zu berechtigen scheint.

Den Gudensbergen (J. Grimm. D. M. 139) stände ein Gotsrêch bei Nieder-Eidisch zur Seite und uns wäre darin auch eine mehr fränkische Namensform des Gottes enthalten, wenn man aus Gotsrêch unbedenklich ein Godesrêch, Godenesrêch machen dürfte. Es ermuthigt hiezu die Bemerkung, daß der christliche Gott bei uns auch in Zusammensetzungen nicht leicht außer der Verbindung mit här vorkommt, das ihm wie völlig eingewachsen ist. Man sagt: Härgot, Härgotschäjeltchen, Härgodiszken, u. s. w. nur: Gotsbuorich, Gotsbürjel (Gotteseber) welches wieder heidnisch ist [5]).

2.

Die Gestalt des Gottes, seine äußere Erscheinung in Kleidung, Waffen und sonstigen Attributen haben unsere Quellen vielfach gewahrt. Der nordische Odhin ist der bärtige, bemantelte, breithutige Alte [6]). Und so zeigen ihn unsere Quellen. Ausdrücke wie: dier ält Härgot lieft nôch, dier ält fuoter, dier åld äm hèmel lieft nôch, die oft genug gehört werden und wohl noch heidnischen Beischmack haben könnten, will ich nicht betonen. Deutlicher schon läßt sich der Gott erkennen, wenn in einer von Müllers Sagen ein bärtiger Greis mehrmals erscheint, und den Ort angibt, wo die Schätze liegen. In einer andern

Digitized by Google

ist er unverkennbar. Er erscheint darin von hoher Gestalt, in langen Kleidern mit breikrämpigem Hut und macht einen Armen reich, indem er ihn zu großen Schätzen im Walde führt. In beiden Sagen ist er zugleich der Wunschgott [7]) und Besitzer von Schätzen. Davon ist später noch mehr anzuführen, wenn gleich er seinen Wunschstab bei uns öfter an alte Mütterchen, Göttinen, besonders Hel der er ohnehin zukommt, überlassen hat. Auch an all den Sagen, wo gespenstische Pfarrer oder Pfaffen erscheinen, ist gewiß an Woden zu denken. Die Umwandlung wird durch die Aehnlichkeit der Kleidung erklärlich [8]). Als alter Mann mit der beigesetzten Erklärung: das war Gott der Herr erscheint er deutlich in folgendem Zauberspruch: (Sieb. s. Volks d. S. 301).

Früsam und die Beermutter gingen umb einen scheiblichen Berg,
Da begegnet ihnen ein alter Mann (das was Gott der Herr) der sprach:
Früsam und Beermutter wohin sollt du gehen?
Ich soll zu N. N. gehen
Ich soll ihm sein Herz abstoßen
Und sein Bein zerbrechen.
Das sollt du nicht thun. Ich bin schon da gewesen u. s. w.

Die ungeschickte Erklärung: das was Gott der Herr ist sichtlich eingeschoben. Der alte Mann ist Woden, der die Krankheit bespricht wie die Flamme in Grimnismal und ihr den Eintritt in das Haus verbietet, wo er als Gast und Freund geweilt. Auch hievon ist noch zu sprechen.

Vor allem sind es die Märchen, welche in überraschender Weise von dem Gott Zeugniß geben. Durch eine ganze Reihe der Haltrich'schen Sammlung waltet er immer in derselben, nur mit mehr oder weniger Vollständigkeit gezeichneten Gestalt auftretend, wie sie uns namentlich durch die nordischen Denkmäler überliefert ist. Die Menge der Zeugnisse verstärkt die Beweiskraft der einzelnen. Es ist nothwendig den Inhalt einiger kurz auszuziehn:

Der gerechte Lohn (Nr. 3 bei Haltrich) erzählt von drei Brüdern, die nacheinander auf Abenteuer ausgehn. Der älteste zuerst. Als er von dem mitgenommenen Kuchen sein Mittagsmahl am Wege hält, kommen die Vögel, wollen die Brosamen aufpicken; er aber verjagt sie. Darauf kommt ein alter Bettler, bittet um ein Stückchen Kuchen, wird aber abgefertigt. Endlich erscheint auch ein alter Mann, nimmt ihn in Dienst als Schäfer; der Junge thut den Dienst schlecht und wird am Ende der Dienstzeit mit einem Sack voll Goldes entlassen, das aber

Digitized by Google

als er nach Hauſe kommt, in Sand verwandelt iſt. Dem zweiten Bruder ergeht es ebenſo. Der Jüngſte theilt ſeinen Aſchenkuchen mit dem Bettler, ſtreut die Broſamen für die Vögel aus, dient dem Alten redlich und kehrt endlich reich beſchenkt nach Hauſe.

Die drei Rothbärte. (Nr. 2 bei Haltrich.) Ein bekanntes Märchen, doch hier mit eigenthümlichem Eingang. Drei Brüder gehen nacheinander in die Welt ihr Brod zu verdienen. Jedem von ihnen begegnet ein alter Mann in grauem Mantel und fragt: wohin? — „In die Welt, dienen." — So hüte dich vor einem Rothbart! — Alle drei befolgen die Warnung nicht, und kommen dadurch in ſolche Noth, daß ſie zuletzt gehangen werden ſollen. Als ſie ſchon auf der Galgenleiter ſtehn, erſcheint der Alte im grauen Mantel, nur ihnen ſichtbar, gibt den Unſchuldigverdammten die vergeſſene Sprache wieder und rettet ſie dadurch.

Das wohlfeile Holz. (Nr. 4 bei Haltrich.) Ein Bauer fährt Holz zur Stadt. Sein Weg führt ihn durch einen Wald. Hier tritt ihm ein alter Mann mit langem Bart in weitem, grauem Mantel entgegen und gibt dem Bauer den Rath, ſein Holz nicht theurer als um einen Pfennig zu verkaufen, wenn er glücklich werden wolle. Der Bauer befolgt den Rath. Der frohe Käufer will ihm noch einen Trunk Wein reichen. Als er aber denſelben aus dem Heber laufen läßt, ſieht er überraſcht, daß das Getränk ganz trüb iſt. Er zieht aus einem andern Faſſe. Der iſt blutigroth; aus dem dritten goldgelb, aber dick. Letztern gießt der Bauer in ſeinen Torniſter, daß er ſich bis nach Hauſe dünn ſchlage. Im Walde tritt wieder jener Alte zu ihm, fragt, wie es ihm ergangen und erklärt hierauf, der trübe Wein bedeute eine Reihe trüber Hungerjahre, der blutrothe blutige Kriegsjahre, der goldgelbe ſeinebſt dem für das Holz empfangenen Pfennig des Bauern Glück. Zu Hauſe findet ſich, daß der Wein im Torniſter, der unterwegs immer ſchwerer geworden, ſich in Gold verwandelt hat, die Börſe aber worin der Heckpfennig ſteht, immer voll Geld bleibt.

Die Hälfte von Allem. (Nr. 9 bei Haltrich.) Auch hier erſcheint ein hilfreicher Alter in grauem Mantel; andere Relationen haben an deſſen Stelle eine alte Steingeis, was auf Thor weiſt. Das Märchen erſcheint auch ſonſt, doch nicht mit ſo kenntlicher Zeichnung des Alten.

Der Rohrſtengel. (Nr. 42 bei Haltrich.) Der Alte gibt dem Helden einen Seidenfaden, woran er die goldborſtige Sau mit den

Digitized by Google

zwölf Ferkeln lenken kann. Auch dieses Märchen ist in Deutschland in wenig abweichender Gestalt verbreitet.

Das Hirsekorn. Ein Junge, der nur ein Hirsekorn geerbt, zieht damit in die Welt, begegnet einem alten Mann mit breitem Hut und grauem Mantel. Auf des Jungen freundlichen Gruß entgegnet er: Du wirst dein Hirsekorn verlieren aber dadurch gewinnen. Das trifft ein. Bei einem Bauern frißt ihm ein Hahn das Hirsekorn; dafür erhält er den Hahn. Auf dieselbe Weise tauscht er bei einem andern Wirthe für den Hahn ein Schwein, dann für das Schwein eine Kuh, für die Kuh einen Hengst, mit dem er auf den Glasberg reitet und die Königstochter befreit [10]).

Ich thue einen Rückblick auf die angeführten Märchen. In ihnen allen erscheint der Alte, in den Rothbärten, der Hälfte von Allem, dem Rohrstengel zugleich im grauen Mantel, im wohlfeilen Holz mit langem Bart im weiten grauen Mantel, im Hirsekorn endlich auch mit dem breiten Hut. Ueberall ist er nicht Neben- sondern vollendende Hauptperson. Die Helden stehen zu ihm in jenem bekannten Schutzverhältniß, das Odhin, wie vielfach bezeugt ist, mit bevorzugten Menschen einzugehen pflegt. Als alter Bettler versucht er im gerechten Lohn selbst seine Schützlinge wie den Geirröd in Grimnismal. Als Rothbart scheint ihm Loki in den Rothbärten entgegenzustehen. Unsichtbar nahend rettet er in dem Moment, wo nur er es noch kann. Wenn er die Sau mit den zwölf Ferkeln bändigen hilft, in der wir später das Sonnenschwein erkennen werden, so ist das wieder ein Zeichen seiner Göttlichkeit. Im wohlfeilen Holz ist der Alte auch der weissagende, in allen der begabende, der schon mit seinem Gruß das Glück spendet, der Wunschgott; er verleiht den bekannten Heckpfennig und im Hirsekorn sein Roß, denn nur dieses kann den Glasberg ersteigen oder, das gleichbedeutend ist, die Waberlohn durchschreiten.

Sein unsichtbares Nahen und Schwinden ist vermittelt durch den Mantel. Darin pflegt Odhin auch über Wellen und Wolken zu fahren. Dieser Zug aus dem Mythus des Gottes ist übergegangen in die Sagen von Klinsor im Wartburgkrieg [9]) Heinrich dem Löwen und andern [10]). Auch bei uns ist eine Erinnerung dessen übriggeblieben in der bekannten Sage vom rothen Königsrichter aus Reps (Müllers Sag. Nr. 126) und dessen zauberkundigem Knecht Menonges, die auf dem ausgebreiteten Mantel des letztern von Mitternacht bis früh morgens aus der Gefangenschaft in Konstantinopel durch die Luft heimkehrten. Der Herr durfte während der ganzen Reise kein Wort sprechen. Im ver-

Digitized by Google

hüllenden entführenden Mantel sind die fahrenden Wolken des Himmels versinnlicht.

3.

Haben wir in den vorausgehenden Märchen den Alten als vorwissenden, weissagenden gesehen, der im wohlfeilen Holz aus den drei Weinen Hungersnoth, Krieg und Glück verkündigt, (alle drei stehen in seiner Gewalt), so soll er uns nun auch als der berühmte Räthsellöser entgegentreten, Odhin weiß die verborgensten Dinge und alle Räthsel kann er lösen. So sehen wir ihn in Vafthrudhnismâl sich in den geistigen Wettstreit mit dem alten Joten einlassen und so finden wir ihn in einem unserer Märchen, dem „Erbsenfinder (Nr. 32 bei Haltr.) dem Helden beistehn in Beantwortung von Fragen, die ihm der Teufel zu lösen gibt. Ein Junge hatte eine Erbse gefunden und war sehr froh. „Denn — dachte er — jetzt bist du aus aller Noth. Du säst die Erbse, über's Jahr hast du davon ein Maß, über zwei Jahre einen Kübel und so fort." Wohin sollte er aber den großen Erbsenreichthum über fünf Jahre schütten? Er ging um tausend Säcke vom König zu leihen. Der König vermuthete, der Junge müsse sehr reich sein, und gab ihm seine Tochter zur Gemahlin. Da ließ der König anspannen und wollte mit dem jungen Paar fahren, des Schwiegersohnes Schloß zu sehn. In Verzweiflung will der Junge unterwegs in einem Walde entfliehn. Da begegnet ihm der Teufel und verspricht ihm ein Schloß mit allem Zubehör und neun Schweinen im Stall, unter der Bedingung, daß ihm der Junge nach sieben Jahren neun Räthselfragen beantworte, wo nicht sein eigen sei. Der Vertrag wird eingegangen. Aber nach Verlauf der Frist neue Verzweiflung. Da begegnet ihm ein alter Mann und tröstet, er wolle ihm beistehn, daß er alle Fragen beantworten könne. Der Teufel muß ohne Gewinn abziehn. Die neun Fragen wie auch die Antworten haben altes Gepräge, nur die fünfte Antwort scheint verdorben, — einige kehren in deutschen Märchen wieder. Unser Märchen scheint übrigens schlecht erhalten; es fehlt überall an rechter Motivirung. Doch erkennen wir den Alten sogleich als Odhin den Räthsellöser; in dem Teufel aber steckt eben so augenscheinlich ein Riese wie überall, wo der Teufel als Baumeister erscheint. Woden steht also dem Helden des Märchens mit seiner Weisheit gegen die Hinterlist eines Riesen bei.

4.

Bei Mimirs-Brunnen hat sich Odhin die Gabe der Weissagung geholt, sie aber mit Zurücklassung seines einen Auges be-

Digitized by Google

zahlt. Er iſt alſo einäugig „altero orbus oculo“, ja er erſcheint zu weilen überhaupt der Sehkraft beraubt „orbus oculis“ [11]). Davon wiſſen unſere Ueberlieferungen ſehr viel zu ſagen. Ein in Müllers Hexenpr. in Siebenb. mitgetheilter Zauberſpruch lautet nach meiner Emendirung Siebenb. ſächſ. Volksd. S. 291.

Ich geng durch en dankle wâlt,
dô begênt mer e mâp, dier wôr âlt,
de ûge wôren em gebrôchen,
de häinjt wôren ém fersprôchen,
dat se mer nêt schuode kangden
durch Krist desz härn séinj hêlich fâf wangden,
(unt brêche mer e fritréisz ä méinj hânt).

Der ſchöne, alterthümliche Spruch iſt vielleicht nur in der 6. Zeile, worin Chriſtus erſcheint verdorben; nur in dieſer wird auch plötzlich die Klarheit geſtört. Von der letzten Zeile iſt ungewiß, ob ſie zum Spruche mitgehört oder die begleitende Handlung bezeichnet. Der Sinn des Spruches aber iſt unzweifelhaft. Der alte Mann mit den gebrochenen Augen und den verſprochenen Händen iſt der winterliche, kraftgelähmte Odhin, er kann nicht mehr ſchaden, den Zauberkundigen hat ſelbſt ein Zauber befallen, er muß der Beſchwörerin ein „Friedreis“ d. i. die Wünſchelruthe überlaſſen.

Was bedeuten aber die gebrochenen Augen, die Einäugigkeit Odhins? Eine doppelte Naturallegorie birgt ſich in dieſem Mythus, Odhin iſt urſprünglich Himmelsgott. In dieſer Auffaſſung bedeutet ſein lichtes Auge entweder nach Simrocks Erklärung die Sonne, das andere in Mimirs Brunnen (d. i. im Meer) verpfändete den Mond, oder, wie ich es lieber ausdrücken möchte, das eine Auge die beſonnte Tagſeite, das andere die ſonnenloſe Nachtſeite des Himmels. Aber Odhin, wie ſpäter alle Götter, ſtellen auch die ſommerliche Lichtſeite und die winterliche Nachtſeite des Jahres dar. Dies wird in verſchiedener Weiſe verſinnlicht: bald durch eine Flucht oder Fahrt nach dem Orient [12]) bald durch Entrückung und Schlaf in Bergeshöhlen, bald als ein wechſelndes Obwalten des himmliſchen Sommer- und Lebensgottes und der dunkeln Winter- und Todesmächte. Die völlige Blindheit oder Augenſchwäche des Alten in Stellen Saxos und in mehreren unſerer Quellen ſcheint mir nicht Verirrung, ſondern alterthümliche Ueberlieferung. Er erſcheint hier als der winterliche Woden, deſſen Sehkraft den Todesmächten verfallen, deſſen ganze Kraft erlahmt iſt und ihm nur durch ein ähnliches Lichtweſen wie er, durch eine Verjüngung ſeiner ſelbſt wieder-

Digitized by Google

gebracht werden kann. Davon wird ſpäter an ſeinem Orte nochmals geſprochen werden.

5.

Zwei höchſt bedeutungsvolle Märchen (das 11. und 12. bei Haltrich) die uns von des Alten Sehmangel berichten, bilden den eigentlichen Kern unſerer Wodensmythen. Das erſte: Goldhaar erzählt: Ein Knabe wird von ſeinem armen Vater im Walde verlaſſen, kommt zu einem blinden Alten, der eben Hühnerſuppe ißt und ſetzt ſich, lang ſchon hungernd, gleich mit an den Tiſch. Der Alte hält ihn bei ſich und gibt ihm ſeine Ziege zu hüten, was der Junge zwölf Jahre lang redlich thut und dafür jeden Tag ſeine Hühnerſuppe erhält. Nun gibt ihm der Alte ein Schwert, womit er Alles erhauen kann. Damit geht er wieder zur Weide und kommt an einen Wald, wo alle Bäume kupferne Blätter haben. Da brauſt der Kupferdrache heran. Er tödtet denſelben, geht in's kupferne Schloß und nimmt den dort hängenden kupfernen Zaum. Als er Abends nach Hauſe kommt gibt die Ziege weit mehr Milch als früher. Der Alte ſagt der Zaum ſei das Beſte aus dem Schloß. Wenn er geſchüttelt wird, erſcheint ein dienſtbares Heer von Reiſigen in kupferner Rüſtung. Am zweiten Tag ſilberner Wald, Silberdrache, ſilberner Zaum, die Ziege gibt noch mehr Milch. Am dritten Tag goldener Wald u. ſ. w. Der Alte nimmt ſein Schwert zurück, wäſcht dem Jungen in dunkler Felshöhle bei einem Brunnen das Haupt, das dadurch goldig wird und entläßt ihn. Der Junge geht nun und wird Küchenjunge beim König, hält hier die Haare immer unter einer Mütze verſteckt. Die jüngſte, ſchönſte der drei Königstöchter ſieht und liebt ihn. Nachdem die ältern Schweſtern geheirathet, drängt auch ſie der König; ſie mag Keinen als den Küchenjungen. Dieſer findet Gelegenheit dem Könige in drei Kriegen mittelſt ſeiner Zäume durch ſeine Reiſigen erfolgreich zu helfen, läßt ſich aber noch nicht erkennen. Beim Siegesmahl trägt er als Küchenjunge mit der Mütze auf dem Kopf eine Schüſſel auf. Der König erzürnt ſchlägt ihm die Mütze vom Kopf, das goldene Haar entrollt ſich, der Junge wird als Retter in der Schlacht erkannt und erhält die Königstocher zur Gemalin, mit der er das goldene Schloß im goldenen Wald bezieht und ſeinen Schwägern das ſilberne und kupferne überläßt.

Das andere Märchen, „das Zauberroß" hat folgenden Inhalt: Ein Junge erbt nur ein Schwert, geht damit in die Welt, kommt

Digitized by Google

zu einem einäugigen Alten, der ihm die Schafe zu hüthen gibt und ihn dabei warnt, er möge nicht in den Wald gehen. Der Junge thut es dennoch. Tiefes Schweigen iſt im Wald. Plötzlich erſcheint ein dreiköpfiger Drache: „müßt mit mir ringen!“ Im Kampf ſchlägt der Drache den Jungen bis über die Knie in die Erde. Dieſer ſchlägt ihm mit ſeinem Schwert die drei Köpfe ab und pflanzt ſie zu Hauſe auf die Zaunſtecken; dem Alten ſagt er, es ſeien Bockshäupter. Am zweiten Tag geht er trotz wiederholter Warnung des Alten noch tiefer in den Wald, worin es immer ſtiller wird. Ein ſechsköpfiger Drache ſchlägt den Jungen im Ringen bis über den Nabel in die Erde, verliert aber auch ſeine Köpfe, die wieder auf die Zaunpfähle geſteckt werden. Am dritten Tage wird der neunköpfige Drache getödtet, der den Jungen bis über die Achſel in die Erde ſchlug, daß er kaum noch das Schwert führen konnte. Mit dem zwölfköpfigen Drachen will er am vierten Tage nicht ringen, ſondern ſchlagen. Der Drachen ſchleudert ihn zwölf Klaftern weit; dennoch gelingt es dem Jungen ihm bei Sonnenuntergang alle zwölf Köpfe abzuſchlagen. Nachdem auch dieſe aufgeſteckt worden, ſind alle Zaunpfähle beſetzt. Am fünften Tage noch weiter in den Wald gehend kommt der Junge zum Hauſe der „Bäschmotter“. Sie führt ihn nach der Reihe in vier Zimmer, in deren jedem ein todter Jüngling liegt. „Das iſt mein erſter Sohn, das mein zweiter u. ſ. w. Es waren die vier Drachen. Eine fünfte Thür öffnend, will ſie ihn mit den Worten: und dahin kommſt du! hineinſtoßen. Er haut auf ſie: kann ſie aber nicht verwunden. Müde nimmt er das Schwert in die Linke. Sogleich erſchrickt ſie, legt ſich aufs Bitten, verſpricht, ſie wolle ihm ein Mittel geben für des Alten Auge. Der Junge läßt ſich von ihr zu einem gewaltigen Baum führen; unter deſſen Wurzeln iſt ein Stein, auf dem Stein ſitzt eine Kröte. „**Die** — ſpricht die Alte — kann des Alten Auge heilen.“ Der Junge tödtet das Weib, nimmt die Kröte, bringt ſie dem Alten. An deſſen Stirne zerplatzt ſie, der Alte wird ſehend, ein Zwerg ſpringt aus der Kröte und bekennt, daß er als Kröte unter dem Baum große Schätze bewachen müſſen. Der dankbare Alte ſchenkt dem Jungen das achtfüßige Roß aus ſeinem Stall. Der Junge reitet fort. Unterwegs ſieht er nacheinander eine kupferne, ſilberne, goldene Feder liegen und hebt ſie auf. Darauf kommt er in eine Reſidenz, nimmt Dienſte bei dem König und ſchenkt ihm die drei Federn. Aber nun wird verlangt, er ſolle die Vögel holen, von denen die Federn, herkommen. Seines Roſſes Rath

Digitized by Google

folgend, reitet er ins Gefild mit einem kupfernen, silbernen und goldenen Käfig und ruft: Vögel herein! Der Vogelkönig mit allen Vögeln erscheint, doch gehören die drei gesuchten nicht zu seinem Reich. Zuletzt erscheinen auch drei müde Vögel, waren am Ende der Welt und erzählen, wie dort ein kupferner, silberner, goldener Drache von einem kupfernen, silbernen, goldenen Vogel in Schlaf gesungen werde. Der Junge läßt sich den Weg weisen, tödtet die Drachen, bringt die Vögel. Nun hört der König von der schönen Meerjungfrau, befiehlt ihm, sie zu holen, dafür solle er des Königs Schwester zur Gemahlin erhalten. Wieder auf des Rosses Rath läßt er sich ein weißes Brot und eine Flasche vom besten Wein geben, und legt beides am Meeresufer hin. Die Meerjungfrau kommt und genießt. „Gesehen, gefangen!" ruft er; da muß sie mit [13]). Sie will aber den König nicht heirathen, ehe ihr auch ihr Fohlhengst sammt dem Gestütte gebracht werde. Auch das muß der Junge vollbringen und thut es wieder nach seines Rosses Rath. Dieses wird mit zwölf Pfund Harz und zwölf Büffelhäuten überzogen, und kämpft so mit dem feuerschnaubenden Fohlhengst, der zwar mehrere Häute durchbeißt, aber zuletzt doch überwunden wird und mit fort muß. Unterwegs stampft und wiehert er einmal, daß die Erde zittert. „Sieh dich um — sagt das Roß des Helden — was siehst du?" — Ich sehe eine Wolke aufsteigen. „Das ist das Gestütte, wenn das uns erreicht, sind wir verloren, denn wir werden zertreten." Da stampfte der Fohlhengst noch einmal und wieherte. Zurückblickend spricht der Held: „Ich sehe schon die vielen Pferdehäupter." Da beschleunigen sie die Flucht. Als der Fohlhengst zum drittenmal stampft, sind sie im Schloß und gerettet. Alsbald kommen auch die Stutten. Nun will aber die zürnende Meerjungfrau den König noch immer nicht heirathen, bis er alle Stutten gemolken und in der heißen Milch gebadet habe. Das soll denn wieder der Junge für den König thun. Mit Hilfe des Zauberrosses gelingt es. Dieses bläst aus seinem linken Nasenloch so viel Kälte, daß die Füße der Stutten an die Erde anfrieren. Die Stutten werden gemolken, der volle Milchkessel aufs Feuer gesetzt bis er siedet. Der Junge steigt auf Verlangen der Jungfrau zuerst ein, aber sein Roß hat wieder durch Blasen aus dem linken Nasenloch die Milch so abgekühlt, daß ihm wohl darinnen ist. Nun will der König einsteigen. Aber das achtfüßige Roß bläst aus dem rechten Nasenloch Hitze und der König muß sterben. Der Junge heirathet die Schwester des Königs, die

Meerjungfrau muß ihr dienen. Das Roß bringt noch (mit dem Fohlhengst und den Stutten) die ungeheuren Schätze aus dem Walde unter des Baumes Wurzel, dann verschwindet es und begibt sich zum Alten.

6.

Kein einziger Zug in diesen Märchen ist müßig oder bedeutungslos. Zunächst zwar sind beide angeführt worden um darin unsern Alten mit der gebrochenen Sehkraft wieder zu finden. Im Goldhaar nun erscheint er überhaupt als blind oder schwachsichtig, im Zauberroß ist er der wahrhaft einäugige und erlangt seine volle Sehkraft durch den von ihm beschützten Helden wieder. Es muß angenommen werden, daß auch in „Goldhaar" die Heilung des Alten auf irgend eine Weise bewirkt worden.

Ehe ich an die Deutung der Märchen im Ganzen gehe, hebe ich noch die andern, darin bewahrten Attribute Odhins heraus. Odhin hat nach den Edden eine Waffe, den mit Runen beschriebenen Speer Gungnir, den er zuweilen den Helden zum Siege leiht [11]). Spätere Quellen lassen ihn schon statt des Speeres ein Schwert (Gram) geben. Und so ist es nicht schwer Odhins Waffe zu erkennen in dem Schwerte, das in dem Goldhaar der Alte dem Helden leiht mit den Worten: Damit kannst du Alles erhauen. Daß die Waffe nur geliehen war, ergibt sich daraus, daß sie der Alte wieder zu sich nimmt, — nachdem sie ihre Aufgabe in der Hand seines Schützlings erfüllt hat. In dem Zauberroß hat der Junge das Schwert geerbt, aber es wird sich später ergeben, daß es trotzdem von dem Gotte herrührt. Denselben Siegspeer Odhins erkenne ich in dem Märchen von zwölf Brüdern, die zwölf Schwestern zu Frauen suchen (Nr. 33 bei Haltr.) Elf Brüder ziehen nach dieser Erzählung einzeln aus und kommen nicht wieder. Der zwölfte begegnet einem Alten, dient ihm ein Jahr und erhält dafür eine Büchse, womit man Alles treffen kann und zugleich gegen jeden Zauber geschützt ist. Auch sagt ihm der Alte Kunde von seinen Brüdern, die von einer alten Hexe in Stein verwandelt worden waren u. s. w. Der Schluß des Märchens scheint mangelhaft, auch sonst Manches darin verdorben. Die alte Hexe ist offenbar ein erstarrendes Winterwesen Das bleibt an dieser Stelle Nebensache, genug, daß wir in dem Alten unsern Bekannten und in der Büchse, seinem Geschenk, einen nur moderniſirten Gungnir, der Alles trifft und durch Runen gegen jeden Zauber geschützt ist, wieder erkennen.

Digitized by Google

Von den Atributen Odhins finden wir weiter im „Goldhaar die Ziege, an deren Stelle im Zauberroß eine Schafheerde getreten ist. Es ist die in Grimnismäl Heidhrun genannte Ziege Odhins, der es nie an Milch gebricht. Sie bezeichnet die himmlische Regenwolke, (also auch die Schafheerde-Wolken). Sie weidet an den Zweigen des vielberühmten Baumes Lerad d. i. der Gipfel des Weltbaumes und dieser hat nach unsern Quellen in jenen obern Regionen goldene Blätter. Allen Einheriar gibt sie vollauf zu trinken, so reichlich ist ihr Euter.

Diese Einheriar selbst, die Masseenie des Sieggottes, sehen wir in Goldhaar durch die mit Hilfe seines Schwertes erworbenen Zäume herbeigerufen, wie sie Siegfried in den Nibelungen auch zusammenbringt. Ihre symbolische Bedeutung wird sich aus spätern Etörterungen ergeben.

Am bedeutsamsten ist des Gottes Roß, Odhins Sleipnir. Wir erkannten es schon in dem Märchen vom Hirsenkorn am Besteigen des Glasberges, da dieser — wie J. Grimm in dem Aufsatz: Ueber das Verbrennen der Leichen und sonst nachgewiesen — an Stelle der Waberlohe tritt, die man nur auf einem von Odhin erhaltenen Rosse durchreiten kann. Sicherere Ergebnisse bringt aber das Märchen vom Zauberroß. Der Alte gibt dem Jungen sein achtfüßiges Roß, das mit seinem Heldem spricht, ihm Rath ertheilt, den furchtbaren Fohlhengst besiegt, die siedende Milch der Stutten durch den Athem seines linken Nasenlochs abkühlt, durch den des rechten wieder erhitzt, die Schätze bringt und zuletzt verschwindet. Ein solches Roß ist nur Odhins Sleipnir, das beste alter Rosse, dem in nordischen Quellen wie in unserm Märchen acht Füße zugeschrieben werden. Es ist das weiße Himmelsroß, das dem feuerschnaubenden Fohlhengst, den wir uns wohl schwarz zu denken haben, entgegengestellt wird, das Roß des Gebieters über Wind und Wetter, Frost und Hitze — wie vermöchte sonst sein Athem solche Wirkungen hervorzubringen? Zuletzt verschwindet es, weil es auch wie das Schwert nur geliehenes Eigenthum des Gottes war.

Noch in einem andern unserer Märchen, erscheint als Geschenk des Alten Sleipnir. Es ist eine stehende Type, daß auf solchen Rossen nur der Held der Erzählung reiten kann. [15])

Das Märchen, der Knabe und die Schlange, (Nr. 20 bei Haltr.), dem zweiten Theil des Märchens vom Zauberroß in ellen Haupt-

Digitized by Google

ſtücken gleich, hat folgenden Inhalt: Ein Knabe iſt einer Schlange wohlthätig geweſen, gerade der Tochter des Schlangenkönigs. Sie will dem Jungen dankbar ſein und lehrt ihn, ihren Vater zu bitten, er möge ihm ſein achtfüßiges Sonnenroß überlaſſen. Der Schlangenkönig, erzürnt über das Verlangen, verſchlingt den Jungen. Doch jammert die Tochter ſo lange, bis der Vater ihn wieder von ſich gibt und da iſt der Junge viel ſchöner, als früher [16]) Nun erhält er auch das achtfüßige Sonnenroß und kommt damit in des Königs Dienſte. Von hier an geht die Geſchichte parallel mit dem Märchen vom Zauberroß. Die Aufgaben, die der Held mit Hilfe ſeines Roſſes löſt ſind: 1. Er fängt in einem Sack die goldborſtige Sau mit den zwölf Ferkeln; als er ſie in des Königs Burg bringt, aus der ſie nicht mehr entrinnen kann, ſchimmert Alles von Glanz. 2. Er bringt die ſchöne Königstochter jenſeits des Meeres mit den goldenen Zöpfen, indem er ſie auf ein Schiff lockt, das unter anderm mit einem ſchönen Ruhebett ausgeſtattet iſt [17]). 3. Er bringt von unterſeeiſcher Wieſe den feuerſchnaubenden Meerhengſt, nachdem dieſen ſein mit ſieben Büffelhäuten umhülltes Sonnenroß im Kampf ermüdet und er ihm den Zaum angelegt ſammt den Stutten, die hier willig folgen, ins Schloß. 4. Er melkt die Stutten wie im Zauberroß und badet in der heißen Milch; der König kommt darin um. Nun heirathet der Held die goldzöpfige Königstochter.

Odhin erſcheint hier in Schlangengeſtalt als Ofnir [18]) d. i. als Gewitterſchlange, Sleipnir als achtfüßiges Sonnenroß und ſo in noch ſchärfern Gegenſatz mit dem Meerhengſt geſetzt.

Odhin und ſein weißes Roß ſind uns übrigens auch ſonſt noch bezeugt. Auf letzterem reitend erſcheint der Gott als „Kräsztmån", an andern Orten als Nåjôrsmån, am Vorabend von Weihnachten und Neujahr. An manchen Orten ſtellt man ihn wirklich dar. Ein alter Backtrog wird umgekehrt, mit vier Füßen und einem Kopf verſehen und weiß überzogen, daß er die Geſtalt eines Pferdes erhält. Darauf ſitzt der „Kräsztmån", der in ſeinem Mantel die Gaben zur Vertheilung an die Kinder hat. Es iſt nicht zu überſehen, daß um dieſelbe Zeit der Götterumzüge auch die Adventkråm, das Kräsztschwèinj, Jôrsfårken, Gotsbuorich und wie ſie ſonſt heißen, ſich zeigen. Auch der heilige Martinus kommt auf einem weißen Pferd.

7.

Alle dieſe Märchen ſind noch näher zu erwägen; ſie leiten auf uralte Grundlagen des deutſchen Göttermythus.

Das Geſchlecht der Nebelwelt d. i. des Todtenreichs, der Helwelt beſaß nach der Edda (im Nibelungenlied iſt die Sage ſchon verdunkelt) einen großen Schatz, den „Nibelungenhort.“ Ein Zwerg, Andwari bewachte ihn zuerſt in der Tiefe des Waſſers. Ihm raubte ihn Loki, um ihn als Wehrgeld für den erſchlagenen Otr an Hreidmer, abermals einen Zwerg der Nebelwelt, zu geben. Dieſem entrieß ihn ſein Sohn Fafnir, der ihn dann — Zwerg in Drachengeſtalt, — bewachte [19]). Fafnir wurde von dem Völſung Sigurdhr (Siegfried) getödtet, der den Schatz auf dem Rücken ſeines Roſſes „Grani“ fortführte [20]). Von Siegurd aber und ſeinem Geſchlecht erzählt vorzüglich die Wölsungasaga ſo: Sige, der erſte Ahnherr Sigurdhs, war ein Sohn Odhins [21]), vielfach von dieſem geſchützt. Siges Sohn Rerir lebte lange kinderlos, bis er wieder durch Odhins Vermittelung, der ihm durch eine Walkyre einen befruchtenden Apfel ſchickte, einen Sohn, Wölsung erhielt, der dem Geſchlecht den Namen gegeben hat. Als Wölsung die Hochzeit ſeiner Tochter feiert, kommt Odhin einäugig, mit herabhängendem Hut, in einen bunten Mantel eingehüllt, ſtößt ſein Schwert bis an das Heft in den Stamm einer Eiche, die mitten im Saale ſteht, und durch den Ausſpruch, dem ſolle es gehören, der es herausziehen könne, ſchenkt er es dem älteſten Sohne Sigmund, der ohne Mühe die Aufgabe löſt. Mit dieſem Schwerte, welches Odhin ſelbſt das beſte aller Schwerter nennt, iſt ſtätiger Sieg verbunden [22]). Im letzten Kampf jedoch tritt Odhin dem Sigmund wieder in jener Geſtalt entgegen, und hält ihm ſeinen Speer entgegen, woran das Schwert in zwei Stücke zerbricht. Sterbend befiehlt Sigmund die Stücke aufzuheben, weil daraus ſeinem Sohne (Sigurd) ein Schwert ſolle geſchmiedet werden. Der nachgeborne Sohn erhält dieſes Schwert und Odhin in der Geſtalt eines alten langbärtigen Mannes verſchafft ihm überdies das Roß Grani, welches allein aus einer ganzen Heerde einen Fluß durchſchwimmen kann und welches er einen Abkömmling von Sleipnir nennt. Auf dieſem Roſſe reitet Sigurd durch die Waberlohe und erlöſt die Walkyre Brunhild, der er ſich vermählt, und auf dem Rücken dieſes Roſſes entführt er den großen Hort nach Tödtung des Drachen.

Die bis zur völligen Gleichheit gelangende Uebereinſtimmung mehrerer Züge aus unſerem Märchen vom Zauberroß muß überraſchen,

Digitized by Google

das Abweichende anderer widerſpräche dem Gedanken an Entlehnung, auch wenn dieſe überhaupt denkbar wäre. Das Auffallendſte iſt übrigens ſchon berührt. Unſern Woden haben wir überall in der Geſtalt auftreten ſehen, in der hier Odhin erſcheint; unſer Held iſt ſein Schützling, wie Sigurd und die Wölſungen überhaupt — er hat auf ihn „gewartet", wie das Märchen erzählt. Von dem Gott erhält dieſer Schützling ſein Roß — nach unſerm Märchen des Gottes achtfüßiges Roß ſelbſt, nach der Wölſungaſaga nur deſſen Nachkommen Grani — auf deſſen Rücken hier wie dort die Schätze weggeführt werden, durch deſſen Hilfe hier wie dort die dämoniſche Jungfrau und die Königsſchweſter gewonnen werden, während in andern Märchen geradezu auch der Ritt durch die Waberlohe in dem Ritte auf den Glasberg ſeine Parallele erhält. Auch das Schwert unſeres Helden rührt von dem Gotte her und hier wie dort kann man damit „Alles erhauen." In Goldhaar wird es ihm von dem Alten ſelbſt gegeben wie dem Sigmund, in dem Zauberroß hat er es geerbt wie Sigurd. — Noch andere Züge unſerer Märchen mahnen an die Wölſungenſage, Sigmund baut ſich (Völs. cap. 5) ein Erdhaus im Walde und hier trifft ihn der junge Sinfiötli ſein Sohn und Schützling. So trifft in unſerm Goldhaar der Junge den blinden Alten in einem kleinen Häuschen im Walde, und auch im Zauberroß deutet der umgebende Zaun auf Aehnliches. Der Zug wird ſich als nicht unbedeutſam zeigen.

Wen bekämpft aber unſer Held? Hier ſcheint es ſchwerer einen Parallelismus mit den nordiſchen Quellen herzuſtellen, und doch fühle ich mich dazu verſucht. Offenbar mehr als elbiſchen Weſens, obwohl mit den Zwergen, wie Hel mit den Dunkelelben zuſammenhängend, iſt die „Bäschmotôr" unſeres Märchens, wenn auch ihr Name im Lauf der Zeit oft bis zum bloßen Scheltwort herabgeſunken iſt. Die Bäschmoter (Waldmutter) iſt identiſch mit der Bäschgrûsz (Waldahnmutter) und mit der Balegrûsz, Bealegriûsz. Der letztere Name iſt herzuleiten aus balo=malum, cruciatus, aber auch pernicies, interitus ahd. palo agſ. bëala (J. Grimm. D. Gr. II. 449) und grîsz oder grûsz, griûsz, Großmutter, Alte, Ahne, und wäre demnach zu überſetzen durch böſe Alte, Uhrahne des Uebels, des Verderbens oder des Todes. Flüche wie: gâng ân dëinj balegrîsz, wält balegrîsz ſind einem: Fahr zur Hölle! ganz gleichbedeutig und dat dëch de wält balegrîsz! dat dëch de balegrîsz frieszé, ferſchläinjen, stäinjkich frieszе sûl! entſprechen ebenſo genau einem: daß dich die Hölle! — daß dich die Hölle verſchlinge! daß dich die Hölle ſtinkend (d. i. verweſend) verſchlinge! und in gleichem Sinne werden gebraucht: gânk zâ dëinjer wälder Bäsch-

Digitized by

grisz, Bäschmoter u. ſ. w. [23]). Immer nun, wenn unſere Bäschmoter in Märchen erſcheint, wohnt ſie im Walde, wohin ſie ſchon ihr Name verweiſt. In unſerem Märchen vom Zauberroß hat ihre Wohnung mehrere Gemächer, liegt im innerſten Walde, in dem es, je näher mit jedem Tag der Held an dieſelbe kommt, immer ſtiller und ſtiller wird. Hält man hiezu, daß auch Hels Reich, das dunkle Niflheim, von Wäldern umgeben gedacht wurde [24]), ſo wird man verſucht in der Bäschmoter unſeres Märchens nicht nur ein Nibelungenweſen, ſondern Hel ſelbſt zu ſehen. Noch andere Erwägungen ſteigern die Vermuthung zur Gewißheit. Nach dem Kinderglauben kommen die Kinder von der Bäschmoter, die ſie unter einem großen dicken Baum im Walde hervorgräbt oder aus ihrem Brunen, der unter einem großen Baume ſich befindet, herauszieht und oft — beſonders wenn die Kinder nicht fromm ſind — wieder zu ſich nimmt. Darum werden auch die Hebammen ſelbſt häufig – wenn auch mehr ſcherzweiſe — Bäschmoter geheißen. Das ſind alles auf Hel zurückweiſende Anſchauungen. Der große Baum iſt der Weltbaum, unter deſſen einer Wurzel ſich Helheim und der Brunnen Hvergelmir befindet, aus dem alles Leben kommt, in den alles Leben zurückfließt; unſer Brunnen, aus dem die Kinder kommen, iſt alſo Hvergelmir. Wenn hier, wie in den Märchen, worin Waldmütterchen verweiſte Kinder aufnehmen und erziehen [25]), eine mildere Auffaſſung der Bäschmoter durchbricht, ſo werde ich in der nächſtfolgenden Abhandlung über unſere Hül zeigen, daß dies die ältere ſei. Auch in unſerem Märchen vom Zauberroß findet ſich der große Baum mit dem Brunnen, aus welchem die Heilung für die Augen des Alten kommen ſoll. Unſere Bäschmoter iſt ferner gerade in unſerem Märchen Drachenmutter und Schätzebeſitzerin und kann nur mit der linken Hand bekämpft werden, wie Elias der Donnergott der Walachen, die Teufel mit der linken Hand bekämpft — wozu nur die walachiſche Sage einen unpaſſenden Grund angibt — wie man bei Beſchwörungen und Anwendung von Zauberformeln die linke Hand auflegen muß, wie man nur mit der linken Hand Hexen ergreifen kann, während umgekehrt der Nothhalm dem himmliſchen Gott nur mit der rechten Hand gebunden werden darf [26]), ſämmtlich Kennzeichen eines dem himmliſchen Gott gegenüberſtehenden Weſens der Unterwelt. Unſer Schützling Wodens kämpft alſo wie Odhins Schützling Sigurd gegen Mächte des Todtenreichs und deren Mutter und Gebieterin.

Weniger Anknüpfungspuncte ſcheint von dieſer Seite der zweite Abſchnitt unſeres Märchens zu bieten, der einzelne Dunkelheiten hat.

Digitized by Google

Zwar die goldzöpfige Königstochter von jenseits der See „in dem parallelen Märchen vom Knaben und der Schlange darf um so mehr an die „Küniginne gesezzen über sê [27]) gemahnen, als sie der Held im Dienste eines Königs erwirbt, dessen Schwester (jedoch wieder im Märchen vom Zauberroß) ihm dafür versprochen ist, und die er hernach auch wie Siegfried die Chriemhilt heirathet, indem er die Meerjungfrau verschmäht, die er im „Knaben und die Schlange" zu seiner Gemahlin macht. Daß die Königstochter von jenseits der See auch Meerjungfrau ist, beweist ihr Meerhengst zur Genüge. Wenn wir die Schilderung dieser Meerjungfrau, des Fohlhengstes und des Meerhengstes in beiden Märchen erwägen, müssen wir, glaube ich, annehmen, daß auch hier der Held gegen weit mehr als menschliche Wesen im Kampf ist. Diese Meerhengste gehören eng zum Meerweib. Der schwarze Meergaul [28]) ist auch deutschen Sagen bekannt, nur wird er darin nicht so großartig geschildert, wie in unsern Märchen. An Höllen- und Todesmächte denke ich aber bei den Meerjungfrauen nicht mehr. Ob übrigens unser Held des Königs Schwester, die der Chriemhild entspricht, oder die Meerjungfrau, die der Brunhild entspricht, sich antraut, ist gleich, — beides ist nicht im Widerspruch mit der Heldensage; Brunhild sowohl als Chriemhild waren Siegfrieds Verlobte. Aber daß in dem einen Märchen der Held die Jungfrau für den König erkämpft, dessen Schwester er dafür erwirbt, steht der Darstellung des Nibelungenliedes ganz gleich, wie daß die Meerjungfrau nur unwillig wie Brunhild folgt, nachdem er drei Kämpfe vollendet. Der König und dessen Schwester sind Nibelungen, in deren Dienst unser Held wie Siegfried in Gunthers Dienst gerathen ist.

8.

Hat die Vergleichung mit dem verbreitetsten, tief in die Göttergeschichte sich verlierenden Heldensagenkreis und die aufgefundenen schlagenden Uebereinstimmungen die Bedeutung unserer Märchen nur heben müssen, so können umgekehrt auch unsere Märchen ein Licht auf die Entstehung jener Heldensagen werfen, deren ältester Hintergrund, wie es in unsern Märchen klarer zu Tage liegt, Naturmythen, deren Helden Götter, deren Götter Naturkräfte, deren Begebenheiten aus der einfach allegorischen Darstellung von Naturbegebenheiten allmählich so wuchernd herausgewachsen sind. Ich will versuchen unsere Märchen von dieser Seite zu deuten:

In dem Märchen vom „Goldhaar" ist der blinde Alte der in Winterschwäche gesunkene Himmels- und Sonnengott, der sich in die

Digitized by Google

Hütte des Waldes, (wie sonst in Bergeshöhlen) zurückgezogen hat, und hier seinen Schützling d. i. seine eigene Wiederverjüngung erwartet. Denn alle diese Schützlinge sind nichts Anderes als seine Emanationen, wie Baldur und Frayr Emanationen Odhins sind. Der Schützling findet ihn Hühnersuppe essen, denn Hühner (rothe Hähne) sind unserm Woden heilig und seine Opferthiere. Der Alte gibt ihm sein Schwert, das Alles erhaut, denn es ist der alldurchdringende Sonnenstrahl wie Freyrs Schwert, wie Appollos Pfeile, wie Wischnus Keule. Mit diesem reinigt er den zauberhaften Wald von den Drachen, den Wintergewalten [29]) und gibt der Ziege d. i der Himmelswolke Nahrung genug, daß sie reichlich regnen kann. Auch macht er sich durch die drei Zäume zum Herrn der sommerlichen Gewalten, (worunter wir uns namentlich Winde und Wolken zu denken haben), mit deren Hilfe er — nachdem er durch erfrischendes Bad in dem ewigen Lebensborn der Nornen, über welchen Odhin Gewalt hat, zum wahren, strahlenden Lichtgott geworden — nochmals gegen Winterdämonen kämpft und sich die schöne Königstochter d. i. eine Frühlingsgöttin wie Gerdha, Freyja und Nanna (also, wenn es ein König sein soll, eines Maienkönigs Tochter) zur Gemahlin gewonnen.

In dem Märchen vom Zauberroß stehen sich der Alte und die Bäschmotter, Odhin und Hel (Woden und Häl) feindlich gegenüber, Odhin der Himmels- und Sonnengott, der Hel als Erd- und Todesgöttin. Sein Pflegling d. i. wieder eine seiner Emanationen, kämpft mit dem von ihm stammenden Sonnenschwert gegen die winterlichen Drachen, Söhne der Todesgöttin und besiegt sie, besiegt die Bäschmotter selbst und verschafft dem Himmel den Glanz seines Sonnenauges wieder. Nun kommt der zweite Theil des Märchens. Auch hier lassen sich im Einzelnen Personificationen von Naturkräften nicht verkennen. Das Märchen vom Schlangenkönig geht dem Zauberroß immer parallel und sie unterstützen eins des andern Erklärung. Zunächst bei dem „Schlangenkönig" erinnern wir uns, daß an manchen Orten die bewegten Gewitterwolken, in Zied der Wirbelwind in den Regenwolken „Schlange" genannt werden. Der vom Schlangenkönig verschlungene und schöner wieder ausgegebene Held wäre demnach der von Odhin als Gewitterschlange verschlungene und nach dem Gewitter schöner wieder hervortretende Sonnenheld oder Lenzkönig. Das achtfüßige Roß des einen, das ebenfalls achtfüßige Sonnenroß des andern, ihre Identität mit dem Sleipnir Odhins, die Abkühlung und Erhitzung der Milch durch den Athem der Nase erklären hinlänglich die Natur dieses Thieres. Von den Thaten, die der Junge mit Hilfe dieses Rosses vollbringt, stimmt die erste nicht in beiden Märchen überein. Im Zauberroß, bringt er drei

Digitized by Google

wunderbaren Vögel herein. Ihr Aufenthalt am Ende der Welt in einem Lande, wo ewiger Sonnenschein ist, selbst die Drachen deuten auf ein Hesperidenland und mit ihnen bringt jedenfalls der Held eine Frühlingserscheinung, nach Analogie anderer Märchen würde ein einziger, goldener Vogel genügen und dieser wäre Symbol und Attribut der Sonne. An Stelle der Vögel hat das Märchen vom Schlangenkönig das Einfangen der goldborstigen Sau. Daß diese das Sonnenschwein sei, das eben ursprünglich dem Himmelsgott Odhin zukommt und daß er wohl Macht hat in Anderer Gewalt zu geben (Balders Freyrs) wie in unsern Märchen mehrmals erzählt wird, daran ist kein Zweifel. Die Meerjungfrauen, oder fern am Meer wohnenden Jungfrauen der beiden Märchen so gewaltig und so schön, halte ich für Freyja. Auch sie ist Meeresgöttin (wie die dem Meer entstiegene Aphrodite [30]), denn sie stammt ja von Njördhr, dem Meeresgott und auch ihre Mutter Nerthus oder Hertha ist, wie Weinhold D. Frauen S. 30 hervorhebt, eigentlich Erd- und Meeresgottheit zugleich. Auch als Mondgöttin ist Freyja (wie alle Mondgottheiten) dem Meere verwandt, aus dem sie allabendlich steigt. Die goldenen Zöpfe unserer Jungfrau deuten auf die Hörner des Mondes. Mit Freyja in Verbindung wäre denn der feuerschnaubende Meerhengst der Frühlingsgewittersturm, der nicht prachtvoller dargestellt werden kann. Die Blitze der Nase, das Wihern und Stampfen, wodurch das Krachen und Rollen des Donners dargestellt wird, versinnlichen schön den Gewittersturm, die Stutten die mit ihm ziehenden Wolkenmassen „was auch der Text des Märchens andeutet, worin der Junge auf die Frage; was siehst du? antwortet: Ich sehe eine Wolke." In dem Kampf Sleipnirs mit dem Fohlhengst oder Meerhengst wäre der Kampf der Sonne mit dem Gewitter beim Beginn des Frühlings versinnlicht, Freyja reitet wie Odhin an der Spitze des wilden Heeres; sie mag wohl ein Pferd haben, das dem Sleipnir ebenbürtig ist und von einer ganzen Wolkenheerde begleitet wird. Es brächte also der Schützling Odhins mit Hilfe seines Rosses die paradiesischen Sonnenvögel des ewigen Frühlingslandes, die leuchtende Sonne und die schöne Frühlingsgöttin, die nicht ohne Sturm und Regen kommen mag, wieder ins Land. Darüber geht der bisherige Winterkönig, dem der Held des Märchens eine Zeit lang dienstbar geworden, zu Grunde und dem mit der Frühlingsgöttin verbundenen Günstling des Himmelsgottes bleibt die Herrschaft [31].) Denn die Milch der Stutten ist die störmende Wolkenmilch, der Frühlingsregen, in welchem der Winterkönig umkommt, aus dessen Bad der Sonnenheld nur schöner und herrlicher herausteigt.

Digitized by

9.

Haben wir schon in den bisher angeführten Märchen den Alten in Verbindung mit der deutschen Heldensage gefunden, so ist dies nicht mehr, aber sichtbarer der Fall bei den nun folgenden:

Die Schwanfrau (Nr. 5 bei Haltrich) erzählt: Ein Bursch sieht einen weißen Vogel, zieht ihm nach und kommt zu einem alten Mann, der ihm den Vogel verspricht, wenn er ihm ein Jahr lang treu dienen und nicht in „das siebente Zimmer gehen wolle." Einst, als der Alte fortgegangen, siegt bei dem Jungen die Neugierde; er geht in das verbotene Zimmer. Da sieht er den ganzen weiten blauen Himmel ausgebreitet; unter dem Himmel einen blauen Teich, darinnen baden drei Jungfrauen. Sobald sie ihn gewahr werden, verwandeln sie sich in Schwäne und fliegen davon. Erschrocken tritt der Jüngling heraus und erzählt darauf dem Alten offen, was geschehen. Der Alte vergibt, verspricht ihm noch dazu die jüngste von den drei Jungfrauen. Der Junge erhält sie auch und dazu die Schwankleider in einer Schachtel, die ihm wohl zu verwahren eingeschärft wird. Durch die Thränen der Geliebten läßt er sich aber verleiten ihr das Kleid zu geben, das sie sogleich überwirft und entfliegt. Traurig kommt der Getäuschte wieder zu dem Alten. Dieser sagt ihm, sie sei nun weit auf einer Insel von einem Drachen bewacht und schwer wieder zu erlangen. Der Junge macht sich auf den Weg. Er trifft drei Riesen, die hart miteinander streiten um drei Wundergaben, einen Mantel, der unsichtbar macht, einen Hut, der im Augenblick dahin versetzt, wohin man sich wünscht, ein Schwert, womit man Alles überwinden kann. Er bietet sich an, ihnen die Gaben zu theilen; sobald er sie aber hat, legt er den Mantel um, ergreift das Schwert, erschlägt damit die Riesen, setzt den Hut auf und wünscht sich nach der Dracheninsel, wo die Geliebte weilt. Sogleich ist er dort. Der Drache wird getödtet, dessen Schätze genommen, die Schwanjungfrau geheirathet, die ihn nun nicht mehr verläßt.

Das andere Märchen, die Königstochter auf der Flammenburg (Nr. 21 bei Haltrich) hat folgenden Inhalt: Ein Mann hat so viele Kinder, daß er zuletzt nicht mehr weiß, wer ihm sie taufen soll, und auf die Landstraße Pathen suchen geht. Ein alter Mann in grauem Mantel begegnet ihm und erbietet sich zum Pathen. Als Pathengeschenk erhält der Knabe ein Stierkalb mit ihm an gleichem

Digitized by Google

Tage geboren. Wenn das der Knabe zur Weide führt, spricht es jedesmal: „Schlafe du hier ein wenig; ich will mir schon Weide suchen" rennt auf die Himmelswiese und nährt sich mit goldenen Sternen. Als nun beide zwanzig Jahre alt sind, geht der Jüngling nach Anweisung des Stiers zum König und verlangt ein sieben Ellen langes Schwert, um damit die Königstochter aus der Flammenburg zu befreien. Darauf setzt er sich dem Stier zwischen die Hörner und macht sich auf. Ein Gebirg, das im Wege steht, schiebt der Stier mit einem Anlauf zur Seite, ein Meer, das sie hindert, säuft er aus, daß sie trocken durchgehn. Als sie endlich zur Burg kommen, wo die fürchterlichen Flammen zum Himmel auflodern, speit der Stier das Meer in die Lohe. Vom Dampf wird der ganze Himmel mit Wolkendunkel überzogen, durch den Dampf stürzt der zwölfköpfige Drache hervor, den der Junge mit einem Hieb tödtet. Den Leichnam schleudert der Stier an den Himmel rennt dann selbst wieder auf die Himmelswiese und kommt nicht wieder. Der Jüngling heirathet die befreite Jungfrau.

Das erste Märchen besteht aus mannigfachen ältern und jüngern Elementen, die hier und dort wiederkehren. Das Meiste mag entlehnt sein. Theile der Nibelungensage erkennt man auf den ersten Blick. Der Alte in beiden Märchen ist unser Bekannter Woden, Odhin. Der Sieggott gebietet über die Walkyren, die sich durch ihre Schwankleider in Schwäne zu verwandeln vermögen und so erscheint hier der Alte als Herr der Schwanfrauen. Der Held des Märchens kann nur Siegfried sein. Die drei streitenden Riesen sind Nibelungen, die drei Wundergaben Odhins Mantel, Hut und Schwert oder Hehlmantel (Tarnkappe) Wunschhut und Siegschwert. Die Erzählung in dem Nibelungenlied ist von schlagender Aehnlichkeit, nur daß dort Wunschhut und Tarnkappe (letztere wird im N. L. dem Alberich abgerungen) fehlt und die Erlangung des Schatzes in unserm Märchen — wie in den nordischen Denkmälern — an die Erlegung des Drachen geknüpft wird. Die Jungfrau auf der Dracheninsel ist Chriemhilt oder Florigunde auf dem Drachenstein. Unerklärt läßt unser Märchen, wie die Jungfrau auf den Drachenstein kommt. Mit dem Drachen und seiner Besiegung durch den Sonnenhelden sind wir übrigens wieder in der Naturallegorie.

Wunderbar ist in dem andern Märchen das Pathengeschenk des Alten, der Stier, der hier die Stelle des Rosses vertritt und werth ist ein Geschenk Odhins zu sein. Die Flammenburg ist die mit Waberlohe umgebene Schildburg der Edda [33])

Die Königstochter ist zunächst die Walkyre Brunhild oder Sigurdrifa also der Held wieder Sigurd d. i. demselben gleich. Auch der Drache fehlt nicht. Nur der Schatz ist nicht da und auch den Schlafdorn, den Odhin der Brunhild in den Schleier steckte, vermissen wir. Dieser ist uns in einem andern Märchen, das an seinem Orte beleuchtet werden muß, erhalten, aber dort der Hel als Attribut gegeben. Brunhild ist aber Freyja-Menglada, die auch von der Waberlohe umschlossen wird. Unsere Königstochter führt zuletzt auch auf die Frühlingsgöttin zurück und dann sind wir auch hier bei der Naturallegorie. Dahin führt auch der Stier, der kein anderer als der Sonnenstier ist, mit dem Sonnenhelden an einem Tage geboren, er saugt das Meer auf und speit es in die Waberlohe. Das heißt: die Sonne schmilzt durch einen neuen Frühlingsregen die unnahbare Frostburg weg, aber die aufsteigenden Dünste erregen ein Frühlingsgewitter, der Gewitterdrache steigt auf, wird aber von dem Sonnenhelden bezwungen. Das übrige ist allzuhandgreifliche Allegorie. Wenn der Stier die Sterne des Himmels wie Blumen abweidet, den Drachen an den Himmel schleudert, dann selbst hierennt und dort verbleibt, damit beide — was zwar nicht geradezu ausgesprochen wird — die Sternbilder des Stiers und des Drachen bilden, so wird die Allegorie fast zu handgreiflich. Hier klingt neben Germanischem viel Fremdes an [34]).

10.

Das Märchen von der Schwanfrau eröffnet noch eine neue Aussicht. Der Alte verbietet darin dem Jungen in das siebente Zimmer zu gehen. Als dieser es dennoch thut, sieht er den weiten, blauen Himmel oben ausgespannt und darunter einen blauen See, worinnen die Schwanjungfrauen baden. Nun erzählen unsere Märchen oft von verbotenen Zimmer, in welchen immer Wichtiges entdeckt wird, und deren Bedeutung ist meines Wissens noch nicht überall aufgehellt [35]). Hier scheint mir der Erfolg des übertretenen Verbotes die Bedeutung des Zimmers zu erklären. Kann man aus demselben Himmel und Erde mit dem Meer — denn das ist der blaue See — also die ganze Welt übersehen, so ist es an die Stelle des Odhinschen Hochsitzes Hlidhskialf getreten, der allein diese Möglichkeit gewährt.

Derselbe ist unverkennbar — wieder als Zimmer aufgefaßt, in folgendem Märchen, das zugleich zum erstenmal an Odhins Gemahlin erinnert. Es ist die Königstochter, die aus ihrem Schlosse Alles in ihrem Reiche übersah (Nr. 38 bei Haltrich). Diese Königstochter will nur den heirathen, der sich so verstecken könne, daß sie

Digitized by Google

ihn nicht finde. Sie hat aber in ihrem Schlosse ein Zimmer mit zwölf Fenstern, aus welchen sie ihr ganzes Reich übersehen kann. Viele versuchen das Wagestück und müssen sterben. Zuletzt kommt ein Jüngling, bittet sich aus bei dem Verstecken einen Tag Bedenkzeit zu haben und daß ihm zweimal das Leben geschenkt werde, wenn sie ihn entdecke. Es wird gestattet. Während der Bedenkzeit findet er Gelegenheit einem Raben, Fisch, Fuchs sich gefällig zu erweisen, die ihm hernach dankbar sind. Erst versteckt ihn der Rabe in ein Ei und setzt sich darauf; doch sieht ihn die Königstochter, aber nur im elften Fenster. Der Rabe wird getödtet, das Ei geöffnet. Zum zweitenmal birgt ihn der Fisch in seinem Bauch und legt sich auf den Grund des Meeres. Aus dem zwölften Fenster wird er entdeckt. Der Fuchs geht mit ihm zu einer Quelle, wo sie sich durch Eintauchen verwandeln, der Fuchs in einen Krämer, der Junge in ein Meerhäschen. Die Königstochter kauft dieses. Während sie nun durch die Fenster blickt, schlüpft es unter ihren Zopf; so kann sie es nicht sehen. Aergerlich wirft sie das Meerhäschen zu Boden, das mit dem Fuchs zu jener Quelle läuft, wo sie wieder ihre wahre Gestalt annehmen. Die Königstochter ist besiegt.

Wen man sich auch unter der Königstochter vorstellen mag, Hlidhskialf ist sicher. Rabe, Fisch, Fuchs werden wir später als die Trilogie Odhin, Hönir, Loki erkennen. Nach der Edda und andern Quellen gebührt der Hochsitz Hlidhskialf nur Odhin und seiner Gemahlin. Von hier aus entdeckte er nach Snorr Edda den Loki, als diesen die Götter fangen wollten, er sich in einen Lachs verwandelte, und auf dem Grunde eines Wasserfalls barg. Da in unserem Märchen eine Göttin — als solche müssen wir auch diese „Königstochter ansehen — Hlidhskialf in Besitz hat, so kann — wenn man darauf Gewicht legt — nur Frigg in ihr gesehen werden. Daß Odhin als Rabe oder durch den Raben selbst gegen seine Gemahlin wirkt, kann nicht befremden, da wir ihn in Schutzverhältnissen so oft als ihren Gegner treffen [36]). Daß die Königstochter den heirathen soll, den sie nicht entdecken kann, erklärt sich vielleicht einfach als Märchentype, kann aber auch einen tieferen, wieder naturallegorischen Grund haben. Denn eigentlich ist Hlidhskialf der Hochsitz am Himmel, und mit seinem Sonnenauge erblickt Odhin von da aus Alles in der Welt. Als Sonnengott setzt sich Freyr einmal auf diesen Hochsitz, und sah die schöne Gerda in Jotunheim. Als Sonne ist in unserm Märchen die Gemahlin des Himmelsgottes aufgefaßt und sie mag so wohl aus ihrem Pallast, welches der Himmel ist, Alles in der Welt sehen. Die zwölf Fenster werden wohl

Digitized by Google

die zwölf Monate des Jahres oder die verſchiedene Stellung der Sonne während derſelben bezeichnen. Der Fuchs ſoll ſpäter an anderer Stelle eingehender unterſucht werden. Das Meerhäschen iſt die dem Waſſer entſteigende Wolke, die ſich um das Haupt der Sonne unter ihren Zopf d. i. ihre Strahlen legt und ſo ihrem Allblick entgeht.

11.

In merkwürdiger Weiſe hat ſich ein Mythus der jüngern Edda in einem ſonſt ganz unſcheinbaren, deshalb von mir bei der erſten Behandlung des Woden nicht genügend gewürdigten Märchen erhalten. Bragis Geſpräche erzählen, wie Odhin als Bölverkr den Göttertrank Odhrörirs, der Jeden zum Weiſen oder Dichter macht, mit Liſt erwarb. Dieſer Trank war in der Gewalt des Rieſen Suttung. Odhin gelangte nach mancherlei Abenteuern in die Berghöhle, wo der Schatz aufbewahrt wurde und von des Rieſen Tochter Gunlödh bewacht wurde. Da lag er bei ihr drei Nächte und ſie erlaubte ihm drei Tränke von dem Begeiſterungstrank zu thun. Und im erſten Tranke trank er den Odhrörir (Keſſel) ganz aus, im zweiten leerte er den Boden, im dritten Son (ebenfalls Gefäße) und hatte nun den Meth alle. Da wandelte er ſich in Adlers Geſtalt und flog eilends davon. Als aber Suttung den Adler fliegen ſah, nahm er ſein Adlerhemd und flog ihm nach. Und als die Aſen den Odhin fliegen ſahen, da ſetzten ſie alle Gefäße in den Hof, und als Odhin Asgardhr erreicht hatte, ſpie er den Meth in die Gefäße. Als aber Suttung ihm ſo nahe gekommen war, daß er ihn ſelbſt erreichte, ließ er von hinten einen Theil des Methes fahren. Darnach — ſetzt der Erzähler hinzu — verlangt Niemanden; habe ſich, wer das wolle! wir nennen es der ſchlechten Dichter Theil.

Bei Haltrich Nr. 44 findet ſich nun ein ſehr verbreitetes Kindermärchen „der Hahn des Nachbars und die Henne der Nachbarin," das offenbar aus demſelben oder einem ganz ähnlichen Mythus hervorgegangen iſt. Ein Mann hatte einen Hahn, der verſtand allerlei Kunſtſtücke; und ſeine Nachbarin hatte eine Henne, die wollte dem Hahn Alles nachmachen. Einmal ſagte der Mann zu ſeinem Hahn! „Fliege fort und bringe mir große Schätze!" Da flog der Hahn gerade zum Kaiſer, ſetzte ſich über deſſen Bett und krähte in einem fort. kikeriki! fi! fi! fi!

de kiserä låd af dem båt,
der kiser låd angder'm båt.

Der Kaiſer befahl, man ſolle den Schreier in ſeine Kornkammer ſtecken. Da verſchlang der Hahn auf einmal alles Korn,

Digitized by Google

flog auf das Himmelbett und krähte wie zuvor. Da ward er in die Schatzkammer zum Kupfergeld und hernach zum drittenmal zum Silbergeld gebracht, verschlang Alles und flog dann heimwärts. Unterwegs entschlüpfte ihm hinten ein Kupfergroschen und fiel in eine Pfütze. Noch aus der Ferne rief er seinem Herrn zu: Breite alle Korn- und Leintücher aus, die du hast! Das geschah; der Hahn machte sie voll von Korn, Kupfer- Silber- und Goldstücken. Die Nachbarin ward darüber neidisch und fragte den Nachbarn, wie er es angestellt, daß ihm sein Hahn so große Schätze gebracht. „Ich habe ihn immer geschlagen" antwortete der Nachbar. Da schlug die Frau ihre Henne, bis diese sagte: warte, ich will gehen Schätze suchen. Sie flog fort und kam zu der Pfütze, wo der Hahn den Groschen verloren. Wie sie den sah, ward sie froh und schlürfte ihn sammt der ganzen Pfütze ein. Da ging sie wackelnd heim und machte der Frau alle Lein- und Korntücher, die sie ausgebreitet hatte, voll Unflath ꝛc.

Unser Hahn ist Odhin, als dessen Attribut wir ihn noch oft finden werden, Kaiser und Kaiserin können im allgemeinen den Riesen und dessen Tochter vertreten. Das Schlafen bei der Riesentochter ist in unserm Märchen verdunkelt, was sich indessen erklären läßt auch ohne die Annahme, daß dieses aus einem in Etwas abweichenden Mythus entstanden sein könnte. Das Bett fehlt übrigens nicht und der Hahn (Odhin) gelangt in drei aufeinanderfolgenden Nächten wenigstens in die Nähe desselben. Es bleibt nur übrig, daß er auch bei der Kaiserin schlafe und von dieser in die Kammer geschickt werde. Die drei Kammern sind die drei Methgefäße. Der Hahn leert sie wie in der Snor Edda auf dreimal. Er fliegt darauf wie der Adler heimwärts und verliert wie dieser unterwegs Etwas von hinten, (so habe ichs nämlich abweichend von Haltrichs Darstellung oft erzählen hören) der schlechten Dichter Theil, das hernach die Henne aufschluckt. Der Hahn macht endlich zu Hause die ausgebreiteten Tücher, wie der Adler die aufgestellten Gefäße des Segens voll [37]).

12.

Noch in manchen unserer Märchen tritt der Alte auf und einzelne Züge seines Bildes finden sich vielfach. So kann auch in mehreren — sie sind nicht alle in Haltrichs Sammlung aufgenommen — worin Gott selbst auftritt, an Woden gedacht werden. In dem seltsamen Vogel (Nr. 6.)

Digitized by Google

glaubt Haltrich vielleicht mit Recht den alten Soldaten für Woden nehmen zu dürfen. Noch bestimmter ist der Zauberer in der Sage Nr. 31 bei Müller ein zum Schwarzkünstler herabgesunkener Woden um so mehr als wieder sein Attribut der Hahn als Factor mit im Spiele ist. Die Erzählung findet sich, wie Müller angibt, fast ohne Abweichung in der Brüder Grimm Kind. und Hsm. Nr. 149 „der Hahnenbalken" und gemahnt in ihrem Schluß an die durch Odhin verblendeten Heruler, die auf der Flucht vor den Langobarden ein Flachsfeld für einen See ansahen und durchschwimmen wollten [38]). Auffallend ist, daß in unserer Sage der Schauplatz auf den Marktplatz von Mühlbach an einen ganz genaubezeichneten Ort verlegt wird.

Noch sind nun einige Sagen und Märchen zu erwägen, mit denen wir ein neues Gebiet betreten. Nicht mehr ist es der Alte in seiner noch ganz heidnischen Erscheinung, der uns entgegentritt, sondern an den Herrn des Christenheit hat sich die heidnische Ueberlieferung geheftet.

Es ist eine allgemein gangbare Vorstellung des Heidenthums sich die Götter wandernd zu denken. Bei den Germanen sind es vorzüglich Odhin, Hönir, Loki zu dreien, Odhin, Hönir am öftesten Thor und Loki zu zweien, welche durch die Welt ziehen [39]) und bei den Menschen einkehren. In der spätern Sage ist Christus, Petrus, Johannes, Christus und Petrus, auch Petrus und Lukas an deren Stelle getreten, zuweilen entsprechen noch andere Zusammenstellungen. Aus Müllers Sagen kommen hier vielleicht die Nr. 166, 167 und 168 in Betracht; mehr noch das Märchrn vom Zigeuner und den drei Teufeln (Nr. 18 bei Haltrich). Christus, Petrus, Johannes durch die Welt wandernd kommen zu einem Zigeuner, der aber eben, wie es seine Gewohnheit mit sich bringt, im Wirthshaus ist, und verlangen von seinem Weibe Nachtherberge. Nachdem sie ihnen nicht ohne Furcht vor der Rückkehr des Trunkenen gegeben worden, legen sie sich schlafen. Der Zigeuner kommt nach Hause, findet die Fremden und prügelt den zu äußerst liegenden Christus. Am andrern Morgen entschuldigt er sich; der leutselige Herr vergibt und beschenkt ihn noch dazu. Zum zweitenmal einkehrend geht es Christus, der sich diesmal in die Mitte gelegt hat, nicht besser. So auch zum drittenmal, obwohl und eben weil die Plätze nochmals vertauscht worden (denn der Zigeuner will seine Gaben gerecht vertheilen). Dennoch wird der reuige Verbrecher jedesmal beschenkt. Die drei Gaben sind: festhaltender Spiegel, festhaltender Birnbaum, Heckbeutel. Letzterer wird zum Trinken, erstere um Betrügen der Teufel, die den Zigeuner abholen wollen, benützt.

Digitized by Google

Christus ist hier zugleich Wunschgott und in dem Heckbeutel der Heckpfennig aus dem Märchen vom wohlfeilen Holz wieder zu erkennen. Vom Haften- und Hängenbleiben erzählt auch die Edda. Zweimal geräth Loki durch solchen Zauber in große Gefahr. Einen ganz ähnlichen, nur nicht so vollständigen Inhalt hat die Sage 169 bei Müller, nur daß hier bloß Christus und Petrus wandern, und immer letzterer die Prügel erhält. Sonst ist die Erzählung der Sage besser motivirt als die des Märchens, aber auch moralisirend.

Von hoher Bedeutung sind hier wieder die Zauberformeln, in denen bald die christl. Dreieinigkeit, bald Christus und zwei Apostel an Stelle der heidnischen Trilogie eingeschoben erscheinen oder auch Christus und ein Apostel zwei Heidengötter vertreten. In den meist episch gehaltenen Formeln treten die Götter auch wandernd auf, zugleich aber heilend und so begegnen wir denn hier zuerst auch Woden dem Heilgott. Die Sprüche gegen das „Berufen" beginnen alle mit einer Entgegenstellung falscher und guter Augen z. B.

Dich zwei falsche augen ansahen,
drei königliche dagegen sprechen
das ein war Gott der Vater u. s. w.

In einem Spruche gegen den Flecken im Auge heißt es:

Da kam der liebe St. Lukas und der liebe Herr Jesus
sie setzten sich miteinander an ein tisch u. s. w.

und am Schluß:

sie strichen aus ihren augen den flecken
den decken,
den Hellebrandt,
den braunen nebel, den nadelstich u. s. w.

Hier also Woden zu zweien. Die Krankheit wird als Hellebrandt also als Geschöpf Hels bezeichnet, worauf wohl auch der braune Nebel deutet. Wieder sehen wir also Woden im Kampf mit der Bäschmotor. Noch entschiedener ist das in zahlreichen Heilssprüchen der Fall worin Christus allein der Krankheit entgegentritt. Ich führe nur zwei Beispiele an:

1. Das Freisam, dann das Ferch
gingen miteinander über Christus des Herrn seinen Berg,
da begegnet ihnen Christus der Herr,
Chistus der Herr fragt:
„Frisam Stechen und Reiszen, wôr solltu gehen?"
Ich sol zu dem Kranken N. N. gehen,
„Was solltu da machen?"

Digitized by Google

Ich soll ihm sein Blut lecken,
und soll ihm sein Glieder strecken
und soll ihm sein Bohr aufsetzen.
Da spricht Christus der Herr zu ihm:
Das solltu nicht thun,
denn dort siehst du einen tunkeln Wald,
in dem ist ein Brunn kalt,
aus dem solltu trinken,
zu Grund solltu darin sinken! u. s. w.

2. Ferhisze, Ferhisze wuor sålt tâ?
„Ich sål zem N. N.“
Wat wält tâ bå dem N. N.?
Ich sål em bliât leâken,
ich sål em eâdre streâken.
Ai nêt deâ dôt!
Gâng än en greanje wâlt!
Dô äs e brane kâlt;
dohär sålt teâ dräinjken
unt heangdert lôftern än de iert fersäinjken!

In beiden Formeln wird die Krankheit in den Wald gebannt, in den kalten Brunnen, worinnen sie versinken soll. In der ersten ist Christus genannt, in der zweiten nicht. Beidemal ist Woden der eigentliche Beschwörer. Der Brunnen im Wald ist aber der Brunnen der Bäschmotter, den wir schon kennen, der Helbrunnen aus dem Leben und Tod kommt und alle Krankheiten.

Ich komme noch an andern Stellen zur Erwägung von Zauberformeln, in denen auch Woden wieder mitenthalten ist.

Nicht bloß auf Christus und die Apostel, auch auf Engel und Heilige ist Wodens wie Wontans Wesen übergegangen. Wenn anstatt des Krästmåns oder Nâjôrsmåns an den meisten Orten nur der Krästäinjel oder Nâjôrsäinjel erscheint und den Kindern beschеert, wofür der eigene Ausdruck: „äsaken“ gebraucht wird, so ist das schon eine weitere Verchristlichung des alten Heidengottes. Und meistens kommt nun schon der Krästäinjel unsichtbar d. h. die Kinder müssen schlafen, wenn er kommt, indessen ist es wieder bezeichnend, und alter Rest, wenn den Nichtschlafenden gedroht wird, er werde ihnen sonst Asche in die Augen streuen. In Mühlbach — und auch sonst — wo neben dem „Nicolaus“ der ihm dann meistens vorangeht, zuweilen auch der Engel sichtbar erscheint, ist er im Gegensatz zu dem dann nothdürftiger vermummten

Digitized by Google

Nicolaus gern schön geschmückt und in weiß gekleidet. St. Nicolaus ist uns Knecht Ruprecht und führt bei weiterem Rückblick wohl auch auf Woden selbst zurück.

Wolf in den Beitr. zur d. Myth. S. 33 und flg. weist vielfache Beziehungen zu dem Erzengel Michael, zu St. Martin und St. Georg nach, die zum Theil bis zur Einführung des Christenthums zurückreichen. Durch Eigenschaften und Attribute des Heidengottes, wie auch durch Feste und Rechtsbräuche, die sich früher an seine Verehrung geknüpft, wollte man, scheint es, das Ansehen des Erzengels und der Heiligen stärken. Bei uns mag die Reformation Vieles verlöscht haben. Doch besitzen wir ein Michelsberg (mit Kirche und Kastell auf steiler Anhöhe), ein Michelsdorf, Martinsdorf und Martinsberg, wie auch einen Martinsberg bei Kronstadt. Die beiden letztern sind hervorzuheben, weil sich bei dem Dorfe Martinsberg auch der Wonsbüsch befindet, auf dem Martinsberg bei Kronstadt aber ein jährliches Schulfest mit feierlichem Umzug, Hahnenkampf und Hahnenschlag abgehalten wurde [40]). In der St. Georgsnacht geschieht der Hexenzug und werden Schätze gegraben. Die paeonia officinalis heißt uns Görjerûsz (Georgsrose). Dem heiligen Erzengel Michael sind nächst Maria und Nicolaus die meisten sächs. Kirchen geweiht gewesen [41]). Die Namen Misch (Michael) Göz und Gérch (Georg), auch Mierten (Martin) sind nächst Hans, Hampu (Johannes) noch immer auf den Dörfern die beliebtesten, wie auch bei Hölty wohl nicht zufällig gerade Hans und Michel die Sichel schleift. Die Schuler feierten früher ein Michaelis- wie ein Johannis- und Blasiusfest. Martinsgänse sind uns nicht unbekannt. Sie weisen wie die verwandten Schwäne auf den Gebieter der Schwanjungfrauen, der auch Gänse zum Opfer erhielt. Auch schließen sich von jeher mannigfache Rechtsbräuche an die Festtage des Erzengels und dieser Heiligen. Altes, wohl schon bei der Einwanderung ausbedungenes und im berühmten Privilegium Andreas II. vom Jahre 1224 (Art. 11 nach Schlözer) nur neuerdings bestättigtes Recht der Sachsen war es vom Georgstag, Martinstag (auch St. Stefanstag an, der jedoch hier nicht in Betracht kommt) an jedesmal durch acht Tage frei Salz beziehen zu dürfen, wobei erinnert werden muß, daß gerade Salz im alten Heidenthum wie im spätern Aberglauben von Bedeutung ist. Allgemein verbreitet war als Zahltermin der Martinstag, wie auch am Rhein, in Holstein und in ganz Deutschland nach „hollerschem Recht [42])." Dabei darf nicht übersehen werden, daß — obwohl seltener — als solcher Zahltermin auch St. Georgstag, ferner Michaelstag und Nicolaustag erscheint [43]). Auch

Jahrmärkte wurden und werden gerne um die Zeit dieſer Feſte abgehalten, wie wir denn unſere Georgimärkte, Martinimärkte, Michaelimärkte haben. Wie viel in dieſen Bräuchen von altem Heidenthum zu ſuchen ſei, wird ſich bis ins Kleinſte nicht mehr aufdecken laſſen. Immerhin iſt die Menge deſſen, was auch bei uns dieſe Tage auszeichnet groß. — Für St. Martin ſpricht noch, daß zu Weihnachten oder Neujahr ſtatt des Kräszt- und Nâjôrsmâns in manchen Häuſern der „Pelzmartin" ſo genannt, weil er einen langen Pelz (d. i. Mantel wie Odhin) trägt, begabend umzieht. Dieſer Gebrauch iſt indeſſen wenig verbreitet, ſcheint nur ſporadiſch namentlich unter den badendurlachſchen Coloniſten vorzukommen, und könnte durch deren ſpäte Nachwanderung aus Deutſchland eingeſchleppt worden ſein. Bedeutender iſt, daß St. Martin wie dem Woden Hahn und weißes Pferd zuſteht. Wenn es um Martinitag ſchneit, pflegt man zu ſagen:

der Mierte gid äm hôw eräm,
en huod en wéisze kôzen äm.

Auch in Zauberformeln erſcheint St. Martin in Geſellſchaft von Chriſtus; parallele Sprüche haben dann für ihn auch Petrus.

13.

Verſchiedene Eigenſchaften Wodens hat der vorangehende Abſchnitt berührt, er iſt als wandernder, umziehender, als Heilkundiger und wieder auch als Luft- und Wetterbeherſcher erſchienen. Es iſt gelegentlich darauf zurückzukommen.

Wie man beim Schneien um Martini ſagt, der Heilige komme auf weißem Pferde, ſo geht in Schäßburg, wenn es gegen Neujahr ſchneit, auch der Reim:

„der David gid äm hôv eräm,
en hôd en waisze kôzen äm."

Alſo auch hier, wie bei dem Pelzmartin der an den alten Gott erinnernde Mantel. Daß von dem achtfüßigen Roß, Froſt und Hitze ausging, iſt an ſeinem Orte gewürdigt. Schnee und Regen, jede Gunſt der Witterung kommt von Odhin Woden, er verleiht den Feldern Fruchtbarkeit und Segen ſchon als Gott des Wunſches. Auf ihn mag urſprünglich des Kinderlied Bezug nehmen:

Et fêd un ze rênen,
Got kid enkênen,

God äs e sêlich mân,
dier de rên ferdréive kân,
unt kân en uch wéder bräinjen."

Der ſächſiſche Bauer hat wie ſein Standesbruder in Deutſchland bei allen ſeinen Verrichtungen im Feld und zu Hauſe viel alte Gebräuche bewahrt; einige davon nehmen allerdings entſchieden Bezug auf Woden, bei vielen iſt es ſchwer zu beſtimmen, welcher von den alten Gottheiten ſie gelten, weil ſo manche ihrer Natur nach bei dem Landbau betheiligt ſind. Namentlich berührt ſich immer wieder Frea mit Woden, während Häl als Mutter Erde wieder in einem gewiſſen Gegenſatz zu dem Himmelsgott erſcheint. Es wird dem Himmelsgott gelten, wenn man in vielen Ortſchaften den Michaelstag für beſte Zeit zur Ausſaat des Weizens hält und z. B. in Agnethlen, in Kleinſchenk wo nur möglich innerhalb der Woche vor oder der Woche nach St. Michaelstag ſät, eine andere Zeit für geradezu ungünſtig hält. Der Woden iſt auch wohl zu verſtehen, wenn es heißt, man dürfe den Flachs nicht ausſäen, bevor der Urbanus (25. Mai) ſeinen Pelz ablege, oder (wie in Agnethlen und Kleinſchenk) vom Ofen herabſteige, was er nicht eher thut, als wenn er zum erſtenmal eine rothe Erdbeere ſieht.

Die Gunſt des Wunſchgottes und ſeinen Segen ſucht man wohl auch durch Zauber zu erlangen. In Müllers Werk über den ſiebenb. Hexenprozeß wird mitgetheilt, wie zwei Weiber mit herabhängenden Haaren (wie Walkyren) folgenden Feldzauber ſprachen:

„Dieſe Welt iſt mir wie ein Reigen, und darinnen iſt der Satan mein Herr. Ich bitte Dich Satan, du wollſt mir geben, daß meiner beider Nachbarn ſegen, beide des ſein obwennich unterwennich und auch des ſein mir möge mir zukommen auf meinen Hof, auf daß mein Hof überflüßig ſei.

Ich bitte dich, Satan, du wollſt mir geben, daß des Himmels Reiff abſpringe; den will ich aufheben und über mein Land ſchütten, auf daß alle Herzkeitter des Räpſer Hatterts mögen mir zukommen auf mein Land, damit mein Land überflüßig ſei."

In dieſer Zauberformel iſt der Teufel, der allerdings die verſchiedenſten mythiſchen Weſen vertritt, wohl als Woden zu erkennen. Der Thau und Reif des Himmels geht von ihm aus, den Segen der Nachbarn und der ganzen Gemeinde kann nur er auf den Einen häufen.

Man hat auch gewiſſe Vorzeichen über den Ausfall der Ernte. Da treten nun wieder des Gottes Attributsthiere hervor, wenn es gilt:

Digitized by

wo das Korn um Georgi so hoch steht, daß sich der Rabe, darin verstecken kann, oder wo sich der Wolf um Georgi ins Korn zieht, gibt es eine gute Ernte. Raben und Wölfe sind dem Odhin heilig und begleiten ihn auf seinen Fahrten. Wenn die Kinder bei der Ernte im Feld umherlaufen droht man ihnen „der Wolf, der böse Hund" werde sie ergreifen, wenn sie sich von den Eltern entfernten [44]). Alle Vorgänge bei Beginn, während und nach dem Schnitt, haben noch viel Feierliches bewahrt. An vielen Orten wird ein eigener Gottesdienst zu Anfang und Ende abgehalten, der allerdings nur christlichen Character hat. Man geht in sauberer Kleidung zum Schnitt wie zu einem Fest. Unzweifelhaft auf Woden wird sich beziehen der noch übliche Gebrauch ein Büschel Halme am Ende des Ackers stehen zu lassen, und der hie und da noch haftende Glaube, daß wer die letzten Halme abschneide, im laufenden Jahr sterben müsse. Der Gott des Erntesegens ist auch Gott des Todes. Das Gebet und der Reim beim Verschonen der letzten Halme, wie beide in vielen Gegenden Deutschlands noch üblich sind, ist uns verloren, nicht die Furcht vor dem strafenden Gott, wenn ihm sein Opfer entzogen wird, und so schließt sich unserer Bauern Gewohnheit doch an die bei Panzer (Beitr. zur D. Myth. S. 242.) J. Grimm (D. Myth. S. 140 u. flg. und an andern Orten) angeführten. Es ist auch in einigen Dörfern (z. B. in Felsendorf) Brauch bei Beendigung des Schnittes ein Aehrenbüschel für den Pfarrer zu binden. Dieser Brauch weist auf eine Zeit vor Einführung des Zehntens, da er neben letzterem als Abgabe keinen Sinn haben konnte. In dem Unterwald pflegt man an der obersten Garbe des letzten Haufens ein Büschel Aehren aufwärts zu kehren und so fest zu binden; das nennt man den „Hahn." An vielen Orten wurde dieser „Hahn" nur wenn die Zehntmänner ausritten über jedem zehnten, dem Pfarrer bestimmten Haufen errichtet, was die ehemalige Bedeutung dieses, wohl nur an Stelle eines lebendigen getretenen Hahnes als einer Gebühr für den Gott oder dessen Heiligthum vielleicht noch mehr errathen läßt [45]). Fast allgemein ist es Brauch aus den schönsten Aehren einen Kranz, einen Stern, ein Kreuz zu binden; die so gebundenen Aehren trägt eine junge Schnitterin bei der Heimkehr voraus, und übergibt sie dem Haus- und Grundbesitzer mit einem Spruch und Glückwunsch. Wer ihr unterwegs begegnet und Wasser bei der Hand hat, eilt herbei sie zu begießen; bei dem Thore des Hausherrn stellen sich eigens zu diesem Zweck zwei Knechte von beiden Seiten auf. Würde sie nicht begossen, so müßten im folgenden Jahr die Früchte an Dürre zu Grunde gehen. Die Ueberbringerin des Kranzes wird beschenkt, der Kranz aufbewahrt, zur Zeit der Aussaat

Digitized by Google

ausgeklopft, und die Körner mit ausgesät; das gibt künftigen Segen und verhüthet namentlich den Brand u. d. gl. [46]).

Nach Beendigung des Schnitts wird in zahlreichen Dörfern von den Grundbesitzern den Arbeitern ein Abendschmaus gegeben, wobei als typische Bestandtheile der „Årenhuibesz“ (ein meist auf dem erhitzten Heerde sächsisch „ün der fèierstäl“ gebackener, aus Mehl, Milch und Eiern bereiteter Kuchen), und das „brîdâchtel“ (d. i. das Beendigungsmaß, Schlußmaß von briden beendigen, also ein Trunk Wein) nicht fehlen darf. Wo dieses Mahl nicht so gleich, sondern am folgenden Sonntag abgehalten wird, pflegt man denen Allen, die beim Schnitt mitgeholfen — es geschieht dies nicht selten freiwillig — und etwa nicht beim Mahle erscheinen den Årenhuibesz und das brîdâchtel nach Hause zu schicken. Auch das sogenannte Hahnenabreiten, wobei an ein aufgespanntes Seil gebundenen Hähnen in scharfem Reiten der Kopf abgerissen wird, soll in Agnethlen um die Erntezeit im Gebrauch sein.

Wie dem Erntegott der Hahnenritt, so wird der Gänsenritt in Georgsdorf am Aschermitwoch dem Woden als Frühlingsgott gelten.

Bei dem Dreschen der Frucht wird die letzte Garbe auf das Thor der Scheune gestellt, und der Hausherr herbeigerufen, der dann den Dreschern wieder den „bodemhuibesz“ zu geben schuldig ist.

14.

Auch für das Vorhandensein des Mythus vom wilden Heer habe ich nun einige sichere Zeugnisse. Dieser Mythus, obwohl ihn die Edda fast nicht kennt, ist dennoch rein heidnisch und hängt mit den andern Wodensmythen zusammen, konnte uns also schon aus diesem Grunde nicht ganz verloren gehen. Nach der jüngern Edda jagt Odhin täglich mit den Helden Walhallas den Eber Sährimnir, den sie jeden Tag erlegen im Kessel sieden und verzehren, um jeden folgenden Morgen hinter dem Wiederbelebten her die Jagd von neuem zu beginnen. Es ist der Sonneneber, der täglich im Meerkessel versinken muß, und jeden Morgen verjüngt wieder aufsteigt. Nach einer andern Vorstellung schläft der Gott mit seinem Gefolge zur Winterzeit in den Berghöhlen, kommt aber wenn die Tage zu wachsen beginnen oder im Frühling heraus, um jagend die Luft zu durchstürmen — Wintersturm oder Frühlingssturm, der die Wolken jagt. Beide Vorstellungen scheinen ineinander zu fließen in dem Mythus von der wilden Jagd und dem wüthenden Heer. Letzteres wenigstens steht in Zusammenhang mit Bergentrückung. Was uns von solchen Vorstellungen geblieben ist, führe ich hier an: [47]) Den Umzug

Digitized by Google

von Freyrs und Wodens Eber als: Nåjörsschwein und Krásztschwein rechne ich auch jetzt nicht hieher, wenngleich sie innerhalb der „zwölften" erscheinen, da sie nur die Umzüge einzelner Götter bezeugen. Der Bergentrückung der gesammten Götter ist an einem andern Orte zu gedenken. Allerdings aber kommen in Betracht die Hexenfahrten, die sich bis in die letzte Zeit lebendig in der Vorstellung des Volkes erhalten haben. Einige pflegen, ehe sie davon erzählen, sich und dem Zuhörer Erbsen in die Ohren zu stecken und sich durch die Formel: „Årbes än de iren, de trudé sélen esz nét hiren", die dreimal gesagt werden muß, vor Schaden zu sichern. Vorzüglich in der St. Georgsnacht, aber auch in der Thomasnacht sollen die Hexen ihren Umzug unter Lärmen und Singen durch die Luft halten, den Trudegéjer an der Spitze. Darum ist nicht gut in St. Georgsnacht auf dem Felde zu schlafen. Ein Bauer aus Bulkesch hat einmal dieses „fliegende Heer" mit dem Trudegéjer mit ju! juhu! über seinem Kopfe hinrauschen hören. Man kann die Truden sehen, wenn man vor St. Georgentag eine Natter erschlägt, in deren Kopf eine Knoblauchspalte setzt und diese unter die Dachtraufe eingräbt, bis ein Reis herauswächst, mit dem man sich am Abend des Georgentags an den Ort begeben muß, wo sie zu erwarten sind, jedoch bleibt es eine gefährliche Sache. St. Georg führt, wie früher gezeigt wurde, auf Woden zurück, ebenso der Trudegéjer. — Daß uns die wilde Jagd in Siebenbürgen auch als „der schwere Wagen" erhalten sei, erfahre ich aus Mannhardt: die Götter der deutschen und nord. Völker. Unter den Sachsen ist mir keine Kunde davon geworden.

Auch der in zahlloser Teufelsbegleitung im Sturmwind dahinbrausende Faust (Sage 124 bei Müller) erinnert wohl an die wilde Jagd; doch ist diese Sage wahrscheinlich erst spät durch Volksbücher eingeführt worden. Bedeutsamer ist der (nach Sage 49 bei Müller) um Mitternacht den Kirchhof umreitende Pfarrer, der den Todten predigt. Dieser könnte wohl auf einen an der Spitze des Todtenheeres reitenden Woden führen.

Dunkel ist eine Sage vom Bäschjäger (Nr. 32 bei Müller). Tief in den Wäldern hält er sich auf und wird sehr selten gesehn. Ein Bauer, der jagend den Wald durchstreifte, traf einst auf ihn. Es war ein hochgewachsener, ernster aber nicht unfreundlicher Mann. Mit dem Bauer ein Gespräch anfangend lehrte er ihn, wenn er in der Neujahrsnacht eine Natter in seine Büchse lade und losschieße, werde er ein ganzes Jahr lang mit diesem Gewehr nicht fehlen. So dürftig die Sage ist, der wilde Jäger ist im Bäschjäger gefunden. Der hochgewachsene, ernstfreundliche Mann, gleicht Woden, sein Name be-

Digitized by Google

zeichnet den Waldjäger, das Geheimniß der nie fehlenden Flinte bezieht Müller mit Recht auf Gungnir. Nur das begleitende Heer fehlt.

Im Wirbelwind brauſt Woden in der folgenden aus Mettersdorf ſtammenden Sage heran: Ein Mettersdorfer wollte in den Eichwald gehen und gelangte bis zum nächſten Hügel. Da erhob ſich plötzlich ein Wirbelwind, von dem die Eichen des nahen Waldes krachten, der Mann faſt niedergeworfen wurde. Zornig ſchleuderte dieſer ſeine Axt in den Wirbelwind. Da wurde er betäubt niedergeworfen. Als er zur Beſinnung kam und nun ſein Holz im Walde holen wollte, fand er eine ganz veränderte Gegend; Culturland, wo früher Wald geweſen. Als er endlich doch auch wieder Wald erreichte, trat ihm ein alter grauer Mann entgegen und ſprach: Wohin Menſchenkind? Wo iſt deine Axt? Du denkſt Holz zu fällen ohne Werkzeug? Sieh! hundert Jahre ſind vergangen, ſeit du deine Axt auf dem Nekels (ſo hieß jener Hügel) in den Wirbelwind warfeſt. Zur Strafe für deinen Wurf ließ dich der Geiſterkönig, deſſen Wagen du getroffen, in den langen Schlaf verſinken u. ſ. w. Der graue Alte iſt auch der Geiſterkönig, und beide von unſerm Woden nicht verſchieden, der hier mit ſeinem Wagen im Wirbelſturm daherfährt.

Den ganzen Woden mit ſeinem Heer haben wir in einer nachträglich von Müller erhaltenen Sage: Im Hüllenberg bei Kaisd heißt es, auf deſſen Spitze hohe Eichen ſtehen, ſind große Schätze und die Rüſtung eines ganzen (türkiſchen) Kriegsheeres, das ſich jedes Frühjahr mit donnerähnlichem Geklirr und heftigem Rauſchen in des Berges Tiefen hören läßt. Auch ſoll ein gewaltiger Berggeiſt da drinnen hauſen, und Schätze bewachen, eine ſchneeweiße Rieſengeſtalt mit einem Galgen im Wappen u. ſ. w. Das iſt das wüthende Heer in Bergentrückung, das iſt Wodan als Galgenherrſcher, Hangagud, Hangatyr, Galgagramr, Galgavalldr,[48]) Als ſolcher hat er wohl die drei Brüder im Märchen von den drei Rothbärten vom Galgen gerettet. Daher ſauſt der Sturm, wenn ſich Einer erhängt hat. Wodan holt ſein Opfer. Was unſere Chroniken von Luftkriegen u. dgl. erzählen hat nicht Mark und Bein; es ſind allgemeine Worte ohne reichere Entfaltung, ohne Beſtimmtheit und Lebendigkeit;[49]) es wird überall mehr von Himmelszeichen als von dem eigentlichen wüthenden Heer berichtet, es ſteckt, wenn der Ausdruck erlaubt iſt, mehr gelehrte Superſtition als volksthümlicher Aberglauben darin. Nur in einer einzigen Aufzeichnung von 1640, wo zum 7. Juli angemerkt iſt: equitatus noc-

Digitized by

turnus visus (Arch. des Vereins für sieb. Landesk. III. Bd. S. 378) scheint eben aus der Kürze, womit der Ausdruck equitatus nocturnus hingeworfen wird, als ob eben damit auf ganz Bekanntes angespielt werde, hervorzugehen, daß nur das wüthende Heer oder die wilde Jagd gemeint sein könne[50]).

15.

Der Spender des Felderſegens iſt natürlich auch ein Förderer des häuslichen Glücks und ein Begünſtiger der Ehe. Woden gehört mit zu den Ehegottheiten und nimmt wie Daner und Freâ, neben welchen auch die Erd oder Unterweltsgöttin hervorzutreten ſcheint, eine hervorragende Stelle unter denſelben ein. Als Wunſchgott ſchon muß er auch das Glück der Liebe ertheilen. Auch iſt es noch auf einigen Dörfern Sitte, am Mittwoch dem Tage des Wunſchgottes zu freien, Donnerſtag Trauung zu vollziehen und Freitag den Jungfrauentag, (den Tag der Einſegnung der vollzogenen Ehe, auch oft der Heimführung) zu halten. Nach dem Bruchſtück einer alten Ballade war das vielleicht früher öfter der Fall; denn es heißt dort:

Et wôr e kénenk génzt dem Réiny,
e frâd e kénengsdichterléiny;
e frâd et gânzer siwe jôr:
mättich word se zâgesôt,
danerstich wôr se kopulirt,
fréktich fâr se durch en burch,
dô strôlt dât gûlt bå dé laden erdurch.

Heute iſt es nach Mätz Schäßburger Schulprogramm für 1859/60 weitaus verbreitetſte Sitte, Mittwoch zu trauen — alſo gerade am Wonstag — Donnerſtag Jungfrauentag zu halten und Freitag Ausſchenk, d. i. Hochzeitsſchluß. Auch hier geht keine der drei hervorragenden Ehegottheiten leer aus.

Um kein anderes Feſt hat ſich ſo viel des älteſten heidniſchen Rechtes, Glaubens, Cultus gelagert, wie um die Hochzeitsfeier. Wie bei allen ſächſiſchen Volksfeierlichkeiten, ſo fehlt es noch weniger hier, von Anfang bis Ende an allerlei ſymboliſchen Handlungen; beſonders gibt es vielerlei Mummereien mit ſtehenden Typen, mimiſche und dramatiſche Vorſtellungen. Auch hiebei ſind alle Ehegottheiten gleichmäßig bedacht. Woden durch die ſogenannte Hochzeitspredigt, das Gänſerennen und den Spießtanz, der Donnergott durch den Rößchentanz, Freâ

Digitized by Google

durch das Rockenlied und Häl durch verschiedene andere Darstellungen, lauter Reste heidnischer Festvorstellungen, wie sich glücklicherweise noch bei mehreren nachweisen läßt.

Ueber die Hochzeitspredigt berichtet Mätz in dem erwähnten Schäßburger Gymnasialprogramm: die Hochzeitspredigt wird gewöhnlich von Einem vorgetragen, der reden kann. Dieser ahmt möglichster weise die Tracht eines Geistlichen mit langem grauem Bart und langem Gewande nach, besteigt den Nacken eines starken Knechtes und reitet auf dessen Schultern unter die Hochzeitsgäste. Beide deckt das Chorhemd vorstellend ein weißes Lacken. Bruchstücke solcher Hochzeitspredigten habe ich in den siebenb. sächs. Volksdichtungen S. 125 u. flg. veröffentlicht. Es ist ihnen allen gemein, die äußere Form einer Predigt, eine Aufzählung von Gegenständen der Mitgift voll komischer Einfälle, eine Erzählung, worin Zoten nie ganz fehlen. Daß in diesem sogenannten Pfarrer ein ganz anderes Wesen zu suchen sei, muß Jedem, der die Sache näher ansieht, sich aufdrängen. Was hätte auch ein christlicher Pseudopfarrer hier zu schaffen, wie käme das kirchliche Sachsenvolk zu einer Parodie seiner Geistlichen und zur öffentlichen Aufführung derselben? Und die Maske ist durchaus nicht der Wirklichkeit entsprechend. Unsere Geistlichen tragen seit langer Zeit keine langen Bärte, noch kommen sie zu ihrem Amte geritten. Auch erscheint der sogenannte Pfarrer nicht nur hier zur Predigt, sondern auch schon früher. Mätz führt S. 84 an, daß auch bei ihrem Einzug in des Mannes Haus die Braut im offenen Thore vor einem umgeschlagenen Boding, der als Pult dient, einen Pfarrer in langem, weißem Bart findet; der ihr und ihrem Gefolge eine Zeit lang den Eingang zu verwehren sucht. Warum ist dieser da? Wenn wir uns unseres Alten aus den Märchen erinnern, mit dem langen Bart und dem langen, weiten Mantel, uns erinnern, wie er auch als Kräßtmân in ganz ähnlicher Verhüllung, wie hier erscheint und die Gaben für die Kinder in den Falten seines Mantels birgt, wenn wir uns erinnern, daß uns Woden auch in gespenstisch umgehenden Pfarrern und Pfaffen und noch im vorigen Abschnitt in jenem um Mitternacht mit den Todten die Kirche umreitenden Pfarrer erkennbar geworden und dazu alle andern, erhaltenen heidnischen Hochzeitsgebräuche, die auf Daner, Frea und wieder auch auf Woden weisen, miterwägen; wenn wir uns endlich erinnern, daß auch in der Altmark (Kuhn Märk. Sagen u. Gebr. 361) und in ganz Norddeutschland (Kuhn u. Schwarz Nordd. Sagen u. Gebr.) an vielen Orten sowohl zu Weihnachten als auch bei

Digitized by Google

Hochzeiten ein Reiter mit breitem Hut und weitem Mantel auf einem Schimmel erscheint (entsprechend unserem Krásztmân und unserem Hochzeitsprediger) der ohne Zweifel auch den alten Gott vorstellt; so kann kein Zweifel bleiben darüber, daß auch „dieser Hochzeitsprediger mit dem langen Gewande kein Anderer als Woden ist. Die endliche Umwandlung unterstützte auch hier wie bei den Sagen von der Todtenkirche und den gespenstischen Pfarrern und Pfaffen die ähnliche Kleidung (Hut und Chorrock). Der Knecht, auf dem der Hochzeitsprediger hereinreitet, ersetzt also auch nur mißverständlich die Kanzel, in Wahrheit stellt er das wirkliche Roß Wodens dar. Und so muß auch dem umgestürzten Boding wohl eine ganz andere Bedeutung als die des Pultes zu Grunde liegen. Das wird noch klarer durch die Mittheilung, daß anderwärts (in Schweischer) an Stelle des neben dem Boding stehenden Alten ein „Strohmann mit einem Stock" den Eingang versperrt, der sich erst öffnet, nachdem die Köchinnen einen Aschentopf vor die Füße des Strohmannes geworfen haben. Der Strohmann ist gewiß kein Pfarrer, sondern wie sonst, eine mythische Figur. Hiernach ist die Form der Predigt eben so entschieden spätere, wahrscheinlich seit der Reformation eingetretene Corruption, die je mehr die ursprüngliche Form vergessen wurde, desto mehr in Parodie ausarten mußte. Zum ursprünglichen Inhalt wird die Aufzählung der Mitgift und die Zoten gehört haben. Denn schon diese würden genügen, die Forschung in die Zeiten des Heidenthums zurückzuleiten. Es ist bekannt genug, daß uns obscön erscheinende Gebräuche allen heidnischen Kulten eigen waren[51]). In den Capitularien, die da eifern gegen Lieder, Tänze, Maskeraden und ähnliche Vorstellungen, die das innerlich noch wenig christliche Volk noch im 9. Jahrhundert nicht selten vor und in der Nähe christlicher Kirchen selbst aufführte, wird immer deren Obscönität und Ursprung aus dem Heidenthum hervorgehoben[52]). Vom Standpunkt des Heidenthums konnten sie, wenn nicht willkührlich ausgeschritten wurde, wozu es allerdings nirgends an Veranlassung fehlen mochte, völlig unverwerflich erscheinen, da sie als symbolische Darstellungen von Naturgesetzen (der Zeugung, der Fruchtbarkeit ꝛc.) zur Verehrung der betreffenden Gottheiten gehörten und eigentlicher Gottesdienst waren. Zu solchem Kult war bei Hochzeiten natürlich die meiste Gelegenheit geboten, wie denn die volksthümlichen Hochzeitsgebräuche vielleicht keiner Nation ganz frei von allerlei Nacktheiten sind. Leicht könnte schon in heidnischer Zeit sich Humor in die Rede des alten Gottes, der schon in der Edda dazu neigt, gemischt und dieselbe neben mancherlei Segenverheißungen auch Anspielungen auf die in vergangener Nacht vollzogene

Digitized by Google

Ehe enthalten haben[53]). Die Bedeutung des Alten, der am Thore des jungen Mannes der Braut und ihrem Gefolge eine Zeit lang den Eingang verwehrt, war vielleicht eine ernstere. J. Grimm. Rechts Alt. S. 167 führt folgende Stelle aus Siccama ad leg. fris. tit. 9 an: ipso nuptiarum die sponsa longo virginum juvenumque comitatu ad templum deducebatur; solemni ritu peracto ad domum sponsi deducebatur eadem pompa, ubi quum pervenisset, ex sponsi propinquis aliquis ante limen scopas projiciebat, quas ipsa sponsa ominis et maleficii averruncandi ergo transire moris erat. Limen transura alius ex propinquis vel vicinis sponsi, gladio evaginato, quem januae transversum praetendebat ingressum impediebat sponsae multo conatu irrumpere conantis, nec admittebatur, nisi munusculo aliquo quasi mitigrasset. quo ritu sponsa, pudicitiam et castitatem viro servaret integram admonebatur; quodsi eam prostituisset, marito jus erat, de adultera ipso gladio; sub quo mariti domum intraret, quemque aestswird id est gladium nuptialen vocabant, supplicium sumero. In ähnlicher Weise möchte der höchste Gott selbst als Ehegott, vielleicht mit seinem Schwert im Thore des Bräutigams stehend dargestellt worden sein und der Darstellende den Eingang nur nach ernster Ermahnung zur ehelichen Treue, (wie sie auch unsere Rockenlieder enthalten,) und gegen ein Geschenk (vielleicht an Getränken, die in den nicht umgestürzten Boding gegossen wurden) freigegeben haben. Die in Schweischer vor dem Strohmann, (dessen Stab das Schwert vertreten könnte), hingestreute Asche würde ich sogar auf ein Opfer deuten, wenn nicht Woden auch sonst in Verbindung mit Asche erschiene; als Krüstmân streut er den Kindern, die nicht schlafen, Asche in die Augen, am Aschermittwoch hat er seinen Festantheil und unter den Kronstädter Hochzeitsgebräuchen erwähnt Jos. Teutsch aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts eines Spieles mit dem „Aschenmann", der wohl auch auf Woden zurückführen wird. (Blätter für G. G. und Vater landesk. 1836 S. 78.) Der „Aschenmann" war auf ein Brett gemalt und an einer Stange so befestigt, daß er sich umdrehen konnte, wenn er angestoßen wurde. Unter dem rechten Arm hatte er ein Loch, am linken hing ein „Aschenbeutel". Die Wettkämpfer rannten zu Pferde mit eingelegten Stangen auf den Aschenmann und hatten die Aufgabe, das Loch zu treffen. Wem dies dreimal gelang, der erhielt den ausgestellten Preis. Wer hingegen das Loch verfehlte, drehte durch den Stoß den Aschenmann um und erhielt dabei den schwingenden Aschenbeutel an den Kopf; dieses Spiel erhält Erläuterung durch einen langobardischen Brauch, zu dem Pfahler deutsche Alterthümer S. 650 anzieht: „Zur Zeit Grimoald 671

verehrten die Langobarden, obwohl sie getauft waren, einen Baum, der nicht weit von den Mauern von Benevent stand, als heilig. Sie hingen ein Fell daran auf, ritten dann alle zusammen um die Wette hinweg, daß die Pferde von den Sporen bluteten, warfen mitten im Lauf mit Wurfspießen rückwärts nach dem Fell und erhielten dann jeder einen kleinen Theil davon zum Verzehren. Und dieser Ort hieß noch in später Zeit Wodan. Als das der h. Barbatus sah, predigte er ihnen unaufhörlich, wer zwei Herren diene, könne nicht zum Heile gelangen. Aber sie hörten nicht auf ihn, sondern in ihrem wilden Sinne dachten sie an nichts anderes als Krieg- und Waffenspiel und erklärten der Brauch ihrer Vorfahren sei der beste — das seien die Streitbarsten gewesen."

Auch das Gänserennen gehört noch — aber wohl nur an wenig Orten zu den Hochzeitsfeierlichkeiten. Es ist gleich bedeutig mit dem Hahnabreiten und beide kommen bei andern Gelegenheiten noch vielfach im Lande vor, je nach der Zeit entweder auf Woden hinweisend oder auf Frea, Ostara, welcher Hahn und Gans (Schwan) nicht minder zustehen. An zwei aufgerichteten Balken wird ein Seil quer aufgespannt und daran eine Gans an den Füßen aufgehängt, so daß ein in den Steigbügeln aufgerichteter Reiter mit Mühe ihren herabhängenden Kopf erreichen und fassen kann. Junge Bursche reiten in wildem Rennen unten durch, erheben sich dabei im Sattel und suchen der Gans (oder dem Hahn) den Kopf abzureißen. Was den Sieger in diesem Spiel erwartet, ist nach den verschiedenen Veranlassungen verschieden. In Bistritz, wo es nach Mätz S. 83. Anm. mit zu den Hochzeitsgebräuchen gehört, wird das Seil über die Gasse gespannt, die Reiter sind wieder vermummt[54]) dem Sieger muß der Kopf der Gans vom Bräutigam ausgelöst werden. —

Auch die Hähne, die an manchen Orten dem Brautpaar von der Jugend gegabt werden und die in S. Regen am Ausschenk „übliche" Hirsesuppe bei dem Gansgekröse (hierunter versteht man Leber, Magen Hals und die untern Gliedmaßen der Flügel und Füße,) weisen auf Woden oder Frea.

Vom Spießtanz sagt Mätz: „Dieser hat mehr ein allgemein festliches Gepräge, darf daher auch an einem Kindtaufschmause (Kaimesz) nicht leicht fehlen und hat in solchen Fällen auch bei unsern Bauern in der Stadt bis in die letzten Tage sich in Uebung erhalten. Bei einer Taufe tanzen ihn zuerst die Großväter des Täuflings, dann Vater und Taufpathen desselben oder sie lassen auch — in neuerer Zeit (?) gegen

Digitized by Google

ein kleines Geldgeschenk die Hebamme für sich tanzen. Der Tanz nun wird derart aufgeführt, daß zwei Spieße in Kreuzesform auf den Fußboden gelegt werden, worauf Tänzer oder Tänzerin immer aus einem Spießwinkel in den andern springt und dazu ein gewöhnliches — Tanzlied des Volks singt." Schade, daß Mätz nicht angibt, wer bei Hochzeiten diesen Tanz aufführt, der weniger schwierig und gefährlich als symbolisch bedeutungsvoll scheint. Auch muß er einst sein eigenthümliches Lied gehabt haben. Dem Woden gilt er so gewiß wie in den meisten Fällen der viel bedeutungsvollere, wenigstens viel frischer erhaltene Schwerttanz, den ich an anderer Stelle bespreche. Ueberhaupt wird jedes Waffenspiel bei Hochzeiten auf Woden zu beziehen sein und ihm galt also auch das von J. Teutsch noch 1740 gesehene „Ringelrennen" (siehe Bl. f. Geist. Gem. ꝛc. 1836 S. 78), wobei ein Teppich und silberne Löffel als Siegespreis ausgestellt waren. Aus einer Entfernung von etwa 50 Schritten sprengte man zu Pferde mit eingelegten Stangen auf einen Ring, der an einem einen Fuß aus der Erde ragenden Pfahl befestigt war. Wer zuerst dreimal in den Ring traf, gewann den Teppich, der Nichtglückliche die Löffel.

Wer die Arbeit von Mätz einer aufmerksamen Forschung unterzöge und die darin reichlich aufgespeicherten Gebräuche zu genauerer Erkenntniß mancher weiter verfolgte, könnte aus dem Ganzen wohl eine vollständige heidnische neben der christlichen Hochzeitsfeier herauslösen.

16.

Wer Woden als Gott des Felderſegens des gebührenden Opfers beraubte, indem er die letzten Halme auf dem Acker abschnitt, den sahen wir dem Tode verfallen; als Pfarrer sehen wir Woden mit den Todten um die Kirche reiten, wir sahen ihn als Galgenherrn; in diesen Ueberlieferungen erschien er als Todtengott. In dieser Richtung ist noch Einiges anzuführen, obwohl gerade diese Seite des Gottes in unsern Quellen abgeblaßt erscheint, während sie bei Häl überwiegt.[55])

Wenn in den Vorstellungen unseres Volkes der Tod auch als Doctor mit schwarzen Kleidern und hohem Hut erscheint, so mag das auch an Woden in der Gestalt von Pfarrern erinnern, obwohl zunächst an das Märchen vom Gevatter Tod. Noch eher dürfen wir an Woden denken, wenn der Tod wie in Sage 43 bei Müller als Ritter erscheint. Er kommt in der Nacht angesprengt und hält vor einem Hause. Da er aber die Todterlesenen nicht fragt: „Was willst du?" hat er keine Gewalt über

ſie. An die Stelle Wodens als Galgenherr iſt meiſtens der Teufel getreten; ihm gehört der Erhängte; er kommt im Sturmwind dahergefahren und holt ihn ab wie Woden; unter die Füße des ſich ſelbſt Erhängenden macht er Feuer, daß er ſie aufheben und erwürgen muß. Sonſt wird Woden ſelten durch den Teufel vertreten; wenn es geſchieht, hat der Teufel in der Regel ein kennzeichnendes Attribut, die Raben, den Hahn oder Hahnenfeder mit. Auf den Galgenherrn iſt auch der Teufel in Nr. 418 der Siebenb. Sagen von Müller zurückzuführen. Sie erzählt von einem ſchönen jungen Mann, der durch Pfeifen unwiderſtehlich die Mädchen hinauslockte mit ihm bei Nacht in den Wald zu wandeln, wo er ſie dann aufhängt und ihre Kleider raubt. Elf Jungfrauen hat er das gethan, der Bruder der zwölften, verkleidet in ſeiner Schweſter Gewänder, wirft ihm ſelbſt die Schlinge über den Kopf. Alsbald erhebt ſich Sturmgebraus und dazwiſchen eine Stimme, die ruft: „Dein Glück, daß er hängt und nicht Du! denn die zwölfte Seele iſt mein."

Auch von den Vorboten des Todes beziehen ſich die meiſten auf Häl, wenigere auf Woden, einige ſind zweifelhaft. Wer in der Neujahrsnacht in die Geiſterkirche geräth und unter den Andächtigen ſich oder andere lebende Perſonen erkennt, kann wiſſen, daß ihm oder den Andern der Tod im Laufe des Jahres bevorſteht. Sturm beim Ringwechſel deutet auf kurzes Zuſammenleben. „Als ſicherſte" untrüglichſte Todesbotſchaft gilt allerwärts die des Hundes. Wenn nun nach Einigen nur das Geheul eines weißen Hundes einen Todesfall in dem Hauſe, vor dem er heult, ankündigt, ſo mag das wahrſcheinlich auf Woden deuten; im übrigen hat Häl ihren Hund auch. Auch die Vorbedeutung durch Krähen der Hähne zwiſchen 6 und 7 Uhr Abends bleibt zweifelhaft, weil wieder Häl und Woden in Beziehung zum Hahn ſtehen. Der Rabe weiſt unzweifelhaft auf Woden. Wenn die Raben übers Dorf fliegen und rufen: Grab! Grab! „oder wenn ſie über dem Dorf unter lautem Gekrächz miteinander ſtreiten, ſo bedeutet das einen Todesfall. Fliegen Raben krächzend über einem Hauſe weg, worin ein Kranker liegt, ſo iſt es bald aus mit ihm; ebenſo, wenn ſie ſich ſchreiend auf einem Baume des zum betreffenden Hauſe gehörigen Gartens oder auf dem Scheunenfirſt oder dem Dach des Hauſes ſelbſt niederlaſſen. Ob Segelfalter und Schwalbenſchwanz, die beide in Schäßburg weiinjwäjeltchen heißen, auch als Todesboten, ja als abholende Diener Wodens anzuſehen ſeien, wie in den Siebenb. Blättern Nro. 48 bis 51 1867 nachzuweiſen verſucht wird, laſſe ich dahingeſtellt.[56]) halte es jedoch für wenig wahrſcheinlich.

Digitized by Google

17.

Jenes auf dem Acker zurückgelaſſene Aehrenbüſchlein dürfte als ein Opfer angeſehen werden für den Gott, durch deſſen Gunſt des Feldes Fruchtbarkeit bedingt iſt. In gleicher Weiſe deutet der ſogenannte Hahn auf dem letzten oder jedem zehnten Haufen das Opfer an, das einſt wohl auch in wahrer Geſtalt dargebracht wurde. Der Hahn in Märchen, Sagen, Rechtsbräuchen und Aberglauben von Bedeutung iſt ein höchſt mythiſcher Vogel. Keiner der drei Welten der Edda fehlt ihr eigenthümlicher Hahn. Odhin ſelbſt, unſern Woden haben wir in der Geſtalt ſeines Hahnes angetroffen. Als Abgabe erſcheint der Hahn ſehr oft. J. K. Schuller in den Vorl. zur ſiebenb. ſächſ. Myth. führt eine ſolche Hahnenabgabe nach Erzählung der Sage von der Uglerjungfrau an; in Deutſch-Pien mußten bis vor etwa 70 Jahren die walachiſchen Einwohner je einen Hahn jährlich an die ſächſiſche Schule liefern. In Denndorf pflegen die Kinder jedes Hauſes dem Pfarrer einen Hahn zum neuen Jahr zu bringen. Als Frohndabgabe ließe er ſich vielfach nachweiſen. Auch als Freundesgabe bei Hochzeiten trafen wir ihn. In Perſonen- und Ortsnamen findet er ſich mit und ohne Zuſammenſetzung [57]) Wolf. Beitr. zur d. Myth. S. 58 führt einen unſerm Hahnaufſtellen ähnlichen Brauch aus Deutſchland an und äußert die Vermuthung, daß der Hahn Wuotan heilig geweſen und bei der Ernte als Opfer geblutet haben möchte, um ſo mehr, als das bei der Ernte gegebene Mahl an denſelben Orten auch der Hahn heiße. Daran iſt nun längſt kein Zweifel und das wird durch unſere Quellen weiter beſtätigt. Es iſt kein bedeutungsloſer Zug in unſerm Märchen vom Goldhaar, daß der Alte Hühnerſuppe ißt und ſeinen Schützling täglich damit bewirthet. War der Hahn ein gewöhnliches Opferthier Wodens, ſo mag er wohl als Wodensſpeiſe gelten. Beachtenswerth iſt die Beſchreibung des Hahnenſchießens, wie es bis zum Jahr 1719 in Kronſtadt jährlich am Oſtermontag als Schulfeſt abgehalten wurde. Mit Tagesanbruch verſammelten ſich alle Kinder auf dem Kirchhof, nahmen eine junge Tanne, welche mit Fähnlein von Flittergold, Birnen, Aepfeln u. ſ. w. behangen war; mitten ſaß ein ganz weißer Hahn mit vergoldetem Kamm und Sporn. Fahne und Hahn trugen ſie durch die Stadt in feierlichem Umzug, dann zum Thore hinaus an den Ort, wo der Hahn mit Bolzen geſchoſſen werden ſollte. Das Hahnenſchießen gilt hier zwar der Oſtara, aber gerade ſo wird es auch an Tagen, die dem Woden heilig ſind, gefeiert und ich führe dieſe Beſchreibung wegen genauer Angabe der Farbe und des Schmucks des Hahnes an. Unver-

Digitized by

kennbar ist dieser durch die Auswahl reiner, weißer Farbe und die Vergoldung des Kammeds und der Sporen als Opferthier bezeichnet. Auch der Umzug deutet darauf. Opferthiere pflegten geschmückt und zur Schau umgeführt zu werden. Ohne Zweifel bluteten die bis zum Jahre 1793 am Gallusfest der Kronstädter Schuljugend getödteten Hähne und Gänse einst dem Woden. Das ganze Fest hat viel Bedeutsames. Dazu sind schon die Umzüge, die Mummereien, die gespielten Commoedien zu zählen. Besonders hervorzuheben ist aber, wie die Knaben dabei ihren Festkönig bestimmten. Nachdem mehrere der vornehmeren Knaben dazu candidirt worden, brachte jeder von diesen einen Hahn in die Versammlung. Die Hähne wurden dann gegeneinander gesetzt und wessen Hahn obsiegte, der war König[59]). Das ist unzweifelhafter Ueberrest eines alten Orakels so gut als jenes, wodurch Darius zum König wurde, ein Gottesurtheil. Der Sieggott Woden selbst war es, der hier durch seinen Vogel den König bestimmt. Zwischen Woden und Häl macht die Farbe der Hähne einen Unterschied, wohl nicht zwischen Woden und Ostara. Letzterer als der Göttin des Lichtes sehen wir den weißen Hahn erwählt — es wird wohl auch der goldrothe gestattet gewesen sein. Dem Woden gebührt der goldrothe, der Häl der schwarze Hahn. Ein dunkelfarbiger Hahn kräht in der Unterwelt, ein goldkammiger bei den Helden in Walhalla.[60]) Auch in Haltrichs Märchen vom Wunderbaum ist der zu oberst sitzende Hahn ein goldener. Es entgeht mir, ob in unsern Urkunden jemals die Farbe des Hahnes angegeben ist, während J. Grimm Rechtsalt. S. 376 und Myth. 635 anführt, daß rothe Hähne vorzüglich gezinst — wohl auch geopfert wurden.

Solches Aehren- und Hahnenopfer mag dem Gott von dem einzelnen Haus- und Familienvater gebracht worden sein für der Felder Segen, für des Hauses Glück. Ein solches häusliches Opfer, wird auch die Gans gewesen sein. Aus Opferzinsen Wodens sind allmählich Martinszinse geworden. Auch bei kleineren Gemeinde- oder Nachbarschaftsfesten konnten Hahn- und Gänseopfer genügen. Die großen Opfer der Gemeinde bestanden wahrscheinlich immer aus größeren Hausthieren — im Frieden etwa Stieren (weißen) die dann wohl mit Blumen geschmückt und mit vergoldeten Hörnern umhergeführt wurden, wie der Ochse, den die Fleischerzunft des sächsischen Vororts Hermannstadt jedesmal dem neuerwählten Nationsgrafen zu schenken pflegt. Im Kriege galten wahrscheinlich vorzugsweise Pferdeopfer, deren Häupter dann auf den Bäumen und

Stangen aufgepflanzt wurden [61]). So pflegt das Volk in Siebenbürgen noch jetzt Pferdeschädel auf Zaunpfähle, Umfriedigungen und Hausdächer zu stecken, zum Schutz — wie es heißt — gegen Seuchen und Dämonen [62]).

Alle diese Opferthiere kommen nicht ausschließlich dem höchsten Gott zu, aber ihm allein, wenn er als Siegesgott gedacht wurde, weihte man des Feindes Schlachtordnung, bei einzelnem Feinde dessen Haupt und Leben. Bedeutsam ist daher wieder in dem Märchen vom Zauberroß, daß der Held die Köpfe der erschlagenen Drachen rings um die Wohnung des Alten auf Zaunpfählen aufpflanzt; *es ist das Opfer für den helfenden Siegesgott, dem der Jüngling des Feindes Haupt weiht.*

Außer den Opferthieren kennen wir auch *Raben* und *Wolf* als Odhin heilig. Zwei Raben und zwei Wölfe oder Hunde sind nach den Edden des Gottes Begleiter. Auch unserem Woden gebühren Wolf oder Hund und Rabe. Zwar der Wolf kommt in unserer Ueberlieferung nur vor als Anzeichen eines fruchtbaren Jahres, wenn er sich im Frühjahr in der Frucht versteckt, oder als Schreckmittel für die Kinder, die sich beim Schnitt verlaufen wollen und als gutes Angangszeichen, aber der gleichbedeutige Hund ist als Todesbote und in Märchen sein Vertreter. So in dem 24. Märchen bei Haltrich, wo die Hunde für *Ziege* und *Hahn* eingetauscht werden und hernach gegen alte Hexen, Räuber und Drachen Hilfe leisten. Auch den *Raben* fanden wir als Vorboten der Fruchtbarkeit und des Todes; in Märchen vertritt er oft die Stelle seines Herrn.

Wenn wir einen Rückblick auf die gewonnenen Resultate werfen, so ist nicht zu verkennen in welcher überragenden Größe, Herrlichkeit und Milde Woden in unseren Quellen erscheint. Er ist der wahrhaft allwaltende in allen Verhältnissen und Wandelungen der Natur und des Lebens. Können auch feindliche Mächte seiner Kraft und Gewalt zeitweise Abbruch thun, es ist nur ein Scheinsieg, den sie über ihn erringen. Ruhig in seiner Winterzurückgezogenheit bereitet er den Sieg der Lebensmächte, der bessern Zeit und die Vernichtung der Todesmächte vor, und alle Helden des Lebens siegen nur durch ihn, durch seine Waffen, und seinen Rath.

Digitized by Google

III.

Bäschmoter-Häl.

1.

Die nordiſche Hel, der ich mich zunächſt aus guten Gründen zuwende, iſt ebenſo unzweifelhaft als Odhin in unſeren Volksüberlieferungen erhalten. Unſer Häl oder Hal auch Hiäl, Hial und Hol entſpricht genau dem goth. Halja, faßt aber allerdings in dem heutigen Bewußtſein des Volkes nur noch den räumlichen Begriff der Unterwelt und des Strafortes in ſich. In Flüchen wie: dat dech de Häl ferschläinjë sûl, dat dech de Häl friesze sûl! (daß dich die Hölle verſchlingen, freſſen möge!) haftet vielleicht noch ein Schatten von Perſönlichkeit. Zu einigen ſubſtantiviſchen Zuſammenſetzungen wie hälekwuol, bäleschmärz, hälewirtschaft hat wohl nur die kirchlichchriſtliche Vorſtellung vom Strafort Veranlaſſung gegeben. Aber der hälekäler (Name eines Berges bei dem Dorfe Werth), den J. K. Schuller in der Tranſ. von 1852 S. 16 anführt, gehört um ſo ſicherer dem Heidenthum an, als nach einer Sage der dortigen Dorfsbewohner ſich ungeheure Schätze in dem Berge befinden. Auch der von Fried. Müller beigebrachte hälwich (Helsweg) bei Schaas, und hälebranen bei Zeiden gehören wohl hieher. Häladorf bleibt zweifelhaft; die Nähe der Heldenburg ſcheint auch Hälsdorf eher zu einem Heldendorf als Helsdorf zu machen, obgleich dann die Form Häldendorf auch ſächſiſcher Sprachweiſe angemeſſener geweſen wäre.

2.

Einen weiten Weg und manigfache Umwandlungen hat Häl durchmachen müſſen, ehe ſie geeignet war in den räumlichen Begriff des Straf- und Qualortes überzugehn. Es iſt nothwendig auf ihr Weſen in ſeiner urſprünglichſten Bedeutung zurückzugehn, um alle allmählich daraus entwickelten Geſtalten zu begreifen. Es iſt meines Wiſſens Simrocks Verdienſt uns in ſeinem Handbuch der deutſchen Mythologie S. 354 bis 361, zuerſt zu dieſer Urbedeutung der alten Göttin geführt zu haben. Nach ſeiner Auffaſſung iſt Hel die verhüllte und verhüllende Göttin, deren Name ſich aus der Wurzel hilan=celare entwickelt hat, die geheimnißvolle Erdenmutter, urſprünglich gleichbedeutend mit Nerthus, die nach Tacitus Germ. auch „tantum perituri vident.“ Aus ihr kommt alles Leben, zu ihr kehrt alles Leben zurück. Sie um-

Digitized by Google

faßt die Eigenſchaften aller Göttinen, die ſich erſt aus ihr abgelöſt haben, worauf zum Theil deren gegenſeitige Verwandſchaft beruht. Zwiſchen Odhin und ihr, Himmel und Erde beſtand einſt Gattenverhältniß. Beide zuſammen ſind alles Daſeins Urſprung und Nährer, beide erleſen die Todten, urſprünglich wohl gemeinſam ohne Theilung. Die alte Erdenmutter hat ihren Wohnſitz natürlich in der Erde; ſie iſt ſchon darum Unterweltsgöttin und von dieſer zu der Todesgöttin war nur ein Schritt nothwendig.

Zu ſolchen Ergebniſſen führen gelegentlich auch unſere Quellen. Ich knüpfe hier zunächſt an das an, was zum Woden in Abſ. 7 von der Bäschmoter geſagt iſt. Daß dieſe identiſch ſei, mit der Winter- und Todesgöttin ward dort nachgewieſen, zugleich aber auch, daß ſie eben ſo eine Mutter des Lebens ſei. Es wurde hervorgehoben, daß das Mittel zur Wiederbelebung der Sehkraft Wodens aus ihrem Brunnen kommt, daß nach der Volksüberlieferung die kleinen Kinder aus dem Brunnen der Bäschmoter geholt werden, der wie im Märchen vom Zauberroß tief im Walde am Fuß eines rieſigen Baumes (des Weltbaumes) quillt, und nur der Hebamme bekannt iſt, daß die Hebamme ſelbſt nicht ſelten Bäschmoter genannt wird. Das Alles deutet auf eine ſchöpferiſche, mütterliche, gütige, wenn auch mit dem Schauer des Geheimnißvollen umgebene Gottheit, die dunkle, verhüllte und verhüllende Mutter des Lebens und des Todes, die Erdenmutter. Dieſe Erdenmutter ſehe ich nun auch in jener Bäschmoter und anderen Waldmütterchen, die in unſeren Märchen oft Kinder bei ſich aufnehmen, erziehen und zu großem Glücke fördern [1]).

Weil aber das Leben auch dahin zurückkehrt, woher es ausgegangen [2]), weil die Mutter des Lebens auch die Mutter des Todes iſt, weil aus dem Walde nicht nur das Leben kommt ſondern auch die Todten än de biré gôn, än de bäschbire gôn d. i. in den Birnwald gehen, — wo man in der Vorzeit auch ſeine Grabhügel anzulegen pflegte, ſo konnte die urſprünglich gütige Bäschmoter oder Bäschgrûsz wie Parvati und Baba poduri, auch zu einem gefürchteten Weſen, konnte zur Balegrûsz und Häl werden, wie Nerthus zur Hel. Unſere Balegrûsz iſt ſchon durch den Namen gekennzeichnet. Indeſſen erſcheint das Wort balo ſchon bei ſeinem früheſten Auftreten veraltet und verdunkelt, nur noch in Zuſammenſetzungen vorkommend; auch hat es nicht bloß die Bedeutung von malum, poena, pestis ſondern auch von pernicies, interitus [3]), worin ſchon ein milderer Sinn liegt. Leicht könnte es einſt der Bedeutung mors noch näher geſtanden ſein, ſo daß ſich ohne Zwang Balegrûsz durch Todesmutter übertragen ließe. Zu ſolch milderer Auffaſſung ſtimmt es, wenn die Söhne der Bäsch-

Digitized by Google

moter, obwohl zuerſt in Drachengeſtalt erſcheinend, hernach im Tod als ſchöne Jünglinge da liegen.

Ein Gegenſatz zwiſchen Himmel und Erde, Himmelsgott und Erdengöttin, wenn auch alle dem Menſchen werthvolle Güter von beiden zugleich ausgehen, ergibt ſich freilich von ſelbſt und mußte ſchon früh zum Ausdruck kommen; die allmählige Verſchärfung deſſelben bewirkte die Zeit natürlich. Wenn wir unſere Bäschmoter in feindlichem Kampf mit dem blinden Alten treffen, ſo mag das als ſpätere Auffaſſung gelten, aber ſelbſt da, wo noch die Erdgöttin als Spenderin des Felder- und Eheſegens und verborgener Schätze in unſerer Volksüberlieferung erſcheint, haftet ſchon der Gegenſatz; ihre Attribute ſind dunkler Farbe, ihre Opfer werden mit der linken Hand gebracht, wie die Bäschmoter mit der linken Hand bekämpft wird, Werkzeuge und Zeichen, die gegen ſie und ihre Diener ſchützen ſollen, erhalten verkehrte Lage [4]), ungerade Zahlen ſind ihr geweiht. Es kann nicht Wunder nehmen, wenn zuweilen die Bäschmoter nur von der ſchrecklichen Seite aufgefaßt und dargeſtellt wird, wie in einer Biſtritzer Ueberlieferung von der „Bäschnêt", die mit der Bäschmoter zuſammenfallen dürfte. Dieſe Bäschnêt ſoll nackt ſein, am ganzen Körper behaart, wie ein Wolf heulen und männerſüchtig ſein. Sie lockt die Männer in den Wald, ſchafft ſie tief ins Hochgebirg, ſetzt ſie auf eine dürre Tannenſpitze. Frei wird nur, wer ſich ihrem Dienſt als Mann willig ergibt, oder wer ſich dort oben in das Hemd piſſen kann, und das aufgefangene Waſſer der Buſchmagd ins Geſicht gießt; worauf ſie ihn wieder auf die Landſtraße ſetzt. Die Nacktheit, die Männerſucht, die Entfernung in das Waldgebirg weiſen auf die Göttin der Unterwelt, und zugleich auf die fruchtbare Erdenmutter.

3.

Nach dieſer Vorbereitung gehe ich an die Auswerthung unſerer Quellen:

Sehr rein erhaltene Züge uralter germaniſcher Vorſtellungen von der Unterwelt, enthält die 57. Sage bei Fr. Müller, der Todtengräber im Himmel, wofür ich lieber in der Unterwelt geſetzt hätte. Müllers ausreichende Deutung [5]), überhebt mich der ſonſt unabweisbaren Nothwendigkeit das Ganze unverkürzt aufzunehmen; ich gebe bloß die Hauptmomente. Ein junger Todtengräber, ladet im Uebermuth ein Todtengerippe (eigentlich iſt es ein bloßer Schädel), auf das er im Graben geſtoßen, zum Abendeſſen. Es erfolgt die dumpfe Anwort: Ich werde kommen. Auf den Rath des Pfarrers erwartet man den Todten mit

Digitized by Google

einem guten Essen. Zur bestimmten Stunde erscheint der Gast als schöner Jüngling mit goldgelocktem Haar, und benimmt sich sehr freundlich. Beim Weggehen ladet er den Todtengräber für den folgenden Abend zu sich ein und heißt ihn an derselben Stelle warten, wo sie einander zuerst begegnet. Mit Bangen wird der Einladung Folge geleistet. Zuerst hört dann der Todtengräber ein Schlüsselgeklirr, dann thut sich eine Thüre auf, der Jüngling vom vorigen Abend erscheint und winkt ihm zu folgen. Lange geht es durch einen dunkeln Gang fort; endlich scheint ein Licht aus der Ferne, sie treten in das „Paradies" und finden eine neue Welt, einen neuen Himmel, eine neue Sonne. Dann treten sie in den „Himmelspalast." Der Jüngling zeigt die Sitze der Seligen; dann verläßt er den Todtengräber, um die Mahlzeit zu holen. Zum Fenster hinausblickend gewahrt dieser einen großen Garten mit einem riesig großen Baume, von welchem in gleichen Zeitzwischenräumen, die ihm etwa einer Stunde gleich dünken, drei schöne Blätter fallen, die nach einer von Müller nicht erwähnten Relation golden sind. Die drei verdammten Paare, die er zwischen dem Fallen je eines Blattes sieht, übergehe ich. Nach dem Fall des dritten Blattes erscheint der Jüngling wieder, und führt den Todtengräber ungespeißt (er fühlte sich satt) durch denselben dunkeln Gang auf die Oberwelt zurück. Die Thüre schlägt bei seinem Heraustreten rasch hinter ihm zu. Hahnkrat wird vernommen, es scheint Morgen zu sein. Der Todtengräber findet seine Vaterstadt, sein eigenes Haus verändert, er erkennt Niemanden, — es stellt sich heraus, daß er dreihundert Jahre in der Unterwelt gewesen u. s. w.

Den Anfang und Schluß der halbmärchenhaften Sage erklärt Müller mit Recht für spätern Zusatz; die Strafen könnten, wenn auch nicht ursprünglich doch altes Beiwerk sein; wenigstens ist Gewicht darauf zu legen, daß hier — entgegen christlicher Anschauung Selige und Verdammte in einer Welt zusammen leben. Der lange, dunkle Gang ist der Helweg, wozu Müller auch die aus Panzer bekannten, unterirdischen Gänge alter Todtengrüfte in Deutschland vergleicht. Der Himmel ist nicht unser Himmel, sondern ein Unterhimmel, der Himmel der Unterwelt, der auch seine eigene Sonne hat, wie auch sonst vorkommt. Daß diese Sonne über Selige und Verdammte scheint, halte ich hauptsächlich für reinere, ältere Auffassung. Ich sehe darum auch in dem Himmelspalast nicht Valhöll, sondern Hels Behausung nach älterer Vorstellung, in dem schönen Jüngling nicht Odhin, sondern einen Boten Hels. Alle Todten

Digitized by Google

müſſen einſt wie nach der griechiſchen Anſchauung ihnen Aufenthalt bei der Erdenmutter gefunden haben, und erſt als Odhin und Hel in feindliches Verhältniß gebracht waren, theilte man die Verſtorbenen zwiſchen beide. Schätzbar iſt eine von Müller angeführte Variante aus Schäßburg, weil hier ein weiblicher Todter, alſo Hel ſelbſt erſcheint. Wenn in einer andern aus Peſchendorf der Todte durch verkehrt Hinlegen zuerſt des Meſſers, dann des Löffels zu zweimaliger Umkehr gezwungen wird, ſo iſt das zwar ächter Zug, deutet aber ſchon auf den Gegenſatz zwiſchen Ober- und Unterwelt. Der große Baum im Garten iſt der Weltbaum, der ſich langſam entblättert. Die langen Stunden ſind ächt mythiſch. So heißt es in einem in Haltrichs Sammlung nicht enthaltenen Märchen von einem „ſtarken Hans": damals war ein Tag ſo lang wie jetzt ein Jahr. Solche langſam verlaufende und doch nicht langweilige Zeitabſchnitte gehören bald einer andern Welt, bald einer andern Periode, einem goldenen Zeitalter an. Nicht bedeutungslos iſt die Variante, welche die drei durch ihr Fallen je ein Jahrhundert abmarkenden Blätter als goldene bezeichnet, denn der Gipfel des Weltbaumes hat goldene Blätter. Die goldenen Haare des Unterweltsboten und das raſche Zuſchlagen der Thüre ſollen ſpäter erklärt werden. Das Hahnenkrähn iſt auch charakteriſtiſch, wiewohl ſeine Bedeutung in der Sage verdunkelt erſcheint: „Hels Hahn kräht, wenn Jemand ihr Reich verläßt."

4.

Dieſe ſchöne Sage ſteht ſehr vereinzelt; die andern Ueberlieferungen zeigen meiſt das Bild der Balegrûsz. Auch in der Edda, ſelbſt der alten, erſcheint Hel als Unheilsmutter. Die jüngere Edda gar ſchildert ſie halb ſchwarz, halb menſchenfarbig, faſt ſchrecklicher als die Sage anderer deutſcher Stämme, worin ſie halb ſchwarz, halb weiß oder ganz ſchwarz, zuweilen in Erinnerung an ihre alte edlere Geſtalt weiß erſcheint, wie die weißen Frauen, die ſich mit ihr berühren und auf ſie zurückführen. Ihr Reich iſt in dem finſtern Niflhel, weit und dunkel der Weg dahin. Als Hermodhr hinritt, um Baldur zu ſuchen, mußte er neun Nächte durch tiefe, dunkle Thäler reiſen, ſo daß er Nichts ſah, bis er zum Giöllfluße kam und über die Giöllbrücke ritt, die mit glänzendem Golde belegt iſt. Da wies ihm eine Jungfrau noch weiter den Weg nördlich zu Hel. Da ritt Hermodhr weiter, bis er an das Helgitter kam. Die Behauſung ſelbſt wird nicht minder ſchrecklich dargeſtellt.

Digitized by Google

Elend heißt ihr Saal, Hunger ihre Schüssel, Trüg ihr Knecht, Langsam ihre Magd, Einsturz ihre Schwelle (oder ihr Gitter), Kümmerniß ihr Bett, drohendes Unheil ihr Vorhang. Aus andern Quellen wissen wir, daß sie einen Hund hat gleich dem Kerberos der Griechen, Roß und Hahn stehen ihr zu, Schlafdorn und Wünschelruthe gleich dem Odhin.

Vieles von diesen Schilderungen finden wir in unserm Märchen: die dunkle Welt (dem 31. in Haltrichs Sammlung) wieder. Ein Kaufmann hatte einem armen Manne zwei Kinder, Knabe und Mädchen, getauft und die beiden auch in sein Haus genommen, wo er sich des Knaben, seine Frau des Mädchens annahm. Eines Tages durch Unglück im Spiel erbittert, schlägt der Knabe das Mädchen mit einem Schlüssel an die Stirne, daß ein Blutstropfen hervorquillt. Sogleich erscheint eine dunkle Gestalt, die mit den Worten: Darauf habe ich lange gewartet; das Mädchen erfaßt und mit ihm verschwindet. Der Junge wird deshalb fortgejagt, geht in die weite Welt und wird Gärtner bei einem König am Meer. Eines Tages ruft ihn eine Stimme aus dem Meer beim Namen. Als er antwortet, erhebt sich eine schöne Jungfrau aus dem Wasser und fragt, ob er ein Zwillingskind sei. Er bejaht, worauf sie antwortet: „Du kannst mich erlösen, wenn Du 99 Tage um mich trauerst. Er trauert 98 Tage, am 99. wird er von der Königin bei einem Feste verleitet, zu tanzen. Da ruft die Stimme aus dem Meer: Weh! Du hast mich nicht erlöst! nun bin ich auf den Glasberg versetzt. Mit einem Diener wandert er zum Glasberg. Am Fuße desselben steht eine Hexenmühle. Die Hexe zeigt ihm zwar den Weg, auf dem der Berg ersteiglich ist, giebt aber dem Diener eine Nadel und überredet ihn, sie in das Kleid seines Herrn zu stecken, wenn dieser den Berg hinansteige. So geschieht es dann dreimal an drei aufeinanderfolgenden Tagen, und dreimal schläft der Jüngling mitten auf dem Wege ein. Die Jungfrau erscheint jedesmal dem Schlafenden im Traum und klagt, daß er sie nicht erlöse. Zum drittenmal trägt sie dem Diener auf, seinem Herrn zu sagen, sie sei nun in die dunkle Welt versetzt und könne von da schwer erlöst werden; die erste Bedingung sei die, daß sein Herr den ersten Baum, der ihm beim Erwachen sichtbar werde, umhaue. Der Jüngling, der keinen Baum sieht, merkt daran, daß der Diener damit gemeint sei, und schlägt ihm den Kopf ab. Weiter wandernd und in ein anderes Reich gelangend, trifft er hier seine Schwester als Gemahlin eines Königs, der über Geister gebietet und sie, — wie sonst der Teufel, durch den Knall einer Gei-

ßel zuſammenruft. Einer dieſer Geiſter muß den Jüngling in die dunkle Welt geleiten. Auf dem Wege wird es immer dunkler, bis es ſtockfinſter iſt, wie die Mitternacht. Dann treten ſie in ein Schloß. Vor der erſten Thüre deſſelben krachen zwei Heubäume über den Wanderer zuſammen, bei der zweiten bedrohen ihn zwei Löwen. Durch die dritte Thür gelangt, findet er in einem großen Saal eine Menge Betten und kriecht unter das erſte davon. Die Verwünſchten liegen auf den Betten und jammern, daß noch Niemand komme, ſie zu erlöſen.

Er liegt aber gerade unter dem Bett ſeiner Jungfrau und dieſe erzählt, wie ſie erlöſt werden könne. Er erlöſt ſie hierauf wirklich, indem er ſie von 12 bis 1 Uhr umarmt und küßt, während ſie, in eine Schlange verwandelt, ihn beißt und ſchnürt. Da wird es hell in der dunkeln Welt, alle Verwünſchten ſind erlöſt, er vermählt ſich der gewonnenen Prinzeſſin und herrſcht mit ihr über das einſt finſtere Reich.

Das Märchen iſt keineswegs überall in alterthümlicher Reinheit erhalten, vielmehr hat es allerlei Modernes aufgenommen, ſcheint auch Verluſte erlitten zu haben, ſo daß es als Ganzes kaum mehr zu deuten ſein möchte. Der Kaufmann und ſeine Frau mögen an Odhin und Frigg erinnern, die Zwillingsgeſchwiſter an die unter die Aſen aufgenommenen Wonengeſchwiſter, denn um die Erlöſung ſommerlicher Lichtgottheiten aus der Gewalt winterlicher Todesmächte ſcheint es ſich auch hier zu handeln und auch Freyr und Freyja wurden, als ſie unter die Aſen traten, getrennt. Aber Alles iſt dunkel. Durch das novellenartige Ineinanderſchieben zweier Handlungen, wie es ſonſt Märchen fremd und hier, wie ich glaube, mit ein Zeichen ſpäterer Einflüße iſt, der Geſchichte der Schweſter und der von der verwünſchten Jungfrau, die überdies beide in dem Märchen den gleichen Namen Suſi führen, eigentlich auch beide verwünſcht ſind, wird der Zuſammenhang noch unklarer. Mit Unterwelt und Todesmächten haben wir es aber ohne Zweifel zu thun. Die dunkle Geſtalt, die das Schweſterchen entführt, kann Häl oder eine andere Todtengottheit ſein. Nach dem Verlauf des Märchens ſcheint es der König zu ſein, den wir hernach als des Mädchens Gatten finden. Aber dieſer Geiſterkönig, der — wie ſonſt der Teufel — mit der Geißel regiert, ſcheint ſelbſt der Beherrſcher eines Todtenreichs oder des Vorgebietes von Niflheim und ſeine Geiſter Dunkelelbe zu ſein. Daß ſie geflügelt erſcheinen, mag von ſpätern Einflüſſen herrühren oder auf Luftgeiſter deuten. Dann wäre der König ein Rieſe und die Geißel, deren

Digitized by Google

Bedeutung ſich noch an andern Stellen aufklären wird, machte ihn ſogar zum Gewitterrieſen. Von der verwünſchten Jungfrau erfahren wir keine Vorgeſchichte. Sie wird immer aus einem Todtenreich in das andere verſetzt. Zum erſtenmal iſt ſie im Meere bei Rahana, die nur eine andere Hel iſt. Die Erlöſung durch Trauern mahnt an die Erlöſung Baldurs durch Weinen aller Geſchöpfe. Beide gelingen nicht, hier weil ein Weſen nicht mit trauerte, dort weil einen Tag nicht getrauert wurde. Zum zweitenmal wird die Jungfrau auf den Glasberg verſetzt, der in der ſpätern Volksüberlieferung an die Stelle der auf einem Hügel flackernden Waberlohr getreten iſt, d. i. des Scheiterhaufens, worauf die Todten verbrannt wurden. Dieſer Glasberg kommt vielmal in unſern Märchen vor, auch einmal die Waberlohr ſelbſt. Immer ſoll eine dahin verwünſchte Jungfrau — wie einſt Brunhild — erlöſt werden. So auch unſere Jungfrau, ſie kann noch erlöſt werden, ſie iſt erſt an der Schwelle der Helfahrt. Aber Häl — denn die alte Hexe am Fuße des Glasberges iſt Niemand ſonſt — ſorgt auf ihren Raub. Die Nadel, die ſie dem Jüngling in das Kleid ſtecken läßt, iſt der Schlafdorn, durch welchen auch Odhin Brunhilden in Schlummer verſetzte. Die räthſelhafte Andeutung den treuloſen Diener zu enthaupten, hat ächt mythiſchen Grund. Nach Se. Edda ſchufen die Götter das erſte Menſchenpaar aus zwei Baumſtämmen. Am unzweifelhafteſten iſt der dritte Aufenthalt der Jungfrau, die dunkle Welt als wahres Helreich geſchildert. Schon der Name hat mit dem alten Niflheim gleichen Gehalt; der Weg iſt dunkel und immer dunkler, wie er bei Hermodhrs Ritt beſchrieben wird. Die zwei Heubäume, die bei der erſten Thüre über den Eintretenden zuſammenkrachen, erinnern an Hels Schwelle, die Einſturz heißt. Die Schilderung der jüngern Edda kann in dieſem Punkte nicht bedeutungslos ſein. In der Sage vom Todtengräber im Himmel ward der Einſturz durch das blitzſchnelle Zuſchlagen der Unterweltsthüre hinter dem Austretenden ausgedrückt. Auch in Sagen von Schätzen, die hinter eiſernen Thüren in Bergen verſchloſſen liegen, wird faſt immer berichtet, daß dem glücklichen Finder beim Heraustreten die Thüre an die Ferſen ſchlägt. Das ſind Hels Schätze und der Einſturz ihrer Schwelle. Doch iſt wohl nicht eigentlich die Schwelle, ſondern das an der Schwelle hinter jedem Eintretenden niederſtürzende Helgitter zu verſtehen[6]). An der zweiten Thüre drohten dem Helden zwei Löwen; ſie ſind offenbar an die Stelle des Helhundes getreten. Nachdem die dritte Schwelle

Digitized by Google

überschritten ist, sehen wir uns in einem großen Saal, wo sich die armen Gebannten befinden; es ist Hels Saal, der Elend heißt. Eine Menge Betten stehen da, von denen Jammer und Seufzen ausgeht, denn Kümmerniß ist Hels Bett. Die Erlösung kann wie das erstemal nur durch ein — in Märchen oft in ähnlicher Gestalt wiederkehrendes — Zeichen der Liebe, (wie bei Baldr) bewirkt werden. Nur die Liebe ist stärker, denn der Tod.

5.

Selten bewahrt ein einziges Märchen so viele, fast unentstellte Mythenzüge, wie es bei dem eben behandelten trotz vielfach zu Tage liegender Entartung offenbar der Fall ist. In die Unterwelt versetzt sehen wir uns auch in dem folgenden Märchen von einem starken Hans, (dem 17. in Haltrichs Samml.) Hanns, der dreimal sieben Jahre an den Brüsten seiner Mutter gesogen hat und nun so stark ist, daß er den stärksten Eichbaum aus der Wurzel ausreißen und auf die Spitze stellen kann, geht auf Abenteuer in die Welt. Er trifft einen Mann, der Steine zwischen seinen Händen zerreibt und wieder einen andern, der die hohen Eichbäume an der Spitze fassend, sie wie Binsen umdreht. Er überwindet sie beide im Einzelkampf und zwingt sie, seine Gefährten zu werden. Sie treffen im Wald ein kleines Haus, Niemand darinnen. Man will sich hier einrichten und während zwei auf die Jagd gehen, soll einer zu Hause das Essen bereiten. Am ersten Tage soll's der Steinzerreiber thun. Ein kleines Männchen tritt ins Haus mit sieben Ellen langem Bart und jammert: „Ach! wie friert mich!" — „So komm und wärme dich!" Der Kleine geht zum Heerd, schlägt aber hier sogleich den Topf um, und läuft hurtig fort. Hanns kommt hungrig nach Hause, findet kein Essen und prügelt den Steinzerreiber. Am zweiten Tag bleibt der Baumdreher zu Hause und es ergeht ihm ganz wie dem Steinzerreiber. Nun übernimmt Hanns selber die Hauswirthschaft. Wie nun der Kleine seine Tücke üben will, faßt er ihn schnell am Bart, klopft ihn durch und klemmt ihm dann den Bart in einen Baum. Den rückkehrenden Gefährten sagt er, was er vollbracht, speist mit ihnen, und will ihnen sodann den gefangenen Kleinen zeigen. Aber dieser ist sammt dem Baum verschwunden und nur ein Loch an der Stelle, wo der Baum gestanden, deutet an, wie die Befreiung bewerkstelligt worden. Durch dieses Loch wird Hanns an einem langen Seil in die Tiefe gesenkt, wo er nach dreimal sieben Tagen auf festem Boden anlangt. Aber

Digitized by Google

hier ist nun erst noch ein langer, dunkler Gang zu durchschreiten. Endlich wird es wieder hell und ein neuer Himmel thut sich auf. Hanns steht einen großen Palast und geht hin. Im innersten Zimmer drei schöne Königstöchter weinend und klagend in der Gewalt eines zwölfköpfigen Drachen, der aber von Hanns erwürgt wird. In einem der Zimmer findet Hanns einen unermeßlichen Schatz, der mitgenommen wird. Nun will man wieder zur Oberwelt. Steinzerreiber und Baumdreher ziehen zunächst die drei Jungfrauen und den Schatz empor. An Hanns wollen sie Tücke üben, ihn bis zur Mitte emporziehen, dann hinabstürzen lassen. Er hat aber einen Stein an den Strick gebunden, der bei dem Sturz in tausend Stücke zerschellt. Die beiden Verräther glauben von ihrem Gefährten befreit und im gesicherten Besitz der Beute zu sein. Aber über der Theilung gerathen sie in Streit. Indessen sucht Hanns einen andern Ausgang. Er trifft das kleine Männchen noch immer mit dem Bart an dem Baume haftend, den es mitschleppt, und dieses muß ihm zum Führer dienen. Sie kommen nach langem Wandern an einen mächtigen Baum, der mit seinem Gipfel nach der Oberwelt hinaufreicht. Hier, meint der Kleine, müsse Hanns hinaufsteigen. Hanns steigt sieben Tage bis er die Spitze erreicht, von der er in weiter Ferne ein kleines Licht erblickt, das in der Oberwelt ist. Wie hingelangen? Indem er darüber nachdenkt, sieht er auf dem Baum ein großes Nest, darinnen junge Vögel sind. Zugleich kriecht aber eine gewaltige Schlange am Baum herauf, um die Vögel zu fressen, die den Hanns um Hilfe anflehen. Hanns zerschmettert mit seiner Keule der Schlange das Haupt. Der alte Vogel kommt zum Neste, sieht den Hanns blutig vom eben bestandenen Kampfe, meint, der habe seine Jungen angegriffen und verschluckt ihn im ersten Grimm. Die jungen Vögel berichtigen den Irrthum, der alte spuckt den Hanns wieder aus, der nun noch viel schöner und herrlicher erscheint. Der dankbare Vogel will den Hanns zur Oberwelt bringen. Doch muß ihm dieser erst sieben Löwen und sieben Fässer Wein herbeischaffen zur Nahrung auf dem langen Weg. So gelangt denn Hanns auf die Oberwelt, dankt dem Vogel, der sich gleich wieder in sein Nest senkt, trifft die noch streitenden Gefährten, erschlägt sie und theilt Schätze und Königstöchter mit zwei unterwegs getroffenen Königssöhnen.

Auch dieses Märchen ist eines der bedeutsamsten. So häufig es

Digitized by Google

ſeiner Grundlage nach in Deutſchland[7]) und ſonſt vorkommt, in ſolcher Vollſtändigkeit und Reinheit habe ich es noch nirgends getroffen. Die einzige Berichtigung wäre nach deutſchen Relationen aufzunehmen, daß Hanns aus der Unterwelt nicht drei, ſondern nur eine Jungfrau erlöſte. Die dreie ſind wohl nur der drei Gefährten wegen erfunden, und das Märchen weiß am Ende mit zweien von ihnen nichts anzufangen und muß, um ſie nur auch zu verſorgen, zwei Königsſöhne ex machina hervorgehen laſſen.

Ein anderes bei uns vorkommendes Märchen von einem ſtarken Hanns, das ich nur lange nicht mehr gehört, mit ſtark abweichender Entwickelung iſt bereits oben erwähnt worden. Nach dieſem gelangt Hanns mit den gewonnenen Gefährten in einen tiefen Wald, hört hier eine ferne, klagende Stimme und geht ihr hundert Tage lang nach, — damals aber war ein Tag gleich einem unſerer Jahre, — bis er eine Jungfrau in der Gewalt eines Drachen trifft, die er befreit u. ſ. w. Auch macht er eine Mühle von den rothen Teufeln frei, die da hauſen[8]) und wohnt zuletzt, nachdem er ſich auch ſeiner undankbaren Gefährten, die ihm die Jungfrau rauben wollten, entledigt hat, ſelbſt mit der Angetrauten in der Mühle. Nach einer wieder abweichenden Relation hatte ſich dieſe nach Beſingung der rothen Teufel in einen herrlichen Palaſt verwandelt. — Auch hier ſind faſt durchaus reine, ächtmythiſche Züge. —

Im allgemeinen handelt es ſich auch hier um die Befreiung einer Sommergöttin aus den Banden der Todesmächte. Der ſtarke Hanns hat viele Züge Siegfrieds, ſeine beiden Gefährten ſind Rieſen. Was er bekämpft, ſind dieſelben Mächte, die der Held in den Märchen vom Zauberroß, von Goldhaar, vom Knaben und der Schlange zu bezwingen hat. Der Schauplatz ſeiner Thaten, darauf iſt hier das Hauptgewicht zu legen, iſt faſt durchgängig die Unterwelt. Die Pforte öffnet ihm bezeichnend genug ein Dunkelelb, der Zwerg mit dem ſieben Ellen langen Bart, tief im Walde bei einem einſamen Häuschen. In ſolcher Waldestiefe fanden wir auch die Behauſung der Bäschmoter; in ſolchen einſamen Waldhäuschen treffen wir in der Regel jene alten Mütterchen, die faſt immer auf daſſelbe Weſen zurückführen. Auch in dem zweiten Märchen iſt es wieder der unendliche Wald, der auf die Unterwelt hinweiſt, daneben die Mühle, worin die rothen Teufel bekämpft werden. Solche Mühlen haben mit den Waldhäuschen gleiche Bedeutung; die Volksdichtung hat von jeher geheimnißvolle Sagen an Mühlen geknüpft; in dem Märchen von der dunkeln Welt fanden wir

Häl, — als ſolche erkannten wir die Alte mit dem Schlafdorn — in einer, Mühle am Fuße des Glasberges. Auch die lange Niederfahrt, der lange dunkle Gang und wieder auch der Unterhimmel ſind ſchon bekannte Zeichen der Unterwelt. Die weithin hörbaren Seufzer der Königstöchter beider Märchen weiſen uns eben dahin, und ſo der Palaſt des einen, Hels Behauſung. Der Drachen und die unermeßlichen Schätze ſind immerwiederkehrende Attribute der dunkeln Göttin.

6.

Die eine Hälfte des erſtangeführten Märchens, worin erzählt wird, wie Hanns wieder auf die Oberwelt gelangt, eröffnet eine noch weitere Ausſicht und beweiſt noch überzeugender, daß wir hier in die Unterwelt verſetzt ſind. Was iſt es mit dieſem ungeheuren Baum, an dem der Held ſieben Tage lang emporklettert, mit jenem Rieſenvogel, der oben im Wipfel niſtet, mit jener Schlange, die am Baum emporkriecht und des Vogels Brut vertilgen will. Wir haben wieder den Weltbaum vor uns, dem wir ſchon mehrmals begegneten, aber noch nicht in ſo großartiger Schilderung wie hier. Yggdraſil heißt in der Edda dieſer Weltbaum und das ganze Weltgebäude iſt in ihm verſinnbildlicht. Die Wurzeln halten den Baum aufrecht; ſie dehnen ſich weit aus, die eine zu den Aſen[9]) die andre zu den Heimthurſen, die dritte ſteht über Niflheim. Bei jeder Wurzel iſt eine Quelle, Urdherbrunnen bei der erſten, Mimirsbrunnen bei der zweiten, Hvergelmir bei der dritten. Unter der letzten Wurzel liegt Nidhöggr, die Schlange und nagt an dem Baume. Eine Ziege Heidrun weidet an dem Gipfel des Baumes und gibt ſo viel Milch, daß alle Helden in Odhins Saale davon zu trinken haben; außer ihr noch der Hirſch Eikthyrnir nebſt vier andern Hirſchen, die durch die Zweige ſtreichen und ſeine Knospen freſſen. Auf dem Gipfel ſitzt ein Adler und zwiſchen ſeinen Augen ein Habicht. Ein Eichhörnchen ſpringt auf und nieder, und trägt Zankworte vom Adler zu Nidhöggr. Aus dem Urdhorbrunnen ſchöpfen die Nornen täglich, und begießen den Baum, damit er nicht dorre. Dieſer Brunnen iſt ein verjüngender Quell des Lebens, ſo heilig, daß Alles, was in dieſes Waſſer kommt, ſo weiß wird, wie die Haut, die inwendig in der Eierſchale liegt.[10]) Täglich reiten die Götter zu dem Brunnen, Gericht und Rath zu halten.

Das iſt ganz der Baum unſeres Märchens, nur daß nach dieſem der Held von dem Gipfel des Baumes noch weit bis zur Oberwelt hat,

Digitized by Google

was vom Standpunkt des Mythus ein verfehlter Zug ist. Die Schlange unseres Märchens, die von unten emporkriecht die jungen Vögel zu fressen, ist der Nidhöggr des nordischen Mythus, der sich bei der Wurzel Hels befindet; der Riesenvogel, der den Helden des Märchens nach so vielen ans Göttliche reichenden Thaten verschlingen kann, ist also der Weltadler, der in ewiger Zwietracht mit Nidhöggr ist. Erinnern wir uns, daß in dem Märchen vom Knaben und der Schlange jener auch vom Schlangenkönig verschlungen und verschönert wieder ausgegeben wurde, und daß wir in dem Schlangenkönig Woden erkannten, so wird auch hier der Weltadler, Odhins Adler an Odhins Stelle selbst getreten sein und wir hätten auch im starken Hans einen jener Schützlinge oder Emanirten Wodens, der gegen Häl und ihr Geschlecht im Kampfe ist.[11])

7.

Unser Märchen schweigt von den drei Wurzeln der Weltesche. Sie sind vielleicht nicht ursprünglich. Eine Wurzel bei Hel mochte genügen. Auch die drei Brunnen könnten aus einem hervorgegangen sein; wenigstens fällt der Nornenbrunnen vielfach mit dem Helsbrunnen zusammen. Das Märchen vom Wunderbaum (Nro. 15 bei Haltrich,) kennt nur eine Wurzel; dagegen werden die drei Welten durch drei übereinander ragende Wipfel des Weltbaumes dargestellt. Ein Hirtenknabe erblickte eines Tages auf dem Felde einen wunderschönen großen Baum. Es lockte ihn hinaufzusteigen, was ihm auch sehr leicht gelang, weil die Zweige an dem Baum hervorstanden wie Sprossen an einer Leiter. Er zog seine Schuhe aus, und stieg neun Tage lang. Da kam er in ein weites Feld, da waren viele Paläste von lauter Kupfer und hinter den Palästen ein großer Wald mit kupfernen Bäumen und auf dem höchsten Baume saß ein kupferner Hahn, unter dem Baum war eine Quelle von flüßigem Kupfer; die sprudelte immer fort, und das war das einzige Getöse; sonst schien Alles wie todt und nichts regte sich. Er brach sich einen Zweig vom Baum, und weil seine Füße vom langen Steigen müde waren, tauchte er sie in die Quelle; da waren sie mit blankem Kupfer überzogen. Er kehrte zu dem Stamm zurück; der reichte noch hoch in die Wolken, und kein Ende war zu sehen. Da oben muß es noch schöner sein, dachte er, und stieg abermals neun Tage aufwärts. Da kam er wieder in ein weites Gefilde und es waren hier auch viele Paläste, aber von Silber, und so auch der Wald hinter den Palästen, der Hahn auf dem höchsten Baume und die Quelle unter demselben. Als er dann nochmals

neun Tage ſtieg, gelangte er in das dritte Gefilde mit goldenen Paläſten, goldenem Wald, Goldhahn und Goldquelle. In dieſer wuſch er ſich das Haar, das davon ganz goldig wurde. Als er nun vom Baume herabſtieg, fand er, daß er in einem fremden Lande ſei. Der Schluß enthält die bekannte Geſchichte, wie der Held die Königstochter vom Glasberg befreit ſich anfangs verſteckt, aber an ſeinen goldenen Haaren erkannt wird.

Es iſt alſo wieder von der Befreiung einer Lebensgottheit aus dem Reich des Todes die Rede. An den goldenen Haaren erkennen auch wir den Helden als einen ſtrahlenden Lichtgott, wie er uns im Märchen vom „Goldhaar" bekannt wurde. Er ſelbſt ſteigt zuerſt aus der unterſten Welt empor und nur nachdem er ſeine ganze Strahlenkraft erlangt, wieder hinab um die ſchlummernde oder gebannte Göttin zu befreien. Der Wunderbaum iſt die große Weltesche. In dreimal neun Tagen erſteigt er ſie, wie der ſtarke Hanns dreimal ſieben Tage ſank, bis er in die Unterwelt gelangte. Die drei Welten ſind an dem Wunderbaum durch Zwiſchenräume von je neun Tagen geſchieden. Neun Nächte mußte Hermodhr reiten, als er Baldr aufſuchte, bis er nach Helheim gelangte. Die drei Quellen ſind auch in unſerm Märchen. Die Kupferquelle iſt der Lage nach Hels Brunnen, wie der kupferne Hahn, Hels ſchwarzer oder ſchwarzrother Hahn[12]). Am bedeutungsvollſten iſt die oberſte Welt mit der Goldquelle, dem goldenen Hain, den Goldpaläſten. Das iſt die Nornenquelle, woran die Götter täglich Gericht halten, die Alles, was darin taucht, rein macht, wie die Quelle unſeres Märchens Alles vergoldet. Der goldene Wald iſt der Hain Glaſor, der vor Asgard ſteht, und goldene Blätter hat; die goldenen Paläſte, die meiſt goldenen Behauſungen der Götter in Asgard, der goldene Hahn, der auf dem höchſten Baume kräht, Odhins goldgelber Hahn, der die Helden in Walhöll jeden Morgen weckt.

8.

Bedeutungsvoll tritt der Hahn unſerer Häl in dem 34. von Haltrichs Märchen: die beiden Mädchen bei der Hexe hervor, das im allgemeinen mit: Frau Holle in der Samme der Brüd. Grimm und den im dritten Bande gebotenen anderweitigen Relationen deſſelben übereinſtimmt, denen aber der Höllenhahn verloren gegangen und auch ſonſt

Digitized by Google

mancher bedeutsame Zug mangelt. Einen Verlust hat unser Märchen am Anfang erlitten, da das Mädchen nicht, wie in dem Grimmschen durch den Brunnen in die Unterwelt gelangt, sondern, nachdem es von seiner Stiefmutter fortgejagt worden, hingeht, „wohin es seine Augen leiten." Als es ein Stück Weges gegangen, kommt es an einen Apfelbaum, der spricht: „willst du mich nicht ein wenig von den Dornen reinigen?" Sie thut es bereitwillig. Einem lahmen Hund verbindet sie hernach den Fuß. Noch eine Strecke weiter schiebt sie bei einem brennenden Backofen auf dessen Verlangen das Eisen vor. Endlich kommt das Mädchen an ein kleines Häuschen, worin eine alte Hexe wohnt. Sie nimmt es in ihren Dienst, übergibt ihm alle Schlüssel, verbietet ihm aber in das siebente Zimmer zu gehen. Aus Neugierde wird das Verbot überschritten. Da findet das Mädchen eine Menge Gold, und wird selbst sogleich ganz goldig. Es bekommt darüber Angst und entflieht. Aber über der Thüre steht ein Hahn, der sogleich laut kräht. Die Hexe kommt und setzt dem Mädchen nach. Aber sie sieht den Weg nicht recht, weil ein alter Mann, der das Mädchen fliehen gesehen, sich seiner erbarmt und vor ihm lichten Tag, hinter ihm Nacht bereitet hat. Ofen, Hund, Apfelbaum unterstützen ebenfalls die Flucht, indem sie den Weg des Mädchens nicht verrathen, das endlich glücklich nach Hause gelangt und von der Hausschwalbe begrüßt wird mit dem Reim:

„titum, titum tärchen",
et säzt e gäldä' frächen
angder'm fenster und lacht.

Die rechte Tochter der Frau geht nun freiwillig aus, um gleiche Vortheile zu erlangen, handelt aber in Allem entgegengesetzt und erwirbt entsprechenden Lohn.

Kein Zweifel, daß uns das Märchen in die Unterwelt führt. Das kleine Häuschen mit der Hexe ist uns bekannt; wir haben wieder Hel und ihre Wohnung vor uns. In dem verbotenen Zimmer ist ihr Eigenstes, sind ihre Goldschätze. Der Hahn über der Thüre, ist der schwarzrothe Hahn der Völuspa, der den Raub der Hölle bewacht. Er fehlt allen Relationen aus Deutschland, in welchen dagegen an Stelle unserer Hausschwalbe ein Haushahn getreten ist. Apfelbaum und Backofen bieten nicht nur dem Mädchen Gelegenheit, seine Gefälligkeit und seinen gewohnten häuslichen Fleiß an den Tag zu legen, sondern deuten auch auf den Felder- und Früchtesegen der Erdenmutter. Der lahme Hund ist

Digitized by Google

der im Volksaberglauben zuweilen dreifüßig gedachte Höllenhund. Der dritte Band der Grimm'schen Märchen führt eine Variante aus dem Paderbornschen an, wornach dem entlaufenen Mädchen ein großer schwarzer Hund nachgeschickt wird; das ist noch unverkennbarer Hels Höllen- und Schatzwächter. In einer anderen Ueberlieferung tritt an Stelle unserer Hexe eine „rothe Alte", die unsern „rothen Teufeln" im starken Hanns entspricht, und schon an und für sich an Hel erinnert. Auch Frau Holle selbst fällt ganz mit Hel zusammen. Bemerkenswerth ist, daß wir in dem sächsischen Märchen auch unserm Alten wieder begegnen, der allen andern Ueberlieferungen fehlt. Wäre er auch unorganisch in dieses Märchen gekommen, was allerdings wahrscheinlich ist, da sein Auftreten unmotivirt, weil überflüßig erscheint, es ist dennoch bezeichnend, daß unsere Märchenerzähler so sehr gewohnt sind ihn überall den Mächten der Unterwelt gegenüber zu stellen.

9.

Noch in manchen Märchen und Sagen wird Hül oder ihr Gebiet und ihre Attribute offenbar berührt; es genügte die reichhaltigsten heranzuziehen. Auch in diesen treten einzelne Züge, wie bedeutsam sie an sich erschienen, nicht überall hervor; dagegen verdient es Beachtung, daß andere nie oder doch nur in wenigen dieser Ueberlieferungen fehlten. Das sind hauptsächlich folgende Züge:

1. Der lange dunkle Gang. In dem Märchen vom Zauberroß wird die tiefe Waldnacht immer dunkler und stiller, je näher der Held an die Behausung der Bäschmotor kommt, auf dem Weg in die dunkle Welt wird es endlich ganz finster. Die Sage vom Todtengräber und das Märchen vom starken Hanns sprechen wörtlich vom langen, dunkeln Gang. Das Märchen von der Hexe weiß wenigstens von einem langen Weg, in andern Ueberlieferungen von dem Eingang durch den Brunnen.

2. Hels Palast, Schloß oder Behausung fehlt in keinem der erörterten Stücke.

3. Gold und Schätze. Nur die Sage vom Todtengräben weiß wenig davon, doch sind sie in der Pracht des Himmelspalastes, den goldenen Blättern des Weltbaumes und den goldenen Haaren des Unterweltsboten vertreten.

4. Der Weltbaum fehlt nur in der dunkeln Welt und dem Märchen von der Hexe und dem Mädchen, der Brunnen auch im starken Hanns.

Digitized by Google

5. Drachen fehlen nur dem Todtengräber und der Hexe.

6. Dunkelelbe fehlen auch nur diesen beiden Stücken.

7. Der neue Himmel und die neue Sonne sind dem Todtengräber, dem starken Hanns, der dunkeln Welt nach ihrer Erlösung gemeinsam; das Märchen von dem Mädchen bei der Hexe hat sie nur verloren.

8. Den Hahn kennen (außer dem Märchen vom Wunderbaum) die Märchen von dem Todtengräber und von den beiden Mädchen bei der Hexe.

10.

Wenn ich zunächst an das anknüpfe, was in dem Vorausgegangenen auf eine Todesgöttin hinweist, so ist noch Einiges aus dem Volksaberglauben nachzutragen [13]). Wenn in verschiedenen typischen Reden, die bei Gelegenheit von Leichen gehalten zu werden pflegen, die „Erde unser aller Mutter" genannt wird [14]), zu der wir wieder zurückkehren müssen, so beruht das wohl mehr auf biblischer als heidnischer Tradition. Aber daß schwarze Hunde, schwarze Pferde, die plötzlich erscheinen, todtbringende Angänge sind, führt gewiß auf Hül, schwarz ist Hüls Hund und Pferd. Wenn ein schwarzer Hund vor einem Hause bellt, bedeutet es den Tod eines kranken Einwohners. Man sucht den Hund zu beschwichtigen, indem man ihm Speck, der an den Füßen des Kranken gerieben wurde, zuwirft — also ein Abfindungsopfer. Nimmt er den Speck, so ist der Kranke gerettet, verschmäht er ihn, so ist der Tod sicher. Gleiche Bedeutung hat das Geschrei der Nachtvögel, namentlich des Kauzes, der mit manchen andern Thieren als Dunkelelb aufzufassen ist. Wem im Frühling zuerst ein gelber Schmetterling begegnet, der stirbt in demselben Jahre. Falbe und schwarze Farbe, alles Verkehrte, Linke, Ungerade steht, wie schon erwähnt, in Beziehung zu Hül und den Todesmächten. Iudica wird der schwarze Sonntag genannt, da darf man nicht ausgehn, sonst begegnet einem der Teufel. Wem verkehrt über die Hand eingeschenkt wird, muß, falls er trinkt, bald sterben, ebenso Einer von Dreizehnen, die zugleich bei einer Tafel sitzen; eine Mutter, deren Sohn oder Tochter das Brot auf die verkehrte Seite legt; Jeder, der in seinem ganzen Wesen plötzlich verändert d. i. „verkehrt" erscheint, wem die Finger gelb werden, wem bei Erkrankungen die linke Hand oder der linke Fuß schwillt, auch das Zwinken des linken Auges, das Klingen des linken Ohres haben

keine gute Vorbedeutung. Wenn ein Kranker die weiße oder graue Frau ſieht, ſo muß er ſterben. Dieſe weiße oder graue Frau iſt Häl ſelbſt, die terra mater, die tantum morituri vident [15]). Träumt Einem von einer tiefen Schlucht, in die er gerathen, ſo ſtirbt er. Die tiefe Schlucht iſt der lange, dunkle Gang unſerer Märchen. Gleiche Bedeutung hat der Traum von tiefen, trüben Waſſerwirbeln. Der Hahn, der einem über den Weg geht, iſt ein ſchlimmer Angang; es iſt wohl nur ein ſchwarzer Hahn gemeint. In Geſtalt eines ſchwarzen Hahnes erſcheint der Teufel. Wenn der Hahn zwiſchen 6 und 7 Uhr Abends kräht, ſo gibt es bald eine Leiche im Ort; desgleichen wenn eine ſchwarze Henne mit gelben Füßen kräht. Eine ſolche Henne iſt alſo ein der Häl beſonders auserleſenes Thier. Daß auch Tauben, Schwalben und Katzen todtverkündende Thiere ſind, zeigt die nahe Verwandſchaft von Häl und Holda-Freyja. Höchſt bedeutungsvoll und neue Ausſicht eröffnend iſt es, daß wir ſchon hier auch das Schwein als ein der Erd- und Todtenmutter geweihtes Thier erkennen, wofür ſich ſpäter mehrfache Beſtättigung ergeben wird. Wenn ein getödtetes Schwein zum Sengen zurecht gelegt, den Kopf nach einer Seite wendet, ſo ſagt man, es ſterbe Jemand von den Leuten, die in der Richtung wohnen, nach welcher der Kopf gewendet iſt. Wenn ein Schwein auf der rechten Seite liegt, alſo die linke auswärts kehrt, ſo bedeutet es einen Todesfall. Auch wenn man von Schweinen träumt, bedeutet es einen Todesfall in der Familie [16]).

Als Todtenmacht erſcheint in einer Brenndörfer Sage der Teufel, der hier augenſcheinlich Nerthus Hel vertritt. In der Nähe des Dorfes iſt ein Teich, der in naſſen Jahren den Umfang mehrerer Joche einnehmen ſoll, nahe daran ein Brunnen in einem dicken hohlen Baumſtumpf. Aus dem Teich ſoll in gewiſſen Nächten (in welchen?) der Böſe in ſchwarzer Kutſche mit vier ſchwarzen Pferden fahren, um den Teich jagen und dann wieder bald durch den Teich, bald durch den Brunnen in die Tiefe fahren. Wer ihm begegnet, dem bringt er den Tod. Die Sage vereinigt verſchiedene verwandte Elemente, den See und den Wagen der Nerthus, den Brunnen und Baum der Bäschmotor-Häl, die Tod bringende Erſcheinung der letztern.

Von figürlichen Ausdrücken für Sterben iſt: in die Birnen gehen ſchon erwähnt. Dem Heidenthum gehören wohl auch an: „Goldgraben gehen" (d. i. zu den Schätzen der Unterwelt), Aſche auf den Kopf nehmen, eingeäſchert werden (auf Leichenbrand zurückzuführen), die Hufeiſen werden ihm ab-

geriſſen (d. i. die Eiſen an den Schuhabſätzen, wohl doch auf den Todtenſchuh zurückleitend), unter den Hagen gehen (gleichbedeutig mit in die Birnen gehen) und vielleicht ſchon das einfache: „fahren."

Das noch überall übliche Thränenbrot geht wohl auch auf Hûl zurück, und wird ein Opfermahl für die Todesgöttin geweſen ſein. Die alten Capitularien eiferten gegen die Schmauſereien bei den Gräbern.

11.

Die Empfängerin der Todten iſt ſelbſtverſtändlich von Anfang an auch eine Todbringerin, Herrſcherin über alle Todesmächte geweſen. Als ſolche iſt ſie auch Erzeugerin und Abſenderin der Seuchen und Krankheiten. Als man ſich im Jahre 1709 in Schäßburg vor der herannahenden Peſt fürchtete, hieß es ſie breche nur aus, wun de näktich mêt kit (wenn die nackte Jungfrau komme), und als das Unglück einbrach, wollte man dieſe nackte Maid wirklich geſehen haben. (Müllers Sage Nr. 45). Dieſe nackte Maid iſt entweder die von der Todesgöttin ausgeſendete Peſtjungfrau, noch wahrſcheinlicher aber die Göttin ſelbſt. Auch als fruchtſpendender Erdgöttin werden wir ihr in dieſer Geſtalt begegnen, und auch ihre Verehrer zum Theil nackt ihre Dienſte verrichten ſehen. Als im Jahre 1849 in „Görjeschdorf" die Peſt (Cholera) ausgebrochen war, fanden die Bauern eines Morgens vor dem Dorfe ein Hemd. Eingedenk alter Sitte gruben ſie ſogleich ein Loch in die Erde und verſcharrten das Hemd darinnen. Von Stund an hörte die Seuche in dieſer Gegend auf. Faſt ſcheinen ſich die beiden Erzählungen zu ergänzen, als lege die Todesgöttin ihr Kleid da ab, wo ſie die Seuche wolle entſtehen laſſen, wie nach einer andern Sage eine Hexe ein weißes Tuch vor die Kirchenthüre breitet und Alle, die darüber ſchreiten, des Todes ſind. Wenn nach einer andern Ueberlieferung die Bewohner einer Ortſchaft, worin die Peſt wüthete, ein Hemd an einen Zaun hingen, worauf die Seuche ſogleich aufhörte, ſo erſcheint dieſes Hemd als Opfer für die nackte Jungfrau. Nach einem Aberglauben in der Umgegend von Großſchenk und ſonſt muß ein ſolches Hemd in einer Nacht geſponnen, gewebt, genäht und gewaſchen werden. Die Spende für die dunkle Göttin muß nur Nachtwerk ſein und darf nicht über Tag unvollendet ſtehen [17].

Krankheiten werden auch im ſächſiſchen Aberglauben allgemein perſönlich gefaßt und ſind als Dämonen der Hûl anzuſehen,

womit nicht im Widerſpruch ſteht, daß ſie nach Müllenhof zu den elbiſchen Weſen gehören, wenn nur letztere als Dunkelbe aufgefaßt werden; denn faſt alle Helsdiener ſind elbiſcher Natur [18]). Aus dem geheimnißvollen Waldbrunnen, dem Urſprung des Lebens und des Todes ſteigen dieſe Diener herauf, und dahin werden ſie wieder durch kräftige Heilſprüche gebannt. Unwiderleglich geht aus dieſen Heilſprüchen die Perſönlichkeit und infernaliſche Natur der Krankheiten hervor. Bei Woden, wo er als Heilsgott behandelt wurde, ſind zwei ſocher Heilsformeln angeführt, deren ſinnliche Stärke poetiſch wirkt [19]). Es ſind deren noch manche in meiner Sammlg. ſiebenb. ſächſ. Volksdichtungen. Die meiſten ſind bezeichnend für Urſprung und Natur der Krankheiten: Wir hören, daß ſie aus dem Walde kommt: „Die Gicht zog aus durch Wald, gar wunderſchnell und bald", oder ſie begegnet wie in den erwähnten Formeln unterwegs den Mächtigen, der ſie bannen wird, geſteht daß ſie vorhat „*Glieder zu recken, Blut zu lecken* u. ſ. w., und wird in den Brunnen vielhundert Klaftern tief zurück verflucht. Zuweilen ſind zwei Brunnen genannt; ſo heißt es gegen Beermutter und Ferch:

„Ich ſoll zu dem N. N. gehen,
und ſoll ihm ſein Bein brechen,
und ſoll ihm ſein Kreuz abſtechen;
ich ſoll ein Leich aus ihm machen."
Nein! das ſollt du nicht thun,
Komm mit mir in einen grünen Wald!
Da ſein zween Brünlein kalt.
Den einen ſollt du trinken,
und ſollt zu Grund einſinken!

Wenn in den bisher betrachteten Formeln immer die Krankheit von dem Mächtigern bezwungen wird, und darin wieder der alte, feindliche Gegenſatz zwiſchen Woden und Häl zu Tage tritt, ſo ſuchen andere Sprüche die Krankheit durch deren eigene Gebieterin zu beſeitigen. Wenn z. B. um die Bruſtbeklemmung des Kindes zu heben daſſelbe dreimal durch die Hühnerſteige geſteckt und dabei die Formel geſprochen wird:

„Ir hins mät irem gekrêch,
niet mer ewêch,
doses käinjdesz gebrêch!"

oder wenn, um das Kind vom „Berofen" zu befreien, ein ſogenanntes *Aeſcherchen* bereitet und *rückwärts* über den Kopf geworfen wird, ſo ſollen das einemal die der Göttin *heiligen Hühner*,

Digitized by Google

das anderemal die Göttin selbst helfen. Auch die Bestandtheile des Aescherchens, mehr noch daß dasselbe über eine verkehrt, nämlich mit dem Ohr in einen Trog gesteckte, „gefädelte" Nähnadel gegossen wird, deuten auf Häl. So wird es auch zu erklären sein, wenn Pflanzen, die zu Heiltränken gebraucht werden z. B. der vielgebrauchte Attich, um Mitternacht gegraben oder gebrochen werden.

12.

In den erwogenen Märchen fanden wir Hel fast immer als Besitzerin von Schätzen: das ist ein charakteristischer Zug. Hermodhr fand die Giöllbrücke ganz mit Gold bedeckt, der Nibelungenhort ist ein Schatz der Unterwelt, an den das Verderben (jene pernicies, die der Balegrûsz anhaftet,) geknüpft ist. Nicht auf diesem Schatz allein liegt der todtbringende Fluch; die Sage erzählt es auch von andern. Ob dieser Zug ursprünglich oder nur hinzugewachsen sei, nachdem schon Hel zur furchtbaren Todesgöttin geworden, lasse ich unentschieden. Für beides ließen sich Gründe anführen. Gewiß ist sie Schätzebesitzerin, nicht weil sie Todesgöttin ist, sondern als die verborgene Erdenmutter, in deren Schooß alle Schätze liegen, der sie auch angehören. Denn neben ihr kommt fast nur der Wunschgott, (dem wie ihr die Wünschelruthe zustehen wird) und der Donnergott in Betracht. Auf diesen weist vorzugsweise das Steigen des Schatzes, das dem Steigen des Donnerkeils, dem Wiederkehren des Hammers in des Gottes Hand gleicht. Doch bieten sich auch andere Vergleiche dar und kennen das Steigen der Schätze auch die Sagen solcher Völker, die einen weniger entwickelten Donnergottmythus besitzen. Auch der Kessel weist nicht nothwendig auf Donner; noch eigener ist er den Riesen und Hwergelmir, der Brunnen Niflhels hat die Bedeutung: rauschender Kessel. Als Schatzriesen sind auch fast nur Nibelunge anzusehen und wo elbische Wesen mit Schätzen in Verbindung stehen, sind es Dunkelbe und diese häufig in Thiergestalt (Drachen, Wiesel, Maus, Maulwurf, Ochs, Eidexe u. s. w.) erscheinend, weisen wieder entschieden auf Hel. Woden und Häl sind also unsere eigentlichen Schatzgottheiten und zwar vorwiegend Häl. Eine Untersuchung unserer Schatzsagen klärt das am besten auf.

Zuerst ist die 99. Sage bei Müller zu erwägen, die einen principiellen Unterschied unter den Schätzen anzunehmen scheint. Schätze, die am Tage blühen — heißt es da — lassen sich ohne Gefahr heben; die in der Nacht blühen, sind gefährlicher und werden oft vom Teufel wieder

Digitized by Google

geholt, dem sie verflucht sind. Das heißt nichts anderes als: die in der Nacht blühenden Schätze gehören den Mächten der Unterwelt, vor Allem ihrer Gebieterin. Der Teufel kommt in Zusammenhang mit Schätzen als Unterweltswesen nicht, wie Müller vermuthet, als Vertreter Thors. Das macht die Sage noch deutlicher, wenn sie fortfährt: was aber über der Erde liegt, darüber hat der Teufel keine Macht. Es gibt also nach der Sage zweierlei Schätze: 1. solche, die über der Erde sich befinden oder zwar in der Erde liegen, aber am Tage blühen und 2. solche, die sich in der Erde befinden und zur Nachtzeit blühen. Jene gehören Mächten des Lichtes, (vorzugsweise Woden), diese den Gottheiten der Unterwelt. Allerdings stimmt der Inhalt anderer Sagen nicht immer mit dieser Auffassung überein. Von unsern Schatzsagen gebe ich zum Theil nach Müller (S. 372) die folgende Uebersicht:

Die Schätze ruhen in verfallenen Burgen, in Kellern, bei und unter Brücken, in Höhlen, in Bergen, in Flüssen oder im allgemeinen in der Erde. Alles weist mehr oder minder deutlich auf Häl: Burgen, Keller, Brücken, Höhlen. Bergschlünde sind an die Stelle des langen, dunkeln Gangs des Helwegs mit der Giölbrücke getreten. „Die Tiefe der Erde ist ihre eigentliche Behausung, Flußschätze sind zweifelhafter, sind aber auch nur durch eine, dazu eines Gelehrten Sage vertreten. Wenn in einigen dieser Sagen wo der Zugang zu den Schätzen durch eine eiserne Thüre verschlossen erscheint, die hinter dem Glücklichen, der zu den Schätzen gelangte, beim Herausgehen so rasch und dicht zuschlägt, daß ihm zuweilen, wie in Nr. 105 bei Müller, noch die Ferse abgeschlagen wird, so ist damit der Niedersturz des Helgitters unverkennbar bezeichnet.

Die Schätze werden bewacht, angedeutet oder entdeckt durch einen alten Mann mit weißem Bart und Mantel oder einen Pfarrer in ähnlicher Kleidung, durch eine weiße Jungfrau, Frau mit weißer Schopphaube, Teufel, schwarzen Peter mit kleinen Kindern (nächtlich über den Schätzen tanzend) durch kleine, gelbe, schwarze oder mehrfarbige Männchen, Drachen, schwarze Ungethüme, schwarze Büffel, schwarzen Hund, schwarzes Pferd, Geister, schwarze Hühner oder schwarzes Huhn auf goldenen Eiern, Katzen, (besonders wieder schwarze), Schwein, (Sau mit zwölf Ferkeln) oder endlich durch einen Fluch.

Der alte Mann ist schon früher als Woden erkannt, die weiße Frau, in einer Sage sogar mit der Wünschelruthe durch das Land wandernd und den Menschen die Schätze zeigend ist, dagegen Häl. Wohl

wird man zuweilen auch an Holda erinnert, aber ich überzeuge mich immer mehr, daß diese, wo sie als Schatz- oder Todesgöttin auftritt, nicht von Häl getrennt werden darf, deren nur mildere Seite in ihr erscheint. Die Frau mit der weißen Schopphaube wird auch als weiße Frau zu fassen sein. Der Teufel steht bei Schätzen als Unterweltwesen. Hat er die Hahnenfeder, so hat er sie von Woden oder von Häl. In einem Hexenprocesse aus Mühlbach von 1718 bekennt die Angeklagte, daß sie der Teufel mehrmals in Gestalt eines schwarzen Hahnes besucht habe. Der schwarze Peter mit den kleinen Kindern werden wie die in Sagen des Nösner Geländes, (deren mir durch Prof. Berthleff viele bekannt wurden), so oft erscheinenden gelben, schwarzen oder vielfarbigen Männlein als elbische, der Häl verwandte Wesen zu fassen sein. Gleiche Bewandtniß hat es mit den meisten Thieren und andern Ungethümen, wovon ich die eigentlichen Attributsthiere Hüls, die ganz unzweideutigen schwarzen Pferde, schwarzen Hunde, schwarze Hühner besonders mit Eiern, schwarze Katzen, Schweine und endlich Drachen ausnehme. Geister gehören natürlich dem Todtenreich und diesem verfallen auch die verfluchten Schätze [20]). Das schwarze Pferd, schwarzes Fohlen, auch schwarze Stutte sammt Füllen erscheint nicht nur über verborgenen Schätzen, sondern auch über Gräbern, besonders wo ein Ermordeter liegt, auch im offenen Gefilde, besonders an alten Straßen und wo die Erde Trümmer der Vergangenheit birgt, wie bei der Römerstraße und dem Rothenberg in der Nähe Mühlbachs, geheimnißvoll auftauchend, gespenstisch dem Reisenden folgend, plötzlich verschwindend, wenn man es schlagen will, wenn der Tag anbricht oder der Mond aufsteigt. Das ist Hüls Todtenroß. So ist der schwarze Hund ihr Höllenwächter, der Drachen ist uns in den Märchen immer in ihrem Reiche begegnet, wie er auch über dem Nibelungenhort lagert. Katzen habe ich zwar nur in einer Schatzsage getroffen, und man wäre versucht dabei an Freyja zu denken; andere Ueberlieferungen lassen mich aber nicht zweifeln, daß besonders schwarze Katzen auch der Erdengöttin eigenen, die Freyjas Mutter ist. Gleiches werde ich hernach vom Schweine nachweisen. Es erscheint häufig in Verbindung mit Schätzen, die es meistens aus der Erde hervorwühlt. Eine Mettersdorfer Sage erzählt: Ein Bauer hatte ein Schwein, das sehr zutraulich geworden und ihm oft ins Zimmer kam. Eines Tages fing es hier den nur mit Lehm ausgestampften Boden an aufzuwühlen. Mehrmals hinausgetrieben, drang es später, nachdem die Hausleute das Zimmer verlassen hatten, wieder hinein, und grub eine zinnerne Kanne voller Thaler aus dem Boden. Dem Bauer ward das Schwein darum

Digitized by Google

nicht minder werth. Wie erſchrack er daher, als er es am andern Morgen todt unter dem Tiſche liegen fand. Er begrub es heimlich in einem Sarg. Aber ſeine Nachbaren bekamen hievon Wind, gruben es in der Nacht aus und warfen es ihm bei dem Fenſter hinein. Am Morgen fand der Bauer das Schwein in ſeinem Zimmer liegen; der Bauch aufgeſchwollen und geplatzt, der ganze Boden mit Silberſtücken überſtreut und auch der Bauch des Schweines ſteckte noch voll davon. Meiſtens werden verſunkene Glocken von den Schweinen, (Säuen) ausgegraben und als Kindbett gebraucht, ein Zug, der ſchon durch ſeine auffallende Wiederkehr in den entlegenſten Gegenden bedeutungsvoll erſcheint, aber noch durchaus nicht aufgeklärt iſt [21]). Hahn oder Henne bei Schätzen kommen an Bedeutung den Drachen gleich. So oft wie dieſe fanden wir ſie in den Märchen in Verbindung mit Häl. Sie weiſen auf den ſchwarzrothen Hahn der Völuspa den in unſerm Märchen von den beiden Mädchen bei der Hexe über der Goldpforte ſitzenden Hahn. Wie bedeutungsvoll verkündet in einer Sage bei Müller der herbeigeholte Zauberkundige, nachdem ſich ſeine Wünſchelruthe an einer Stelle im Keller zur Erde geſenkt: „Ich ſehe in der Tiefe des Bodens eine ſchwarze Henne auf vielen Eiern brüten. Glücklich, wem es beſtimmt iſt, dieſes Räthſel zu löſen!„ Daß in derſelben Sage auch der „Alte“ wieder erſcheint, kann nicht befremden; er leiſtet, wie gewöhnlich, dem Menſchen Hilfe gegen ſeine alte Widerſacherin. Die ſchwarze Henne mit den Eiern iſt eine oft wiederkehrende Erſcheinung in unſern Schatzſagen. In Müllers Sagen findet ſie ſich noch zweimal, in der 52. und 97. Die letztere läßt zwar Truthühner bei den Schätzen wachen, die doch hier, wie auf der Tafel, nur gewöhnliche Hühner verdrängt haben können. Nach der erſtern ging es in einem Hauſe in Mühlbach beſtändig um, bis ein Zauberkundiger geholt wurde, deſſen Wünſchelruthe an einer Stelle des Hofes ſich niederbeugend den Ort bezeichnete, wo man nachgraben müſſe. Man fand einen alten Ofen, darin ſaß ein ſchwarze, dem Anſcheine nach todte Bruthenne auf Eiern. Aergerlich warf der Hausherr das Gefundene auf die Straße; da war im Augenblick Alles verſchwunden. Er hatte ſein Glück verſcherzt, denn die Eier hätten ſich ſpäter in Gold verwandelt. — Nach dem Aberglauben des Volkes muß, wer einen Schatz heben will, zuerſt ein ſchwarzes Huhn an der Stelle ſchlachten, ſo daß deſſen Blut in die Erde rinnt. Das iſt das Opfer für die unterirdiſche Göttin, deren Schätze man an ſich bringen möchte.

Nach der Sage können Schätze gehoben werden von Furchtloſen, alſo Helden, von Sonntagskindern, von Ehrlichen, immer alſo von aus-

Digitized by

erwählten Lieblingen der Götter. Zuweilen ſcheint Häl ſelbſt als weiße Jungfrau den Sterblichen ihre Schätze anzubieten, wobei nur gewiſſe Bedingungen zu erfüllen, im übrigen keine Gefahr zu beſtehen iſt. Sonſt iſt der Erwerb ſelbſt unter dem Beiſtand der Götter gefährlich, ja in der Regel verderblich. Die Sage drückt das in verſchiedener Weiſe aus: Ein Mann in Mühlbach unterließ es einen Schatz zu heben, weil man ihm ſagte, daß, wer einen Schatz hebe, bald ſterben müſſe. Einem Mettersdorfer, der einen Schatz in einem Keſſelchen ausgegraben, erſchien eine weiße Jungfrau, verlangte von ihm ein weißes Zeichen (das verhängnißvolle Pfand — ein oftwiederkehrender Zug) und warnte ihn, ja Niemandem von dem Funde zu ſagen, ſonſt müſſe er ſterben. Die neugierige Frau zu Hauſe ſchwatzt ihm das Geheimniß ab; er ſiecht neun Wochen und ſtirbt. Von Schätzen die ſich in und bei S. Reen befinden ſollen, heißt es, wer einen derſelben ausgrabe und nicht Kindeskind ſei von denen, die ihn vergraben, müſſe in kurzer Zeit ſammt ſeinem Geſchlecht ausſterben. Mehrmals wird berichtet, daß Schatzfinder von Wahnſinn befallen werden. Wahnſinn iſt ein Erzeugniß der Dämonen.

13.

Ich habe im vorausgehenden Abſchnitt auch die von Schweinen bewachten oder aufgedeckten Schätze der Häl zugewieſen, das Schwein überhaupt für ein der unterirdiſchen Göttin eignendes Attributsthier erklärt. Die Wahrſcheinlichkeit nachzuweiſen liegt mir um ſo mehr ob, als dieſe Anſicht zwar ſchon ſonſt aufgetaucht, immer aber noch neu iſt und wir gewohnt ſind, bei den Schweinen der Volksſage vorzugsweiſe an Freyrs oder Freyjas goldborſtiges Thier und nebenbei etwa an Odhins Walhallaeber zu denken. Freyjas und Freyrs goldborſtige Eber, Sonne und Mond in ihrem Strahlenglanz verſinnlichend, erſcheinen an ſich wenig geeignet mit den im dunkeln Erdenſchoß liegenden Schätzen in Verbindung gebracht zu werden. Die Schatzſchweine erſcheinen meines Wiſſens nie goldborſtig — wäre es ausnahmweiſe der Fall, ſo läge die Annahme von Verwechslung nahe — während unſere Märchen jene ſtrahlenden Säue wiederholt in Handlung ſetzen, und immer mit Sonne, Licht, Leben in Verbindung bringen. Als todtverkündendes Thier haben wir das Schwein bereits gefunden. Als ſolches läßt es ſich ſchwerlich mit Freyja in Beziehung bringen, die wohl Todtenwählerin des Schlachtfeldes und Führerin der Walkyren, aber nicht eigentliche Todesgöttin iſt, wenn ſie auch mit

Digitized by Google

der Mutter Nerthus-Holja allerdings in naher Beziehung ſteht, wie Perſephone mit Demeter und noch vergleichbarer Apollo und Artemis-Hekate mit Leto, (d. i. die verborgene wie Hel). Wo ſie als Holda ſelbſt Todte im Geleit hat, fällt ſie eben ganz mit ihrer Mutter zuſammen. Auch der Eber, deſſen Zahn den Hakelberend d. i. Woden tödtet, iſt vielleicht nicht auf den Sonneneber zurückzuleiten; ſondern ein Todteneber, (wie der Tödter des Adonis), der Eber ſeiner Widerſacherin. Das äußerſt fruchtbare Schwein eignete ſich zum Symbol der Fruchtbarkeit, und bot von jeher ein paſſendes Attribut der fruchterzeugenden, mütterlichſchöpferiſchen Erde. Daß es als ſolches auch Deutſchen gegolten, dafür bringt Tacitus Germ. c. 45 ein Zeugniß. Von den Arſtiern erzählt er am a. o. Matrem deum venerantur; insigne superstitionis formas aprorum gestant: id pro armis omnique tutela securum Deae cultorem etiam inter hostes praestat. Bei den Eberbildern denkt Simrock an Helme mit Eberbildern durch die man dem Feinde unſichtbar zu werden geglaubt, wie der Helm Plutos, (der auch ein Gott der Unterwelt und der Schätze iſt), unſichtbar macht. Das liegt nun allerdings nicht unmittelbar in den Worten des Tacitus. Feſt ſteht aber, daß die Aeſtier, an deren Deutſchthum J. Grimm G. der d. Spr. S. 717 u. f. aus etymologiſchen und hiſtoriſchen Gründen nicht zweifelt, eine Dea mater verehrten, der das Schwein geheiligt war. Dieſe Dea mater kann aber kaum anders als zuſammenfallen mit jener Terra mater, deren Dienſt Tacitus wenig früher im 40. Capit. beſchrieben hat. So hat es auch J. Grimm aufgefaßt, der die Arſtier den meeranwohnenden Sveven beizählt und ihre Dea mater der Nerthus der übrigen gleichſtellt [22]). Auch dieſer, die von Büschmotter-Häl gewiß nicht verſchieden iſt, müſſen alſo Schweine geheiligt geweſen ſein [23]).

Auch andern indogermaniſchen und ſelbſt ſamitiſchen Völkern war das Schwein ein geheiligtes, den Erd- und Todesgottheiten geweihtes Thier. Die Scheu verſchiedener Völker vor Schwein und Schweinefleiſch erklärt ſich aus dieſer infernaliſchen Natur. Dem Pluto wurden Schweine geopfert. Ebenſo der Demeter, die (ſchon dem Namen nach eine mütterliche) Gottheit der Erde, aber auch der Unterwelt iſt. Namentlich dieſer infernaliſchen Seite galten die Myſterien (Preller. Griech. Myth. S. 492 u. a. a. O.). Oreſtes wird von dem Muttermord durch ein Schweinopfer gereinigt. Ward einem Todten noch nicht die letzte Ehre erzeugt, ſo wird nach Cicero durch Schweineblut die Erde geſühnt. Der egyptiſche Typhon wurde in Schweinegeſtalt gebildet und die von Chriſtus gebannten Teufel fahren in Schweine. Auch die von den Alten erwähnte Anſicht der Aegypter, daß es ſeine eigenen Jungen freſſe, daß es ſich bei

Digitized by

abnehmenden Mond begatte, deutet auf die infernalische Natur des Schweins. Es kann nach alle dem kaum zweifelhaft sein, daß das Schwein auch unserer Hül geheiligt war, und wenn wir in einer unserer Schatzsagen die bewachende Sau, wie die goldborstige Sau der Freyja, auch von zwölf Ferkeln begleitet finden, so sind darin die monatlichen Wandlungen der Erde versinnlicht.

14.

Nicht nur die gleißenden Schätze des Metalls, an die so oft das Verderben geknüpft ist, birgt die Allmutter in ihrem Schoß; auch der Getreide- und Fruchtsegen wird aus diesem geboren und was sonst das Land dem Menschen an Gütern bietet; und hier vorzüglich tritt die mildere Seite der Göttin hervor, wenn sie auch oft nur aus den gegentheiligen Attributen als die schon Erkannte nachgewiesen werden mag. Selbst das Gold jener sagenberühmten Horte führt in seiner ersten Bedeutung zurück auf die goldenen Schätze des Feldersegens. Jene Drachen, die grimmig über dem rothen Golde lagern, bedeuten die winterliche Frostdecke, die über Saamen und Saaten ausgebreitet liegt, bis der freudige Sommerheld mit dem Siegstrahl erscheint, den Wächter tödtet und die Schätze raubt. Jene schwarzen Bruthühner über den goldenen Eiern, sie bedeuten die braune Ackerkrumme, unter welcher die Keime zur Entwickelung gezeitigt werden; denn das Ei ist uraltes Symbol des im Keim verschlossenen Lebens. Das Schwein, und es ist hier immer von der Sau die Rede[24]), ist Symbol der fruchtschwangeren Erde.

Die noch bestehenden abergläubischen Meinungen und Gebräuche besonders unserer Landleute bei Aussaat und Ernte, bei ihrer Arbeit in Garten und Feld, in Haus und Hof haben manchen Rest uralter Verehrung erhalten. Bei der Aussaat wird an manchen Orten die erste Hand voll Saamens rückwärts über den Kopf geworfen; der Sämann spricht kein Wort, bis das Säen vollendet ist. Das ist ein Opfer; wem es gilt, das deutet die Richtung des Wurfs und die stummvollbrachte Arbeit an. An manchen Orten wird das Schweigen bei der Arbeit nicht beobachtet. Auch ist sich das Volk nicht mehr des Zweckes bei dem Vorgang klar bewußt; in Henndorf meint man, die Frucht wachse hernach hoch, in Martinsberg, die Vögel werden von derselben abgewehrt, daher man auch den Körnerwurf mit dem Spruch begleitet: „Dieses gebe ich den Vögeln.“ Auch andere Gebräuche beweisen, daß die Erdenmutter Macht hat, den Vögeln zu wehren. Es wurden mir

noch folgende Mittel gegen den Vogelfraß mitgetheilt: Man geht Nachts 12 Uhr auf den Friedhof, holt Erde von einem frischen Grabe, und ſtreut dieſelbe auf den Acker. Oder man macht kleine Kuchen aus Weizenmehl und der Milch einer Frau, deren Kind vor kurzem geſtorben, und wirft dieſe auf den Acker. Oder die Hausfrau geht, wenn das Getreide anfängt zu körnen, eines Morgens vor Sonnenaufgang auf den Acker, zieht ſich nackt aus, und umgeht ſo dreimal den Acker, auf den ſie von Zeit zu Zeit Aſche und Erde ſtreut. Mit einer Aehre im Mund kehrt ſie ſodann, ohne mit Jemanden unterwegs zu ſprechen ſtracks nach Hauſe. Dieſer Gebrauch iſt ſehr verbreitet (Martinsberg, Agnethlen, Schlatt u. ſ. w.) und ſehr bedeutſam. Wir begegneten der nackten Peſtjungfrau und vermutheten, daß ſie wohl Hül ſelbſt ſein möchte. Hier iſt nun ein nackt zu vollbringender Dienſt derſelben Göttin, und wir begegnen im folgenden mehrmals dem gleichen Cultus und der nackten Göttin ſelbſt. — Bei der Hirſeausſaat halten Pflüger und Sämann ein Stückchen Brot zwiſchen den Vorderzähnen und ſprechen mit keinem Menſchen, noch mit dem Vieh am Pfluge. Wenn Brand im Korn wird, hängt man brandige Aehren in den Rauchfang, damit ſich dieſe Krankheit nicht weiter verbreite. Hül iſt auch Heerd- und Hausgöttin.

Bei der Ernte wird in Henndorf und ſonſt die erſte Garbe mit der linken Hand geſchnitten, — ſie gehört der infernalen Göttin[25]) wie anderwärts die letzten Halme für Woden ſtehen bleiben; doch könnte der Glaube, daß, wer die letzten Aehren ſchneidet, in demſelben Jahre ſterben müſſe, auch der Göttin gelten. Hie und da kennt man auch die nackte Frau, die wie in Deutſchland die Kornmuhme, während der Erntezeit im Korn ſitzt. In Zied iſt ein nackter Mann, mit dem man die Kinder ſchreckt[26]). Wem die Göttin gut iſt, dem gibt ſie reiche Ernten, bereichert ihn wohl ſelbſt mit dem Gut ſeiner Nachbarn, daß ſie ihm zur Nachtzeit durch ihren feurigen Drachen durch den Rauchfang zuſchleppen läßt.

Vom Felde wende ich mich zu Haus und Hof. Beim erſten Austreiben des Viehes im Frühjahr, beim erſten Ausfahren zur Arbeit wird in verſchiedenen Dörfern eine Pflugſchaar, eine Kornruthe oder ein Meſſer in das Gaſſenthor gelegt, ſo daß das Vieh darüber ſchreiten muß, wodurch es von vielen Krankheiten und andern Uebeln geſchützt bleibt. Wenn die Schweineheerde zum erſtenmale ausgetrieben wird, muß es der Hirt ganz nackt thun. An dem nackten Dienſt iſt auch hier zu erkennen, wem er gilt Der Gebrauch wurzelt noch feſt an man-

Digitized by Google

chen Orten. Als ihn der Pfarrer einer Gemeinde als unanständig abschaffen wollte, fragte ihn der Ortshann, ob Sr. Wohlehrwürden wohl alle Schweine bezahlen wollten, die verrecken würden, wenn der Vorgang unterbleibe? So entkleidet sich auch die Hausfrau, um nackt die zum erstenmal kalbende Kuh dreimal zu umgehen. Die Hühner setzt man am besten beim Austreiben oder Heimkehren der Schweine; man wählt gern schwarze als die besten Leg- und Bruthühner und setzt ihnen eine ungerade Zahl von Eiern, am besten dreizehn, unter, — Einige thun auch dieses nackt Aus der Rockenstube kehre man nie mit ganz abgesponnenem Rocken nach Hause, sonst begegnet einem die nackte Frau. Die in den Backofen geschobenen Brote, die Schafe, die Bienenstöcke zählt man nicht, sonst droht Verlust. Ist der Hausherr gestorben, so muß man es den Bienen melden, indem man an jeden Bienenstock klopft und spricht: „Euer Herr ist gestorben!" — Geschieht das nicht, so arbeiten sie nicht weiter. — Einem erkrankten Kalb oder Füllen läßt man Blut aus dem linken Ohr. Entlaufene oder gestohlene Hausthiere sucht man durch allerlei Mittel wieder zu erhalten. Den verlorenen Hund ruft man bei Namen durch den Rauchfang und zwar viermal, indem man sich dabei nach den vier Wänden des Rauchfangs dreht. Ein gestohlenes Pferd kann man wieder gewinnen, wenn man, nachdem das Brot gewonnen worden, alles Reitzeug in den Backofen wirft und das Ofenloch mit nassem Stroh zustopft. Ist das Pferd nicht bis über das 9 Weichbild entführt worden, so muß es wieder nach Haus kommen. Ueberhaupt erlangt man gestohlenes Gut wieder, wenn man eine schwarze Henne auswählt, und an neun aufeinanderfolgenden Freitagen sammt dieser Henne keine Speisen zu sich nimmt, der Dieb bringt das Gestohlene wieder oder er stirbt. Im Garten ist es Regel, solches Gemüse, das durch seine Wurzeln nutzbar ist, im abnehmenden Mond und zwar drei Tage vor Neumond auszusäen oder zu setzen, anderes bei zunehmendem Mond. Dergleichen Vorschriften zur Beobachtung des Mondwechsels sind unzählige und es berührt sich hier wieder Freyja mit Hel-Nerthus. Auch Schweine schlachtet man bei abnehmendem Monde, weil sonst der Speck Maden bekommt. Unter einen Obstbaum, der nicht Früchte tragen will, begräbt man eine schwarze Katze u. s. w.

Viel hat der Landmann mit Zauberinnen und elbischen Wesen zu schaffen Sie sind oft thierischer Gestalt: Heimchen, Unken, Mäuse, Eidexen, Wiesel, Maulwürfe gehören, wie der betreffende Abschnitt zeigen wird, zu den Dunkelelben und unter das Regiment der Hül. Man

sichert sich also gegen sie durch Zeichen, Worte und Gebräuche, die der unterweltlichen Gebieterin gelten entweder so, daß man sich des Schutzes dieser Gebieterin gegen sie versichert[27]), oder daß man sich eben wie gegen die Gebieterin selbst vertheidigt. Regel ist vor allem, daß alle infernalischen Wesen, wie die Bäschmoter selbst, mit der linken Hand bekämpft werden. Gegen Hexen, Viehmare, Korndrachen, Wechselbälge sichert man sich im allgemeinen, wenn man zwei Messer kreuzweise mit den scharfen Klingen nach außen in die Stallthüre, in das Scheunenthor, unter das Kissen des Säuglings legt. Ein schwarzer Hund unter die Schwelle der Stallthüre begraben schützt gegen Elbe und Diebe. Dieselbe Wirkung wird erzielt, wenn man mit der linken Hand einen etwa sieben Ellen langen Faden spinnt und Spindel sammt Rocken an den Boden des Stalles steckt. Aus demselben Grunde wird das Gefäß, in welchem den Mastthieren ihr Futter getragen wird, immer auf der Stallecke unter dem Dach und zwar umgekehrt liegen gelassen. Wenn eine Kuh beim Melken nicht stehen will, so prügelt man sie mit umgekehrtem Besen. Alsbald erscheint die Hexe, welche alle diese Schläge empfindet und sucht die Kuh durch gütliches Zureden von den Schlägen zu befreien. In Arkeden spricht man den Namen der Maus beim Vieh nicht aus, sondern nennt sie Erdhasen. Eine Eidexe hüthet man sich beim Heumachen mit auf den Wagen zu laden, weil er sonst sicher unterwegs umschlägt. Den Maulwurf vertreibt man, wenn man eine Spule, woran der Faden verkehrt gesponnen worden, mit dem verkehrten Ende in sein Loch steckt. Zum Schutz gegen das Wiesel stellt man einen Dreschflegel und einen Rocken mit Flachs oder Hanf und der Spindel gehörig versehen in eine Ecke des Stalles, indem man dabei die Formel spricht:

Wo té e fråche bäszt,
se nom unt späh,
oder enträn!
Wô te e måntche bässt,
se nom unt dräsch,
oder entwäsch!

Ich unterlasse es, das überschwengliche Material nach dieser Richtung weiter auszubeuten und hebe nur noch hervor das Bäschmoter-Häl wiederholt und unter verschiedenen Beziehungen auch als Spinnerin erschienen ist. Wenn es alle germanischen Göttinen sind, sie konnte am wenigsten eine Ausnahme machen.

Digitized by Google

15.

Die Muttererde ist nicht nur Spenderin des Ackersegens, jeglichen Gedeihens und jeder Fülle im Haus, sie verleiht auch den Ehesegen. Schon ihre mütterliche Natur weist darauf hin und läßt sie unter den Ehegottheiten vermuthen. So sicher das an sich ist, unsere Quellen liefern gerade hier weniger Beweise, als man erwarten sollte.

In Bodendorf, Draas, Hameruden muß der junge Mann nach der Trauung dem Pfarrer eine schwarze Henne zum Geschenk bringen. Das ist wohl das alte Opfer für die Mutter-Erde. Auch bei dem scherzhaften Gaben der Brautknechte[28]) kommen ähnliche Symbole vor, die der Braut in einem geheimnißvoll verdeckten Zuber (Schaff) dargeboten werden. Bei Oeffnung des Deckels springt ihr eine schwarze Henne, eine schwarze Katze entgegen. Das scheint der noch ächte Rest in dieser verkümmerten Ueberlieferung; wenn dagegen in andern Fällen die Braut statt Huhn oder Katze einen nackten Zigeunerknaben oder phallusähnlich aufgestellte Maiskolben trifft, so waltet dabei nur noch die eine ächte Erinnerung, daß es sich hier um Anspielung auf Begattung und Fruchtbarkeit handelt.

Ob zu Ehre der unterweltlichen Göttin, wie zweifellos zu Ehren der andern Ehegottheiten eine dramatische Darstellung bei Hochzeiten stattgefunden, ist schwer zu entscheiden. Aus dem Umstande, daß das sogenannte „Königslied" oft bei Hochzeiten aufgeführt wird, vermuthe ich es. Dieses „Königslied" wenn auch — wie Georg Schuller (Schäßb. Progr. 1863) richtig bemerkt, kein eigentlicher „Todtentanz", hat doch die Bedeutung eines solchen und stellt den Triumph des Todes dar. Die Personen sind ein Engel, ein König, der Tod, der „auf einem freien Markt dem König thut nachschleichen„ und, da dieser sich trotzig geberdet, ihn mit tödlichem Pfeil trifft. Man sieht, der Inhalt des Stückes paßt wenig zur Aufführung bei einer Hochzeit. Aber das Königslied wie die Todtentänze sind aus älteren heidnischen Festspielen allmählich erwachsen und jenes könnte leicht an die Stelle eines solchen heidnischen Spieles getreten sein, das einst zu Ehren der Todesgöttin, die auch die Lebens- und Ehegöttin war, auf Hochzeiten aufgeführt werden mochte. Wenigstens ergibt sich auf diese Weise — und ich wüßte kaum, ob noch auf eine andere, — ein ungezwungener Zusammenhang zwischen Hochzeit und Königslied.

Mysteriöse ist eine andere Ueberlieferung. Auf einigen Dörfern soll es Brauch sein, daß am zweiten Hochzeitstage die jungen Frauen mit der Neuvermählten in den Keller gehen, den sie hinter sich ab-

ſperren, weil außer ihnen Niemand vornehmlich, keine männliche Perſon bei dem Akt ſein darf. Nun wird die Neuvermählte völlig entkleidet und mit der Nackten verſchiedene Ceremonien vorgenommen, die man mir nicht angeben konnte. Daß man es hier mit heidniſchen Ueberreſten zu thun habe, iſt unzweifelhaft. Schade, daß man Näheres über den Vorgang ſchwer erfahren wird! an Zoten wird es dabei nicht mangeln. Die Verſetzung der Scene in den Keller und der ſchon bekannte nackte Cultus weiſen wieder auf die Mutter-Erde.

Daß der eigentliche Eheſegen, daß die Kinder eine Spende der Bäschmoter ſind, iſt gleich anfangs angeführt; ſie werden aus ihrem Brunnen herausgeholt, oder unter der dicken Eiche im Wald ausgegraben (oder unter dem Roſenſtrauch käpendîrn, wo ſich dann wieder Häl und Freyja durchdringen).

Die Terra mater iſt an und für ſich auch Mutter des Menſchengeſchlechts. Die Germanen leiteten ſich von dem erdentſproßenen Tuisco ab. Verſchiedene Völker ſahen Gottheiten der nächtlichen Unterwelt für ihre Stammeltern an. Von den Galliern berichtet Caes XII 18. Galli se omnes ab Dite patre prognatos praedicant, idque ab druidibus praditum dicunt. Ob eam causam spatia omnis temporis non numero dierum, sed noctium finiunt; dies natales et mensium et annorum initia sic observant, ut noctem dies subsequantur. Von der deum mater der Arſtier iſt geſprochen. Die Harier, von denen Tacitus Germ. 43 berichtet: „nigra scuta, tincta corpora, atras ad proelia noctes legunt, ipsaque formidine atque umbra feralis exercitus terrorem inferunt nullo hostium sustinente novum ac velut infernum adspectum“ müſſen ſich wohl in einem nähern Verhältniß zu einer infernalen Gottheit geglaubt haben.

16.

Odhin und Hel waren von Anfang ihrem Weſen nach geeignet, mit einander in Verbindung und Wechſelwirkung, aber auch bald in Gegenſatz und Widerſtreit zu treten. Himmel und Erde bilden eine Einheit, aber auch eben einen Gegenſatz, der ſich allmählich bis zum Zwieſpalt von Himmel und Hölle ſteigern konnte. Aus den Wechſelbeziehungen beider geht urſprünglich das Leben hervor, ſie ſind wohlthätig, Segen ſpendend, Schätze wahrend, Wunſchgötter, ja die Erde iſt der eigentlich zeugungskräftige, ſchöpferiſche Theil, beide nehmen, wenn die Lebenskraft des Geſchaffenen ſich erſchöpft hat, die Todten wieder zu ſich. Aber der Himmel iſt der hohe, lichtſtrahlende, die Erde die tiefe, dunkle, die beiden

Digitized by Google

Gottheiten ſtehen ſich von Anfang an wie Tag und Nacht gegenüber, ja wie Sommer und Winter, die ſich bekämpfen. Die Todtenempfängerin, die es doch als Mutter alles Lebens iſt, wird zur Todbringerin zur Feindin des Lebens. Odhin nimmt nun nur die zu neuem, freudigem Heldenleben beſtimmten zu ſich, die Siechen, Alten gehen zu traurigem Loſe hinab zu Hel. Auch der Segen geht zumeiſt auf Odhin über, auf den guten Alten, die Allmutter wird zur Unheilsmutter, zur Bealegriûsz. Odhin erfüllt kühne Wünſche, ſpendet Macht, Sieg, Schätze, an Hels Schätzen haften todbringende Flüche. So entſteht zwiſchen beiden bittere Feindſchaft, wie zwiſchen Adler und Drachen der Weltesche; Odhin unterſtützt die Helden, wenn ſie gegen die Todesgewalten kämpfen und beſiegt Drachen und Rieſen, aber er ſtirbt ſelbſt von dem Zahn des Todesebers.

Das Weſen der Eidenmutter iſt in unſern Quellen zum Theil urſprünglicher erhalten als in den Edden, aber doch finden wir ſie ſchon überall im Reich der Linken und ſchon in den Attributen im Gegenſatz mit dem Alten. Von beiden geht noch vielfaches Leben aus; aber der Alte iſt Vater und Pfleger von Sonnenhelden, Büschmoter als winterliche Erde-, Drachen- und Rieſenmutter. Der Alte wehrt den Krankheiten durch ſeine Heilſprüche, ſie iſt Seuchenſenderin. Beiden ſteht Roß, Hund, Hahn oder Huhn und Eber oder Sau zu. Aber des Alten Roß iſt das weiße, achtfüßige Himmelsroß, der Fohlen der Unterwelt iſt ein feuerſchnaubender Rappe; des Alten Hund iſt weiß wie Odhins Grauwölfe, der Höllenhund iſt ſchwarz; des Alten Hahn iſt goldroth, wie Odhins Walhallakräher, die Alte in der Unterwelt hat einen ſchwarzen Hahn oder ſitzt ſelbſt als ſchwarze Bruthenne über ihren Goldeiern. Wenn jener kräht, ſtürzen über Nacht geſchaffene Rieſenwerke und Bauten der Unterweltsmächte zuſammen, Geſpenſter und Nachtgeiſter verſinken; dieſer kräht nur um die Ankunft eines der Unterwelt Verfallenen oder deſſen Flucht anzuzeigen[29]). Des Gottes Eber iſt ein ſtrahlender Sonneneber, der Göttin trächtige Sau iſt eine Erdwühlerin, die zwar auch die langverſunkenen Feſtesklänge neu erweckt und mitten darein ihren fruchtbaren Mutterſchooß entleert, aber auch geſpenſtiſch an unheimlichen Orten in nächtlicher Weile erſcheint. Die zwar ſchwarzen Raben des Gottes ſind hochfliegende Tagvögel, der Göttin iſt der nächtliche Kauz geweiht. Das Schwert des Gottes und die Pflugſchaar der Göttin haben urſprüglich dieſelbe Bedeutung, aber

hier ist die Göttin im Vortheil geblieben, weil die Pflugschaar nie blutige Wunden reißt. Auch wenn sich der Gott mit den Walkyren, die Göttin, wie wir sehen werden, mit den Nornen umgibt, deren Rath der Himmelsgott selbst suchen muß, so ist das noch ein Zeichen ihrer alten Herrlichkeit. [30])

Der Himmelsgott und die Erdenmutter vertreten durch Wesen und Machtäußerungen die gesammten Erscheinungen des wechselnden Lebens in Raum und Zeit; es ist daher kaum anders möglich, als daß alle weiter zu betrachtenden göttlichen, halbgöttlichen und dämonischen Wesen sich nur als Emanationen Wodens oder Bäschmotters-Häls oder bald einfach, bald mehrfach wiederholte Verkörperungen einzelner ihrer Eigenschaften erweisen.

Digitized by Google

Anmerkungen.

I.

Einleitung.

1) Eine Behandlung im Styl des Feuilletons, wie sie einigemal von Andern versucht worden, ist daher hier sicher nicht am Platze. Man kann Mythenquellen zum Zweck der Unterhaltung bearbeiten, man kann damit der Wissenschaft einige Freunde gewinnen, aber sie nur selten unmittelbar fördern.

2) Daß ein eigentlicher Unterschied etwa zwischen deutschen und skandinavischen Quellen germanischer Mythologie, nicht aber zwischen deutscher und skandinavischer Mythol. gemacht werden könne, soll sich, hoffe ich, auch durch die Ergebnisse dieses Werks erweisen. Damit werden Stammunterschiede (die aber zwischen Sachsen und Alemannen kaum geringer gewesen sein möchten, als zwischen Sachsen und Skandinaviern) schon für die ältesten Zeiten des Heidenthums nicht geläugnet, sind vielmehr innerhalb der germanischen Mythol. überall, wo sie greifbar, sorgfältig anzumerken. Jak. Grimms D. Mythol. ist germanische Mythol. nach deutschen Quellen, wie hier germanische Mythen aus siebenb. sächs. Quellen geschöpft werden. Uebereinstimmende Ansichten entwickelt K. Simrock D. Myth. S. 3 und 4. Ihm kann indessen der Vorwurf gemacht werden in seinem Werk die im engern Sinne deutschen Quellen den nordischen gegenüber zu sehr vernachläßigt zu haben.

3) Was ich „siebenb. sächs. Volksdichtungen" S. 513 und folgd. über Ursprung und Sprache der siebenb Sachsen gesagt, ist, ich weiß nicht ob durch Schuld meiner Darstellung, nicht überall in dem beabsichtigten Sinne aufgefaßt worden. Die Meinung war diese: Die Sachsen in Siebenb. sind ihrem Grundstocke nach zweifellos rheinische Franken; unter den ihnen beigemischten Elementen sind aber vorzüglich auch sächsische und die von dieser Seite überkommenen Ueberlieferungen scheinen sie mit besonderer Zähigkeit festgehalten zu haben. Diese Meinung erhält einen nicht geringen Theil ihrer Begründung aus der Mythenforschung.

Digitized by Google

4) Im Druck erschienen bis jetzt: von J. K. Schuller, zur siebenb. sächs. Mythol. vorgelesen in der Generalversammlung des Vereins für siebenb. Landeskunde in Reps 1851 gedr. in den „Blättern für Geist. Gemüth S. 6. 7. 8. Lief. Kronst. 1851 (humoristisch-belletr. Styl, reich an kühnen Behauptungen). Von demselben: Vorlesungen über Volksglauben, Volkssitten und Volkssprache der Siebenb. Sachsen in den Versamml. des Hermannst. Zweigv. für siebenb. Landesk. gehalten, gedr. in der Transilvania 1852 Nr. 1, 2, 4. 5, 6. Von demselben: Das Hahnenschlagen am Osterfest. Archiv des Vereins für siebenb. Landesk. N. Folg. I. Bd. S. 403 und figd. Von demselben: Das Tod austragen und der Muorlef. Sylvestergabe für Freunde und Gönner. Hermannst. 1861. Von Friedr. Wilh. Schuster: Woden, ein Beitrag zur deutschen Mythologie im Mühlbächer Gymnasialprogramm 1856. Von demselben: Kritik des Märchens vom „Rosenmädchen," Vereinsarchiv N. Folge Bd. V. S. 409 und folg. 1862. Von demselben: Ueber den in einigen Ortschaften des Sachsenlandes bei Hochzeiten üblichen „Rößchentanz" im Mühlb. Gymnasialprogramm 1863 (enthält einen Thormythus). Viele mythologische Anmerkungen enthalten desselben Verfassers „siebenb. sächs. Volksdichtungen, Hermannstadt 1865. Von Hans Willmoser (Pseudonym) „Wénjwâjeltchen" in den Siebenb. Blättern 1867 Nr. 48 bis 51 im Feuilleton (Beitrag zum Wodensmythus).

5) Dieses volksmäßige Heidenthum wird als Aberglaube dem Christenthum wahrscheinlich noch länger anhaften, als das in seine Dogmen eingedrungene, gelehrte Heidenthum alexandrinischer Philosophie; aber jenes hat nie so blutige Folgen gehabt, wie dieses.

6) Siehe hierüber auch Jak. Grimm D. Myth. S. 3 und folgende. Wie vielfach christliche Priester und Nonnen noch innerlich von heidnischem Geist und heidnischen Gelüsten erfüllt waren, zeigen die Bestimmungen vieler Capitularien. Vergl. die Anmerk. in W. Wackernagels Gesch. der deutsch. Literatur S. 39, 51, 75 und sonst und Uhlands Schriften zur Gesch. der Dicht. und Sage III. Bd. S 383, 457 und sonst. Daß es zu Bonifacius Zeit christliche Priester gab, die dem heidnischen Donnergott Opfer brachten führt Wachsmuth, Europ. Sittengesch. S. 188 aus Othlon Leb. des Bonif. an.

7) Es lag mir fern hier auszuschreiben, was ich Abhandlung II. meiner siebenb. sächs. Volksdichtungen S. 520 und folgd. des breitern ausgeführt habe.

8) Die Bedeutung des Märchens als Quelle der Mythologie, konnte nur in neuester Zeit ganz erkannt werden. Als die Brüder Grimm die erste Auflage ihrer Kinder- und Hausmärchen veröffentlichten, ahnten sie nach Gervinus (Gesch. des 19. Jahrh.) noch nicht den ganzen mythologischen Schatz, den sie damit zugleich ans Licht gezogen, doch haben sie schon damals auf den mythischen Gehalt der Märchen hingewiesen. Mit dem was Gebrüder Schott im Anhang zu ihren walachischen Märchen Stuttg. und Tübing. 1845 sagen, stimme ich überein. Wenn dagegen Ad. Kuhn Sag. Gebr. Märchen aus Westphalen Bd. II. S. X. sagt: mythische Züge in den Märchen zu suchen wird zwar auch nach Benfeys trefflichen Untersuchungen über das „Pantschatantra" noch gerechtfertigt sein, aber

es zeigt sich auch, daß es nur bei solchen geschehen darf, über deren rein deutschen Ursprung wir Gewißheit erlangen können, sonst gerathen wir in Gefahr buddhistische Anschauungen für solche unseres Alterthums anzusehen", so bleibt mir die eigentliche Meinung des Verfassers unverständlich. In Wahrheit haben die uns überlieferten indischen Märchen durchgängig stärkeres Gepräge als die unsrigen. Auffallend ist zuweilen in unsern Märchen der symbolische Material, z. B die Kirche als Symbol des Himmels vielfach verwendet, der Weinstock als Symbol des Blitzes. Aber die Erklärung ergibt sich aus der Annahme, daß das Heidenthum noch lange in die christliche Zeit hinein bewußt im Stillen fortgehegt und seine Symbolik verstanden wurde. So konnte an die Stelle einer Schilfhalle ein Tempelgewölbe treten, überhaupt alte Symbole allmählich durch neue ersetzt werden.

9) Gedruckt besitzen wir aus dem Gebiete des Märchens: Von Joseph Haltrich: Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenb. Berlin 1856 Die Sammlung, deren Fortsetzung uns leider noch immer abgeht, ist unschätzbar. Von demselben: vier Märchen im sächs. Hausfreund. Von demselben: Zur deutschen Thiersage (Abhandlung sammt Volksüberlieferung und Anm) im Schäßburger Gymnasialprogramm für 1855.

10) Wie ihn J. Grimm D. Myth. S. XIV. und D. Sagen S. V. bis X. feststellt.

11) Ueber die Gründe dieser Erscheinung habe ich mich auch in Abh. II. zu den siebenb. sächs. Volksb. ausgesprochen.

12) Gedruckt besitzen wir: Von Friedrich Müller: Siebenbürgische Sagen, Kronstadt 1851 (eine reiche Sammlung und sehr handlich durch Anordnung nach mythologischen Gesichtspuncten und erklärende und vergleichende Anmerkungen) Von Heinrich Wittstock: Sagen und Lieder aus dem Nösner Gelände, Bistritz 1860; hier wie bei den Märchen sind unsere Schätze noch lange nicht erschöpft.

13) Schon bei der Einwanderung war Vieles verloren. Die erklärenden Ursachen siehe bei Uhland Schriften zur Gesch. der D. und S. III. Bd. S. 8 u. f.

14) Meine Samml. siebenb. sächs. Volksb. enthält an Liedern 141 Stücke. Ueber unsere Volksl. Sprichw. Räthsel, Zauberformeln und Kinderdichtungen verweise ich ein für allemal auf die Anmerk. und Abhandl. zu dieser Sammlung.

15) Meine siebenb. sächs. Volksb. enthalten an Sprichw. 1131 Stücke — wohl nur den geringeren Theil unseres Besitzes.

16) Vergleiche Uhland. Schr. zur Gesch. der D. und S. III. Bd. S. 181 u. flg.

17) Meine siebenb. sächs. Volksb. enthalten 103 Räthsel.

18) Meine siebenb. s. Volksb. enthalten 96 Stücke, deren größerer Theil von Dr. Teutsch im Superintendentialarch. aufgefunden und zum Theil edirt wurde. Die Anmerk. enthalten Untersuchungen über deren Gesch. und Bedeutung.

19) Meine siebenb. s. Volksb. enthalten 250 Stücke — eine sorgfältige Nachlese könnte noch viele einheimsen. Eine reiche Sammlung von Kinderspielen hat J. Haltrich veröffentlicht in dem Schriftchen: Zur Culturgeschichte der Sachsen in Siebenbürgen. Hermannstadt 1867.

Digitized by Google

[20]) Eine Sammlung auf diesem Gebiet besteht noch nicht. Einzelnes ist veröffentlicht und verwerthet, von J. K. Schuller: Herodes, ein deutsches Weihnachtsspiel aus Siebenb. Hermannstadt 1859. Von demselben: Das Todaustragen ꝛc. Hermannstadt 1861, von Friedr. Fronius: der Mößchentanz in Arkeden im sächs. Hausfreund Kronst. 1861 (bearb. von Schuster siehe oben 4). Einiges findet sich noch sonst zerstreut in Kalendern und Zeitschriften.

[21]) Für Sammlung und Veröffentlichung ist Dankenswerthes geschehen — doch bleibt noch Vieles zurück. Es erschien im Druck: in den Blättern für Geist. Gemüth und Vaterlandsk. Jahrg. 1839 Kronstadt bei Gött S. 75 ff. S. 84 ff. S. 94 ff. S. 101 ff. Nachrichten von den in Kronstadt abgeschafften Gebräuchen ertheilt von Joseph Teutsch 1745 sächsisch (in Kronstädter Mundart) und deutsch werthvoll durch die mitgetheilten, bedeutungsvollen Gebräuche und die Erhaltung eines um ein Jahrhundert ältern Sprachstandes. Ebendaselbst Jahrgang 1843 S. 17 ff. 27 ff. S. 35 ff. S. 43 ff. Die in Kronstadt vom Jahre 1720 bis 1740 eingeführten Mißbräuche von Jos. Teutsch 1470, ebenfalls schätzbar, jedoch mythologisch nicht verwerthbar. Wie Vieles hätte uns ein allgemeiner Sammler mit dem aufmerksamen Blicke Jos. Teutschs im Jahre 1745 noch retten können. Von Jos. Mätz: Die siebenb. s. Bauernhochzeit, ein Beitrag zur Sittengesch. Schäßburger Gymnasialprogramm 1860 (eine sehr erschöpfende Arbeit), von Georg Scheller: Volksthümlicher Glaube und Brauch bei Tod und Begräbniß im Siebenb. Sachsenlande, ein Beitrag zur Culturgesch. Schäßburger Gymnasialprogramm 1863 und 1865, (eine schöne, umfassende Arbeit), von Friedrich Schuler von Libloy: Ueber festliche Gebräuche und Ansprachen unter den Siebenb. Deutschen in Trauschenfels Magazin N. Folge I., von Friedrich Fronius: Die sächsische Bruderschaft ꝛc. Hermannstadt 3. und im sächs. Hausfreund 1863, von demselben: Eine Taufe in den „dreizehn Dörfer" im: Aus Siebenb. Vorzeit und Gegenwart S. 24. Beschreibung einiger der vorzüglichsten Gebräuche der sächsischen Nation in Siebenb., in der Quartalschr. III. Bd. S. 29. Einzelnes zerstreut, namentlich im sächs. Hausfreund.

[22]) Außer einzeln Zerstreutem ist aus diesem Gebiete gedruckt von Friedr. Müller: Beitrag zur Geschichte des Hexenglaubens und Hexenprocesses in Siebenb Braunschweig bei Schwetschke und Sohn. 1854.

[23]) An einschlägigen gedruckten Werken verdienen Erwähnung: von Friedrich Marienburg: Ueber die siebenb. sächs. Familiennamen. Vereinsarch N. Fol. III. Bd. S. 325, von Friedrich Müller: Deutsche Sprachdenkmäler aus Siebenb. Hermannstadt 1863, von J. K. Schuller: Zur Kunde siebenb. sächs. Spottnamen und Schelten Hermannstadt 1862, von demselben: Siebenb. sächs. Eigennamen von Land und Wasser Vereinsarchiv N F. VI. Bd., von Demselben: Beiträge zu einem Wörterbuch der siebenb. sächs. Mundart, Prag 1865 (eine kleine Sammlung von Seltenheiten), von Jos. Haltrich: Plan zu Vorarbeiten für ein Idiotikon der siebenb. sächs. Volkssprache, Kronst. 1865 (werthvoll durch sehr zahlreiche Beispiele), von Demselben: Umschreibungen und Vergleichungen der siebenb. sächs. Volkssprache in Frommanns deutsche Mundarten 5 Band. Von Haltrich: Zur Culturgesch. der Sachsen, Hermannstadt 1864 (enthält auch anderes Material). Ueber die Quellen der

Digitized by Google

deuſchen Mythologie in allgemeinen handelt J. Grimm in der Vorrede zur D. Myth.

[14]) Ich führe einige Beiſpiele an: Odhin iſt Schöpfer, Himmelsgott, Sonnengott, Windgott, Wunſchgott, Kriegs- und Schwertgott; Tag und Nacht, Sommer- und Winterszeit ſind an ihm verſinnlicht, Leben und Tod geht von ihm aus. Aber auch Heindall iſt Schöpfer und Himmelsgott, auch Baldur und Freyr ſind Sonnengötter, Tyr und wieder auch Heindall und Freyr ſind Schwertgötter, Tyr und Freyja Kriegsgottheiten, wie Odhin nehmen Thor Freyja, Hel, Ran Todte auf, ſelbſt Rieſen gehören zu den Todesmächten (dafür erklärt ſich wenigſtens Simrock namentlich hinſichtlich Utgardlokis), von Zwergen und Rieſen gehen Winde und Stürme aus, Tag und Nacht haben mehrere Vertreter, alle Götter haben eine Sommer- und Winterſeite, ſtehen aber im allgemeinen als Sommermächte den Rieſen als Wintermächten gegenüber. Sonnenjahr und Weltjahr jährliches Abſterben der Vegetation und Weltuntergang, Winter und Tod werden vielfach in gleicher Weiſe verſinnlicht. Odhin und Thor haben Ziegen; Wolken des Himmels ſind in ihnen verſinnlicht; aber auch Roſſe bezeichnen Himmelswolken und Roſſe auch wieder nicht nur Wolken, ſondern auch Nebel und Winde und Wellen. Die Sonne iſt verſinnlicht in dem einen Auge Odhins, aber auch in Odhins und Freyrs Eber und auch Freyja kommt der Eber zu, Gegenſätze wie Zwerge und Rieſen erſcheinen zuweilen ganz aufgehoben, als Drachen bezeichnete Weſen werden menſchengeſtaltig geſchildert. Dornröschen, Roſenmädchen, Brunhild, Freyja, Holla und Hel zum Theil Gegenſätze wie Leben und Tod, fließen vielfach ineinander. Loki nach älterer Auffaſſung einer der drei oberſten Götter, Mitſchöpfer, Odhins Bruder, wohlthätiger, menſchenfreundlicher Gott — wovon auch unſere Quellen noch wiſſen, wenn ſie auch ſeinen Namen vergeſſen haben — erſcheint ſpäter als Verräther, der Judas und Ganelun der Götter. Naive Naturperſonification miſcht ſich ſchon in den älteſten Quellen mit bewußter Allegorie; in den ſpätern, abgeblaßten ſind eine Menge mythiſcher Weſen gleichmäßig in Hexen und Teufel verwandelt. Es iſt oft gewagt zu entſcheiden ob der Teufel in einer Sage Odhin oder Thor oder Loki oder Hel oder einen Rieſen vertrete.

II.

Woden.

[1]) Ueber die verſchiedenen Formen und die Bedeutung dieſes Namens vergleich Jac. Grimm D. M. S. 120 und 121 und Simr. D. M. 205 und flg. Von den vielen Beinamen des Gottes, die in Edda 3 (hier 12) und Grimnismal 46 bis 50 (Edda von Hermann Lünig S. 178 — hier 41 Namen) vorkommen, hat ſich keiner in unſern Ueberl. erhalten. Ueber dieſe Beinamen ſ. Simr. D. M. 108.

[2]) J. W. Wolf Beitr. zur D. Myth. S. 38 u. flg.

Digitized by Google

4) Vergl. rénenk, fänenk und die mit Lauch zuſammengeſetzten Wörter: knoblank oder knoblenk, ieschlenk, schnidlenk. Häufiger tritt ſolche Naſalirung im Inlaute ein.

4) Die Ableitung unſeres Wortes von goth. vinja Weide, Futter, νομή (Dieſenbach goth. Wörterb. I. 167) und den verwandten Wörtern ahd. wunni mh. wünne zum Heuen beſtelltes Wieſenland (Wackern. Leſeb. DCLX) u. ſ. w. mußte ich ſchon im Schulpr. für 1855/6 abweiſen.

5) Woszlénk, den Namen eines dem Schäßburger Spital 1875 von Sigm. Bathori geſchenktes Gebiet, welches „praedium" des Schäßburger Stuhls war, und im 16. Jahrh. als „desertum" erſcheint, während es ſeit dem 17. Wüſtung und Woßling heißen ſoll, laſſe ich diesmal bei Seite. Meine Anſicht über ſeine Bedeutung iſt aber kaum erſchüttert. Gerade weil Wüſtungen auch im Tempelbau befindliche Gebiete oder Tempeleigenthum bezeichneten, kann die Wüſtung Woszlénk eben eine Wonslénk, eine Wodensſtätte ſein. Daß Woszlénk keine gleichbedeutige Nebenform oder gar Ueberſetzung von Wüſtung ſein könne, iſt für mich unzweifelhaft; Woszlénk mag Wüſtung ſein aber nicht bedeuten.

6) Die Zeugniſſe zuſammengeſtellt bei J. Grimm D. M. 133. Sie laſſen ſich noch vermehren.

7) In den nordiſchen Quellen Oski. S. J. Grimm D. M. S. 126 und fl. Welf. Beitr. zur D. M. S. 16 u. fl.

8) In dem Pfarrer vom „bédnerrèch" (29. Sage bei Müller) muß ich doch heute auch Woden nicht elbiſchen Spuck ſehen und ſo vielleicht auch in einem ſchwarzen Pfaffen in Wittſtocks Sag. u. L. Nr. 2. — Die Kleidung Wodens war dem Uebergang in geſpenſtiſche Geiſtliche ſehr günſtig.

9 Klinsor oder Klinſchor erſcheint, meines Wiſſens, zuerſt in Wolframs Parzival.

10 a) So wird in einem indiſchen Märchen des Somadeva Bhatta Einer wach, indem er eine todte Maus für zwei Hände voll Erbſen, die Erbſen für Holzſcheite, dieſe für Geld eintauſcht, von dem er ſich einen Laden einrichtet.

10 b) Eine Zuſammenſtellung ſolcher Sagen ſiehe bei Wolf Beiträge zur D. M. S. 5 u. folg.

11) Aus Saxo gr. Weitere Zeugniſſe bei J. Grimm D. M. 133. Vergl. Simrock D. M. S. 255 u. fl.

12) Wie der indiſche Indra entweicht, wie die griech. Götter vor den Rieſen nach Aegypten fliehn.

13) Nicht daß ſie geſehen worden, ſondern daß ſie von der Erdenſpeiſe genoſſen, bringt ſie in Gefangenſchaft. So verfallen, die mit Geiſtern oder Elfen ſpeiſen, dem Todten- oder Elfenreich; ſo verbleibt Perſophone der Unterwelt, weil ſie daſelbſt ſchon den Granatapfel gekoſtet.

14) Beiſpiel in Helga quitha 2 Proſa nach der 28. Strophe in der Ausg. der Brüder Grimm, nach der 27. in der Ausg. Lünings: Dagr Haugna son blotadhi Odhin til födhurhefuda. Odhin lédhi Dag geirs sins.

15) Wie Siegerd auf Grani, Reinald auf Baſard, Alexander auf Bukephalos. Auch die Roſſe des Achilleus, göttlichen Urſprungs, gehorchen dem fremden Lenker nicht.

Digitized by Google

16) Der Zug vom Verſchlungenwerden und verſchönert wieder Ausgegebenwerden kehrt auch in andern Märchen und Sagen wieder, ſo in Haltrichs Märchen vom ſtarken Hans. Auch Zeus verſchlingt die Metis und läßt dafür aus ſeinem Haupt die herrliche Pallas hervorgehen.

17) Aehnliches in der Gudrun bei der Fahrt nach Hilde und in der Brüder Grimm Märchen vom treuen Johannes.

18) Die höchſten Gottheiten erſcheinen oft in Schlangengeſtalt. Die Juden errichteten eine eherne Schlange, wohl als Bild der Gottheit und beteten ſie an. Auch Chronos erſcheint mit der Schlange, Merkur und Aeskulap. In Schlangengeſtalt erzeugte Zeus den Dionyſos mit der Proſerpina. Die Schlange iſt Symbol des Lebens und der Wiedergeburt. Die Lingamſäulen in den indiſchen Tempeln gleichen aufgerichteten Schlangen. Wiſchnu ſteht in vielfacher Beziehung zur Schlange. Dem Potrimpos unterhielten die alten Preußen eine Schlange, die ſie mit Milch fütterten. Schlangencult iſt überhaupt allen Völkern gemein. Am öfteſten erſcheinen die Ideen von Zeit, Ewigkeit, Leben und Tod in der Schlange verſinnlicht. S. den Artikel Schlange in Norks etymologiſch-ſymboliſch-mythologiſchem Realwörterbuch und Schwarz: Schlangengottheiten ꝛc

19) Säm. E. um Regin oc Ostrgiolld, womit auch Lachmanns Kritik der Nibelungenſage zu vergleichen iſt.

20) Saem. E. Fafnismál.

21) Es iſt von Bedeutung, daß die Namen: Sigg. Siegmund, Sigurd an den Sieggott erinnern, von dem das Geſchlecht abſtammt. Raßmann: Die deutſche Heldenſage und ihre Heimath. Bd. I. S. 52.

22) Auch Hyndluliodt Str. 2 erwähnt das Schwert: Bidhjum Herjaſödhur dhugum sitja; hann geldrok gefr gul verdhugum gaf hann Hermodhi hiálmok brynja en Sigmundi sverdh at thiggja. (Hier wie überall behalte ich die Orthographie der angezogenen Ausgaben bei).

23) Auch die Walachen haben eine mehr eldiſch gefaßte mama poduri (Waldmutter) und bâba dracului (gebraucht im Sinne von Teufelsweſen, Höllenungethüm, Scheuſal). Man denkt dabei unwillkürlich an des Teufels Großmutter in deutſchen Märchen, die wohl auch nicht immer auf Rieſenmutter zurückzuführen iſt. Ich laſſe dahingeſtellt, ob beide Ausdrücke von den Sachſen oder noch früher von einem andern germaniſchen oder indogermaniſchen Stamm überkommen oder — was mir weniger wahrſcheinlich erſcheint — Reſte urſprünglich dakiſcher Mythen ſind. Zu beachten iſt, daß in unſerem Bálegrúsz, Bealegriusz kurzes a haftet, während in bâla der Stammvocal lang iſt Immerhin bürgt auch das walachiſche Wort die Vorſtellung von einem hölliſchen, verderblichen Weſen. Die Mama poduri heißt auch Baba poduri. Bâbe bezeichnet ebenfalls eine Alte. Das Wort iſt dem Slaviſchen entnommen, wo es hochmythiſche Bedeutung hat; denn Baba, jetzt dem Volke zur Hexe herabgeſunken, iſt urſprünglich Allweltmutter aber auch Todtenmutter wie die indiſche Bhavani und damit wird ſie auch unſerer Bäshmoter wieder gleich. Vergl. J. Joh. Hanuſch Wiſſenſch. des Slaviſchen Mythus S. 166. Auch aus Schleſien führt Weinhold: Deutſche

Frauen S. 28 ein „eisernes Buschweib“ in einer Sage auf, Name und Erscheinung gleichen nahezu unserer Bäschmoter.

24) Belege bei J. Grimm. D. M. S. 781.

25) Zuweilen indessen gehören diese Waldmütterchen zum Geschlecht der elbischen, bald gutmüthigen, bald launischen Waldleute.

26) Panzer Beitr. zur D. M. S. 242 wo Oswald-Odhin ist.

27) Lachm. Nibelungen Str. 325.

28) J. G. D. M. 458.

29) Auch die alte Here in dem Märchen von den zwölf Brüdern, die zwölf Schwestern zu Frauen suchten, ist eine winterliche Gewalt. Sie verwandelt elf von den Brüdern in Stein, d. i in Eis. Der zwölfte ist durch die Gabe des Alten gegen ihren Zauber geschützt; denn so lange er im Besitz des Sonnenstrahls ist, kann ihm des Frostes Macht Nichts anhaben. Auch er aber kann sie mit seiner Waffe zwar durchbohren, aber nicht tödten; denn ihr Leben ist unter einem Berge (Eisberge?) geborgen, den erst andere Mächte fortschaffen müssen u. s. w.

30) Preller Gr. M. 221. Aphrodite berührt sich sehr vielfach mit Freyja. Unserer Königstochter mit den goldenen Zöpfen entspricht übrigens Juliana Kosseschana in dem gleichnamigen walachischen Märchen der Br. Schott, das viele gemeinsame Züge hat, so das helfende Roß, das Frost und Hitze aus den Nasenlöchern bläst, das Baden in der Milch „wilder Stutten“ mit dem gleichen Erfolg. Auch der Name Kosseschana soll slavisch Jungfrau mit den Zöpfen bedeuten. Unser Märchen ist viel besser erhalten. Das walach. hat verschiedene Elemente aufgenommen, so auch den Inhalt unsers Märchens von der Jungfrau, die aus ihrem Schlosse Alles sehen konnte. Auch das „gold. Meermädchen“ bei Schott ist unserm Märchen sehr ähnlich.

31) Wie man solchem Zusammenhang der Heldensage mit einfachem Naturmythus, solch allgemeiner Verbreitung dieses Naturmythus und Heldenmythus gegenüber (einzelne Stücke sind unzweifelhaft schon im Kampf der Kurus und Pandus nachzuweisen) die Heimath unserer deutschen Heldensage auf eine kleine Provinz beschränken und die Zeit ihrer Entstehung in das fünfte Jahrhundert n. Christus herabsetzen will. wie Raßmann thut, der doch in seinem eigenen Werke so ausgezeichnete mythologische Anmerkungen bringt, kann ich mir nicht klar machen. Noch weniger scheint mir irgend ein Versuch gelungen, den gesammten Inhalt unseres Nibelungenliedes auf historische Personen und Begebenheiten zurückzuführen.

32) Wovon der Wünschhut in dem Nibelungenlied fehlt Str. 86 bis 101 der Lachmann'schen Ausgabe. Ganz übereinstimmend erzählt das indische Märchen von Putreka (bei Somodeva Bhatta, übersetzt von Brockhaus), wie dieser auf zwei Männer traf, die mit einander kämpften um Schale, Stab und Schuhe. Wer die Schuhe anhat, besitzt die Kraft zu fliegen, was mit dem Stab gezeichnet wird, lebt, und welche Speise man in die Schale wünschen mag, sie ist da. Putreka setzt sich ebenfalls durch List in den Besitz der Wunschgüter.

33) Fafnismál Str. 42, dann Einleitung zu Sigurdrifamál und Hélreidh Brynhildar Str. 9. Lün. E.

Digitized by Google

34) Voraus Indiſches. Schiwa reitet auf dem Stier. In Stiergeſtalt hebt der Gott die Erde aus dem Meere. Indra (und Agad) tritt mehrmals als Stier, die himmliſchen Kühe befruchtend, die feindlichen Aſuras mit ſeinem Donnergebrüll verjagend und endlich die lichte Sonne am Himmel heraufführend auf. Bei den Griechen treffen wir zumeiſt Zeus in Stiergeſtalt. Bei den Aegyptern Oſiri. Aehnliches enthalten „die Wunderkühe" bei Schott.

35) Auch walachiſche Märchen haben dieſes Zimmer z B. der Kaiſerin Wunderſohn bei Schott, wo es jedoch bedeutungsloſe Type iſt und ſonſt. In den Märchen vom Blaubart kehrt es immer wieder und ſo in andern.

36) Wie Zeus und Here. Wie in der Sage von Longob. und Herulern. Grimnismal, Agnar u. Geirröd.

37) Sollte der ſatyriſche Seitenblick auf die ſchlechten Dichter bis in unſer Märchen gelangt ſein? Hier verträte die Henne das ganze Geſchlecht der Verhöhnten, und faſt noch ſchärfer als in der Edda würde der Hohn. Sie iſt die Nachahmerin des Hahnes; ohne Begeiſterung, nur gezwungen beginnt ſie den kraftloſen Flug, der ſchon auf der Mitte des Weges erlahmt. Was dem Hahn entſchlüpfte („wie er ſich räuspert, wie er ſpuckt"), und damit noch den ganzen Unrath einer Pfütze ſchluckt ſie ein und wackelt damit mühſam nach Hauſe. Da in Havamál, wo die Geſchichte von der Erwerbung des Dichtertranks, auch vorkommt, der Schluß von der Verfolgung Suttungs und jener ſatyriſche Seitenblick fehlt, ſchließt Simrock D. M. 269, daß er überhaupt nur Zudichtung der Snorr. Edda ſein möchte. Auch unſer Märchen kennt die Verfolgung nicht; aber die Satyre iſt da. Den ganzen Mythus findet Gervinus Geſchichte der deutſchen Nationallit. im Vergleich mit dem Orpheusmythus roh und unſauber. Das iſt er indeſſen mehr auf der Oberfläche als in ſeinem allegoriſchen Grunde, der freilich nicht ganz aufgehellt iſt.

38) Paulus Diakonus Longobardengeſchichte I. Bd. 20. Cap., wo freilich der Gott nicht genannt wird. Den ſieben Schwaben widerfährt Aehnliches.

39) Bei den Griechen: Zeus, Ares, Hermes zu dreien, Zeus Hermes zu zweien. Wie die germaniſchen Götter, ſo kehren auch ſie auf der Wanderung bei den Menſchen ein (Philemon und Baukis). Auch Göttinnen wandern (Ceres, Iſis, Nerthus). Den Abraham beſucht Gott ſelbdritter von zwei Engeln begleitet und die Geneſis zeigt ihn noch mehrmals auf Erden wandernd.

40) Dück Geſchichte des Kronſtadter Gymnaſiums S. 37 wird das Feſt ausführlich geſchildert.

41) Müller ſiebenb. Sagen, Anm. S. 351.

42) Schlözer kritiſche Sammlungen zur Geſchichte der Deutſchen in Siebenbürgen S. 427.

43) Die urkundlichen Nachweiſe hierüber verdanke ich beſonders Dr. G. D. Teutſch. Es gibt deren eine große Menge. Allenthalben zahlten die Sachſen ihre Abgaben um den Martinstag. In den folgenden Auszügen ſtelle ich die Jahreszahl der Urkunde voraus:

1316. Die „hospites Saxones de Klusvár" zahlen ihre Steuer jährlich in „festo Martini" und das gehört mit zu jener „pristina libertas, qua per Ste-

Digitized by Google

phanum regem (1270 bis 72) a prima fundatione civitatis praediti erant“ Vereinsarchiv. II, 241.

1318. Die „Saxones de Megyeszek, de Scelk et de Secheelk zahlen ihre Steuer dem König singulis annis circa festum beat. Martini confessoris. Fejér VIII. 2. 160. Schuller Umriſſe und kritiſche Studien II. 170.

1422. Taxa seu collecta (Reichsſteuer) quam ipsi cives et populi (des Burzenlandes) singulis annis in festivitatibus St. Martini nobis et fisco nostro regio dare debent (König Sigmund) Transſylv. 5. Heft S. 65.

1483. Mathias an die VII Stühle: . . . Festum St. Martini Episcopi et Confessoris instat, ad quod Majestati nostrae universaliter proventus nostros de medio nostro dare et solvere teneamini. Transſylv. V. 67.

1553. Biſtritz zahlt ſeine Abgabe nach altem Recht am Martinstag. Schlözer ebend. S. 62.

1552. König Ferdinands Commiſſarien in ihrem Berichte: Saxones in commune conferunt censum suum ordinarium regibus debitum juxta usitatum inter ipsos modum, eumque semel tantum in anno ad festum divi Martini solvere tenentur. Transſylv. V. 68.

Noch zahlreiche Belegſtellen für dieſen Termin, namentlich im 18. Jahrh., ſind von Bedeus in der Transſylv. Heft V zuſammengeſtellt.

Am Georgitage wurde namentlich der Kathedralzins der Geiſtlichen entrichtet. Im 16. Jahrh. wird im Sachſenlande ſehr häufig die Steuer zu Georgi, Michaelis und Martini eingehoben und hat hievon ihren Namen.

1303. Die Plebani decanatus de Sebus zahlen an das ſiebenb. Domkapitel von 60 fumis jährlich eine Mark Silber (Kemény: Notitia Capit. Alb. I, 23). Die Abſchlagſumme von 52 Mark, die das Cap. nach dem Vertrag von 1380 an das Domkapitel jährlich zu entrichten hat, wird gezahlt „tertio die festi St. Nicolai confessoris. Fejér VIII, 3, 473. Vereinsarchiv II. 244.

Dieſelben Tage zeichnen ſich in derſelben Weiſe auch für die deutſchen Anſiedler in Ungarn aus. Nach einer Urkunde von 1271 (Michnay und Lichner Ofner Stadt-Archiv zahlen die Zipſer Sachſen dem König jährlich ratione terragii 300 Mark „in festo beati Martini confess.“ Ebenſo die hospites de villa Varasd. 1209 (Fejér III. 86). Die hospites juxta castrum Walkon (in Slavonien) Urk. von 1231 bei Fejér III, 2, 237 zahlen die Hälfte in festo St. Martini, die andere Hälfte in festo St. Georgii Circa fest. St. Georgii zahlen auch die Bergſtätte Nagybánya und Felsőbánya den census annualis (Urk. v. 1376 bei Michmai S. 248) und ſo ſollte auch die „pezallung von des Küniges von Ungarn jarzins von Ofnerstat allzeit pescheidentlich geschehen auf sand Jorjentag (Ebendaſ.) Des merkwürdigen Namens halber führe ich eine nicht näher bezeichnete Abgabe hier noch an. Im Stadtregiſter zu „Presvurgh (zwiſchen 1350—90) heißt es: item zum erstenmal ist zu merken, was wir dij stat järlichen schuldig, ist an dem newen jar, das man heyst dy Wud.“

44) So an verſchiedenen Orten. Anderwärts iſt es die nackte Frau, womit man die Kinder ſchreckt, wie im Deutſchen mit der Roggenmuhme. Die nackte Frau weiſt auf Häl oder Holla Wodens Gegner.

Digitized by Google

44) Aehnliche Gebräuche führt Wolf Beitr. zur D. M. pag. 57 an.

45) Derselbe Brauch ist noch verbreiteter unter den Walachen, von welchen er mir bei der ersten Bearbeitung des Woden allein sicher verbürgt war. Hier wird Kreuz oder Sternkreuz aus Aehren von einer Magd unter dem beständigen Rufe: „Prihu!“ an andern Orten: „Priku!“ nach dem Hause des Grundbesitzers getragen. Das Begießen unterwegs und am Thore ist auch hier geboten. In dem Prihu oder Priku steckt unzweifelhaft eine alte Gottheit, die wie Woden auf Witterung und Fruchtbarkeit Einfluß nahm. Auch bei andern Volksgebräuchen, wie der mehr und mehr abkommenden Hodaize oder Hopaize wird jener Ruf in Verbindung mit slavisch klingenden aber verderbten und unverstandenen Reimen gehört Auch der in dem Ruf erklingende Name ist vielleicht verderbt, doch klingt er an den slavischen Perun, lithauischen Perkunas, also der Donnergott und wieder auch an Prija (Freyja).

Es wäre an der Zeit, daß die alten Mythenreste der Walachen gesammelt würden. Das Agathyrsen- und Daken- und Walachenräthsel würde dadurch seiner Lösung vielleicht noch näher gebracht, als durch das Aufwühlen der allzustummen Gräber der Vorzeit. Die Sammlung wäre eine dankbare Aufgabe für den nationalen „Cultusverein“. Aber ist es diesem in Wahrheit Ernst um wissenschaftliche Erforschung der Anfänge seines Volkes.

47) Unsere Chroniken bieten hier auffallender Weise fast gar kein Material. So oft sie auch von „Luftkriegen“ erzählen, sie haben nur allgemeine Worte. Ich führe beispielshalber einige dieser Berichte (zwei sind schon von J. K. Schuller in den erwähnten „Vorles. ꝛc. angezogen) hier an: 1293 am 12. Juni wurde umb 3 Uhr für mittag ein entsetzliches Himmelsbrennen gesehn (wohl ein Nordlicht A. d. V.) auch Kriegsknechte, wie sie sich mit Spießen und Schwertern in der Luft schlugen ꝛc. (Miles sterenb. Würgengel).

Den 28. November wurden überall in der Luft feurige Spieße so gegen einander stritten (Sternschnuppen) in dickster Zahl gesehen. Auch den dreißigsten Tag vill schröcklicher und mehr als wie zuvor (ebendaselbst).

Anno 1608 2. Februarii magnum ostentum visum in coelo instar turmarum exercitas aliis alios insequentibus (anonym. chronist.)

1609 29. Octobris mox post crepusculum terribile in coelo ostentum visum, species armatorum inter se pugnantium armorum fragor, bombardorum strepitus sonitus tympanaram non longe ab urbe Segesvár (ebendas.)

1592 hastae flagrantes in coelo visae sunt ut et ardor coeli ingens (Chronicon Fuchsio-Lupino-Oltardicum).

1647, 27. Sept., gegen Sonnenuntergang starkes Schießen in der Luft, welches, wie man nachher ausgekundschaftet, gleichsam durch die ganze Welt gehört worden. Unglücksverkündung (Krausesche Chronik).

48) Er ist es, der im Sturme daherbraust, wenn sich ein Mensch (was einst auch Alte zu thun pflegten, Simr. Myth. S. 286) erhängt hat und ihn zu sich nimmt, aber er ist es auch, der Gehängte durch Runenlieder wieder ins Leben rufen mag. (Simr. Myth. S. 264.)

Digitized by Google

49) Es ist wohl ein Nachhall jenes Chronistenaberglaubens, wenn auch die spätere mündliche Ueberlieferung Aehnliches berichtet:

Von ihrem Vater wollte eine vor mehr als zwei Jahrzehnten verstorbene alte Frau oft gehört haben, wie man zur Zeit großer Kriege und Seuchen oft Zeichen am Himmel gesehen habe, Todtenbahren, zwei feurige, sich kreuzende Schwerter, einen großen Stern, aus welchem eine feurige Flamme loderte und viele kleine Sterne und feurige Spieße aus sich herausschießen ließ. Auch habe man Getöse wie von zusammengeschlagenen Waffen, Hilferuf und ängstliches Wehklagen, ein andermal wieder den Gesang eines Leichenpsalms in der Luft gehört.

Vor dem Ausbruch der Revolution im Jahre 1848 hörte man in verschiedenen Nächten in der Luft ein gräßliches Rufen und auch Wehklagen und sah die Sterne mit einander kämpfen, und da erschien ihrer mancher wie ein Besen, der die andern zusammenkehrte. Auch sah man's wie Flammen auf den Bergen lodern und war doch daselbst kein Feuer.

50) Daß man in Siebenbürgen den Himmelswagen kenne, dessen Rollen in der Nacht oder in gewissen Nächten gehört werde, erfahre ich aus Mannhardts Götterw. der deut. und nord. Völker.

51) Man denke z. B. an den indischen Lingamdienst, an die Astarte- und Aphroditekulte.

52) Aus einer Capit.-S. aus der Mitte des 9. Jahrh. (Pertz 4. 2, 83) führt Wilh. Wackernagel Litt. S. 39 die bezeichnende Stelle an: „Quando populus ad ecclesias venerit — aliud non ibi agat, nisi quod ad Dei pertinet servitium. Illas vero ballationes et saltationes canticaque turpia ac luxuriosa et illa lusa diabolica non faciat nec in plateis, nec in domibus neque in ullo loco, quia haec de paganorum consvetudine remanserunt," und an weiterer Stelle: „Ne in illo sancto die vanis fabulis aut locutionibus sive cantationibus vel saltationibus stando in biviis et plateis, ut solent, inserviant." — In St. Bonifacii Stat. wird verboten: „Non licet in ecclesia choros saecularium vel puellarum cantica exercere nec convivia in ecclesia praeparare." Es ist berichtet, daß sich die niedere Geistlichkeit selbst nicht ungern an dergleichen Maskeraden betheiligte.

53) Vergl. die „Hochzeitsreden" in meinen siebenb.-sächs. Volksdichtungen S. 125 ff. und die Anm. dazu S. 453 ff.

54) Es ist mir nicht mitgetheilt, in welcher Weise — doch wohl immer in denselben typischen Masken. Es wäre Zeit, diese Mummenspiele einmal allerorten genau aufzuzeichnen, ehe ihnen der letzte Hauch des Alterthums abgestreift wird.

55) Der Himmelsgott ist überhaupt nur in uneigentlichem Sinn Todesgott. Auch vertritt er zumal in unsern Quellen mehr die freundliche Seite des Todes.

56) Die Untersuchung ist an dem angef. Orte mit vielem Scharfsinn geführt. Es wird vor Allem Gewicht gelegt auf den Namen selbst und mit Recht bemerkt, daß bei dem ersten Theil der Zusammensetzung wóinj oder wónj an Wein nicht zu denken sei, da der Zusammenhang des Schmetterlings mit Wein schwer erklärlich sein würde. Es wird ferner auf woenwaghen und ähnliche Zusammensetzungen in andern deutschen Mundarten hingewiesen, die gleichfalls auf Wodon

Digitized by Google

führen und der Volksaberglaube herangezogen, nach welchem im Laufe des Jahres sterben muß, wem im Frühling zuerst ein gelber Schmetterling begegne.

Dagegen ist nun doch einzuwenden:

1. Daß nach den bisherigen Ergebnissen der Forschung der Name Wodans in zusammengesetzten Wörtern unserer Sprache nicht in der Form Weinj oder Wöng, sondern Won (Wonslenk, Wensbäsch) erhalten ist.
2. Daß der Volksaberglaube im Allgemeinen von einem gelben (noch andere Relationen sogar weißen) Schmetterling, nicht von dem doch dem Volke bekannten „Schwalbenschwanz oder Weinjwäjeltschen" spricht.
3. Daß ein Schmetterling denn doch ein zu winziges Ding ist, um als Wagen des großen Himmelsgottes zu gelten.

Das Wort könnte demnach eine ganz andere Bedeutung haben, ein winiwægelin, winiwigelin oder selbst wuniwægelin oder wuniwigelin sein, also ein Liebeswägelein, Liebeswiegelein oder Wonnewägelein, Wonnewiegelein.

57) Hahn und Hann, Hannenheim, Hahnenbach, dann das gleichbedeutige Henning, Heunigsdorf u. a.

58) Hier ist nicht angegeben, welcher Farbe die Hähne sein mußten; es darf vermuthet werden, daß auch hier rothe Farbe galt. Es fällt durch den ganzen Brauch ein Licht auf die heidnischen Wurzeln der Gallusfeste wie der Hahnenkämpfe. Es entgeht mir, ob in unsern Urkunden jemals die Farbe bestimmt ist, wo Hähne als Abgabe vorkommen. Dagegen führt J. Grimm R. A. 376 und D. Myth. 635 an, daß vorzüglich rothe Hähne gezinst wurden.

59) Völu-spa Str. 34 u. 35.

60) Eine Beschreibung des Weihochsen gibt die siebenb. Quartalschrift Bd. I. Ob das Schneiderrößlein, wovon ebend. berichtet wird, gleiche Bedeutung habe, lasse ich unentschieden.

61) J. Gr. D. M. S. 41 ff.

III.

Käschmoter-Häl.

1) Im Programmaufsatz „Woden" S. 25 Anm. 32 glaubte ich solche „Waldmütterchen" noch zu dem Geschlechte der „bald gutmüthigen bald launischen Waldleute" zählen zu müssen, was nur ausnahmsweise Geltung haben dürfte.

2) Eine fast allen Völkern gemeinsame Vorstellung: „Kommt wieder Menschenkinder!" heißt es auch im 90. Psalm.

3) Vergl. außer der Grimms Gr. II. S. 449, wo aus Beov. „bealo-eväalm-nex" angeführt ist, auch Diefenbach vergl. Wörterbuch der goth. Spr. Bd. I. S. 272.

4) Mit den Germanen stimmen in solcher, vielleicht nicht ursprünglicher Anschauung die meisten Völker (Griechen, Aegypter, Slaven ꝛc, nicht Römer, Etrusker, Kelten). Ueber „Recht und Link" handelt u. a. J. Grimms Gesch. der d. Spr. S. 980 ff.

Digitized by Google

5) Müller Serb. S. 360 ff., wo auch verwandte Relationen angeführt sind.

6) Wirklich heißt nach andern Relationen dieses Helgitter „Einsturz" dagegen die Schwelle „tholmodhnir".

7) Bei den Gebr. Grimm namentlich: das Erdmännchen und viele andere Märchen stimmen in einzelnen Zügen überein.

8) Dämonensagen knüpfen sich vielfach an Mühlen, Geistermühlen, Teufelsmühlen. Zu vergl. ist das Märchen der Br. Grimm „der junge Riese" und die Anm. dazu im III. Bd.

9) Snr. Edda 15 heißt es: „Diese Esche ist der größte und beste von allen Bäumen, seine Zweige breiten sich aus über die ganze Welt und reichen hinauf über den Himmel. Drei Wurzeln halten den Baum aufrecht, die sich weit ausdehnen, die eine zu den Asen, die andere zu den Hrimthursen, wo vormals Ginnungagap war; die dritte steht über Niflheim und unter dieser Wurzel ist Hwergelmir und Nidhögger nagt von unten auf an ihr. Bei der andern Wurzel, welche sich zu den Hrimthursen erstreckt, ist Mimirs Brunnen, worin Weisheit und Verstand verborgen sind. . . . Unter der dritten Wurzel, die zum Himmel geht, ist ein Brunnen, der sehr heilig ist, Urohs Brunnen genannt u. s. w."

Simrock Myth. 35 f. ist der Ansicht, die Meldung, daß die erste Wurzel zu den Asen reiche, müsse auf einem Irrthum beruhen, da die Zweige des Weltbaumes, also nicht auch eine seiner Wurzeln über den Himmel und zu den Asen gehen. Er vergleicht „um den Baum aus seiner schiefen Lage zu bringen" mit Recht Grimnism. St. 31:

„Thriár rætr standa
á thriá vega
undan aski Yggdrasils:
Hel byr undir einni,
annari hrimthursar
thridhju menskir menn,"

wornach also jene Wurzel nicht zu den Asen, sondern zu den Menschen geht. Ohne Zweifel ist das älterer Anschauung. Jedoch begegnen wir der andern, verworrenen Auffassung mehrmals auch in andern, namentlich auch unsern Quellen. Das hängt wohl mit den gesunkenen Vorstellungen von der Erdenmutter zusammen und mit dem unbewußt entstandenen Bedürfniß den Nornenbrunnen in den Himmel zu versetzen.

10) Snor. Edda 16.

11) Der starke Hanns ist nach seinen Hauptzügen unverkennbar ein Siegfried, nebenbei erinnert denn Manches auch an Thor.

12) Völu-spá Str. 35:

„Gól um âsum
Gullinkambi,
sa vekr höldha
at Herjafödhrs:
en annar gelr
fyr jördh medhan
sötraudhr heni
at sölum Heljar.

14) Ich entnehme das Material vorzüglich der trefflichen Arbeit Georg Schullers: Volksthümlicher Glaube und Brauch bei Tod und Begräbniß im Siebenbürger Sachsenlande.

15) So in der bei Georg Schuller angeführten Anrede des Nachbarvaters an die Leidtragenden: „Da wir nun allbereits wissen, daß dieser verwesliche Leib nirgends besser ist, als daß man ihn in christlicher Weis in kühle Erde versorge, die unser aller Mutter ist." Die Erde scheint hier zu wenig persönlich gefaßt, als daß sich an heidnische Reminiscenzen schließen ließe. Es kommt wohl nur das Bibelwort: „Du bist Erde und sollst Erde werden," zum Ausdruck.

15) Tait Germania Cap. X. L. Die berühmte Stelle ist oft interpretirt.

16) Hat es gleichen Sinn, wenn Kriemhilden ein Traum von Schweinen Siegfrieds Tod verkündigt. Lachm. A. Str. 864. „Lât iwer jagen sin! mir troumtehint leide, wie iuch zwei wildiu swin jageten über heide: dâ wurden bluomen rôt: daz ich so sêre weine, des gêt mir waerlich nôt," oder ist hier nur die Verfolgung der Schweine bedeutsam, wie in der 18. St. der Traum von den „zwên aru," die ihr den „valken erkrummen"? Mir scheint auch der Traum Str. 867 vom Bergeinsturz, der Siegfried begräbt, symbolischer Bedeutung, wenn auch unverkennbar in den drei Träumen die Zweizahl der Todeswesen zugleich auf Siegfrieds Mörder: Günther und Hagen deuten soll.

17) Wie das Nothemd in Uhlands gleichnamiger Ballade.

18) Es werden deren mehrere in den spätern Capiteln dieses Abschnittes aufgeführt. Auch ist zu vergleichen der Abschnitt: „Elbische Wesen."

19) Diese poetische Stärke zeigt sich in der Regel um so ungebrochener, je reiner die Formeln erhalten sind.

20) Doch erlangen auch schätzebewachende Geister den Ruhm, wenn die Schätze gehoben worden. Der Fluch, der hier auf ihnen ruht, erscheint dadurch gesühnt.

21) Diese Sagen kennt man aus allen Gegenden Deutschlands. Kaum irgendwo sind sie indessen so zahlreich wie im Siebenb. Sachsenlande. Es ist kaum anzunehmen, daß den heidnischen Germanen Glocken oder ähnliche Geräthe bekannt gewesen. Im Morgenlande kommen sie allerdings schon früher vor. Von goldenen Schellen an dem Rocke Aarons spricht 2. Moses. In Indien scheinen eigentliche Glocken (ghana) schon im 1. Jahrh. n. Chr. im Gebrauch zu sein. Sie werden verschiedentlich erwähnt. Bei den Buddhisten haben die kleineren und größeren Glocken nach Bohlen (alt. Indien I) die Gestalt der unsrigen. Auch die alten Griechen (Spartaner) kannten den Gebrauch der Glocken oder ähnlicher Instrumente namentlich als Todtengeläute (Creuzer IV. S. 401). Im christlichen Gottesdienst kommen Glocken erst seit dem 8. Jahrh. vor.

Wenn nun die Germanen mit Glocken sicherlich nur durch Vermittelung des Christenthums bekannt wurden, so fragt es sich, was ursprünglich in jenen unzweifelhaft altheidnischen Sagen durch die Glocke verdrängt worden sei. Eine gleich interessante und noch der Lösung harrende Frage ist es, welche Bedeutung diese Glocken in den Sagen dieser Art haben? Darf man bei diesem Glockenauswühlen nicht an die wiedergebornen Freudenklänge der bessern Jahreszeit (die Sagen lassen das Ereigniß in der Regel ausdrücklich in die Frühlingszeit fallen) denken?

Digitized by Google

22) „Zwiſchen Guttonen, Teutonen, Svionen, Sveven — ſagt Grimm ſich namentlich gegen Zeuß S. 135 wendend — wie ſollten ſie nicht Germanen ſein, in deren Reich ſie auch Tacitus einſtellt. . . . Sie heißen Germanen und ihre Art und Weiſe iſt ſueviſch; wie Sveven die Iſis, Reudinge und Suardonen die Nerthus, verehrten ſie eine Göttermutter und trugen in deren Dienſte Eberbilder ꝛc."

23) Wie ſie ihr unzweifelhaft geopfert werden.

24) Es iſt auffallend, daß unſere Sage den Eber faſt gar nicht zu kennen ſcheint, und auch das Sonnenſchwein faſt durchgängig als weibliches Thier auffaßt.

25) S. Anm. 4.

26) Wie anderwärts an die Stelle Wodens Frau Gode getreten iſt.

27) Alſo durch gewiſſe der chtoniſchen Gottheit gebrachte Opfer oder Ceremonien.

28) Siehe den mehrerwähnten Programmaufſatz von Joh. Mätz: „Die ſiebenbürgiſch-ſächſ. Bauernhochzeit" S. 72 u 73. Die hier beiſpielsweiſe aufgeführten Scherze würden ſich leicht durch weitere vermehren laſſen, welchen es an ſymboliſcher Bedeutung in der Regel nicht fehlt.

29) Wie in den Märchen von den beiden Mädchen bei der Here.

30) Unſere Bäschmoter-Häl berührt ſich mit vielen chtoniſchen und Todtengottheiten andrer Völker. Als Häl wie ſchon J. Grimm Myth. S. 292 anführt, wörtlich (es ſcheint nur Lautverſchiebung den Unterſchied zu bilden) mit der indiſchen Kali, der ſchwarzen, dunkeln, die auch Maha Kali heißt und in der Unterwelt über die Seelen Gericht halten ſoll. Aber Kali iſt Bhavani, die Urmutter und als ſolche die fruchtbare, alles Erzeugende, Daſein verleihende, Allbefruchterin, Geburtshelferin und Göttin der Luſt (wie Freyja Hels Wiedergeburt), wie ſie als Kali Würgerin, Rächerin, Todesgöttin iſt. Und ſie iſt zugleich Parwati, Bergfrau, wie unſere Bäschmoter.

Als Göttin des Dunkels und des verſchwindenden Mondes entſpricht unſerer Häl die ägyptiſche Nephthys, deren freundlichen Gegenſatz Iſis bildet, als Todes- und Rachegöttin Buto und Tithrombo (die Schreckliche).

Ebenſo iſt unſere Häl als Balegriez der ſlaviſchen Baba, Géxi-Baba identiſch, die als Morana Todes- und Wintergottheit iſt, als Baba aber zugleich Mutter und Hebamme, wie unſere Bäschmoter und wie dieſe im Walde hauſend.

Aber unter allen Gottheiten anderer namentlich verwandter Völker zeigen die größte Uebereinſtimmung ihres Weſens mit dem unſerer Bäschmoter die italiſche Tellus und die griechiſche Gaia. Man vergleiche die Hauptzüge, wie ſie von Preller zuſammengefaßt wurden!

„Tellus oder Terra — heißt es Pr. Röm. Myth. S. 402 — iſt zunächſt die Erde neben und im Gegenſatze zum Himmel (wie Häl zu Woden) . . . Weiter iſt ſie der mütterliche Schooß der Erde, der die Saaten empfängt, um ſie dem Menſchen als goldene Frucht zurückzugeben . . ein natürliches Bild für den Urſprung der Dinge überhaupt, aber auch das allgemeine Grab der Dinge, welches alles Lebendige wieder zu ſich nimmt. . . . Endlich iſt ſie als Göttin zugleich des weiblichen Empfängniſſes und der Ordnung eine Göttin der Ehe wie die griechiſche Demeter-Thesmophoros."

Von Gaea heißt es, Griech. Myth. S. 399: „Gäa iſt die gute Mutter aller Lebendigen und als Hestia und Themis die feſte, zuverläßige,

Digitized by Google

Rechtliche schlechthin, aber sie ist auch die Mutter der Titanen und Giganten und anderer Unholde, lehnt sich mit ihren Kindern wider die himmlischen Mächte auf und wird nicht müde, das Ungeheuer zu gebären. Ebenso ist sie als Allmutter zugleich die für Alles sorgende Nährerin (Nerthus) . . . Sie ist ferner mit besonderer Beziehung auf das menschliche Leben κουροτροφος und wurde als solche namentlich in Athen neben der Demeter, Chloe und andern Göttern der Fruchtbarkeit und des leiblichen Gedeihens verehrt. . . . Ja sie galt ziemlich allgemein, besonders in der über Arkadien und Attika verbreiteten Autochsorensagen für die wahre Mutter des menschlichen Geschlechtes, welche in Zeiten des allgemeinen Ursprungs auch die Menschen aus ihrem Schooße geboren habe und als das erste Weib auch die Schwangerschaft und Geburt überstand. Aber sie ist auch „eine Göttin des Todes und der Unterwelt, die in ihrem Schooße das ewige Grabesdunkel birgt und die Geschöpfe, wie sie ihnen das Leben gegeben, unerbittlich zurückgefordert;" daher sie neben den übrigen Göttern der Unterwelt als chtonische Göttin verehrt zu werden pflegte. Also eine Naturkraft von der weitesten Bedeutung.

Eine Erdenmutter war auch Rhea Kybéle, darinnen mit unserer Bäschmoter übereinstimmend, daß sie als Bergmutter (μήτηρ ὀρεία) als im Waldgebirge herrschend (μήτηρ ἰδαία) gedacht wurde. Auch sie ist Mutter der Götter, Menschen, Thiere und aller Geschöpfe. Wie Nerthus-Häl mit Freija so berührt sie sich mit Aphrodite und wieder mit Demeter und Persophone.

Siebenbürgische Literatur,

mitgetheilt von

Eugen Trauschenfels

1869 Schluß.

Gymnasialprogramme für 1868/9.

Hermannstadt. Reissenberger L. Zur Höhenkunde von Siebenbürgen.

Bistritz. Die Höhenverhältnisse des Bistritzer Flußgebietes.

Mühlbach. Schuster F W. Zur Kritik des Märchens vom Königssohn und der Teufelstochter (Nr. 26 der Haltrich'schen Sammlung.) Krz Gustav. Meteorologische Beobachtungen für Mühlenbach aus dem Jahr 1868.

Zeitschriften.

Dr. D. Schenkel. Allgemeine kirchliche Zeitschrift, herausgegeben von: Zur Geschichte der ev. Landeskirche A. B. in Siebenbürgen in den letzten zwei Jahrzehnten. Jahrg. 1869. Heft 8 u. 10.

Digitized by Google

Denkschriften der k. Akademie der Wissenschaften. Weisbach Dr. A. Die Schädelform der Rumänen. Mit 3 lith. Taf. u. 1 Maaß Tab. Wien 1869. Gerold's Sohn in Comp. (auch im Separatabdruck erschienen).

Dr. Römer Floris: Archaeologiai Értesitő. II kötet. (Archäologischer Anzeiger II. Bd.) Pest. Aigner. — Storno Ferencz jelentése erdélyi archaeologiai utjáról (Franz Storno's Bericht über seine archäologische Reise in Siebenbürgen) Nr. 1 u. 2. — Az erdélyi muzeum-egylet régiség és éremtár örének 1866—867re szóló jelentése (Bericht des Custos der Antiquitäten und Münzen am siebenbürg. Museum für die Jahre 1866 - 67) Nr. 1. — Finály Henrik: Jelentés az erdélyi muzeum régiség és éremtárárol 1868ra (Finály Heinrich: Bericht über die Antiquitäten und Münzensammlung des siebenb. Museums für das Jahr 1868) Nr. 5. Schulcz Ferencz épitész jelentése erdélyi utjáról (Bericht des Architekten Franz Schulcz über seine Reise nach Siebenbürgen) Nr. 8, 9, 10. 11.

Asser. T. M. C., Rolin Jaequemyns G., Westlake J. Revue de droit international et de législation comparée. Bruxelles. Bruylant Christophe et Comp. 1869 et 1870. Dr. Bidermann: La loi hongroise sur les nationalités dans ses rapports avec la passé et le présent de la Hongrie IV. Heft des Jahrg. 1869 und I. Heft des Jahrg. 1870

Brassai Sam. Az erdélyi muzeum-egylet-évkönyvei. Kolozsvártt 1869 V. köt. 1 füz (Jahrbücher des siebenb. Museums-Vereins). Szabó Kar. Emlékbeszéd Mike Sándor felett (Gedächtnißrede auf Alex. Mike) S. 1—7 Herman Otto. A Mezöség 1. A Hódos vagy szarvastó és környéke, természetrájzi, jelesen állatani szempontból tárgyalva (Die Mezőség 1. Der Hodos oder Szarvasteich und seine Umgebung aus naturhistorischem, namentlich zoologischem Gesichtspunkt) S. 8—29. Állattani közlések IV. Az 1866/7 év nevezetesebb jelenségei (Zoologische Mittheilungen IV. Die wichtigeren Erscheinungen des Jahres 1866/67.) S 30—31. Pótlék Erdély pille faunájához (Nachtrag zur siebenb. Schmetterlingsfauna) S. 31—32 Szabó Kar.: Az erdélyi közkönyvtárak regi magyar könyveiről (Von den alten ungarischen Büchern der öffentlichen Bibliotheken in Siebenbürgen). S. 33—56). — Die Jahrbücher des Museums bringen immer auch einen deutschen Auszug der erscheinenden Abhandlungen.

Thaly Kálman Századok. A Magyar történelmi társulat közlönye. IV köt. Pest 1869 (Jahrhunderte. Organ der ungarischen historischen Gesellschaft. IV. Bd.) Pauler Gyula: A Bujdosok támadása 1672ben (Der Aufstand der Flüchtlinge 1672) Heft 1. 2. 3. — Szabó Károly: Tököly Imre hütlenségi pere Erdélyben 1685 (Emerich Tököly's Hochverrathsprozeß in Siebenbürgen 1685) Heft 4. — Schulcz Ferencz: Vajda-Hunyad. váráról (Von der Burg Vajda-Hunyad) Heft 7. Balássy Ferencz: Észrevételek báró Orbán Balázs a „Székelyföld leirása" czimü munkájának I kötetére (Bemerkungen zu dem 1. Bd. von Br. B. Orban's „Beschreibung des Szeklerlandes") Heft 7. — Várfalvi Nagy János: Szekély Mózes (Moses Szekély, Fürst v. Siebenbürgen) Heft 8. 9. 10.

Baritiu G. Transilvani'a. Fói'a Asociatiunei transilvane pentru literatur'a romana si cultur'a poporului romanu (Transsylvania. Organ des siebenbürgischen Vereins für romanische Literatur und Cultur des romanischen Volkes). Series Vayvodarum Transilvaniae e Lexicone. Rerum Transilvanicarum Illustr. Dom.

Digitized by Google

Com. Jos. Kemény Tomo III. Q—Z. exscripta 1846. Nr. 1, 2, 3, 4, 5, 6. 7, 8, 9, 12, 13, 14. — Baritiu G. Din cronic'a lui Michailu Caerei 1661—1711 (Aus Michael Cserei's Chronik) Nr. 3, 4, 5, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24. — Dinaristic'a romana in an. 1868 (Romaniſche Journale im Jahre 1868) Nr. 3. — Studia statistice (Statiſtiſche Studien über Siebenbürgen) Nr. 4, 5, 6. — Colectiune de diplome din diplomatariulu comitelui Josefu Kemény, cari privescu mai alesu pre romani, valachi) (Sammlung von Diplomen aus dem Diplomatar des Grf. Joſef Kemény, die ſich hauptſächlich auf die Romänen beziehen) Nr. 6. — Adunarea societatii Transilvani'a (Verſammlung der Geſellſchaft Transſylvania zur Unterſtützung romaniſcher Studierenden aus Siebenbürgen) Nr, 7, 8. — Monumentu lui Andreiu Muresianu? (Ein Monument für Andreas Mureſianu)? Nr. 7, 8. — Aratare cu dovedi detrépt'a in care din vechime se socotea mitropoli'a Ungro Vlachiei si in ce trépta este acum'a, precumu si cà archiereii Ardealului se hirotoniaca do mitropolitii Ungro Vlachiei pana la anii dela Cristosu 1698, candu cu Uni'a in Ardealu (Nachweiſung über die Zugehörigkeit der Ungrovlachiſchen Metropolie von Altersher und daß die ſiebenbürgiſchen Biſchöfe bis zur Union 1698 von den Metropoliten Ungrovlachien's geweiht wurden) Nr. 9. — Societatea pentru invetiatur'a poporului romanu (Geſellſchaft für den Unterricht des romäniſchen Volkes) Nr. 9. — Statutele societatii de pastrare si de imprumutu din Resinari (Statuten des Spar- und Vorſchußvereines in Reſinar) Nr. 10. — Adunarea generala a asociatiunei transilvane pe a. 1869 in Siomcut'a in districtulu Cetatei-de-petra (Verſammlung des ſiebenbürgiſchen Vereins f. d. J. 1869 in Somkut im Kövárer Diſtrikt) Nr. 12. — Joanu Popu Baritiu (Johann Popu Baritiu, Nekrolog) Nr. 12. — Statute societatiei „Romanismulu" („Statuten der Geſellſchaft „Romanismus") Nr. 14. — E Diplomatario Ill. D. com. Josephi Kemény de Decimis Nr. 15. — Adunarea anuala a societ. Transilvani'a din Juni 1868 (Jahresverſammlung der Geſellſchaft Transſylvania im Juni 1868) Nr. 16. — Actele adunarei generale tienute in Siomcut'a mare la 10 si 11 Augustu a. 1869 (Acten der am 10. und 11 Auguſt 1869 in N.-Somkút abgehaltenen Generalverſammlung) Nr. 17, 18, 19, 20, 21, 22. — Suvenire de la Siomcut'a mare (Erinnerungen an N.-Somkút) Nr. 17. — Rusu J. V.: Despre necesitatea de a ne studi'a istori'a patriei din punctu de vedere nationale (Ueber die Nothwendigkeit, die vaterländiſche Geſchichte zu ſtudiren vom nationalen Geſichtspunkt) Nr. 18. — Vulcanu J. Poporulu romanu in poesi'a sa (Das romaniſche Volk in ſeiner Poeſie) Nr. 19, 20. — Clio (kleinere hiſtoriſche Mittheilungen) Nr. 20, 23, 25. — Documente pentru istori'a ecclesiastica a romaniloru in sec. 18 (Actenſtücke zur Kirchengeſchichte der Romanen im 18. Jahrh.) Nr. 21, 22 — Privire scurta preste fasele gimnasiului rom. de Seini projectatu si pusu in prospectu de catra intieleginti'a romana din comitatulu Satu-mare (Kurze Betrachtung über die Phaſen des von der romaniſchen Intelligenz des Comitates Sathmár projectirten und in Ausſicht geſtellten romaniſch. Gymnaſiums in Szinfalu) Nr. 23. — Petitiunea societatei „Romani'a" (Geſuch der Geſellſchaft „Romania" in Wien an den romän. Landeskulturverein in Angelegenheit der Beſtellung eines Dozenten für rom. Sprache

Digitized by Google

und Literatur an der Wiener Universität) Nr. 23. — Numerulu Romaniloru in diferite provincie ale Daciei antice (Zahl der Romanen in den verschiedenen Provinzen des alten Daciens) Nr. 23. — Jede Nummer bringt überdieß die Protokolle der Ausschußsitzungen des Vereines und bibliographische Mittheilungen.

Cipariu Tim. Archivu pentru filologia si istoria Blasiu 1869 (Archiv für Philologie und Geschichte. Blasendorf 1869).*) — Cipariu T. De latinitate linguae valachicae Nr. XXXI S. 405 413, XXXII 427—433, XXXIII 444—448, XXXIV 467—474. Descriptiuni topografice II Resinarii (Topographische Beschreibungen II. Resinar) Nr. XXI S. 413—418. III Brascu (Berecz!) XXIV S. 474—478. — Moldovanu Joane M. Libertatea cuscientiei in Transilvani'a (Gewissensfreiheit in Siebenbürgen) Nr. XXI S. 421—423, XXII S. 436—437, XXVII 539—543, XXIX S. 576 -579 — Antoneli J. Diploma Mailati-loru (Schenkungsurkunde des Woiwoden Jon Vladu v. 1452 über ein Drittel des Weichbildes von Deseani im Fogaraścher Distrikt an Stanciu Mailad) Nr. XXI S. 423—424. - Fragmentu geograficu vechiu (Geographisches Manuskriptfragment über Siebenbürgen in romänischer Sprache aus dem J. 1556) XXII S. 433—436. — Scriotorii vecchi de Dacia I. Herodotu (Alte Schriftsteller über Dacien, I. Herodot) XXIII S. 448—52. II. Strabo, XXV S. 490—495, XXVII 524—528, XXIX S. 570—571. — Documente istorice basarecensi (Kirchengeschichtliche Dokumente, 1. Schenkung Constantin Basaraba's für die Metropolitie von Alba Julia v. J. 1698. 2. Eine andere Schenkung ebendesselben v. J. 1700) XXIII S. 452—456. 3. Schenkung Stephan Cantacuzino's für die Fogaraścher Kirche v. J. 1715. 4. Schreiben der Fürstin Maria, verwitwete Const. Brancoveanu an Kaiser Carl VI. v. 1726. 5. Reskript Kaiser Carl VI. an das siebenb. Gubernium v. 26. Juni 1725. XXVI S. 513-516. 6 u. 7. Diplom Gab. Bethlens v. 1609 u. 1624. 8. Manumissionalien für Demeter Cipariu v. 1721. XXVIII S. 549—555. 9. Diplom A. Barcsai's von 1659. 10. Bestätigung desselben v. 1663. 11. Diplom Rpaki I. von 1673 12. Diplom ebendesselben v. 1676. 13 Erlaß ebendesselben über die Abhängigkeit der Romänen vom ref. Superintendenten v. J. 1674 aus P. Bod Smyrnai szent Polycarpus XXIX S. 571—576). — Conferentia filologica dein Sabiniu 1860. (Philologische Conferenz in Hermannstadt 1860) XXIV S. 465—467, XXV S. 481 -485, XXVI 505—508, XXVII 521—524, XXVIII S. 545- 549. — Dein lucrarile Academiei romane in 1868 (Von den Arbeiten der rom. Akademie im J 1868) XXV S. 485 - 490, XXVI S. 509—513, XXVII 528—531. Sciri dela Societatea academica romana Sesiunea anului 1869 (Nachrichten über die romänische akademische Gesellschaft. Sitzung des J. 1869) XXIX S. 581—584, XXX 595. — Documente istorice (Historische Dokumente). Eine Urkunde v. 1520 über die Grenzen zwischen Siebenbürgen und Romänien aus G. Sion's Istori'a, terei romanesci. Bucuresci 1863 etc. XXVII S. 531—539. Fragmente inedite de ale lui P. Majoru (Nicht herausgegebene Fragmente Peter Major's) XXVI S. 518—519. — Consemnare de carti si documente istorice mai rare (Verzeichniß seltnerer historischer Schriften und Dokumente)

*) Die Nummerirung der Blätter läuft seit Erscheinen des Archivs fort.

Digitized by Google

XXVIII S. 553—560. — Gramatistii si Ortografistii romani I. Sam. Micu si G. Sincaiu (Romäniſche Grammatiker und Orthographen I. Sam. Micu und Georg Sincai) XXIX S. 561—570, XXX 587—594. — Documentu de pace si legatura intre principiele Const. Sierbanu alu Romaniei si G. Racoti alu Transilvaniei 1655 (Friedens- und Bündniß-Vertrag zwiſchen den Fürſten Conſtantin Sierban von Romänien und Georg Rákóczy von Siebenbürgen 1655) XXIX S. 585—586.

Kalender.

Sächſiſcher Hausfreund für 1870. Kronſtadt J. Gött und Sohn Heinrich. Seivert G.: Sächſiſches Frauenleben im 16. u. 17. Jahrhundert. — Teutſch Fr.: Die Spiele und Spielplätze der Kronſtädter Knabenwelt vor drei Jahrzehnten. — Alte Mahnungen zum neuen Jahr (Auszug aus dem Decretale Coronensium).

Siebenbürgiſcher Volkskalender für 1870. Hermannſtadt Th Steinhaußen. Seivert G: Ausgeſtorbene Originale aus dem Siebenbürger Sachſenlande. IV der Spießbürger. Schwarz Karl: Hermannſtädter Hexenprozeſſe. Bielz E. A.: Aus dem Handbuch für Reiſende in Siebenbürgen. Reiſſenberger L. Die ev. Pfarrkirche A. B. in Hermannſtadt. Die Vereinsfeſttage in Hermannſtadt v. 28. Juli bis 11. Auguſt 1869.

A „Magyar polgár" nagy naptára 1870. Kolozsvárt. Stein János (Großer Kalender des „ungariſchen Bürger"*) Klauſenburg). K. Papp Miklos: Bem József napi parancsaiból és leveleiből (Aus Joſef Bem's Tagesbefehlen und Briefen). Derſelbe Nehány lap Bölöni Farkas Sándor naplójából (Einige Blätter aus Bölöni Farkas Sándor's Tagebuch). Eötvös Lajos: Adalekok a Wesselényi család történetéhez (Beiträge zur Geſchichte der Familie Weſſelényi). K. Papp Miklos: Horváth Ignácz: honvédörnágy jegyzetei az 1848/49ki székelyföldi hadjáratokból (Aufzeichnungen des Honvédmajors Ignatz Horváth aus den Szekler Feldzügen im Jahre 1848/49) Titkos rendeletek az 1849—50ki ostromállapot idejéből (Geheime Verordnungen aus der Zeit des Belagerungszuſtandes 1849/50.)

---

*) Der Titel einer in Klauſenburg erſcheinenden Zeitung, deren Redacteur auch dieſen Kalender herausgibt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Archiv

des Vereines

für

ſiebenbürgiſche Landeskunde.

Neue Folge.

Neunter Band.

III. Heft.

Herausgegeben

vom

Vereins-Ausſchuß.

Kronſtadt.

Druck und Verlag von Johann Gött & Sohn Heinrich.

1871.

Digitized by Google

Die Conchiferen

aus dem

Tegelgebilde von Ober-Lapugy

von

J. L. Neugeboren.

(Fortsetzung und Schluß aus dem 2. Hefte des 9. Bandes.)

II. CONCHIFERA HETEROMYARIA.

(Muscheln mit zwei ungleichen, namentlich in sehr ungleichem Abstande vom gelegenen Schließmuskeln.)

Familie der Mytilaceen.

(Mytilacea Lamarck).

Das Gehäuse ist dreieckig bis eiförmig, gleichschalig, geschlossen, mit einer dicken Epidermis überzogen und besteht bei einigen Gattungen (z. B. bei Pinna) aus senkrecht auf die innere Fläche gestellten Fasern; das Ligament ist linealisch, dem Rückenrande selbst eingefügt, beinahe innerlich.

Dr. Moritz Hörnes zählt in seinem Werke über die fossilen Mollusken des Tertiär-Beckens von Wien zu der Familie der Mytilaceen die Gattungen Modiola, Lithodomus, Mytilus, Congeria und nach dem Vorgange Lamarck's Pinna, während Philippi in seinem Handbuch der Conchyliologie diese letzte Gattung in eine zweite Familie der Heteromyarien

Digitized by Google

versetzt, welche die Gattungen Pinna *Linné* und Pinnogena *Saussure* enthält.

Von den fünf vorhin genannten Gattungen oder Geschlechtern, die sämmtlich im Wiener Tertiär-Becken vertreten sind, kennen wir von Lapugy Repräsentanten der vier erstern. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß auch das Geschlecht „Pinna" seinen Vertreter haben werde, da vor nicht langer Zeit bei Bujtur ein Fragment einer Pinna aufgefunden worden ist, worüber von mir Bericht in den Verhandlungen und Mittheilungen des naturwissenschaftlichen Vereins erstattet worden ist.*)

Geschlecht MODIOLA Lamarck.

Das gleichklappige, dünne, mit einer verschiedenartig gefärbten Oberhaut überkleidete Gehäuse ist entweder quer eiförmig und mehr oder weniger stark aufgebläht oder fast cylindrisch. Die abgerundeten Wirbel liegen zwischen der Mitte und dem vordern Ende, meist dem letztern sehr nahe. Der Schloßrand enthält keine Zähne; an seinem hintern Rande ist das kaum nach außen hervorragende Schloßband eingefügt. Die Muskeleindrücke sind nie gleich groß; in der Regel ist der vordere kleiner, als der hintere. Der Manteleindruck erscheint einfach.

Bronn führt in seinem Index palaeontologicus 133 fossile Arten auf, zu welchen in neuerer Zeit durch Mayer, Reuss und Hörnes noch vier hinzugekommen sind. Sie beginnen bereits in den ältesten Schichten, — den silurischen der Kohlenperiode — und setzen fast gleichzahlig durch alle Formationen fort, einige unogene (10) werden zugleich noch lebend angetroffen. Die Zahl der lebenden Arten, deren Bronn nur 53 kannte, beläuft sich gegenwärtig schon auf nahezu 90. Sie werden in allen Meeren angetroffen. Von den acht Arten des Wiener Tertiär-Beckens sind in den Schichten von Lapugy drei angetroffen worden.

MODIOLA HÖRNESI *Reuss.*

Hörnes foss. Mollusken des Tert.-Beck. v. Wien B. II., Taf. 45. Fig. 2 a u. b, fünfmal vergrößert.

Das sehr kleine, verlängert-eiförmige Gehäuse besteht aus sehr dünnen, fast durchscheinenden, außen und innen ganz glatten Schalen, deren vordere Enden als sehr kleine gerundete Lappen kaum über den kleinen spitzigen überbogenen Wirbel hervorragen. Dem Wirbel zunächst bildet der

*) Jahrgang 1868 Nro. 8.

Digitized by Google

Schalenrücken einen stumpfen gerundeten Kiel, der sich nach rückwärts allmälig verflacht. Der untere Schalenrand ist beinahe gerade, der kurze Schloßrand ist gerade und bildet mit dem Hinterrande einen deutlichen Winkel, der aber stark abgerundet erscheint. Am Schloß bemerkt man eine kleine Erhöhung, welche unter starker Vergrößerung ungemein fein gekerbt erscheint. Der Schloßrand ist nicht gekerbt. — Länge $2^3/_4$ W. Linien; Breite $1^3/_4$ W. Linien. Sehr selten bei Lapugy.

Sonstige Fundstätten dieser netten Art sind: Grund, Steinabrunn und Gainfahren im Wiener Tertiär-Becken; Wieliczka und Kathrein bei Troppau (wo Herr Prof. Reuss diese Art zuerst aufgefunden); endlich Saucats bei Bordeaux.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralien-Cabinets in Wien.

MODIOLA BIFORMIS *Reuss.*

Hörnes l. c. Taf. 45, Fig. 4 a und b achtmal vergrößert.

Reuss: Die marinen Tertiärschichten Böhmens (im 39. Band der Sitzungsberichte der k. Akademie der Wissensch. mathem. naturw. Klasse) Taf. 4, Fig. 3.

Das schief-eiförmige, verlängerte Gehäuse ist stark gewölbt; der gerade Schloßrand erscheint an beiden Seiten des Schlosses gekerbt, der etwas eingebogene Bauchrand dagegen glatt. Das hintere Ende ist viel breiter und schief zugerundet. In einer Linie vom Wirbel zum hintern untern Winkel ragt der Schalenrücken in einem sehr schwachen gerundeten Kiele hervor und dacht sich dann nach oben und hinten ab. Die Schalenoberfläche hat zarte einfache Radialstreifen, welche nur einen Theil zwischen dem vordern Lappen und dem Rückenkiele entsprechend der Einbiegung des Pallealrandes frei lassen. In dieser Lücke werden nur die ebenfalls zarten concentrischen Anwachsstreifen wahrgenommen, die aber auch den gerippten Theil der Schale bedecken und den Radialrippen ein schwachkörniges Ansehen geben. Die Innenfläche zeigt sich perlmutterglänzend. Als ein Hauptkennzeichen dieser Art galt Herrn Dr. Hörnes das stumpfe Eck, welches durch das Zusammenstoßen des ganz geraden Schloßrandes mit dem Hinterrande entsteht, und die Verbreiterung der Schale nach hinten. — Länge fast 2 W. Linien; Breite 1 W. Linie. — Selten bei Lapugy nach meinen Erfahrungen.

Diese Art kommt fossil im Vaterlande noch bei Bujtur vor. Sonstige Fundstätten sind: Steinabrunn, Gainfahren und Möllersdorf im W. Tertiär-Becken; Rudelsdorf in Böhmen; die Insel Rhodus; Pisa in Italien; Pont-le-Voy Loir et Cher in Frankreich; Kostej im Banat.

Digitized by Google

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

MODIOLA DISCORS *Linné.*

Hörnes l. c. Taf. 45, Fig. 5, a und b achtmal vergrößert.

Das elliptisch-eiförmige Gehäuse ist etwas zusammengedrückt, dünn, vorn und hinten ziemlich gleichförmig gerundet. Von den Wirbeln laufen vorn und hinten Streifen nach den Rändern, nur ein kleiner Theil der Mitte ist glatt. Der ganze Innenrand ist gekerbt bis auf jenen Theil, welcher dem glatten Theil der Außenfläche entspricht. Diese Art unterscheidet sich von M. biformis *Reuss* durch ihren nicht eingebogenen Bauchrand und durch den Mangel des Kieles über dem Schalenrücken, von M. condita *Mayer* (Hörnes l. c. Taf. 45, Fig. 3, a, b und c) dagegen durch ihre minder breite Form und beträchtlichere Größe, da diese nur Eine W. L. lang und wenig über $^1/_2$ W. L. breit ist. — Länge 2 W. L.; Breite 1 W. L. — Sehr selten bei Lapugy.

Diese Art, die jetzt noch lebt und als lebende Art eine sehr große Verbreitung hat (Mittelmeer, atlant. Ocean bis zu den Küsten von Grönland), wurde fossil sonst noch angetroffen bei Grund und Heiligenstadt im W. Tertiär-Becken; auf der Insel Rhodus; bei Hidas in Ungarn; zu Chillesford und zu Elei in England.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

Geschlecht LITHODOMUS Cuvier.

Das Gehäuse ist beinahe cylindrisch, an beiden Enden abgerundet, geschlossen, mit einer starken Epidermis überzogen, über welche sich bei einigen Arten noch ein besonderer kalkiger Ueberzug in bestimmter Form bildet. Die mehr oder weniger eingerollten Wirbel liegen am vordern Ende; das Schloß ist zahnlos, das Ligament lang, auf dem Rückenrande befestigt; zwei Muskeleindrücke; Manteleindruck einfach.

Während Philippi in seinem 1851 verfaßten Handbuche der Conchyliologie die fossilen Arten dieses Geschlechtes auf das Tertiärgebirge beschränkt erklärt, gibt Bronn in der dritten Auflage seiner Lethaea geogn. (III. B. VI. Th. S. 361) sehr genaue Daten über das Auftreten derselben in den geologischen Perioden. Darnach wären bekannt aus der devonischen Formation der Kohlenperiode Eine Art; aus dem untern Jura der Oolithperiode drei Arten; aus dem Neocomien der Kreideperiode sechs

Digitized by Google

Arten, aus der Kreide derſelben Periode zehn Arten, aus der untern Molaſſe drei Arten, aus jüngern Tertiärſchichten zuſammen ſechs Arten. Die Anzahl der lebenden Arten ſoll die der foſſilen überſteigen; es ſind bereits von Reeve 34 lebende Arten abgebildet und beſchrieben, von denen die meiſten in den tropiſchen Meeren aufgefunden wurden.

In den Straten von Lapugy kommt dieſelbe einzige Art vor, welche Herr Dr. Hörnes aus dem Tertiär-Becken von Wien abgebildet und beſchrieben hat.

LITHODOMUS AVITENSIS *Mayer.*

Hörnes l. c. Taf. 45, Fig. 12, a bis c.

Das verlängerte, cylindriſche, ſchlanke, dünne und gebrechliche Gehäuſe iſt an beiden Enden faſt gleichmäßig abgerundet, oben gewölbter, nach unten etwas zuſammengedrückt. Die Oberfläche erſcheint mit ſtarken Anwachsringen bedeckt; der untere Theil der Schale d. h. jener vom Wirbel bis zum hintern Ende, iſt mit feinen Querſtreifen verſehen, während der obere vollkommen glatt iſt. Der Bauchrand iſt gerade; der Winkel, welchen der gerade Schloßrand mit dem Rückenrande bildet, iſt kaum wahrnehmbar. Auch die Lapugyer Form unterſcheidet ſich gleich wie die Wiener Form von dem jetzt im mittelländiſchen Meere lebenden Lithod. lithophagus dadurch, daß ſie nach oben nicht ſo auffallend zugeſpitzt iſt und daß der Schloßrand ohne deutlichen Winkel faſt unmerklich in den Hinterrand verläuft. Dazu kommt noch, daß die Schale unſerer foſſilen Art viel dünner und zerbrechlicher iſt. Das mir vorliegende Exemplar ſteht den Wienern an Größe nicht nach; ſeine Länge beträgt 20 W. L. und ſeine Breite 6 W. L. — Sehr ſelten bei Lapugy.

Sonſtige Fundſtätten dieſer Art ſind: Niederleis und Neudorf im Wiener Tertiär-Becken; Gamlitz in Steiermark; St. Avit bei Mont de Marsan und Saucats in Frankreich.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Geſchlecht MYTILUS Linné.

Das gleichklappige Gehäuſe iſt dreieckig, aber hinten abgerundet, innen mit einer Perlmutterſchichte, außen mit einer gefärbten Epidermis überzogen. Die geraden aber ſchwach gebogenen Wirbel liegen am vordern Ende. Der Schloßrand enthält keine Zähne, iſt aber häufig unter den Wirbeln ſchwielig verdickt. Das Band ragt kaum noch über die Schale

hervor. Die Muskeleindrücke sind von sehr ungleicher Größe; der vordere, sehr kleine liegt unter dem Wirbel, der hintere, sehr große am Hinterrande neben dem einfachen Manteleindruck.

Nach Bronn, der in seinem Index palaeont. (S. 269—271) 93 Arten aufzählt, beginnen die Arten dieses Geschlechts in der obern silurischen Formation der Kohlen-Periode aufzutreten. Es kommen auf die Kohlen-Periode 24, auf die Salz-Periode 8, auf die Oolith-Periode 19, auf die Kreide-Periode 21 und auf die Tertiär-Periode 21 Arten.*) Was die den ältern Perioden zugeschriebenen Arten anbetrifft, so sind allerdings nach Bronn's eigenen Bezeichnungen einige zweifelhaft. Zu den 21 Arten aus den Tertiär-Schichten kommen noch Eine von Micheloti und 3 von Dr. Hörnes aufgestellte Arten hinzu. Reeve beschreibt und bildet 61 lebende Arten ab.

Von den fünf fossilen Arten des Wiener Tertiär-Beckens sind in den Schichten bei Lapugy erst zwei aufgefunden worden, welche beide dem von Recluz aufgestellten Subgenus „Septifer" angehören.

MYTILUS (Septifer) OBLITUS *Michelotti.*

Hörnes l. c. Taf. 45, Fig. 10, a und b siebenmal vergrößert.

Das fast dreiseitige, gewölbte Gehäuse ist mit einem scharfen Kiel versehen, der von den wenig eingerollten Wirbeln in einer schwachen Krümmung nach vor- und rückwärts verläuft. Die Oberfläche erscheint mit ziemlich starken, an den Rändern dichotomirenden Streifen bedeckt. Das Wachsthum der Schale ist sehr absetzig und man bemerkt mehrere sehr deutlich auftretende Anwachsringe. Unter den Wirbeln liegt eine ziemlich breite Wandplatte — das Septum. Die Innenränder sind sehr zierlich gekerbt; die größten Kerben liegen auf dem Schloßrande. — Länge 3 W. L.; Breite $2^1/_4$ W. Linien. — Sehr selten bei Lapugy.

Auswärtige Fundstätten dieser Art sind: Steinabrunn, Niederleis, Laa, Böslau, Forstenau im Wiener Tertiär-Becken; Rudelsdorf in Böhmen; Kostej im Banat unweit der siebenb. Grenze; Turin, Rio della Batteria, Pino torinese und Termo foura bei Turin; St. Avit bei Mont de Marsan und Mandillot zu St. Paul bei Dax.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

---

*) Index paleont. l. c. kommt ein Druckfehler vor, indem neben dem Geschlechts-Namen Mytilus die Zahl 193 steht, während thatsächlich nur 93 Arten namhaft gemacht erscheinen.

Digitized by Google

MYTILUS (Septifer) SUPERBUS *Hörnes.*

Hörnes l. c, Taf. 45, Fig. 11, a und b, siebenmal vergrößert.

Das dreiseitige, ziemlich gewölbte Gehäuse wird von einem scharfen Kiele, der von den Wirbeln in einem schwachen Bogen nach vorne und unten verläuft, in zwei sehr ungleiche Hälften getheilt; die vordere schmale fällt steil nach vorwärts ab und ist mit feinen nach abwärts ziehenden Linien bedeckt, — die hintere, nach unten sich sehr verbreitende, gegen die Ränder abdachende ist mit ziemlich starken, gekerbten, dichotomirenden Streifen geziert, deren Zwischenfurchen wieder deutlich gestreift erscheinen. Auch bei dieser Art bemerkt man starke Anwachsringe. Unter den Wirbeln liegt eine breite Wandplatte. Die Innenränder sind sehr zierlich gekerbt; die größten Kerben liegen im Schloß und auf dem Schloßrand. Mir liegt nur ein Jugendexemplar vor; die normale Größe ist die von Mytilus oblitus. — Sehr selten bei Lapugy.

Diese fossile Art ist bis nun anderwärts nur von Gainfahren im Wiener Tertiär-Becken und aus den Schichten bei Kostej im Banat bekannt.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Geschlecht CONGERIA Partsch.

Das Gehäuse ist gleichschalig, ungleichseitig, schief, entweder rund oder länglich, spatelförmig oder dreieckig, an einem Ende zugespitzt; die Wirbel nach vorne mehr oder weniger eingerollt; die Schalen an dieser Seite mehr oder weniger klaffend; das Schloß zahnlos; unterhalb des Wirbels ein dreieckiges Grübchen, das auf einem dem Rande der Schalen parallelen scheidewandartigen, mehr oder weniger ausgedehnten Plättchen liegt, wodurch an der Spitze eine größere oder kleinere Höhlung oder Kammer entsteht; innerhalb des Randes der Vorderseite eine lienienförmige Rinne; diese und das Grübchen unter dem Wirbel nehmen das Schloßband auf, welches somit doppelt ist; ein großer Muskulareindruck seitwärts am untern breitern Theil der Schale und ein zweiter, kleiner auf einer Hervorragung unterhalb des Schloßgrübchens, von welchem sich eine erhabne, etwas gedrehte Linie bis an den Grund der Höhlung, die der Spitze des Wirbels entspricht, fortsetzt.

Die Congerien bezeichnen stets Brackwasser- oder Süßwasser-Gebilde; ihr ursprünglicher Wohnort scheint aber das Brackwasser zu sein. Sie

erſcheinen lebend und foſſil ſtets in ungeheurer Anzahl von Individuen vereinigt, und ſind aus dieſem Grunde da, wo ſie foſſil nur vereinzelt angetroffen werden, entweder auf ſecundärer Lagerſtätte oder ſie wurden lebend aus dem Brackwaſſer verſchwemmt.

Ein genügender Beweis für die Exiſtenz dieſes Geſchlechtes in den ältern Schichten iſt nicht hergeſtellt worden; ſelbſt in den Schichten der Kreideformation trifft man es noch nirgends an; es dürfte höchſtens bis in die untere Molaſſe, welche Bronn mit Litt. t bezeichnet, hinuntergehen

Das häufige Vorkommen dieſer Bivalve in gewiſſen braciſchen Schichten des Wiener Beckens hat ſogar Anlaß gegeben zu einer beſondern Unterabtheilung des Neogen, nämlich der „Congerienſchichten."

Im Index palaeont. führt Bronn S. 275 zwölf Arten auf, die in der dritten Auflage der Leth. geogn. auf 9 reducirt erſcheinen. Seitdem ſind hinzugekommen durch Czizek Eine und durch Dr. Hörnes 2 Arten. Die Zahl der lebenden wird auf 17 angegeben.

Von den fünf Arten des Wiener Tertiär-Beckens beherbergen die Schichten bei Lapugy nur Eine Art, die wegen ihrer großen Seltenheit daſelbſt als dahin verſchwemmt anzuſehen ſein dürfte.

CONGERIA BASTEROTI *Desh.*

Hörnes l. c. Taf. 49, Fig. 5 u. 6.

Das Gehäuſe dieſer Art, in deſſen Beſitz ich aus den Lapugyer Schichten bis jetzt noch nicht zu gelangen vermochte, iſt nach Dr. Hörnes Beſchreibung verlängert eiförmig, oben zugeſpitzt, wenig gewölbt. Die Wirbel ſind faſt gar nicht eingerollt, ſpitz; von denſelben läuft ein ſtumpfer Kiel nach ab- und vorwärts. Die Oberfläche iſt mit Zuwachsſtreifen bedeckt. Der Schloßrand iſt ſanft gebogen und ſcharf, der vordere Rand manchmal wegen des Durchgangs des Byſſus etwas eingebogen. Die Wand unter den Wirbeln iſt ziemlich groß, der acceſſoriſche löffelförmige Anſatz deutlich. — Die Laaer Exemplare fand Dr. M. Hörnes 11 W. L. lang und 6 W. Linien breit. — Gehört zu den größten Seltenheiten bei Lapugy.

Auswärtige Fundſtätten dieſer Art ſind: Laa und Ritzing im Wiener Tertiär-Becken; St. Paul, Sos und Mandillot bei Dax, Saucats und Larrièga bei Bordeaux, St. Avit bei Mont de Marsan, Manthelan in der Touraine; Rothſee bei Luzern und Rallingen am Thuner See; Oberkirchberg und Grimmelfingen bei Ulm; endlich Szuskowce bei Bialozurka in Volhynien.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

III. CONCHIFERA MONOMYARIA.

(Muſcheln mit einem einzigen Schließmuskel.)

Familie der Malleaceen.

(Malleacea Lamarck).

Das Gehäuſe iſt ungleichſchalig, blättrig, innen perlmutterartig; der Schloßrand iſt gradlinig, vorn, und häufig auch hinten, in einen ohrförmigen Vorſprung ausgezogen, mit einem Ausſchnitt für den Byſſus in der rechten Schale.

Philippi rechnet in dieſe Familie die Geſchlechter: Avicula, Pterinea, Vulsella, Myalina, Ambonychia, Posidonomya (= Posidonia Bronn), Malleus, Crenatula, Melina (= Perna Brug.), Gervilia, Catillus, Inoceramus, Pulvinites, Pachymya*); nach Deshayes beſteht dieſe Familie gegenwärtig aus den Geſchlechtern: Avicula, Posidonia, Malleus, Vulsella, Crenatula, Gervillia, Perna und Inoceramus.**) In Bronn's Index erſcheinen die vorhin bezeichneten Geſchlechter in zwei verſchiedene Familien eingetheilt, nämlich theils in ſeine Malleina und theils in ſeine Aviculina, von welchen die erſtere in der Ordnung der Monomyarier und die letztere in der Ordnung der Dymyarier aufgeführt wird.***)

Die beiden in dem Wiener Tertiär-Becken vertretenen Geſchlechter Avicula und Perna, haben auch in den Schichten von Lapugy ihre Vertreter.

Geſchlecht AVICULA Klein.

Das Gehäuſe iſt unregelmäßig, bald rund, bald ſchief dreiſeitig, an der Vorderſeite mehr oder weniger flügelartig verlängert, ungleichklappig, mit einem Ausſchnitt für den Byſſus; innen mit einer dicken Perlmutterſchichte, außen mit einer dickern oder dünnern Epidermis bedeckt. Das Schloß iſt vollkommen zahnlos oder mit einer unbedeutenden Anſchwellung in jeder Schale unterhalb des Wirbels verſehen. Das Schloßband iſt doppelt; das äußere faſrige nimmt den ganzen Schloßrand ein, das innere, übrigens wenig vom äußern verſchieden, liegt in einer breiten Grube. Der Muskeleindruck iſt groß und liegt in der Mitte der Schale. Der Manteleindruck iſt einfach.

---

*) Handbuch der Conchyliologie S. 368 es seq.

**) Hörnes Mollusk. II. S. 375.

***) Bronn's Index palaeont. S. 260—268.

Digitized by Google

Die Aviculae sind Meeresbewohner und leben in Menge in den heißen Zonen, bald an untermeerischen Gegenständen mittelst eines hornartigen Byssus haftend, bald Bänke bildend, auf denen man vorzugsweise die wegen ihrer Perlen und ihrer Perlmutter gesuchte Art findet.

Nach den neuesten Angaben beläuft sich die Anzahl der bekannten lebenden Arten auf 100 und die der fossilen über 400; die meisten fossilen gehören den älteren Perioden an und gehen bis zu der ersten Schöpfung des thierischen Lebens zurück; aus den tertiären Schichten Europa's und Amerika's kennt man nur einige wenige Arten. (Hörnes II. S. 376).

Nur eine Art wurde bisher in den Straten bei Lapugy gefunden, dieselbe, welche auch im Wiener Becken vorkommt.

AVICULA PHALAENACEA *Lam.*

Hörnes l. c. Taf. 52, Fig. 1—4.

Die erst seit dem Sommer 1869 in meinem Besitze befindliche Schale dieser höchst interessanten Bivalve, welche Dr. Hörnes schon seit Jahren von Lapugy kannte, ist theils an ihrem Umfange und ihrer Oberfläche stark beschädigt theils inwendig mit Tegel ausgefüllt, der nicht entfernt werden darf, wenn man die Schale bei ihrer dünn-blättrigen Structur vor gänzlicher Zerbröckelung bewahren will. Es läßt sich folglich darauf hin keine erschöpfende Beschreibung dieser Art geben. Alles berücksichtigt, was an meiner, wie gesagt, sehr beschädigten Schale wahrzunehmen ist, stimmen die Lapugyer Exemplare mit den Wienern überein und ich erlaube mir daher die Beschreibung zu substituiren, welche Dr. Hörnes von dieser Art in seinem Mollusken-Werke gegeben hat.

Das Gehäuse ist nahezu vierseitig, fast ganz rechtwinkelig, wenig gewölbt, nach allen Seiten hin verflachend, oben ganz gerade, unten abgerundet, hinten schwach ausgebuchtet. Die Oberfläche ist mit lamellenartigen Zuwachsstreifen bedeckt. Das vordere Ohr ist schmal, dreiseitig und von dem übrigen Theile der Schale durch eine ziemlich tiefe Einsattelung getrennt; das hintere Ohr ist kurz und breit. Die Wirbel sind schief, ziemlich spitz und kaum hervortretend. Die Area ist ziemlich breit und eben. Im Innern ist die Schale perlmutterartig glänzend und zeigt zwei Muskeleindrücke: einen kleinen schmalen, halbmondförmigen unterhalb der Wirbel und einen sehr ausgedehnten, breiten, halbrunden, fast in der Mitte der Schale.

Ergänzt man die bei meinem Exemplar abgebrochenen Theile so betrug seine Länge $2^{6}/_{12}$ W. Zoll und seine Breite 2 W. Zoll. Es stände

also den Wienern an Größe bedeutend nach, bei welchen eine Länge von $4^{6}/_{12}$ W. Zoll und eine Breite von 4 Zoll gemessen wurde. — Höchst selten bei Lapugy.

Auswärtige Fundorte sind: Grund, Gaudersdorf, Ebersdorf, Niederleis, Grußbach, Pötzleinsdorf, Kalksburg im Wiener Becken; Cralowa bei Preßburg, Sooskut bei Stuhlweißenburg, Kostej (Banat) in Ungarn; Saucats und Léognan bei Bordeaux, Paulmy bei Ligueil in der Touraine, St. Avit bei Mont-de-Marsan, St. Pouquet zu Cabannac, Manthelan und Pont-Levoy in Frankreich; Castell' arquato, Bologna, Rio della Batteria bei Turin, Serravalle bei Tortona, Lugagnano bei Piacenza in Italien; Schnugen und Gizzibühl bei St. Gallen, Mauenheim bei Engen im Höhgau, Weinhalde bei Münsingen (Bern), Renggloch bei Luzern, Stocken, Steingrube und Martinsbrücke bei St. Gallen.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Geschlecht PERNA Bruguière.

Die Totalgestalt des Gehäuses ist mehr oder minder breit, eiförmig oder zungenförmig, oben mit gerader oder schiefer Abstutzung und sehr deutlicher Bucht am Vordertheile für den Austritt des Byssus. Sie besteht aus mehr oder weniger zahlreichen Perlmutter-Lamellen, welche außen von einer schwärzlichen oder dunkelvioletten Schicht überkleidet sind. Der Schloßraud, an dessen vorderem Ende der Wirbel liegt, ist sehr breit, zahnlos, und das Band in einer großen Anzahl von Gruben befestigt, welche meist fast senkrecht und unter sich parallel in demselben ausgehöhlt erscheinen. Der nierenförmige große Muskeleindruck liegt fast in der Mitte der Innenfläche der Schale.

Die Pernas sind Meeresbewohner und die jetzt lebenden Arten (etwa 30) werden nur in tropischen Meeren angetroffen. Sie haften in zahlreichen Gruppen mittelst eines festen und sehr groben Byssus an unterseeischen Gegenständen. Fossile Arten zählt Bronn in seinem Index palaeont. achtzehn Arten auf, welche durch Dr. Hörnes mit zweien aus dem Wiener Tertiär-Becken vermehrt worden sind. Die ältesten gehören dem Muschelkalke der Salzperiode an; acht Arten sind tertiär.

Von den drei Arten des Wiener Beckens ist das Vorkommen einer Art bei Lapugy constatirt.

Digitized by Google

PERNA SOLDANII *Deshayes.*

Hörnes l. c. Taf. 53, Fig. 1 und Taf. 54, Fig. 1.

Auch hinsichtlich dieser Art bin ich auf die Beschreibung angewiesen, welche Herr Dr. Hörnes gegeben hat, da ich nicht im Besitze von Lapugyer Stücken bin und auch die Sammlung des naturwissenschaftlichen Vereins kein einziges umfaßt.

Das Gehäuse ist zungenförmig, fast vierseitig, oben gerade abgestutzt, unten abgerundet, vorne ausgebuchtet und klaffend. Die Schalen selbst sind sehr dick und bestehen aus perlmutterartig glänzenden, leicht spaltbaren, blättrigen Schichten. Der Schloßrand ist gerade und besteht bei erwachsenen Individuen aus einer sehr breiten, ebenen Bandfläche, die von zahlreichen, schmalen, auf die Richtung des Randes senkrecht stehenden Canälen durchfurcht ist. Diese Canäle sind meist um die Hälfte schmäler als die sie trennenden Leisten. Die Canäle selbst sind innen gerade gestreift, während die Leisten mit halbmondförmig gebogenen Zuwachsstreifen, deren Oeffnung nach oben gerichtet ist, geziert sind. Diese Canäle nehmen mit dem Alter der Schale an Anzahl zu. Der Muskeleindruck ist groß, rund, fast nierenförmig. Der Manteleindruck ist vorn durch eine Reihe unregelmäßiger Gruben bezeichnet.

Bei einem wohlerhaltenen Jugendexemplar fand Dr. Hörnes die Länge fast 5 W. Zoll und die Breite $3^1/_2$ W. Zoll.

Diese Art gehört wie Avic. phalaenacea bei Lapugy zu den größten Seltenheiten.

Auswärtige Fundstätten sind: Grund, Eggenburg, Grußbach, Niederleis und Nikolsburg im Wiener Becken; Montajone in Toscana, Monte Maggiore bei Bologna, Castell' arquato, Lugagnano bei Piacenza, Monale, Baldichieri und Montafia bei Asti, Serravalle di Scrivia bei Tortona in Italien; Palermo auf Sicilen; Martigues (Bouche-du-Rhone) in Frankreich; Calheto auf Porto Santo, einer der Azoren.

Familie der Pectiniden.

(Pectinidae Lamarck).

Das Gehäuse ist meist ungleichschalig, aber regelmäßig, porcellanartig, nicht blättrig, mit zwei Ohren am Schloßrand; dieser ist geradlinig; das Schloß mit oder ohne Zähne; das Schloßband sitzt in einer dreieckigen Grube oder in einer Rinne, die sich bis zu den Wirbeln erstreckt.

Digitized by Google

Diese Familie wird in zwei Sippen getheilt: 1. mit freier Schale mit den Geschlechtern: Lima, Limea, Hemipecten und Pecten und 2. mit haftender Schale mit den Geschlechtern: Hinnites, Plicatula und Spondylus.

Geschlecht LIMA Bruguière.

Das Gehäuse ist beinahe gleichklappig d. h. die linke Klappe nur wenig kleiner als die rechte, schief-eiförmig, geöhrt, vorne zum Austritt des Byssus mit einer schmalen Oeffnung versehen. Unter den unter spitzem Winkel gegeneinander geneigten, sich nicht berührenden Wirbeln, liegt ein dreieckiges Schloßfeld, welches durch die dreieckige Grube, die das halb außen gelegene Band enthält, nahezu halbirt wird. Das Schloß ist zahnlos; der Manteleindruck einfach.

Schon Bronn führt in seinem Index palaeont. 163 fossile Arten auf, deren Anzahl sich seit 20 Jahren auf beinahe 200 vermehrt hat; die ersten treten in der Kohlen-Periode auf; die Oolith- und die Kreide-Periode war am reichsten an Arten. Lebende Arten kennt man an 30, welche in allen Meeren zerstreut sind.

LIMA SQAMOSA *Lamarck.*

Hörnes l. c. Taf. 54, Fig. 2 a, b und c.

Das schiefe, verlängert-eiförmige, flache und rückwärts gleichsam wie abgeschnittene Gehäuse ist ziemlich dickschalig; gewöhnlich 22 runde, mit dachziegelförmig emporgerichteten Lamellen versehene Rippen, die durch schmale Furchen von einander getrennt sind, bedecken die Oberfläche jeder Klappe. Das vordere Ohr ist deutlich sichtbar und gerippt; das hintere verkümmert und ohne irgend eine Spur von Rippen. In der Mitte der Bandfläche liegt die breite dreiseitige Bandgrube. Der Rand ist gekerbt; die Kerben correspondiren jedesmal den über die Oberfläche hinlaufenden Rippen. Bei einem Jugendexemplar fand ich die zwischen den noch fast glatten Rippen befindliche Furchen fein quer-linirt, was jedoch nur erst mit Hilfe der Luppe wahrgenommen wurde. Einige Einzelklappen liegen mir vor; Länge $1^{10}/_{12}$ W. Zoll, und Breite $1^{5}/_{12}$ W. Zoll der größten von ihnen.

In Siebenbürgen kommt diese Art noch vor: bei Pank nächst Lapugy und nach Exemplaren in der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien bei Bujtur. Sonstige Fundstätten sind: Grund, Nie-

Digitized by Google

derkreuzstätten, Niederleis, Grußbach und Forstenau im Wiener Becken; Larnaka auf Cypern; Rhodus; Palermo auf Sicilien; Asti, Rio della Battaria bei Turin in Italien; Pont-le-Voy et Cher und St. Maure in der Touraine, Saucats bei Bordeaux und Mantholan in Frankreich; Olesko in Galizien; endlich Ilheo de Baixo bei Porto Santo. Lebend wird sie angetroffen allenthalben an den Küsten des Mittelmeeres und aller dessen Theilen, dann im atlantischen und im rothen Meere.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

LIMA LAPUGYENSIS *mihi.*

L. testa minima, subtili, obliqua, abbreviato-ovata, depressa, postice quasi abscissa, aurita; costis (20 pluribus) convexis, laevibus; interstitiis non angustioribus, etiam laevibus; fossa ligamentari admodum obliqua et angusta; utraque aure fossula interne signata.

Das schiefe kurz-ovale, flache und rückwärts wie abgeschnittene Gehäuse ist sehr klein, dünnschalig und gerippt; die zahlreichen Rippen (mehr als 20) sind glatt und abgerundet, von der Breite der zwischen ihnen liegenden ebenfalls glatten Furchen; der hinter den Wirbeln befindliche Abschnitt erscheint quer-gerunzelt. Die Bandgrube ist sehr schief und schmal, so daß die beiden längern Seiten derselben am Wirbel in einem sehr spitzen Winkel sich vereinigen. Unterhalb der Bandfläche befindet sich an der mir vorliegenden Einzelschale zu beiden Seiten der Bandgrube auf jedem Ohr je eine kleine ziemlich runde Vertiefung — Grübchen —, in welche ohne Zweifel ein Zähnchen der entgegengesetzten Schale sich einfügte.

Ich kann diese Form nicht als eine Schale eines Jugendexemplars von Lima squamosa betrachten, weil dieselbe minder länglich und ihre Bandgrube viel schmäler und schiefer ist, als bei mir vorliegenden Jugendexemplaren von Lima squamosa, und weil die Grübchen auf den Ohren bei entsprechenden Klappen von L. sq. ganz anders gestaltet sind, wenn Spuren derselben wahrgenommen werden. Länge $2^1/_4$ W. Linien; Breite 2 W. Linien. — Eine einzelne Klappe in meinem Besitze.

LIMA SUBAURICULATA *Montagu.*

Hörnes l. c. Taf. 54, Fig. 6 a und b achtmal vergrößert.

Das verlängert-ovale, gleichseitige sehr kleine Gehäuse ist sehr dünn und zerbrechlich, am Schloß etwas verengt, stark gewölbt, hat gleiche, nicht auffallend getrennte Ohren und stark hervorstehende, eingerollte Wirbel.

Digitized by Google

Die Oberfläche erscheint mit feinen Rippen bedeckt, welche nach beiden Seiten schwächer werden und endlich ganz verschwinden. Der Schloßrand ist gerade; die Bandgrube breit und dreiseitig. Der Schloßrand ist in der Mitte gekerbt, an beiden Seiten jedoch glatt. Mir liegt nur ein Jugendexemplar vor, da dasselbe nur 1 W. L. lang und nur wenig über $^1/_2$ W. Linie breit ist. — Sehr selten bei Lapugy.

Auswärtige Fundstätten dieser Art sind: Steinabrunn und Grund im Wiener Becken; Szobb bei Gran in Ungarn und Kostej im Banat; Larnaka auf Cypern; Rhodus; Palermo auf Sicilien; Modena in Italien; Sutton in England. Lebend wird sie allenthalben an den Küsten des Mittelmeeres angetroffen; nicht minder an den Küsten des atlantischen Meeres.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Geschlecht LIMEA Bronn.

Das Gehäuse ist longitudinal, mehr minder schief-eiförmig, geöhrt, geschlossen; die äußere Fläche des Schlosses ist dreieckig, in der Mitte mit einer schmalen, dreieckigen Grube für das Band; der Schloßrand gerade, auf jeder Seite mit mehreren senkrechten Zähnen; ein einziger Muskeleindruck. Bronn, der dieses Geschlecht aufgestellt hat, sagt in seiner Lethaea geognostica: „es ist eine Lima mit Schloßzähnen fast wie von Arca."

Nur drei fossile Arten sind bekannt: Eine aus dem Lias, Eine aus dem Jura und Eine subapennine Form, welche letztere gleich wie im W. Tertiär-Becken auch in den Straten bei Lapugy vorkommt. Man kennt erst Eine lebende Art.

LIMEA STRIGILATA *Brocchi.*

Hörnes l. c. Taf. 54, Fig. 7 a und b, neunmal vergrößert. — Brocchi Conchiologia Taf. 14, Fig. 15.

Das gerundet-ovale, ein wenig schiefe und daher nicht ganz gleichseitige Gehäuse ist ziemlich gewölbt, ringsum geschlossen, mit vorstehenden eingerollten Wirbeln. Die feinen gerundeten Längsstreifen der Oberfläche werden von concentrischen Linien durchkreuzt. In der Mitte des geraden Schloßrandes liegt die breite dreieckige Bandgrube, und an beiden Seiten befinden sich ziemlich deutliche, zahlreiche Zähne oder starke Kerben. Der

Digitized by Google

einfache Muskeleindruck ist in der Mitte und der Außenrand gekerbt. — Selten bei Lapugy. — Länge $1^3/_4$ W. L. und Breite $1^3/_4$ W. L. meines größten Exemplars.

Auswärtige Fundstätten dieser Art sind: Steinabrunn, Porzteich, Baden, Möllersdorf, Gainfahren, Niederleis und Grußbach im Wiener Becken; Spielfeld in Steiermark; das unweit Lapugy gelegene Kostej; Modena, Orciano, Tabiano und Val-Andona in Italien; Rhodus; Martignac in Frankreich.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Geschlecht PECTEN Müller.

Die Totalgestalt des Gehäuses ist ziemlich veränderlich, fast kreis- oder eiförmig. Dasselbe besteht aus zwei manchmal ganz gleichen, manchmal sehr ungleichen, übrigens meist nahezu gleichseitigen Klappen, welche vorn und hinten ein Ohrchen tragen; das vordere Ohrchen der rechten Klappe ist mit einem Ausschnitt zum Austritte des Byssus versehen. Unter den in der Mitte des Oberrandes gelegenen Wirbeln liegt auf dem geraden oder schiefen, meist zahnlosen, selten mit undeutlich radial gestellten Zähnchen versehenen Schloßrande das innerliche Band in einer dreieckigen Bandgrube. Der große Muskeleindruck liegt stets nahe an der Mitte der Innenfläche; der Mantelrand ist einfach ungeschlitzt.

Mehr als 200 lebende Arten sind gegenwärtig bekannt, welche in allen Meeren aufgefunden werden, wornach denn dieses Geschlecht eine sehr weite geographische Verbreitung hat. Fossile Arten sollen nach den neuesten Angaben (Hörnes l. c. S. 394) mehr als 400 beschrieben sein. Sie beginnen schon in den devonischen Schichten der Kohlen-Periode, haben in der Oolith- und in der Kreide-Periode eine sehr starke Entwickelung, noch zahlreicher sind die Arten in der Tertiär-Periode; nur den Nummuliten-Schichten fehlen sie fast gänzlich. Lapugy beherbergt verhältnißmäßig nur wenigen Arten; von den 19 Arten des Wiener Tertiär-Beckens sind nur sieben bis jetzt aufgefunden worden. Auch die Anzahl der hier eingebetteten Individuen ist meinen Erfahrungen nach eine nur geringe; ich besitze von einigen Arten gar keine Exemplare, von andern nur einzelne Klappen, obgleich ich bei meinen wiederholten Besuchen der Fundstätte sorgfältig ihnen nachgestrebt habe.

Digitized by Google

PECTEN ROLLEI *Hörnes.*

Hörnes l. c. Taf. 59, Fig. 4, 5 und 6.

Aus der Sammlung des naturwiſſenſchaftlichen Vereins in Hermannſtadt liegt mir eine obere Klappe vor, welche, wenngleich beträchtlich kleiner, als die angeführte Abbildung, doch nur dieſer Art beigezählt werden kann. Das Gehäuſe war nach dieſer Klappe zu ſchließen im Allgemeinen rund, breit und etwas ſchief. Die mir vorliegende obere Klappe iſt flach, faſt eben, an dem Wirbel deutlich eingedrückt und dadurch abweichend von den Wiener Stücken, welche nach Dr. Hörnes Beobachtungen daſelbſt nur ſchwach eingedrückt ſind. Die Anzahl der Rippen beſchränkt ſich auf 12, während die der Wiener Exemplare 14 betragen ſoll; dieſe Rippen ſind niedrig, ſehr flach, zweikantig, ſtehen entfernt von einander, zeigen in der Mitte ſogar eine ſeichte rinnenartige Depreſſion und verlieren ſich gegen den Wirbel immer mehr. Die beiden äußerſten Seitenrippen werden von ſtark hervortretenden glatten Wülſten eingeſchloſſen, wie ſie bei P. aduncus *Eichw.* wahrzunehmen ſind. Die Oberfläche erſcheint, ſelbſt die Rippen nicht ausgenommen, zum größten Theile ſo fein concentriſch linirt, daß dieſe Verzierung nur erſt unter der Luppe ſichtbar iſt; nur von einem Anwachsſtreifen an, der in faſt $^3/_4$ Entfernung vom Wirbel ſich befindet, ſieht man erhabene ſcharfe Linien auch ohne Beihilfe der Luppe, die der Schale eine faſt lamellenartige Verzierung geben. Die nicht kleinen Ohren ſind gleich und fein jedoch intenſiv geſtreift. Die Innenfläche dieſer Klappe iſt von der halben Höhe bis zum Wirbel glatt, in der halben Höhe kommen auf die Rippen bezügliche Lamellen zum Vorſchein, die nach dem Rande hin immer ſtärker werden und zu zweien einander ſtets näher ſtehen; dieſe paarweiſe auftretenden Lamellen liegen gegenüber den Kanten der Rippen auf der Außenfläche. Die Unterklappe dieſer Art iſt nach Dr. Hörnes ſtark convex, mit eingerolltem Wirbel und trägt 16 breite, flache Rippen, die durch ſchmale Furchen getrennt ſind. — Länge der mir vorliegenden Klappe 2 W. Zoll; Höhe $1^{10}/_{12}$ W. Zoll. — Aeußerſt ſelten bei Lapugy, da bis jetzt nur die einzige hier beſchriebene Oberklappe erbeutet worden iſt.

Auswärtige Fundſtätten dieſer Art ſind: Beſonders Gauderndorf, dann Eggenburg, Maigen, Zogelsdorf, Unter-Nalb bei Rötz und Rohrendorf im Wiener Tertiär-Becken; Eritz bei Bern, Luzern und St. Gallen in der Schweiz.

Bis jetzt nur in der Sammlung des naturwiſſenſchaftlichen Vereins in Hermannſtadt, wohin ſie durch den Ankauf der Ackner'ſchen Sammlung gelangt iſt.

Digitized by Google

PECTEN ADUNCUS *Eichwald.*

Hörnes l. c. Taf. 59, Fig. 7, 8 und 9; Eichwald Lethaea Rossica Taf. 4, Fig. 2.

Das Vorkommen dieſer Art bei Lapugy wurde von Dr. Moritz Hörnes nach Stücken conſtatirt, welche an das k. k. Hof-Mineralienkabinet in Wien eingeſendet worden waren; weder Ackner, noch Bielz und ich haben Exemplare derſelben erhalten können. Ich gebe im Nachfolgenden die Beſchreibung, welche wir von Dr. Hörnes nach Stücken des Wiener Beckens beſitzen.

Das Gehäuſe iſt rund, etwas breiter als lang, gleichſeitig und ungleichklappig; die Oberklappe iſt faſt eben, nur am Wirbel eingedrückt; auf der Oberfläche treten 12 verhältnißmäßig dünne, entfernt ſtehende, rundliche Rippen auf, die gegen die Wirbel hin immer ſchwächer werdend, endlich faſt ganz verſchwinden. In den breiten Zwiſchenräumen erſcheinen 2 bis 3 feine Radialleiſten, ja ſelbſt die Rippen haben manchmal das Anſehen, als wären ſie radial geſtreift. An beiden Seiten, am Ende der Rippen treten glatte Wülſte auf, wodurch die Einſenkung der Schale hart am Wirbel noch bedeutender erſcheint. Die ganze Oberfläche iſt übrigens mit ſehr feinen concentriſchen Linien bedeckt. Die Unterklappe iſt ſtark convex, mit eingerolltem Wirbel; an derſelben treten 17 breite, durch ſchmale Furchen getrennte, wenig erhabene, faſt ebene Rippen auf. Die Oberfläche dieſer Klappe erſcheint faſt glatt. Die Ohren ſind gleich, geſtreift und etwas nach vorwärts gebogen. Dieſe Art erreicht im Wiener Becken eine Länge von $2^{5}/_{12}$ W. Zoll und eine Breite von $2^{8}/_{12}$ W. Zoll. Eichwald gründete dieſe Art nur auf Unterklappen, welche aus dem Meeresſande bei Zukowce in Polen ſtammten. Später wurden von andern Paläontologen vollſtändige Exemplare aufgefunden, wobei ſich ergab, daß die obere Klappe ebenfalls höchſt charactriſtiſch gebildet war, und ſo wurde die Form als gut charactriſirte beibehalten.

In Siebenbürgen wurde dieſe Art noch bei Bujtur aufgefunden. Auswärtige Fundſtätten ſind: Das Wiener Becken, wo ſie auf 16 Puncten und häufig vorkommt; das erwähnte Zukowce in Polen; Bia bei Ofen und Sóskut in Ungarn; Slanka in Slavonien; Serravalle-di-Scrivia bei Novi; Montpellier in Frankreich; Lissabon; Umgebung des Urmia-Sees (?).

Digitized by Google

PECTEN BESSERI *Andrzejowski.*

Hörnes l. c. Taf. 62 und Taf. 63, Fig. 1—5.
Eichwald l. c. Taf. 4, Fig. 1, a, b und c.

Es liegen mir einige Oberklappen vor, deren Beschreibung hier folgt. Sie sind schwach gewölbt, fast eben und gegen den Wirbel verflacht, mit 16, nicht sehr starken Rippen geziert, welche gegen den Rand hin breiter und flacher werden, endlich fast ganz verschwinden. Zu beiden Seiten dieser Mittelgruppe von Rippen treten schwächere, büschelförmig geordnete Rippen auf. Sehr feine, lamellenartige concentrische Streifen bedecken die ganze Oberfläche dieser Klappe, welche Streifen bei größeren Exemplaren gegen den Rand hin in wellenförmige Linien übergehen. Dr. Hörnes bemerkte an Exemplaren aus dem Wiener Becken, die manchmal sehr groß sind, daß die Rippen nahezu vierseitig, manchmal der Länge nach gestreift seien, daß die Oberfläche manchmal durch Anwachsringe unterbrochen sei, daß die lamellenartigen concentrischen Streifen meist nach einem Absatz sich plötzlich in die wellenförmigen Linien verändern. — Die Unterklappe des übrigens fast runden, breiten, ungleichklappigen und gleichseitigen Gehäuses ist nach Wiener Exemplaren stark convex und in der Regel mit 20 abgerundeten Rippen versehen, an denen feine concentrische Zuwachsstreifen wahrgenommen werden, manchmal erscheint sie jedoch ganz glatt. Der Schloßrand ist gerade; die Ohren sind verhältnißmäßig klein, die der Oberklappe radial, jene der Unterklappe wellenförmig vertical gestreift. — Die größte mir vorliegende Klappe ist $3^{10}/_{12}$ W. Z. lang und $4^{6}/_{12}$ W. Zoll breit. — Selten bei Lapugy.

Kommt in Siebenbürgen noch vor bei Bujtur. Auswärtige Fundstätten sind: Das Wiener Becken, fast allenthalben; Kralowa, Kemencze, Hidas, Kostej, Morul (Banat) in Ungarn; Kissamos auf Kreta; Doué (Maine et Loire) und Neurosse bei Dax in Frankreich; Wieliczka in Galizien; Zukowco, Warowco und Krzemienna in Polen.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung, sowie in der Sammlung des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt.

PECTEN REUSSI *Hörnes.*

Hörnes l. c. Taf. 64, Fig. 1 a und b.

Da das Vorkommen dieser Art bei Lapugy durch Dr. Hörnes constatirt ist, es mir aber nicht gelungen ist Schalen derselben zu erhalten, so bin ich wieder nur darauf angewiesen die Beschreibung zu geben, welche

Digitized by Google

wir von dieſem, der Wiſſenſchaft leider nur viel zu früh durch den Tod entriſſenen Gelehrten haben.

Das Gehäuſe iſt verlängert, ſchwach gewölbt, faſt flach, ungleichſchalig und ungleichſeitig, dünn und gebrechlich. Die Oberklappe iſt mit 10 ſtark hervortretenden abgerundeten Rippen, die wieder mit 3—5 Längsſtreifen verſehen ſind, bedeckt, auch die nahe gleichen Zwiſchenräume ſind ebenfalls der Länge nach geſtreift, in der Mitte derſelben tritt ein ſolcher Streifen etwas mehr hervor, übrigens iſt die ganze Oberfläche wie chagrinirt, welche Beſchaffenheit der Schale jedoch nur mit der Loupe deutlich wahrgenommen werden kann. Die Unterklappe iſt etwas flacher, die Rippen ſind mehr eben und die Längsſtreifen treten etwas ſtärker hervor, ſo daß die Rippen mehr büſchelförmig gruppirten Streifen gleichen. Auch dieſe Klappe iſt deutlich chagrinirt. Die Ohren ſind ungleich, die vordern ſind ſtark erweitert und gerippt, während die hintern wie abgeſchnitten erſcheinen. Der Schloßrand iſt gerade und an ſeinem äußerſten Ende etwas nach einwärts gebogen. — Länge $3^{4}/_{12}$, Breite $2^{10}/_{12}$ W. Zoll der Exemplare von Grußbach im W. Becken. — Ob die bei Lapugy aufgefundenen Stücke dieſelben Dimenſionen haben? — Im W. Becken und bei Lapugy gleich ſehr ſelten.

Auswärtige Fundſtätten dieſer Art ſind: Grußbach, Nußdorf, Wöllersdorf, Margarethen und Marz im W. Becken; Kemencze bei Ipoly-Ságh und Sóskut in Ungarn; Wildon in Steiermark.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

PECTEN SUBSTRIATUS *d'Orb.*

Hörnes l. c. Taf. 64, Fig. 2 a b und c.

Das verlängert-ovale, kaum gewölbte Gehäuſe iſt nicht ganz gleichſchalig und ungleichſeitig. Die Oberfläche erſcheint mit zahlreichen, mehr oder weniger ſtarken Längsrippen verſehen, die von ſehr ungleicher Stärke ſind; manchmal nehmen den mittlern Theil der Klappe ſtärkere Rippen ein, während zu beiden Seiten ſchwächere auftreten, manchmal wechſeln ſtärkere mit ſchwächern ab, manchmal ſind nach Dr. Hörnes Beobachtungen die Rippen „gleich-ſtark und zu zweien verbunden." Mit Hilfe der Loupe erſcheinen die Schalen deutlich chagrinartig. Die Ohren an beiden Klappen ſind ungleich; das vordere der Oberklappe iſt flügelartig erweitert und ſtark radial gerippt; das hintere erſcheint ganz verkümmert; das vordere der Unterklappe iſt breit und gerippt, das hintere ähnlich dem der Oberklappe iſt gleichfalls verkümmert. Es liegen mir nur Klappen von

Digitized by

ganz jugendlichen Individuen vor, auf welche sich keine zuverlässigen Maße der größten Dimensionen von sonstigen bei Lapugy aufgefundenen Stücken angeben lassen; im W. Becken kommen Exemplare von $2^{7}/_{12}$ W. Z. Länge und $2^{1}/_{12}$ W. Zoll Breite vor. — Gehört bei Lapugy zu den Seltenheiten.

Auswärtige Fundstätten dieser Art sind: Das Wiener Tertiär-Becken, wo sie auf sehr vielen Punkten und häufig angetroffen wird; Gamlitz und Poels bei Wildon in Steiermark; Ipoly-Szécsénke, Kemenze und Kostej in Ungarn; Rio-della-Batteria und Baldisero bei Turin in Italien; Larrièga bei Saucats, Manthelan und St. Maure in der Touraine, Douè (Maine et Loire), Carry bei Martigues und Salles bei Bordeaux in Frankreich; Porto Santo auf Madeira und Pinheiros auf St. Maria; La-Chaux-de-Fonds, Ueberlingen bei Constanz, Würenlos im Aargau, Weinhalde, Rothsee bei Luzern, Stocken und Steingrube bei St. Gallen in der Schweiz; Bialozurka und Szuskowce in Volhynien; Croja in Albanien; Crag bei Holywell, Sutton und Ramshold in England und sonst.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

PECTEN MALVINAE *Dubois.*

Hörnes l. c. Taf. 64, Fig. 5 a, b und c.

Eine Schale liegt mir vor, welche ich auf diese Art beziehen zu können glaube. Es ist die Oberklappe und rührt von einem jungen Individuum her; sie ist eher länglich als rund, schwach gewölbt und mit 28 (also fast 30) abgerundeten und am Wirbel glatten Rippen versehen. Im Verlaufe des Wachsthums der Schale begannen über sämmtliche Rippen und Zwischenräume engstehende concentrische lamellenartige Streifen sich zu verbreiten, die durch das Uebersetzen über die erhabenen Rippen wellenförmig gebogen erscheinen. Das größere Ohr des mir vorliegenden Stückes ist abgebrochen, das kleinere dagegen entspricht dem kleinen Ohr von Fig. 5 b und ist radial gerippt und quergestreift. Wenn an meinem Stück in die Rippen keine Furchen eingeschnitten erscheinen, also auch keine Rede von Rippen sein kann, die ein aus 3—4 Rippchen zusammengesetztes Bündel bilden, deren Dr. Hörnes bei Beschreibung der Wiener Exemplare dieser Art erwähnt: so glaube ich dies dem Umstande zuschreiben zu können, daß ich nur ein Jugendexemplar vor mir habe, welches erst $^{1}/_{3}$ der Größe ausgewachsener Exemplare hat. — Noch kommt hier zu bemerken, daß das Gehäuse von Pecten Malvinae fast gleichklappig, ungleichseitig und

an beiden Klappen ſchwach gewölbt iſt. Die Ohren ſind verhältnißmäßig klein, das vordere der Oberklappe flügelartig erweitert, das hintere klein aber breit; ſämmtliche Ohren ſind radial gerippt und quer geſtreift. Ausgewachſene Exemplare haben eine Länge von $1^{8}/_{12}$ und eine Breite von $1^{9}/_{12}$ W. Zoll. — Sehr ſelten bei Lapugy.

Auswärtige Fundorte dieſer Art ſind: Das Wiener Tertiär-Becken, wo ſie auf vielen Puncten und häufig vorkommt; Turin; Barcellona; Perpignan, Leognan, Saucats und Salles bei Bordeaux, St. Maure in der Touraine; Vilshofen und Ortenburg in Baiern; Wildon und Marburg in Steiermark; Kemenco, Recsk, Sóskút, Promontor in Ungarn; Mähring und La Chaux de Fonds in der Schweiz; Podjarkow und Kurowice in Galizien; Bialozarka und Szuskowce in Volhynien; Inſel Sta. Maria.

In meiner Sammlung.

PECTEN BIELZANUS *mihi.*

P. testa suborbiculata, inaequivalvi, inaequilatera, valva inferiore admodum convexa, costis 20 validis, subrotundatis elevatis, laevibus; interstitiis concentrice lamelloso-striatis; auriculis inaequalibus costatis, antica inferioris valvae minima; margine cardinali fossula ligamentali in partes duas inaequales diviso, antica parte breviore, $^{1}/_{3}$ totius marginis tantummodo amplectente.

Zwei einzelne Schalen — es ſind Unterklappen — liegen mir vor. Sie ſind ſtark gewölbt, ungleichſeitig, von gleicher Länge und Breite und haben 20 ſtarke erhabene abgerundete, glatte Rippen mit Zwiſchenräumen von gleicher Stärke. In dieſen Zwiſchenräumen bemerkt man faſt bis zu den glatten Wirbeln hinauf ziemlich naheſtehende concentriſche Lamellen. Die Ohren ſind klein und ſehr ungleich; das hintere größere gerippt, das vordere ſehr verkümmert; der Schloßrand iſt zwar geradlinig aber ſchief, oder es erſcheint, wenn man ihn in horizontale Lage bringt, die Klappe ſchief geformt. Das Bandfeld hat auf dem größern Ohr zwei, auf den kleinern Eine Rinne, die ſich von der dreieckigen Bandgrube nach dem Enden der Ohren erweitern. Die Bandgrube befindet ſich ſo ſehr nach vorne gerückt, daß der vordere Theil des Schloßrandes nur $^{1}/_{3}$ des ganzen beträgt. Ich halte die beiden mir vorliegenden Klappen nicht für Jugendſchalen, da ſie mir viel zu maſſiv vorkommen. Ich glaubte anfänglich dieſe Schalen als von Pecten Malvinae *Dubois* herrührend betrachten zu können, überzeugte mich aber bald, daß dieſes unthunlich ſei, da die Anzahl der Rippen um $^{1}/_{3}$ geringer als bei Pect. Malvinae iſt; auch ver-

Digitized by Google

breiten ſich die concentriſchen engſtehenden lamellenartigen Streifen der Zwiſchenräume nicht wie bei Pecten Malv. zugleich über die Rippen. — Länge der größern Schale 6 W. Linien; Breite ebenſo.

In meiner Sammlung.

PECTEN ELEGANS *Andrzejowski.*

Hörnes l. c. Taf. 64, Fig. 6 a, b u. c.

Von dieſer durch die Sculptur ihrer Oberfläche ausgezeichneten Art beſitze ich gegenwärtig kein Lapugyer Exemplar, da ich das in meinem Beſitz befindliche ſchon vor Jahren an das k. k. Hof-Mineralienkabinet eingeſendet hatte; ich beſitze dagegen ein Exemplar aus dem Wiener Becken von Steinabrunn, woran die von Dr. Hörnes gegebene Beſchreibung ihre vollſte Beſtätigung findet. Dieſer Gelehrte beſchreibt das in Rede ſtehende Foſſil, wie folgt:

Das Gehäuſe iſt rund, ſtark gewölbt, die untere Klappe faſt noch einmal ſo ſtark wie die obere, ungleichklappig, nahezu gleichſeitig. Beide Klappen ſind mit (12) dicken, runden, wulſtartigen Rippen bedeckt, die anfänglich hart am Wirbel glatt erſcheinen, dann nach einem Wachsthumsabſatz ſich in ein Bündel von 6 feinen Rippen auflöſen, die mit feinen halbmondförmig geſtalteten Knötchen geziert und deren dünne Zwiſchenräume ebenfalls mit halbmondförmig gebogenen Streifen verſehen ſind, mit dem Unterſchiede jedoch, daß die Knötchen ihre Oeffnung gegen den Wirbel gerichtet haben, während bei den Zwiſchenfurchen gerade das Gegentheil ſtattfindet. Die ziemlich breiten Zwiſchenräume zwiſchen den einzelnen Rippen (dieſelben im Ganzen betrachtet) ſind nur wenig ſchmäler, als die Rippen ſelbſt; dieſelben ſind ſchon am Anfang hart am Wirbel mit entfernt ſtehenden lamellenartigen concentriſchen Streifen verſehen; ſpäter, im Verlaufe des Wachsthums der Schale, nähern ſich dieſe Streifen immer mehr einander und gegen den Rand hin treten ſogar 2—3 dünne Längsleiſten auf. Sehr bezeichnend für dieſe Art ſind die ſehr markirten Wachsthums-Abſätze, unterhalb welcher die Oberflächen-Verzierung gewöhnlich ſich ändert. Die beiden Ohren ſind verhältnißmäßig klein, radial gerippt und quergeſtreift. — Dieſe Art erreicht eine Länge von $1^{5}/_{12}$ und eine Breite von $1^{4}/_{12}$ W. Zoll. — Sehr ſelten bei Lapugy.

Auswärtige Fundſtätten dieſer Art ſind: Das Wiener Becken, wo ſie auf vielen Punkten und häufig vorkommt; Ehrenhauſen und Oexenberg bei Wildon in Steiermark; Szobb, Kemence, Toth, Sóskút, Hidas und Kostej in Ungarn; Stipa in Croatien; Rakowitza bei Belgrad; Korytnico in

Digitized by Google

Ruſſiſch Polen; Podgorze, Rawa, Potiliez, Tarnopol, Olesko, Zloczow und Holubia in Galizien; Zalisco in Volhynien.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

PECTEN CRISTATUS *Bronn.*

Hörnes l. c. Taf. 66, Fig. 1 a—d

Das runde, dünnſchalige ſehr zerbrechliche Gehäuſe iſt gleichſeitig, ungleichklappig, ſchwach gewölbt, die obere Klappe faſt eben. Die Oberfläche iſt vollkommen glatt, nur manchmal bemerkt man Andeutungen von Rippen; inwendig ſind die Klappen mit 28—32 paarweiſe ſtehenden feinen Leiſten verſehen, welche vom Wirbel gegen den Rand hin an Stärke zunehmen. Der Schloßrand der Oberklappe iſt gerade und glatt, jener der Unterklappe iſt in einem ſtumpfen Winkel gebogen und mit zahlreichen feinen ſpitzigen Zähnen beſetzt, welche jedoch ihrer Zartheit wegen gewöhnlich weggebrochen erſcheinen. Die Ohren ſind nicht ſehr groß und mit wellenförmig gebogenen Linien ſenkrecht geſtreift. — Von größern Individuen beſitze ich nur Schalenbruchſtücke, wornach die Individuen ſelbſt eine Länge von 2—$2^{3}/_{12}$ und eine Breite von $2^{6}/_{12}$—$2^{9}/_{12}$ W. Zollen gehabt haben mögen. — Nicht gerade ſelten bei Lapugy nach den vorkommenden Bruchſtücken zu ſchließen.

Sonſtige Fundſtätten dieſer Art ſind: Möllersdorf, Baden, Soos, Perchtoldsdorf, Laa, Grinzing, Gainfahren, Grund, Forſtenau, Oedenburg im Wiener Becken; Gamlitz in Steiermark; Szobb, Nemesest und Kostej in Ungarn; Toscana, Siena, Sassuolo, Modena, Castell' arquato, Asti, Rio della Batteria, Pino und Baldissero bei Turin, Pujanello bei Reggio, Alvaro bei Genua, Cassato bei Biella, San Lorenzo bei Bologna in Italien; Castrogiovani, Syracusa und Remetta bei Messina auf Sicilien; Saübrigues bei St. Jean de Marsacq, Carry la Rouet bei Marseille in Frankreich; Lèvtimo und Milichia auf Corfu; Duèrah in Algerien.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung; ferner in der Sammlung des naturhiſtoriſchen Vereins in Hermannſtadt.

PECTEN SPINULOSUS *Münster.*

Varietas P. Lapugyensis mihi.

Goldfuss petrefacta Germaniae Vol. II. p. 61, Taf. 95, Fig. 3.

Hörnes l. c. Taf. 66, Fig. 3 a—e.

Bei meinem jüngſten im Monat Juli 1869 ausgeführten Beſuch in Lapugy gelang es mir die Bruchſtücke eines Pecten aufzufinden, der

in Folge seiner Oberflächenverzierung den Namen „spinulosus“ mit vollem Rechte verdient und mir auch von befreundeter Hand als P. spinulosus *Münster* bezeichnet worden ist; doch weicht derselbe auch wieder von jenem Pecten ab, welchen Gr. Münster aus dem Wiener Becken erhalten hatte und spinulosus benannte und Goldfuss in seinem großen Petrefacten-Werke über Deutschland zuerst abbildete und beschrieb. Neuerlich hat auch der leider zu früh verstorbene Wiener Paläontologe Dr. M. Hörnes Exemplare dieses Pecten in seinem Petrefacten-Werke abbilden lassen. Bild und Beschreibung, welche Dr, M. Hörnes gegeben, weichen aber von unserm Lapugyer Stück so sehr ab, daß dieses letztere nur als eine extreme Varietät dem P. spinulosus *Münster* angereihet werden kann. Ich führe diese von mir aufgefundene Bivalve hier als P. spinulosus, varietas P. Lapugyiensis auf und gebe im Nachstehenden eine möglichst genaue Beschreibung davon.

Die Schalen sind zwar von derselben Länge und Breite, aber doch nicht kreisrund, sie nähern sich denen des P. palmatus *Lam.* (Hörnes Taf. 64, Fig. 3), sind nur mäßig gewölbt. Vom glatten Wirbel gehen 26 bis 28 runde Rippen aus mit rinnenförmigen Interwallen, deren Breite fast das Doppelte der Rippen beträgt. Auf jeder dieser Rippen befindet sich je eine Reihe von starken, zum Theil gekrümmt aufgebogenen Schuppenstacheln, die Anfangs ziemlich dicht, später in einiger Entfernung von einander auftreten (minder nahe als die Stacheln bei der typischen Form). Die Zwischenräume nehmen sich unter der Luppe besonders zierlich aus, indem unten an den Seiten der Rippen bei den seitlich gelegenen je ein, bei den mittlern je zwei bis drei zarte schuppige Schnürchen auftreten und der weitere mittlere Raum von derartigen noch feinern Schnürchen eingenommen wird. Beide Schalen von gleicher, mäßiger Wölbung haben vollkommen gleiche Oberflächenverzierung. Von einer Fünftheiligkeit der Rippen, deren Dr. Hörnes in der Beschreibung der typischen Form erwähnt, keine Spur, eben so wenig von einer stacheligen Leiste in der Mitte der Zwischenfurchen). Das an der einen Schale noch vorhandene Ohr, welches nicht klein zu nennen ist, hat unten eine an dem Rande der Schale hinlaufende schmale aber tiefe Ausbuchtung und ist von da weiter von dem Corpus der Schale durch eine bis zum Wirbel laufende Rinne gut abgegränzt. Auf diesem Ohr lassen sich sieben vom Wirbel divergirend hinziehende etwas knotige Leisten oder Strahlen unterscheiden; am Schloßrande befinden sich (ähnlich wie bei Pecten cristatus) starke unregelmäßige und ungleiche, zum Theil blattartige Stacheln. Die Schalen haben ein glattes Inneres und zeigen daselbst ebenso viele Rinnen als

Digitized by Google

die Oberfläche Rippen zählt. — Länge und Breite 2 W. Zoll. — Sehr selten bei Lapugy; erst im Sommer 1869 aufgefunden.

Da mir alles Vergleichsmaterial fehlt, bin ich nicht in der Lage angeben zu können, ob der zu Saubrigues bei St. Jean de Marsacq in der Nähe von Dax vorkommende P. spinulosus der typischen Badner Form sich anschließt oder dieser von mir beschriebenen und P. Lapugyiensis benannten Varietät angehört. Die in den Hügeln bei Turin vorkommende Form entspricht nach Dr. Hörnes ganz der typischen aus dem Wiener Tertiär-Becken.

PECTEN DUODECIM-LAMELLATUS *Bronn.*

Hörnes l. c. Taf. 66, Fig. 2 a, b und c.

Das kleine runde und dünnschalige Gehäuse ist zusammengedrückt und gleichseitig, fast auch gleichklappig, außen mit feinen concentrischen Linien geziert, innen mit 10 bis 12 dünnen Leisten versehen, die gegen den Rand hin in eine knopfförmige Verdickung enden. Die beiden sehr kleinen Ohren sind mit wellenförmig gebogenen senkrechten Streifen bedeckt. Ich besitze nur zwei Einzelschalen; die größte hat eine Länge und Breite von 5 W. Linien. — Scheint bei Lapugy zu den Seltenheiten zu gehören.

Auswärtige Fundstätten dieser Art sind: Baden, Porzteich bei Steinabrunn, Rudnitz (Mähren) im Wiener Becken; Modena, Serravallo bei Tortona und Tabiano bei Piacenza in Italien; die Insel Rhodus und Lixuri auf Cefalonia.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

PECTEN ACKNERANUS *mihi.*

P. testa parva, compressa, tenuissima, suborbiculari, aequilatera; extus costulis decem radialibus ornata, costulis una vel duabus subtilioribus interstitiis insertis, striis concentricis tenuissimis lamellosis modice adproximatis costulas transscendentibus; intus glabra, lamellis decem aequidistantibus radiata.

Es liegt mir zwar nur eine einzige, dazu noch etwas verstümmelte Schale vor, drei Linien lang und fast ebenso breit, die aber doch gut hervortretende Merkmale hat. Daher gebe ich von ihr hier eine Beschreibung.

Die kleine Schale ist schwach gewölbt, im Innern ganz so geformt

Digitized by

wie Pecten XII-lamellatus; sie hatte im unbeschädigten Zustande 10 dünne Leisten, die gegen den Rand hin in knopfförmige Verdickungen endigen. Die äußere Oberfläche derselben ist, weit entfernt glatt zu sein, eigenthümlich verziert und zwar ist die Verzierung eine radiale und concentrische; es laufen von dem Wirbel 10 abgerundete aber doch entschieden hervortretende Rippchen nach dem Rande hin, zwischen denen, je nachdem, 1 bis 2 noch feinere Rippchen — in der That nur erhabene Linien auftreten, die aber nicht bis zum Wirbel hinaufreichen. Außerdem ist die Schale mit äußerst zarten nicht eben dicht angeordneten schmalen concentrischen aufrechtstehenden Lamellen geziert, die den zarten Rippchen bei dem Uebersetzen über dieselben ein fast gekräuseltes Ansehen geben. Die Ohren sind leider abgebrochen. — Länge fast 3 W. Linien; Breite (vom Wirbel bis zum Bauchrande) etwas über 3 W. Linien.

Brocchi, Pusch, Bronn, Eichwald und Hörnes geben mir keine Anhaltspunkte für diese zierliche Form an die Hand; ihre Bekanntmachung durch Beschreibung erschien mir durch ihre eigenthümliche Zierlichkeit gerechtfertigt; ich habe sie zum Andenken an unsern Paläontologen Ackner nach seinem Namen benannt.

Nur in meiner Sammlung.

Geschlecht HINNITES Defrance.

Das Gehäuse ist ungleichklappig, fast gleichseitig, mehr oder weniger eiförmig, dick und stark, äußerlich mit etwas unregelmäßigen schuppigen oder gestrahlten Rippen. Die Klappen sind geöhrt, mit tiefer und verlängerter Bandfläche; Band knorpelig, ganz innerlich; Eindruck des Schließmuskels groß, eiförmig; Manteleindruck ganz.

Man kennt nur sehr wenige Arten dieses Geschlechtes. Bronn macht in seinem Enumerator palaeontol. (S. 247) acht fossile namhaft und erwähnt, daß der lebenden nur zwei seien; Philippi gibt in seinem Handbuch (S. 376) die Anzahl der lebenden auf vier an. Die fossilen gehen nicht über die Kreide zurück. Bei Lapugy ist die einzige Art vorgekommen, welche auch im Wiener Tertiär-Becken und zwar sowohl im Leithakalk als in den tiefern Sandschichten von Grund gefunden worden ist und die Dr. Hörnes auf Hinnites Defrancei zurückführen zu können glaubte.

HINNITES DEFRANCEI *Micht.*

Hörnes l. c Taf. 67, Fig. 1—4.

Das Vorkommen dieser nach den angeführten Abbildungen sehr große Unregelmäßigkeiten aufweisenden Art bei Lapugy ist durch Dr. Hör-

Digitized by Google

nes constatirt. Da sich in den mir zugänglichen Sammlungen keine Stücke derselben befinden, so bin ich genöthigt die Angaben des Wiener Paläontologen hier einzustellen. Nach den Wahrnehmungen des verstorbenen Dr. Hörnes ist das Gehäuse im Allgemeinen verlängert-eiförmig, zusammengedrückt, ungleichschalig und gleichseitig. Die Oberklappe ist hart am Wirbel mit 12 glatten, einfachen, entfernt stehenden Rippen bedeckt, die dann nach kurzem Verlauf sich gänzlich ändern und bei weiterm Wachsthum der Schale dachziegelförmige Lamellen tragen. Die Zwischenräume zwischen den Rippen sind bald glatt, bald mit feinen Leisten, die ebenfalls ähnliche Lamellen tragen, geziert. Die Ohren sind je nach Beschaffenheit der Schale, bald mit gröbern bald mit feinern Leisten, die wieder mit dachziegelförmigen Lamellen besetzt sind, versehen. Eine aufgefundene Unterschale eines Jugendexemplares hatte ganz die Form eines gewöhnlichen Pecten und erinnerte sehr an gewisse Exemplare des P. substriatus *d'Orb.*; sie ist mit 12 feinen Rippen geziert, an denen man Spuren von lamellösen Emporragungen bemerkt. Zwischen den Rippen treten 2 bis 3 noch feinere Leisten auf. Hart am Wirbel erscheint die Schale unter der Loupe wie chagrinirt; gegen den Rand hin bemerkt man jedoch schon, daß bei fernerem Wachsthum der Schale eine totale Veränderung der Oberflächen-Beschaffenheit stattfinden werde, wie dies bei Hinnites gewöhnlich der Fall ist. — Das größte Stück fand Dr. Hörnes $2^3/_{12}$ W. Zoll lang und fast ebenso breit. — Schalen dieser Art können bei Lapugy als die größten Seltenheiten betrachtet werden.

Auswärtige Fundorte dieser Art sind: Grund, Steinabrunn und Forstenau im Wiener Tertiär-Becken; Foret de Tourois in Frankreich; La Bornet bei St. Croix im Waadtland; Blumenfeld bei Hoehgau und La Chaux de Fonds in der Schweiz.

Nur in der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

Geschlecht PLICATULA Lamarck.

Das schief-eiförmige, ungeöhrte Gehäuse besteht aus einer größern, gewölbten, zum Theile an fremden Körpern haftenden und einer kleinern freien, deckelartig aufliegenden, flachen oder nur sehr wenig gewölbten Klappe, deren Verzierungen meist von jenen der größeren verschieden sind. Unter den ungleich großen Wirbeln stehen in jeder Klappe zwei unter spitzem Winkel gegen einander geneigte, starke Zähne, zwischen denen die Gruben für das innerliche Schloßband liegen. Der große Muskeleindruck liegt an der hintern Seite des einfachen Manteleindruckes.

Digitized by Google

Bronn führt in seinem Enumerator palaeont. (S. 245 und 246) 28 fossile Arten auf und gibt bei der Gelegenheit die Anzahl der lebenden auf 6 an. Nach diesem Gelehrten erscheinen die meisten fossilen Arten im Tertiären; abweichend davon sagt Hörnes (S. 425): „nachdem die Gattung Plicatula im mittlern Lias und oberen Neocomien in großer Mannigfaltigkeit an Arten und Zahl der Individuen aufgetreten ist, verschwindet sie nach und nach vom Schauplatz, so daß man aus dem Tertiären nur einige wenige Arten kennt".

Bei Lapugy sind die beiden Arten aufgefunden worden, welche auch im Wiener Becken angetroffen worden sind.

PLICATULA MYTILINA *Philippi.*

Hörnes l. c. Taf. 67, Fig. 5 a, b, c und d.

Das unregelmäßige, verlängert-dreiseitige, manchmal etwas breitere, mytilusartige Gehäuse ist beiderseits gewölbt, gegen den untern Rand hin kammartig gefaltet. Die Oberklappe ist meist etwas weniger stark gefaltet als die Unterklappe. Ueber den Falten erheben sich manchmal Dachziegelförmige Lamellen, welche aber häufig abgerieben sind. Die beiden Klappen sind ungleich; die untere gewölbter, etwas größer, ragt mit der Spitze hervor und wird von der Oberklappe wie von einem Deckel geschlossen. Das Schloß, ähnlich wie bei Spondylus, besteht in der obern Klappe aus einer tiefen schmalen Bandgrube in der Mitte, an deren beiden Seiten sich zur Aufnahme der beiden gegenüberstehenden Zähne der Unterklappe wieder zwei, durch feine Leisten von ihr getrennte Gruben befinden. Zu beiden Seiten dieser letztern Gruben befinden sich zwei schmale, stark hervorstehende, etwas gebogene Zähne. Der Schloßapparat der Unterklappe hat ebenfalls in der Mitte die Bandgrube, dann rechts und links je einen stark hervortretenden schmalen in der Mitte gespaltenen Zahn, an der Seite dieser Zähne befinden sich wieder tiefe Gruben zur Aufnahme der gegenüberstehenden Zähne der Oberklappe. Der große und runde Muskeleindruck befindet sich im untern Theile der Klappe. Diese Art erreichte bei Lapugy dieselbe Größe, wie sie an Wiener Exemplaren beobachtet worden, nämlich bei $^{6}/_{12}$ W. Zoll Länge und $^{5}/_{12}$ W. Zoll Breite. — Selten bei Lapugy.

Im Vaterlande kommt diese Art noch vor bei Bujtur nach Stücken in der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien. Auswärtige Fundstätten derselben sind: Kostej im benachbarten Banat; Steinabrunn, Nikolsburg, Niederleis, Nußdorf, Grinzing, Vöslau, Gainfahren, Grund, Neuendorf an der March und Forstenau im Wiener Becken; die

Digitized by Google

Inſeln Rhodus und Sicilien; Monte Mario bei Rom, Monte pulciano bei Siena, Orciano, Pisa, Modena, Castell' arquato, Castell' nuovo und Termo fuoro bei Turin; Saucats bei Bordeaux, Manthelan, Pont-le-Voy bei Blois und Paulmy-Ferrière in der Touraine, Carry bei Marseille.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien, ferner in der Sammlung des naturwiſſenſchaftlichen Vereins in Hermannſtadt und in meiner Sammlung.

PLICATULA RUPERELLA *Dujardin.*

Hörnes l. c. Taf. 67, Fig. 6 a und b.

Es liegt mir nur eine einzige, noch dazu etwas beſchädigte Oberklappe dieſer Art von Lapugy vor, an derſelben iſt jedoch das Schloß gut erhalten und die Oberflächen-Verzierung noch in leidlichem Zuſtand, ſo daß ich ſie an der Hand der Beſchreibung, welche Dr. Hörnes von Pl. ruperella gibt, als dieſer Art angehörig ohne Mühe erkennen konnte.

Das Gehäuſe iſt nach der erwähnten Beſchreibung verlängert eiförmig, bisweilen mehr oder weniger dreiſeitig, zuſammengedrückt, faſt eben, die einzelnen Klappen ſind ziemlich dick, am Rande mehr oder weniger gefaltet, die einzelnen wulſtförmigen unregelmäßigen Falten ſind mit Schuppen bedeckt, die manchmal zu runden Stacheln ſich erheben. Die Unterklappe iſt mehr gewölbt, allein da ſie ſtets angewachſen iſt, bemerkt man an ihr die ſehr bezeichnende Oberflächen-Structur nicht. Die Schloßzähne bezeichnet Dr. Hörnes an ihrer Innenfläche ſenkrecht geſtreift, den Muskeleindruck groß und ungefähr in der Mitte liegend, hart am Rande der Schale. Die mir vorliegende Schale ſtammt von einem nicht alten Thier, denn dieſelbe iſt ſehr dünn und zerbrechlich. — Länge 3 W. L.; Breite $2^1/_2$ W. Linien. — Dieſe Art ſcheint bei Lapugy zu den Seltenheiten zu gehören, da ich nur die erwähnte Oberklappe habe erbeuten können.

Auswärtige Fundſtätten ſind: Steinabrunn und Pötzleinsdorf im Wiener Becken; Ehrenhauſen in Steiermark; Rio della Batteria bei Turin; Manthelan, Paulmy und Pont-le-Voy in der Touraine, Larrièga und Moulins de l'Eglise.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Digitized by

Geſchlecht SPONDYLUS Linné.

Das Gehäuſe beſteht aus zwei, mit mehr oder weniger Stacheln oder Rauhigkeiten beſetzten ſehr ungleichen Klappen, deren größere meiſt auf Steine, Korallen oder andere fremde Körper aufgewachſen iſt und dadurch eine ſehr unregelmäßige Geſtalt erhält, indeß die kleine freie gewölbt und regelmäßig eiförmig oder kreisförmig erſcheint und größere oder kleine Ohren trägt. Unter dem Wirbel der angehefteten Klappe liegt ein hohes dreieckiges Schloßfeld, das durch eine für das innerliche Band beſtimmte, von einer Lamelle jedoch bedeckte Rinne — die Bandgrube — halbirt wird. Unter dem ſtumpfen Winkel der kleinern Klappe liegt ein niedriges dreieckiges Schloßfeld, ebenfalls durch die Bandgrube getheilt. Das Schloß jeder Klappe enthält zwei ſtarke Zähne, welche die Bandgruben zwiſchen ſich haben. Der Muskeleindruck iſt ſeitlich gelegen. — Nach Bronn (Enumerator palaeont. S. 246) ſollen Arten dieſes Geſchlechtes ſchon in der Salzperiode aufgetreten ſein. Da es aber nur Steinkerne und Abdrücke ſind, was man als Arten dieſes Geſchlechtes aus der Salz- und Oolithperiode anſieht, ſo dürfte es gerathener ſein, mit Dr. Hörnes die älteſten Spondylus-Arten nicht unter die Kreideperiode hinabgehend zu betrachten. Sonach blieben von den 59 Arten Bronn's nur 44 empor, wozu die in jüngſter Zeit aufgefundenen Formen noch hinzuzurechnen kämen. Die von Bronn in der Salz- und Oolithperiode aufgeführten Spondylen ſollen nach Dr. Hörnes dem Geſchlecht Hinnites angehören. Die Anzahl der lebenden Arten ſoll ſich auf 70 belaufen (Hörnes Mollusk. B. II. S. 428); dieſelben leben meiſt in den Meeren der heißen Zone.

Aus den Straten von Lapugy iſt das Vorkommen von drei Arten genügend conſtatirt durch ausreichende und gut erhaltene Schalen. Wir haben nämlich außer dem Spondylus crassicosta *Lam.* noch Sp. miocenicus und muticus *Michelotti.* Auf eine Aeußerung von Dr. Em. Reuss, Profeſſor der Naturgeſchichte an der Univerſität in Wien*) auch das Vorkommen einer vierten Art, nämlich des Sp. heteracanthus *Reuss* anzunehmen, ſcheint nicht hinlänglich begründet, da es nicht außer Zweifel geſtellt iſt, ob die Stücke, welche Dr. Reuss von Rudelsdorf in Böhmen

*) Siehe: Reuss, die marinen Tertiärſchichten Böhmens und ihre Verſteinerungen (mit 8 Tafeln) im zweiten Hefte des 39. Bandes der Sitzungsberichte der k. Akademie der Wiſſenſchaften, mathematiſch-naturwiſſenſchaftlichen Klaſſe, S. 237 und 238.

Digitized by Google

mit einer Berufung auf Lapugy als Sp. heteracanthus beſchrieb und abbildete, ſchließlich nicht nur Jugendexemplare von Sp. crassicosta *Lam.* ſind.

SPONDYLUS CRASSICOSTA *Lam.*

Hörnes l. c. Taf. 67, Fig. 7 a, b, c und d,

Das runde oder auch etwas längliche Gehäuſe iſt aufgeblaſen, dickſchalig, ungleichklappig und faſt gleichſeitig, Ober- und Unterklappen ſind ſo ziemlich gleich ſtark gewölbt. Die Oberfläche iſt mit Längsrippen verſehen, unter welchen an der Oberklappe vier und an der Unterklappe fünf beſonders durch ihre Mächtigkeit hervortreten. Dieſe ſtark hervortretenden Rippen ſind mit ſtarken ſtachelförmigen Erhöhungen verſehen, welche den Endhöckern der Hohlziegeln an den Dächern ähneln. Zwiſchen je zwei von ihnen treten drei minder ſtarke wieder vor der ſonſtigen Verzierung beſonders hervor, die eine ganz in der Mitte — zugleich die ſtärkere — und die zwei andern den Hauptrippen genähert; auch dieſe ſind mit zahlreichen Stacheln beſetzt. Die Zwiſchenräume zwiſchen dieſen ſtärkern und ſchwächern Rippen ſind mit feinen beſtachelten Schnürchen beſetzt, von denen wieder das mittlere am deutlichſten hervortritt. Durch alle dieſe Rippen und Rippchen und Schnürchen erhält die ganze Oberfläche ein eigenthümliches höchſt zierliches Ausſehen. Die Unterklappe entſpricht in ihrer Oberflächen-Beſchaffenheit ganz der Oberklappe, nur daß fünf Hauptrippen an derſelben vorhanden ſind, während die Oberklappe deren nur vier hat. Das Schloß iſt breit und ſehr kräftig; die Zähne ſind an ihren Spitzen gekerft. Der Muskeleindruck iſt rund, ſehr deutlich und etwas ſeitlich gelegen. Der Rand der Klappen zeigt ſich bei unbeſchädigten Exemplaren inwendig gefaltet. — Länge $5^6/_{12}$ W. Zoll, Breite $4^6/_{12}$ W. Zoll einer mir vorliegenden Oberklappe; in der Sammlung des naturwiſſenſchaftlichen Vereines in Hermannſtadt befindet ſich ein faſt kreisrundes ganz vollſtändiges Exemplar, deſſen Durchmeſſer $5^6/_{12}$ W. Zoll beträgt. — Selten bei Lapugy.

Im Vaterlande kommt dieſe durch ihre Größe ausgezeichnete Bivalve noch vor bei Pank nächſt Lapugy. Auswärtige Fundſtätten derſelben ſind: Außer vielen andern Puncten Steinabrunn (Leithakalk und deſſen Mergelſchichten) und Grußbach (Sand) im Wiener Becken; Palermo und Caltagirone auf Sicilien; Monte Pulciano, Modena, Castell' arquato, Lugnano, Asti, Turin, Serravalle; die Ufer des Tajo bei Liſſabon; Kemencze in Ungarn; Jengi-Koi am Südabhange des Taurus.

Digitized by Google

In der Sammlung des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt und in meiner Sammlung.

SPONDYLUS MIOCENICUS *Michelotti*.

Michelotti: Description des fossiles des terrains miocènes de l' Italie septentrionale, pag. 81.

Die Diagnose und die Beschreibung, welche Michelotti von seinem Sp. miocenicus in der oben angezogenen Schrift gegeben hat, sind so kurz, daß sich der verstorbene Wiener Paläontologe Dr. Moriz Hörnes nicht getraute darauf hin allein einige Spondylen aus dem Tegel von Lapugy als dieser Art angehörig mir zu bezeichnen. Er machte in Folge dessen Anfrage bei dem französischen Paläontologen Deshayes und derselbe bezeichnete die fraglichen Stücke wirklich als Sp. miocenicus. Zur leichtern Orientirung für inländische Sammler lasse ich hier eine möglichst genaue Beschreibung der Schalen dieser Art folgen, da mir sowohl Unterklappen als auch Oberklappen in genügender Anzahl und im guten Zustande vorliegen.

Das Gehäuse ist länglich-rund (ovato-rotundata), dickschalig, ungleichklappig und ungleichseitig. Die Unterklappe ist bei weitem massiver und in Folge ihres mehr hinaustretenden Wirbels auch stets länglicher als die Oberklappe; sie ist ferner stärker gewölbt als die letztere, die fast flach zu nennen ist. Ober- und Unterklappe sind mit zahlreichen dünnen, dicht an einander liegenden schuppigen Schnürchen besetzt, von denen nur einige und ohne bestimmte Regelmäßigkeit dicker und zugleich auch hier und da knotig erscheinen; wo Knoten auftreten, waren auch Stacheln vorhanden, von welchen man aber nur noch die Stummeln sieht. An den Seiten und besonders in der Nähe des Wirbels treten an den Unterklappen aufgerichtete Blätter oder massive Schuppen auf. Das Bandfeld der Unterklappe ist sehr groß; das Schloß ist in beiden Klappen sehr kräftig, die Zähne desselben sind an der Spitze höchstens mit zwei schwachen Kerben versehen. Der Rand der Schalen zeigt sich inwendig gefaltet. Der Muskeleindruck ist groß, fast kreisrund und etwas seitlich gelegen. — Länge meiner größten Unterklappe 6 W. Zoll; Breite $4^{9}/_{12}$ W. Zoll; — Länge meiner größten Oberklappe $4^{9}/_{12}$ W. Zoll; Breite $4^{6}/_{12}$ W. Zoll. Nicht selten bei Lapugy.

Diese Art wurde von mir auch bei Pank gesammelt. Als auswärtige Fundstätte desselben kann ich nur die Hügel von Turin nennen, von wo Michelotti sie besaß. Im Wiener Tertiärbecken ist sie noch nicht angetroffen worden.

Digitized by Google

In den Sammlungen des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt, dann in meiner Sammlung.

SPONDYLUS MUTICUS *Michelotti.*

Michelotti l. c. pag. 83. Pl. III, Fig. 7 et 7'.

Das Gehäuse ist schief-oval, ungleichklappig, nicht massiv; die untere Klappe ist mehr gewölbt als die obere, die Bandfelder sind ungleich; die zahlreichen Längsrippen erscheinen als nahe an einander gelegte glatte runde Schnüre ohne irgend welche Schuppen, die Zwischenräume betragen nur die halbe Stärke der Schnüre. Die kleinen Ohren der Unterklappe, welche mir vorliegt, sind in senkrechter Richtung zum Schloßrand gefaltet. Die Schloßzähne sind an den Spitzen nicht gekerft; der Muskeleindruck ist schwach, aber gut sichtbar. Der Innenrand der Oberschale, die mir vorliegt, ist fein gefaltet. — Länge der mir vorliegenden Oberklappe $1^{11}/_{12}$ W. Zoll; Breite $1^{6}/_{12}$ W. Zoll. — Sehr selten bei Lapugy. Ich kenne nur die Klappe, welche mir eben bei Abfassung der Beschreibung vorlag.

Als auswärtigen Fundort dieser Art führe ich nach Michelotti die Umgegend von Tortona an. Im Wiener Tertiärbecken ist sie noch nicht angetroffen worden.

In meiner Sammlung (eine ausgezeichnet schöne und gut erhaltene Schale) und vielleicht auch in der des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

Anhang zum Geschlechte SPONDYLUS.

Eine der Michelotti'schen Abbildung von Sp. muticus sehr ähnliche Schale — eine Oberklappe von sehr starker Wölbung — glaubte ich Anfangs dieser Art auch subsummiren zu können, eine genauere Untersuchung derselben belehrte mich jedoch, daß dies nicht thunlich sei, denn die Schnürchen zeigten sich bald als gekörnt und in die Zwischenräume war ein noch feineres Schnürchen eingeschoben, das sich sogar mit kleinen Dornen dicht besetzt darstellte. Nur einzelne Schnürchen sind ein wenig stärker, als die übrigen und hier und da mit Knötchen oder kurzen Stacheln versehen.

Der Umstand, daß diese Schale als Oberklappe sehr stark gewölbt ist, verhindert sie als die Schale eines jungen Sp. miocenicus zu betrachten. Sollte sie nicht von Sp. multistriatus Desh. stammen, welcher ebenfalls eine tertiäre Art ist? — Die fragliche Klappe ist $1^{4}/_{12}$ W. Zoll lang und $1^{1}/_{12}$ W. Zoll breit.

Digitized by Google

Familie der Ostraceen.

(Ostracea Lamarck).

Das Gehäuse ist sehr ungleichklappig, ungleichseitig, unregelmäßig, aus über einander liegenden Blättern bestehend. Die größere am Wirbel mitunter sehr verlängerte linke untere Schale in wechselndem Umfange angewachsen. Das Schloß zahnlos, unregelmäßig mit einer medianen Längsrinne, die das halbinnere Band aufnimmt und sich mit dem Wirbel zugleich bisweilen ungemein verlängert. Nur ein Muskeleindruck.

Die Familie der Ostraceen, in welche Cuvier sehr heterogene Formen unterbracht hatte, beschränkte Deshayes schon 1824 auf die Geschlechter Ostrea, Gryphaea, Anomia und Placuna; in der neusten Zeit hat man sich überzeugt, daß Gryphaea sowie das später aufgestellte Geschlecht Exogyra von Ostrea nicht getrennt werden könne; Anomia aber ist von den Ostraceen gänzlich abgetrennt und mit Placuna in einer eigenen Familie, in der der „Anomiaden" vereinigt worden. Die Familie der Ostraceen beschränkt sich sonach jetzt auf das einzige Geschlecht „Ostrea" mit seinen Unterabtheilungen. Im Sinne dieser neuesten Forschungsresultate ist denn auch die von mir zu Anfang meiner Arbeit (Vereins-Archiv Bd. IX, Heft 1. S. 68) gegebene Eintheilung der Bivalven, was die letzte dort aufgestellte Familie und deren Geschlechter anbelangt, abzuändern.

Geschlecht OSTREA Lamarck.

Das Gehäuse ist ungleichklappig, unregelmäßig, die Klappen bestehen aus übereinander liegenden Blättern, sind oft sehr groß und schwer. Die Wirbel sind abständig, bei ausgewachsenen Individuen nicht selten sehr ungleich; die untere Klappe ist größer, gewölbt, angewachsen und hat bisweilen einen sehr verlängerten Wirbel. Das Schloß ist zahnlos, in der untern Klappe mit einer ausgehöhlten medianen Längsrinne für das Schloßband, neben welcher auf jeder Seite eine mehr oder minder convexe Wulst hinläuft; Längsrinnen und Wülste sind quergestreift. Ein Muskeleindruck, der sich nahe der Mitte der Klappe befindet.

Die Austern mit Einschluß der Gryphäen und Exogyren umfassen eine große Anzahl von Arten; sie sollen die Zahl 500 übersteigen (Hörnes Bd. II., S. 434); davon beanspruchte Bronn schon im Jahr 1849 (Enumerat. palaeont. S. 238—245) 350 als fossil.

Um die ungemeine Artenfülle der Austern leichter übersehen zu kön-

nen, hat man Unterabtheilungen unter ihnen gemacht, welche zu kennen nicht ohne Interesse ist. Ich theile eine Uebersicht derselben hier mit:

1. Ostreae gryphaeatae (umschließen die ehemaligen Gryphäen).
2. Ostreae genuinae (echte Austern).
   a) mit gefalteten Klappen.
      a) mit gefalteter Ober- und Unterklappe.
      b) mit gefalteter Unterklappe; die Oberklappe ungefaltet.
   b) beide Klappen faltenlos.

Die Austern treten mit Zuverlässigkeit erst in der Trias (und zwar in deren zweitem Gliede, dem Muschelkalk) auf; ihre Anzahl nimmt zu durch die neuern geologischen Perioden bis in die jetzige Schöpfung. Dabei hat man die Erfahrung gemacht, daß die ehemaligen Gryphäen ihrer Mehrzahl nach in der Oolithperiode (im schwarzen und braunen Jura), die Exogyren dagegen in der Kreideperiode vorkommen.

Von den zehn Austern-Arten des Wiener Tertiär-Beckens kommen nach den Erfahrungen, welche der verstorbene Dr. M. Hörnes zu machen Gelegenheit hatte, fünf in den Straten bei Ober-Lapugy vor, aber nur von einer dieser fünf Arten liegen mir Ober- und Unterklappen in solcher Anzahl vor, daß nach ihnen eine Beschreibung als Lapugyer Vorkommen gemacht werden kann. Von einer zweiten Art habe ich nur einzelne, noch dazu unvollkommene Oberschalen erhalten können und von den dreien übrigen sind mir nicht einmal Bruchstücke vorgekommen. Wir müssen uns also begnügen mit den Angaben des genannten Paläontologen, der so glücklich war für das k. k. Hof-Mineralienkabinet in Wien soviel Material zu erhalten, daß es ihm darauf hin möglich wurde, das Vorkommen dieser Arten bei Lapugy zu constatiren. Dagegen bin ich aber im Besitz einer sehr gut erhaltenen Oberschale, welche einer sechsten Art des Wiener Tertiär-Beckens — der Ostrea Hörnesi *Reuss* angehört. Noch muß erwähnt werden, daß nach dem Verzeichnisse der Petrefacten von Bujtur und Ober-Lapugy, welches in Stur's Bericht über die geologische Uebersichts-Aufnahme des südwestlichen Siebenbürgen und in Fr. Ritter v. Hauer's Geologie Siebenbürgens veröffentlicht worden ist und das Dr. Hörnes zusammengestellt hatte, eine siebente Austern-Art bei Ober-Lapugy vorkomme — die Ostrea hyotis *Brocchi*.

Um einerseits von meiner Arbeit den Vorwurf der Lückenhaftigkeit ferne zu halten und andererseits mich doch auch nicht dem Vorwurf der Weitschweifigkeit auszusetzen, werde ich nur die Arten eingehender beschreiben, von welchen mir genügendes Material vorliegt, und mich hinsichtlich

Digitized by Google

der andern nur nach Literatur-Angaben zugleich als Lapugyer Vorkommnisse bezeichneten darauf beschränken, kurze Diagnosen zu geben.

OSTREA (GRYPHAEA) COCHLEAR *Poli*.

Variet. fossilis: Ostr. navicularis Brocchi.
Hörnes l. c. Taf. 68, Fig. 1—3, a, b.

Nach den mir von Ober-Lapugy vorliegenden Schalen von der bezeichneten Art kann ich nachstehende Beschreibung derselben geben, wobei zu bemerken kommt, daß die große Verschiedenheit, welche zwischen Ober- und Unterklappe obwaltet, nothwendig eine absonderliche Beschreibung dieser wie jener erfordert.

Die vorwaltend länglich-eiförmige Unterklappe ist stets viel größer als die obere, im allgemeinen sehr stark gewölbt, kahnförmig, mehr oder minder dickschalig (bei Jugendexemplaren so dünnschalig, daß sie durchscheinend wird); der Wirbel wendet sich oft hakenförmig gegen die den Deckel bildende Oberklappe und zeigt an seinen Enden eine bisweilen verschwindend kleine Anheftfläche; derselbe ist wohl auch geflügelt und zwar theils nur an der Hinterseite, theils aber auch an Hinter- und Vorderseite, wo dann die ganze Klappe zugleich auch breiter und unregelmäßig verbogen zu sein pflegt; die Oberfläche wird von regellosen Anwachslinien bedeckt, welche bei unsern Exemplaren äußerst selten blätterig hervorragen; das Schloß besteht aus einem kurz- und breit-dreieckigen gerunzelten Feld, wobei die dreieckige seichte Bandgrube in der Mitte des Feldes sich je nach der Länge des Wirbels richtet; von dem Schloßfelde läuft im Innern der Klappe in einiger Entfernung vom Schalenrande auf jeder Seite eine hervortretende abgerundete Leiste in der Schale hinab, über welcher der obere Theil des erhöhten Seitenrandes gleich unterhalb des Schlosses bald unregelmäßig körnig, bald gekerbt erscheint.

Die stets viel kleinere, dünnere, deckelförmige Oberklappe ist eben oder wohl auch etwas concav und liegt ziemlich tief in die Concavität der Unterklappe eingesenkt, so daß deren Ränder weit über sie hinaufragen. Im Umrisse vom Breit-ovalen, beinahe Kreisförmigen bis zum Langelliptischen wechselnd, ist sie vorne abgestutzt und daselbst mit einem kleinen Wirbel versehen. Auf der Oberfläche erscheinen viele, feine, blättrige Anwachsstreifen. An einigen im k. k. Hof-Mineralienkabinet in Wien vorliegenden Lapugyer Stücken sind noch überdies vom Wirbel ausstrahlende rißartige Furchen bemerkt worden. Das Schloß ist ganz ähnlich dem Schloß der Unterklappe; der obere Theil des erhöhten Seitenrandes unterhalb des Schlosses erscheint wie dort unregelmäßig körnig oder gekerbt.

Digitized by Google

Der Muskeleindruck ist in beiden Klappen klein, seicht, rundlich und liegt wenig über der Mitte. Die Innenfläche der Klappen ist bei gut erhaltenen Exemplaren glatt. — Länge meiner größten Unterklappe $2^{2}/_{12}$ W. Z.; Breite $1^{10}/_{12}$ W. Zoll. — Nicht selten bei Lapugy.

Ostrea cochlear lebt jetzt noch im Mittelmeere und hat daselbst eine sehr große Verbreitung. — Im Vaterlande ist sie fossil noch angetroffen worden bei Pank und Klein-Roskany nächst Ober-Lapugy, Urwegen und Groß-Pold bei Reußmarkt, Telek bei Vajda-Hunyad; an beiden letzten Orten nur sporadisch. Die Anzahl der auswärtigen Fundstätten ist sehr groß; im Wiener Tertiär-Becken allein kennt man sie an 25 Punkten. Ich führe nach Literatur-Angaben noch an: Palermo, Milazzo bei Messina, Calabrien, Siena, Mondena, Asti, Piacenza, Castell' arquato; Corfu; Morea; Surány in Ungarn; Kostej und Nemesest im Banat (nach Stücken in meiner Sammlung); Radoboj in Croatien; Reifenstein bei Cilli, Drachenburg und Tüffer in Steiermark; Troppau; das Steinsalzlager von Wieliczka, Podjarkow und Lemberg in Galizien; Zabrze in Oberschlesien; Duera bei Algier.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien, ferner in der des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt, des Herrn Finanzsecretärs E. A. Bielz und in meiner Sammlung.

OSTREA PLICATULA *L. Gmelin.*

Hörnes l. c. Taf. 72, Fig. 3—8.

Sie gehört zu den Austern mit gefalteten Klappen und zwar mit gefalteter Ober- und Unterklappe.

Die Klappen sind gewöhnlich rundlich und an den Seiten geöhrt oder ausgebreitet, selten verlängert oder unförmlich, mittelmäßig dick und gewölbt, auf beiden Klappen strahlenförmig auslaufende, an Stärke und Länge ungleiche knotige Rippen, darüber hin knotig-faltige Anwachsstreifen; die Oberklappe wenig blättrig; das Schloßfeld breit, meistens wenig verlängert; die Schloßbandrinne breit und seicht, die Seitenwülste sehr wenig erhaben, fast eben; der Mantelrand stark körnig-gezähnt; der Muskeleindruck rundlich, oben abgeschnitten, fast in der Mitte. — Die Wiener Exemplare haben einen Durchmesser von 2 bis 3 Wiener Zoll.

Eine kleine, nur 1 W. Zoll breite Oberklappe in meinem Besitze dürfte dieser Art angehören und von einem jungen Individuum herstammen.

Diese Art lebt in den jetzigen Meeren noch fort und scheint sehr

Digitized by Google

verbreitet zu ſein; man kennt ſie aus allen Theilen des Mittelmeeres und des atlantiſchen Oceans. Fundſtätten der foſſilen Formen ſind außer Ober-Lapugy: Steinabrunn, Voitelsbrunn, Biſchofswart, Niederleis und Grußbach im Wiener Tertiär-Becken; Girgonti, Palermo, Piacenza, Sta Agata bei Tortona, Castell' arquato; die Inſel Rhodus; Kemencze bei Ipoly-Ságh; Triebitz und Rudelsdorf in Böhmen.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

OSTREA CRASSICOSTATA *Sow.*

Hörnes l. c. Taf. 68, Fig. 4 a und b Taf. 69.

Sie gehört zu den Auſtern mit gefalteter Unterklappe und ungefalteter Oberklappe.

Das Gehäuſe groß, dick und ſchwer; die untere Klappe faſt rund oder breit oval, gewölbt, ſehr dick, mit wenigen (4 bis 8), ungleichen, großen Rippen, mit wenig verlängertem Wirbel, mit kurzer breiter, wenig ausgehöhlter Schloßbandrinne, deren Seitenwülſte wenig erhaben, faſt eben ſind; mit großem, faſt rundem, tiefem, faſt mittelſtändigem Muskeleindruck. Die Oberklappe viel kleiner, dünner, wenig gewölbt, außerhalb dicht und ungleichartig blättrig-geſtreift, nicht gefaltet. — Im Wiener Tertiär-Becken Exemplare von 5 bis 9 W. Zoll Durchmeſſer.

Fundſtätten außer Ober-Lapugy: Rauchſtallbrunn bei Baden, Vöslau, Künring und Burg Schleinitz bei Eggenburg, Meiſſau, Muſchelberg bei Nikolsburg, Niederleis, Niederkrenzſtätten, Galgenleiten bei Immendorf, Großhöflein und Forſtenau im Wiener Tertiär-Becken; Doué (Maine-et-Loire), Martigues (Bouch du Rhon) in Frankreich; Palást bei Ipoly-Ságh, Nagy-Maros im Neograder Comitat, Schwabenberg bei Ofen in Ungarn; Gamlitz bei Ehrenhauſen; Lissabon.

Nur in der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

OSTREA BOBLAYI *Desh.*

Hörnes l. c. Taf. 70, Fig. 1 und 4.

Sie gehört mit der vorhergehenden in eine und dieſelbe Unterabtheilung.

Das Gehäuſe groß und ſehr dick; die Unterklappe breit oval oder faſt rundlich, gegen den Wirbel zugeſpitzt, gewölbt, dick, auf ihrer Oberfläche mit zahlreichen, gedrängt ſtehenden, faſt gleichen Rippen ſo wie mit

kreisförmigen blättrigen Anwachsstreifen; das Schloßfeld wenig verlängert, die Schloßbandrinne tief, deren Seitenwülste gewölbt; der Muskeleindruck fast in der Mitte, groß, tief, quer-oval; die Oberklappe wenig gewölbt, dick, auf der Außenfläche kreisförmig blättrig, die Bandgrube sehr seicht, deren Seitenwülste fast verflacht. Durchmesser der Wiener Exemplare $4^3/_4$ W. Zoll.

Fundstätten außer Lapugy: Gaudersdorf, Bischofswart, Steinabrunn, Muschelberg bei Nikolsburg, Großhöflein, Zahrhalmwald bei Oedenburg im Wiener Tertiär-Becken; Halbinsel Morea; Tarsus und Nemroun in Cilicien; Chateau de Cacamo in Lycien; die Ufer des Tajo; die Insel Malta; Tlemcen in Algier; Gallipoli; Insel Cypern; Insel Creta; Trieb itz in Böhmen.

Nur in der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

OSTREA DIGITALINA *Dubois.*

Hörnes l. c. Taf. 73, Fig. 1 bis 9.

Sie gehört mit O. crassicostata und Boblayi in eine und dieselbe Unterabtheilung.

Eine wegen ihrer Veränderlichkeit in Form und Oberflächen-Beschaffenheit sehr schwierig zu characterisirende Species. Dr. Hörnes sagt von ihr: „Abgesehen von den auffallenden Formen-Verschiedenheiten, welche durch lokale Verhältnisse, insbesondere durch den Grad des Aufgewachsenseins und die Beschaffenheit der Unterlage hervorgerufen werden, übt das Alter des Individuums einen sehr großen Einfluß auf die Entwickelung der Schalen." Daraus ergibt sich, daß eine Diagnose schwerlich so erschöpfend ausfallen könne und ausfallen werde, daß man in einzelnen Fällen sich wird ausfinden können. Man müßte nothwendig immer eine ganze Suite von Schalen vor sich haben.

Die Schalen sind zumeist verlängert-eiförmig, manchmal am Wirbel gekrümmt, mäßig verdickt; die Unterklappe ist gewölbt, mit 20 bis 45 strahligen Falten versehen, welche ungleich, öfter gespalten, selten blättrig-schuppig sind, dem Rande ein gekrauftes Aussehen verleihen, manchmal in fingerähnliche Hervorragungen ausgehen; das Schloßfeld ist wenig verlängert, dreieckig, die Schloßbandrinne tief, ihre Seitenwülste schmal und convex; der Muskeleindruck eiförmig, am hintern Ende verschmälert; der Mantelrand oberhalb mit Grübchen versehen; — die Oberklappe ist wenig gewölbt, deckelartig, mit concentrischen Anwachsstreifen, das Schloß-

Digitized by

feld kurz und abgestutzt, die Bandgrube oder Rinne seicht, der Mantelrand deutlich gezähnt.

Es liegt mir von Lapugy nur Eine Oberklappe dieser Art vor, welche der von Dr. Hörnes unter Fig. 6 abgebildeten Oberklappe nahe steht. Sie ist wenig gewölbt; ihren Umriß anbelangend ist sie mehr länglich-oval, am untern Ende nicht so ausgebreitet und abgestutzt, etwas sichelförmig gebogen; der Schalenrand ist zu beiden Seiten des fast ebenen Schloßfeldes einem großen Theile nach deutlich gezähnt; der Muskeleindruck liegt etwas seitwärts, ist sehr deutlich und schief-eiförmig. — Länge fast $2^1/_4$ W. Zoll; Breite fast $1^1/_4$ W. Zoll. — Aus diesen geringen Dimensionen der Schale schließe ich, daß sie von einem nicht ganz ausgewachsenen Individuum stamme. — Sehr selten bei Ober-Lapugy.

Ostrea digitalina hat eine außerordentliche Verbreitung. Im Vaterlande kommt sie außer Ober-Lapugy noch vor bei Pank und Bujtur; im Wiener Tertiär-Becken kennt man sie von 34 Punkten, hauptsächlich aus solchen Schichten, die dem obern Tegel und den Mergeln des Leithakalkes angehören, z. B. Gainfahren, Steinabrunn, Nikolsburg, Kienberg, Porstendorf, Nußdorf. Anderweitige Fundstätten sind: Kostej im Banat; Kemence, Dios Jenő (bei Neograd), Bia (bei Ofen), Hidas, Zagyva in Ungarn; Glinsko, Lemberg, Holubica, Znowdzno, Olesco in Galizien; Rudelsdorf in Böhmen; Wildon in Steiermark; die öfter erwähnten petrefactenreichen Punkte des südwestlichen Frankreichs; in Italien besonders Monte Gibio im Modenesischen; Wilshofen und Rainbach in Baiern, der Crag von Antwerpen.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

OSTREA HÖRNESI *Reuss.*

Hörnes l. c. Taf. 75, Fig. 1, 2, 3 a, b, 4.

Sie gehört zu den Austern mit faltenlosen Klappen.

Das Gehäuse wenig gewölbt, nicht dick, rundlich oder etwas vierseitig, neben dem Wirbel in Form eines kleinen Flügels bald nur an der einen, bald an beiden Seiten ausgebreitet, mit geradem oder nur wenig gekrümmtem Schloßrand, außerhalb mit ungleichen unregelmäßigen etwas blätterigen Anwachsstreifen bedeckt; das Schloßfeld kurz und breitdreieckig, quergestreift. — Die Schloßbandrinne der Oberklappe breit, kaum etwas ausgehöhlt, die Seitenwülste eben so breit und verflacht, der Muskelein-

Digitized by Google

druck klein, rundlich, seicht, in der Mitte der Länge der Klappe gegen die Hinterseite gelegen. — Die Oberklappe ist kleiner, dünn, flach, deckelartig.

Ich besitze eine Oberklappe, welche im Wesentlichen mit dem Schluß der voranstehenden Diagnose übereinstimmt und auf welche auch die ausführlichere Beschreibung, welche Professor Dr. Rouss, der nach Hörnes's plötzlichem Hinscheiden dessen Petrefacten-Werk zu Ende geführt hat, von den Oberklappen dieser von ihm benannten Art gegeben hat, ganz gut paßt.

Sie ist vierseitig, dabei etwas länglich, flach, nicht beträchtlich dick, zeigt auf ihrer Oberfläche unregelmäßige nur wenig blätterige Anwachsstreifen; das kurze und breit-dreieckige Schloßfeld ist fein quergestreift und so eben, daß sich eine Bandrinne fast nicht angeben läßt; dieses Schloßfeld hat eine schiefe Stellung zu dem übrigen Corpus der Klappe. Der Muskeleindruck ist klein, oval und sehr seicht. Vom Schloßrande an zeigt sich der eine Schalenrand fein gekerft, doch beschränkt sich die Kerfung nur auf den Theil des Randes, welcher in der Nachbarschaft des Schloßfeldes ist. — Länge $3^2/_4$ W. Zoll, Breite $2^3/_4$ W. Zoll. — Höchst selten bei Lapugy, da mir nur die einzige Schale meiner Sammlung vorgekommen ist.

Fundstätten dieser fossilen Art sind außer Lapugy nur Billowitz bei Brünn, Porstendorf, Ruditz und Wolfsdorf bei Fulnek im Wiener Tertiär-Becken.

Nur in meiner Sammlung.

Familie der Anomiaden.

(Anomiadae Gray).

Nach Vereinigung der vier Geschlechter Anomia L., Placunanomia Broder., Placuna Brug. und Hemiplacuna Sow. zur Familie der Anomiaden finde ich diese Familie im Dr. Hörnes'schen Petrefacten-Werke nachstehender Maßen characterisirt: „Die Schale ungleichseitig, ungleichklappig, dünnschalig, etwas glasig, innen perlmutter-glänzend, frei oder angewachsen und im letzteren Falle die linke Klappe tief ausgeschnitten oder durchbohrt. Das innere Band an einer gestielten Apophys oder an zwei gegen den Wirbel convergirenden Leisten befestigt. In der linken Klappe Ein, in der rechten Ein bis drei Muskeleindrücke."

In den Straten bei Lapugy ist diese Familie nur durch das Geschlecht Anomia vertreten.

Digitized by Google

Geschlecht ANOMIA Linné.

Das Gehäuse ist unregelmäßig, ungleichklappig, perlmutterartig; die linke (untere) Klappe ist kleiner, fast eben, dünnschalig, am Wirbel tief ausgeschnitten oder durchbohrt, die dadurch entstandene Lücke wird durch eine Knochenplatte gleich wie durch einen Deckel ausgefüllt, welcher auf dem der Muschel zur Unterlage dienenden Körper festsitzt; — die rechte Klappe ist größer, gewölbt und frei; das Schloßband befindet sich innerlich in einer flachen Grube unter dem am Rande gelegenen Wirbel; ein eigentliches Schloß fehlt. In der obern Schale werden drei Muskeleindrücke wahrgenommen, in der untern dagegen nur Einer.

Die mit Sicherheit nachgewiesenen ältesten Anomien gehören dem untern Lias an. Man kennt nahe an 40 fossile und 10 lebende Arten; einige von den fossilen trifft man noch lebend an.

In dem vom verstorbenen Dr. Hörnes verfaßten und zuerst von Hrn. Dionys Stur in seinem Berichte über die geologische Uebersichts-Aufnahme des südwestlichen Siebenbürgen und bald darauf auch von dem jetzigen Herrn Director der k. k. geologischen Reichsanstalt Franz Ritter v. Hauer in der Geologie von Siebenbürgen bekannt gemachten Verzeichnisse der Petrefacten von Bujtur, Lapugy und Pank finde ich Anomia Burdigalensis *Defr.* in die Rubriken Bujtur und Lapugy eingesetzt. Dieser Name hat dem ältern, der Conchylie schon 24 Jahre früher von Brocchi gegebenen Namen Anomia costata weichen müssen, wie denn auch Bronn den letzten Namen in seinen Enumerator palaeontologicus eingesetzt hatte. Es ist nun allerdings auffallend, daß in dem Schlußhefte der „fossilen Mollusken des Tertiär-Beckens von Wien" bei dieser Art bei Aufzählung ihrer Fundstätten Lapugy und auch Bujtur übergangen erscheint. Dieser Umstand darf uns aber nicht hindern, bei sonstigem Mangel des Materials, uns an die Angabe des vorerwähnten Verzeichnisses zu halten. Denn einmal gesteht das erwähnte Mollusken-Werk zu, daß die Fundorte dieser Art zahlreich sind, und dann folgt am Schlusse des Absatzes, der den Fundstätten gewidmet ist, nach dem Ortsnamen Wilshofen: „u. s. w.", was darauf hindeutet, daß mit den angeführten Ortsnamen die Fundorte von A. costata nicht erschöpft seien.

Wenn es mir selbst bei wiederholten Besuchen von Lapugy nicht gelungen ist, Schalen zu erbeuten, die sich mit Zuverlässigkeit als der A. costata angehörig betrachten lassen, so bezweifle ich das Vorkommen derselben daselbst doch um so weniger, da ich sie zuverlässig von Bujtur besitze. Die Seltenheit ihres Auffindens bei Lapugy erklärt sich daraus, daß

Digitized by Google

ſie vorherrſchend in den thonigen Straten des Leithakalkes vorkommt, dieſe Straten aber bei Lapugy, wenn ſie auch durchaus nicht fehlen, doch weniger gut aufgeſchloſſen ſind, als von wiſſenſchaftlichem Standpunkte aus zu wünſchen iſt. Eine ganz kleine Schale meiner Sammlung, von nur $1^1/_2$ Linie im Durchmeſſer, erkenne ich als Amonia, getraue mich aber nicht, ſie mit Entſchiedenheit der einen oder der andern tertiären Art zuzuzählen. Ich begnüge mich deren hier erwähnt zu haben.

Ich erwähne hier noch, daß von den foſſilen Anomien gewöhnlich nur die gewölbteren Oberklappen gefunden werden, weil ſie ſtärker und ſomit weniger zerbrechlich ſind, als die viel zarteren Unterklappen.

ANOMIA COSTATA *Brocchi*.

(Anom. Burdigalensis Desfr.).

Hörnes l. c. Taf. 85, Fig. 1, a und b, 2 bis 7.

Das Gehäuſe iſt im Umriſſe ſehr veränderlich, faſt kreisrund, eiförmig oder quer ausgebreitet, zart bis compact; die linke kleinere Klappe iſt flach, am Wirbel tief ausgeſchnitten; die rechte Klappe dagegen iſt größer, gewölbt, oft verbogen, auf der Oberfläche unregelmäßig, oft ſtrahlig-gerippt, mit 6 bis 16 Rippen verſehen, die in der Länge, Breite und Stärke ſehr variren, dazu kommen regelloſe concentriſche blättrige Anwachsſtreifen, welche der Klappe ein ſchuppiges Anſehen geben; drei ungleiche, ſeichte, in einer gekrümmten Vertikalreihe liegende Muskeleindrücke.

Da mir keine Schalen dieſer Art von Lapugy vorliegen, kann ich auch keine Angaben über die etwaige Größe der aufgefundenen und in Wien im k. k. Hof-Mineralienkabinet vorliegenden machen. — Ich glaube nicht zu irren, wenn ich deren Vorkommen bei Lapugy ein ſeltenes nenne.

Sonſtige Fundſtätten dieſer Art ſind außer Bujtur im Vaterlande, von wo in meiner Sammlung mehrere Stücke (Oberklappen) liegen, unter andern die mergeligen Schichten des Leithakalkes des Wiener Tertiär-Beckens, wo ſie auf nicht weniger als 27 Punkten gefunden worden iſt; die Inſel Rhodus; die Inſel Sicilien; Monte Mario bei Rom, Modena, Siena, Castell' arquato und Asti; Ste Maure (Touraine), Pezanas (Dep. Hirault), Saucats, Leognan und Montpellier; Bia, Ipoly-Ságh, Szobb bei Gran; Reichbach, Wilshofen.

Deutsche Mythen

aus

siebenbürgisch-sächsischen Quellen

von

Friedrich Wilhelm Schuster.

IV.

Der Schwertgott.

1.

Zwei Gottheiten, die mit Worn und Häl so sehr zusammenfallen, daß sie nach unsern Quellen kaum aus einander zu halten sind, werden in natürlicher Folge jenen zunächst angereiht, der Schwertgott und die in deutschen Ueberlieferungen als Frau Holla auftretende weibliche Gottheit. Daß in der deutschen Mythologie der Gott Zio fast bis auf seine verschiedenen Namen verloren gegangen, erklärt sich, glaube ich, auch aus dem Umstande, daß er in der Auffassung besonders der spätern Zeit mit der einen Seite seines Vaters Wuotan gleichbedeutend erscheinen mußte. Beide sind Kriegswalter und Siegesgötter, nur daß in dem Sohne besonders als Ear und Heru schon dem Namen nach der Schwertgott mehr hervortritt. So mußte es kommen, daß er durch das vielseitigere, gewaltigere Wesen Wodans allmählig verdunkelt wurde. Auffallend ist, daß selbst die Edda nur einen Mythus kennt, worin er bedeutender hervortritt. Indessen scheint er in Deutschland höhere Verehrung genossen zu haben.[1])

Der Name Zio iſt uns nicht erhalten, oder, was noch wahrſcheinlicher, nie eigen geweſen. Die Benennung des Dienſtags, die ihn am erſten enthalten ſollte, Dåsztich, Deåsztich, ſcheint nur andern Dialekten nachgebildet und verhält ſich zu Dienſtag wie zåsz zu Zins, låsen zu Linſen u. ſ. w. Wir ſind nicht Ziowari, ſondern wahrſcheinlich Verehrer eines Er, Aer oder Ear geweſen. Ob dieſes Wort in den zuſammengeſetzten Ortsnamen Aerkeden und Erestein, das Müller (Sagen S. 345) aus Fejér anführt, den einen Beſtandtheil bilde, wage ich nicht zu behaupten. An den Siegsgott kann das ſächſiſche Dorf Séibrich, deſſen Name ſich als Siegburg oder Siegberg überſetzen läßt, erinnern.

2.

So wenig unſere Quellen Namen und Perſon des Sieg- und Schwertgottes nachweislich enthalten, ſo wenig läßt ſich doch andererſeits der Schwertkultus unſerer Vorfahren bezweifeln. Vermuthen läßt ihn ſchon ihre Abkunft. Es bezeugen ihn auch die beiden ſich kreuzenden Schwerter in dem Wappen von Hermannſtadt (der Sachſen Vorort[2]) und Sagen, wie jene vom Draſer Schwert (Müllers S. 268). Als der Sachſen Vorfahren — heißt es darin — als Einwanderer in dieſes Land kamen und am Cibin, an dem Orte erſchienen, wo jetzt Hermannſtadt ſteht, den ihnen König Goiza geſchenkt, dem ſchönen Striche von Broos bis Draas, da zückten ihre zwei Anführer die Schwerter, ſteckten ſie kreuzweiſe in die Erde und leiſteten darauf den Schwur. Dann nahmen ſie die Schwerter und trugen eines nach Broos und das andere nach Draas und dort an dem Geſcheide des Sachſenlandes ſollten ſie aufbewahrt werden für alle Zeiten. — Die höchſt merkwürdige Sage ſucht den Urſprung des Hermannſtädter Wappens und des in der Kirche zu Draas aufbewahrten Schwertes zu erklären. Es geht aus ihr nicht nur die altheilige Sitte auf das in die Erde geſteckte Schwert zu ſchwören, ſondern auch die Aufbewahrung geheiligter Schwerter an geheiligten Orten — wie hier in der Kirche — hervor. Wie hier in der chriſtlichen Kirche, ſo wurde einſt im Tempel oder Haine des heidniſchen Gottes ſein Schwert aufbewahrt. Die Helden unſerer Märchen (es ſind deren einige im II. Abſchnitte angezogen) finden oft in Gebäuden (Paläſten) Schwerter von beſonderen Kräften an der Wand hängen. Das ſind einem Gott zuſtehende oder geweihte Waffen und die meiſt darauf zu leſende Schrift vertritt die alten Schwertrunen. Einer beſondern Achtung werth würde übrigens auch die Einleitung in-

ſerer Sage ſein, wenn ſicher wäre, daß ſie nicht bloß willkührliche Zuthat der letzten Zeit.

Der ſchönſte Zeuge des Schwertkultus iſt der Schwerttanz, den J. Grimm (Myth. 187) dem Zio zuweiſt. Bei der Inſtallation des ſächſiſchen Nationsgrafen, die überhaupt des Alterthümlichen ſo Vieles aufzuweiſen hat, mußte er jedesmal getanzt werden. Die Kürſchnerzunft hat das Vorrecht ihn aufzuführen. Eine Sage (Nr. 338 der Müller'ſchen Samml.) ſucht zu erklären, wie ſie es erlangt. Die Kürſchner von Hermannſtadt ſollen einſt — erzählt ſie — bei Talmeſch eine Heldenthat gegen die Türken verrichtet und einen Comes (d. i. Nationsgrafen) herausgehauen haben. Dafür ward ihnen die Ehre, jedesmal bei Einführung eines neuen Comes den Schwerttanz aufzuführen. Möglich, daß die Sage Wahres enthält; indeſſen knüpfen ſich derlei Sagen faſt überall, wo er noch im Gebrauch iſt, an den Schwerttanz. Vielleicht bewahrten die Kürſchner vor Andern in ihrer Zunft die Kunſt und Uebung des alten Tanzes. Das Kürſchnerhandwerk hat in früheren Zeiten eine weit größere Bedeutung gehabt als jetzt; es hat eine Zeit gegeben, in der es unbedingt neben dem der Waffenſchmiede das erſte geweſen ſein muß und noch jetzt zeigen die an manchen Orten mit Pomp gefeierten, immer in einem gewiſſen Rufe ſtehenden und auf zwei bis drei Nächte ausgedehnten Bälle der Kürſchnerzunft einen Schimmer des alten Glanzes. Mir iſt berichtet, daß der Schwerttanz früher noch bei andern feſtlichen Gelegenheiten aufgeführt wurde, überhaupt öfter und an mehreren Orten. Die Muſik wird wie bei faſt allen dieſen alterthümlichen Feſttänzen nach dem $^2/_4$ Tacte marſchartig geſpielt. Der mit ſcharfen Schwertern aufgeführte Tanz war früher — wie mir alte Leute erzählt haben — künſtlicher; immerhin läßt ſich noch eines jener kühnen Spiele darin erkennen, wie ſie Tacitus Germ. ſchildert. Noch jetzt iſt unſer Schwerttanz von Reden begleitet und hat einen Reigenführer; gewiß war er einſt wie der ebenfalls heidniſch feſtliche Rößchentanz der inbegriffene Theil einer mimiſch-dramatiſchen Vorſtellung. Seine religiöſe Bedeutung in dem heidniſchen Cultus läßt ſich ſchwerlich verkennen. Der Gott des Schwertes iſt uns vergeſſen, der Tanz, der ihn muthmaßlich einſt ehrte, lebt noch und hilft die feierliche Einſetzung unſeres höchſten nationalen Beamten verherrlichen.[8])

Wenn Andere dieſen Tanz vorzüglich für Woden in Anſpruch nehmen, ſo ſtehe ich mit ihnen nicht im Widerſpruch, wie es nicht unwahrſcheinlich erſcheint, daß derſelbe Tanz auch zu Ehren anderer Götter, vorzüglich derer, die wie Frô zugleich Schwertgötter ſind, aufgeführt worden

Digitized by Google

ſei. Daß er bei uns von den Kürſchnern, anderwärts durch Schäfer oder Meſſerer aufgeführt wird, ſcheint mir nicht zufällig und kann auf die Spur der jedesmaligen Bedeutung der Feſtvorſtellung leiten. Schäfer und Kürſchner und wer ſonſt vor Andern auserſehen iſt, den Tanz aufzuführen, müſſen einſt in näherer Beziehung geſtanden ſein zu den Gottheiten, denen er gegolten.[4]) Und ſo mag der Tanz auch verſchiedene Darſtellung und in denſelben verſchiedene Bedeutung haben und kann immerhin auch den Kampf des Sommers mit dem Winter ſymboliſiren; ausſchließlich wird ihm dieſe Bedeutung nicht zukommen; wenigſtens entſpricht einer ſolchen die Darſtellung unſerer Kürſchner nicht, in der ſich keine Spur von zwei kämpfenden Parteien zeigt. Eher könnte man dies von einem um Weihnachten in Schäßburg von Landleuten aufgeführten Schwerttanz vermuthen, der nach den ſpärlichen Nachrichten, die mir darüber zugekommen, allerdings auf Woden als Frühlingsgott und vielleicht noch mehr auf Frô zu leiten ſcheint.

V.

Hol.

1.

Wie der Schwertgott in Woden ſo und faſt noch mehr geht das in Deutſchland unter dem Namen Frau Holla oder Holda bekannte Weſen in unſerer Erd- und Todesgöttin auf. Uns hat die Göttin, die ſich zugleich mit Frea oder Frâ vielfach berührt Holt, Frâ Holt oder Hol geheißen, wie aus zwei Sagen (der 37. und 38.) bei Müller hervorgeht. Sonſt möchte man auf Hült ſchließen. Die erſte meldet von einem Horleschgröwen bei Reps; ein dunkler Gang führe hier zu einem mit eiſerner Thüre verſchloſſenen Gewölbe, worin ſich große Schätze befinden ſollen. Horleschgröwen iſt ohne Zweifel für Holeschgröwen zu nehmen mit vorſchlagendem r, wie es in unſerm Dialect mehrmals begegnet. Der dunkle Gang, die eiſerne Thüre, die großen Schätze erinnern unmittelbar an Häl. Einen ähnlichen Graben bei Nadeſch aber mit dem beſſer erhaltenen Namen Frâ-Holtegröwen bietet die zweite Sage. Auch führt Müller in den Anmerkungen noch einen Holbärch und Horleschbärch bei Zeiden, Schuller (in den Blättern für Geiſt, Gemüth und Vaterlandsk. 1851 S. 68) Huldabärch

Digitized by Google

und Hûldegrâwen bei Kleinſcheuern an. Auch von andern Seiten iſt mir von Holegrâwen und Holtegrâwen berichtet.[1]) Bei Nadeſch gibt es auch einen Frâholtebranen, bei Zuckmantel einen Frâ-Holtegruowen, bei Trappold einen hûljebranen.

2.

Jener Frâ Holtegrôwen bei Nadeſch ſteht in naher Beziehung zu einer Quelle, die vor einigen Jahren durch eine weiter nicht bekannte Frau gefaßt und mit Rinne verſehen wurde. Darf man dabei an Frâ Holt ſelbſt denken? — Frau Holda iſt vorzüglich Brunnengöttin. Den meiſten Orten des Sachſenlandes iſt ſie nur als „Branefrâ“ bekannt. Nach dieſem ihrem Beinamen iſt ein Kinderſpiel genannt. Ein Kind ſitzt bei dieſem Spiel auf dem Boden oder auf einem Fußſchemel, es ſtellt die Brunnenfrau vor, die andern umwandeln es und ſingen:

„Branefrâ, Branefrâ,
zêch mich ân de branen!“

Kann nun das Sitzende eines der umwandelnden Kinder erfaſſen und zu ſich ziehen, ſo muß dieſes Brunnenfrau ſein.[2]) Das Spiel gründet ſich auf den Aberglauben, daß die Kinder aus Frau Holdas Brunnen kommen und — nach der heutigen Anſchauung wenigſtens, wenn ſie ungetauft ſterben — wieder dahin gehen, zugleich auf jene Märchen, die uns erzählen, wie ein Mädchen zufällig in den Brunnen fallend d. i. von Frau Holda unſichtbar hineingezogen, ſich plötzlich in ihrem Reich ſieht. Aber in der von Haltrich aufgenommenen Variante dieſes Märchens fanden wir für Frau Holla eine alte Hexe und ihre geſammte Umgebung belehrte uns, daß wir Häl in ihr zu ſehen hatten. So geht alſo unſere Hol oder Holt auch als Brunnenfrau ganz in Häl über.

In einem Märchen ward erzählt von einer wohlthätigen Hexe, die durch Dörfer und Städte geht mit einer Wünſchelruthe in der Hand, womit ſie die verborgenen Schätze in der Erde aufſucht um fromme Arme zu beſchenken, während ſie unbarmherzige Reiche durch Feuersbrunſt u. dgl. beſtraft. Die Wohlthätigkeit, der Umzug, die Wünſchelruthe, die Schätze, die Macht zu lohnen und zu ſtrafen beweiſen, daß wir es hier mit einer Göttin zu thun haben, deren Weſen dem der deutſchen Holda entſpricht. Das Märchen erzählt weiter: Dieſe Zauberfrau pflegte die Leute gern auf die Probe zu ſtellen. Eines Tages kam ſie in ein Dorf und verlangte im erſten Hauſe einen Trunk Waſſers. Er wurde ihr verſagt. So erging es im zweiten Hauſe,

im dritten, in allen folgenden; nur im letzten Hause, worin ein armer Schuhmacher wohnte, wurde sie freundlich aufgenommen. Dieser wurde dafür reichlich belohnt, während sich ein furchtbares Hagelwetter über den Besitzungen der Andern entlud. Auch dieses Märchen enthält Anklänge an Häl.

3.

Daß in der weißen Frau, die als Waldfrau, Schatzwächterin, Todverkünderin erscheint, Holt von Häl gar nicht zu trennen ist, habe ich schon in dem betreffenden Abschnitt hervorgehoben. Die Sage Nr. 40 bei Müller erzählt: In alten Zeiten begab es sich, daß ein Bauer aus Niedereidisch in den Wald ging. Dort zog er seine Pfeife heraus und wollte rauchen. Da erschien eine weiße Frau, sah ihn mit zornigen Blicken an, stampfte mit dem Fuß und rief: Wer gibt dir die Erlaubniß in meinem Wald zu rauchen? u. s. w. Es ist die Bäschmotor, die hier ihr Heiligthum nicht will entweihen lassen. Die weißen Jungfrauen bei Schätzen sind eine sehr häufige Erscheinung. Müller's Sammlung enthält zwar nur zwei Sagen dieser Art Nr. 419 a und b, aus dem Nösner Gelände aber sind mir mehrere mitgetheilt. In der einen von Müller's Sagen, streckt die Jungfrau dem Manne, dem sie erschienen, ein weißes Tuch entgegen. Hätte ers ergriffen, sie hätte ihn zu großen Schätzen geführt. Nösner Sagen lassen umgekehrt die Jungfrau dem Menschen ein weißes Pfand abverlangen. Das ist die „liehte varwe," die des Todes Zeichen ist.[3]) Alles weist zu der Todtengöttin. Noch entschiedener ist dies bei todverkündenden weißen Frauen der Fall. Davon ist bei Häl im allgemeinen gesprochen; in bestimmten Häusern und Familien erscheint bei uns die weiße Frau nur selten.[4]) Auf dem Pfarrhof in Meschen soll sie mehrmals erschienen sein; so oft es geschah, erfolgte ein Unglück. In Agnethlen kündigte ihr Erscheinen in einem gewissen Hause jedesmal den Tod eines Familiengliedes an. In Hermannstadt will man sie im Straußenburg'schen Hause hinter dem Leichgarten gesehen haben. — Die weiße Frau führt eigentlich auf Frau Berchta, die an der Spitze der Todten, wenigstens der ungetauft gestorbenen Kinder einherzieht. Davon hat sich bei uns, wo Berchta überhaupt ganz unbekannt ist, kaum eine verblaßte Spur erhalten. Eine Sage aus Mühlbach (Nr. 64 bei Müller) erzählt, daß eine Frau ihr Kind verloren hatte und jeden Tag bitterlich auf dessen Grabhügel weinte. Eines Tages überwältigte sie der Kummer so, daß sie ohnmächtig hinsank. Da träumte ihr, es komme ihr Kindlein zu ihr in einem nassen Hemdchen,

Digitized by Google

gebückt unter der Laſt zweier irdener Krüge, die es in beiden Händen trug. „Ach!“ — ſprach es — „Mutter! weine nicht mehr! ich kann deine vielen Thränen nicht mehr tragen!“ u. ſ. w. Die Göttin ſelbſt erſcheint hier nicht, läßt ſich aber nach der analogen deutſchen Sage (Gr. D. M. S. 885) vermuthen. Holda und Berchta führen als weiße Frauen unmittelbar zu Häl; die weiße Frau als Ahnfrau führt zur Allmutter Erde.

VI.

Der Donnergott.

1.

Der Donnergott, nach der Edda Sohn des himmliſchen Allvaters und der mütterlichen Erde, alſo für uns des Woden und der Häl oder Bäschmoter reiht ſich in natürlicher Folge hier an. Bei allen germaniſchen Stämmen war er nächſt Wodan am höchſten verehrt; gewiſſen Kreiſen ſcheint er faſt in noch höherem Anſehn geſtanden zu haben als dieſer. Auch unſeren Vorfahren iſt er ohne Zweifel ein großer Gott geweſen. Daß ſie indeſſen vorwiegend Wodensverehrer waren, zeigt ſich in unſern nicht nur ſpärlicher, ſondern auch trüber fließenden Quellen zur Mythologie Donars.

Ohne Zweifel war in unſerer Sprache der Name des Gottes Daner nach Verſchiedenheit der Mundarten auch Däner. Noch erſcheint er in den ſubſtantiviſchen Zuſammenſetzungen: Danerstich (= Namen des Donnerstags, an welchem auch bei uns gewiſſe Arbeiten und Geſchäfte nicht, andere vorzugsweiſe vorgenommen werden. Danerschmuort (= Donnersmarkt, Ortsname) Danergruewen (= Donnergraben), dann in den adjectiviſchen Bildungen: gedanert, gedånerstich, danerschlåchtich, womit Menſchen bezeichnet werden, denen ſchwer beizukommen, die gerne wild zufahren,[1]) in den Flüchen: dat dêch det danerwäder, det hîder lächt wäder, det hîder lächt danerwäder, oder, wie oft geſchieht, mit Verſetzung der Wörter. det hîder, danerlächt wäder zeschlô sûl, die etwa die Bedeutung haben: daß dich das Donnerwetter, daß dich das feurige (hîder = brennend, feurig; vgl. hîderneszel = Brennneſſel und Schuller Beitr. zu einem Wörterb. der ſiebenb.-ſächſ. Mundart den Art. hîderlächt!) lichte Wetter, daß dich das brennendlichte Donnerwetter, das feurige, donnerlichte Wetter zerſchlagen

möge! Allerdings tritt in dieſen Verwünſchungen zunächſt die Naturgewalt hervor; doch wird der alte Fluch ohne Zweifel erſt dadurch zu ſolcher Bedeutung gekommen ſein, daß der Gott im Hintergrunde und die Naturgewalt von ihm ausgehend gedacht wurde. (Gr. Myth. 153) Für Blitz und Wetter hat ein Fluch aus Bootſch Feuer d. i. das himmliſche Feuer „Det feuer erflum dich! = das Feuer entflamme dich! iſt dort gleichbedeutig mit: det wäder sül dich erschlön!“

2.

Thor iſt rothhaarig, wenigſtens wird ihm ein rother Bart zugeſchrieben; wenn er ihn anbläſt, ſtieben Funken d. i. Blitze daraus. Rothhaarig ſind nach Märchen, Sagen und Aberglauben die Teufel und vor einem Rothkopf, ſagt das Sprichwort, ſoll man ſich in Acht nehmen. Das führt allerdings mit mehr Wahrſcheinlichkeit auf Rieſen oder auf den auch rothhaarigen Loki. Mehr mit dem Weſen des Donnergottes ſtimmt es überein, wenn nach dem Volksglauben rothhaarige Leute gewöhnlich höchſt gutmüthig ſein ſollen, nur auch reizbar und jähzornig. Der volksthümliche Fluch: dat dich der rit schödlé sül = daß dich der Rothe ſchüttle! nimmt gewiß auf den Donnergott Bezug.

Als Blitzſchleuderer hat Thor einen Hammer, miölnir (= Zermalmer) der, ſo oft er ihn wirft, immer wieder in ſeine Hand zurückkehrt. Manche Spuren dieſer Anſchauung ſind zurückgeblieben. Ed äs e ferhimert kärl iſt gleichbedeutig mit ed äs e fordanert oder e gewädert kärl, Ausdrücke, womit man Leute von tüchtigem Weſen zu bezeichnen pflegt. So ſagt man: dat dich der humer! für: dat dich det wäder, dat dich der daner! ſelbſt für: dat dich der teiwel! Ein in Birk gebräuchlicher Fluch: dat dich det stênchi rêren sül! = daß dich der Stein treffe! läßt nicht zweifelhaft, was für ein Hammer gemeint iſt. Stênchi iſt gleichbedeutig mit Hammer. Der Steinhammer alſo, der ſogenannte Donnerkeil iſt gemeint. Jene in faſt allen Theilen Europas aufgefundenen ſteinernen Streithämmer, meiſt aus grünem Serpentin in Form eines mit Oehr verſehenen Keils nennt auch unſer Volk Donnerkeile und glaubt, daß ſie mit dem Blitz herniederfahren. Solche Donnerkeile pflegt man gegen den Viehmar in den Stall zu legen und ſelbſt zu Heilzwecken zu verwenden. Wenn Jemand den Urin nicht halten kann, ſo läßt man ihn in Kreuz und ſonſt ſein Waſſer durch einen „Donnerſtein“ abſchlagen. Ein ſolcher Donnerſtein, ſagt man dort, fährt bei jedem einſchlagenden und nicht zündenden Blitz dermaßen tief in die Erde, daß er erſt

Digitized by Google

im neunten Jahr wieder auf der Oberfläche zum Vorschein kommt. Ganz Gleiches sagt die Sage Nr. 35 bei Müller von dem Donnerstein. Das Wiedererscheinen auf der Oberfläche deutet auf das Wiederkehren des Hammers in des Gottes Hand. Auch die Axt des Wetterführers (in Wittstocks Sagen und Lieder aus dem Nösner Gel. Nr. 5) ist wohl als Donnerhammer zu fassen. Als Härgot erscheint, wie ich glaube, der Donnrer in dem Märchen Nr. 1 bei Haltrich, wo er den beiden verwaisten Kindern einen Hammer gibt, womit sie an die Pforten der Häuser klopfen sollen, bis sich eine aufthut. Bei der Königsburg öffnet sich dem Hammer das Thor und sie finden daselbst ihren Vater. Das Märchen ist weitverbreitet unter verschiedenen Nationen doch — so weit mir bekannt geworden — ohne den angeführten Zug.

Unverkennbar und in lebendigster Sinnlichkeit hat eine Mettersdorfer Schatzsage den Gott erhalten. Ein Mann übernachtete mit seinem Vieh auf dem Feld. Gegen Mitternacht nahte ein starkes Gewitter. Ein Birnbaum war in der Nähe; unter den rettete er sich. Das Gewitter entlud sich; nach einem Blitz, der niedergefahren, sah er eine Flamme auflodern und bezeichnete sich die Stelle. Hernach grub er daselbst in einer Nacht nach den vermutheten Schätzen. Er traf auf einen eisernen Boding, den er aber vergeblich aus der Grube zu heben bemüht war. Da ward es plötzlich hell über ihm; er blickte empor und sah eine riesengroße Gestalt aus einer schwarzen Wolke herabfahren. Es war ein gewaltiger Mann, dessen fliegende Haare in der Luft wie eine Flammenwolke leuchteten, in der einen Hand hielt er einen ungeheuren „Schlégel“ (d. i. Faßbinderhammer), in der andern eine brennende Keule von der Größe einer stattlichen Fichte. Er trat vor die Grube, hob mit einem Ruck den Boding heraus und stellte ihn oben hin. Dann sah er den Mettersdorfer mit großen, blitzenden Augen an und redete mit Donnerstimme, indem er jenem verkündete, daß er den Schatz nicht haben solle, weil er sich vor dem Gewitter gefürchtet, denn nur dem Furchtlosen würden die Schätze zu Theil. Dieser Schluß scheint verderbt, das Uebrige aber gehört zu den schönsten Stücken ächter Volksüberlieferung. Das Gewitter, der Blitz, der die Schatzstelle bezeichnet, der gewaltige Mann mit dem Flammenhaar, das einer leuchtenden Wetterwolke gleicht, der gewaltige Hammer lassen keinen Zweifel, daß wir Thor vor uns haben. Die flammende Keule, eine Wiederholung des Hammerattributs, ist aus andern Ueberlieferungen nicht bekannt; durch passende Symbolik erscheint sie nicht unorganisch dem Ganzen eingefügt.

Digitized by Google

Der Mann mit dem Hammer begegnet uns auch in einer ſpäter zu erwägenden Schatzſage. Oft iſt ſpäter, namentlich zum Behufe des Weihens das Kreuz an die Stelle des Hammers getreten, mit dem es Aehnlichkeit hatte. Nicht als bloße Naturgewalt, ſondern als unmittelbare Aeußerungen der göttlichen Macht ſieht das Volk zum Theil noch heute Blitz und Donner an. Daher die Redensarten: „Wun doch åsor Härgot mät séinjem hélijen danerwäder drä sohlö sîl! dåt sûl det Gotsdanerwäder!“ und ähnliche. Wenn es blitzt, ſoll man nicht mit dem Finger gegen den Himmel zeigen; das mißfällt Gott. Noch heidniſcheren Ton hat: Nach der Gewitterwolke ſoll man nicht zeigen, ſonſt wird man vom Blitz erſchlagen. In der Wetterwolke fährt der Gott daher, der dem Herausforderer ſeinen Hammer zuſchleudert. Wenn es donnert, droht man den Kindern: „hîrt! — åser härgot äsz zornich!“ oder „åser härgot fiert mät séinjem wuogen iwer de wûlken.“

3.

Der Vorſtellung, daß Gott über den Wolken fährt, wenn es donnert, iſt Erwähnung gethan. Das Rollen des Donners iſt einem ſtarken Wagengerolle ſo ähnlich, daß wer zweifeln will, in jener Vorſtellung allein die Reſte alten Heidenthums nicht anerkennen möchte. Indeſſen ſind uns noch ſo bedeutende Trümmerſtücke gerade dieſes Theils des Mythengebäudes erhalten, daß ſich unzweifelhaft erkennen läßt, zu welchem Bau ſie einſt gehört haben, wenn ſie auch gegenwärtig als bloßes Material in neuen Mauern verbraucht erſcheinen. Bekanntlich fährt Thor mit Ziegenböcken. Wagen und Böcke ſind Symbol der donnernden Gewitterwolke wie Odhins Heidhrun der Regenwolke. Wir treffen zuweilen in unſern Volksüberlieferungen die Ziege an des Donnerers Seite. Eine Mettersdorfer Schatzſage erzählt: Nachts um die zwölfte Stunde ging ein Knabe mit drei Gefäßen zum Moorbrunnen (Muorbrauen) nach Waſſer. Er hatte die drei Gefäße mit einem weißen Tuch, das er durch die Henkel gezogen, zuſammengebunden. Bei der Steinbrücke erſchien ihm in der Luft ſchwebend ein alter Mann mit langem Bart in weißem Leintuch. Zum Erſchrockenen ſprach der Greis freundlich: „Tritt näher mein Kind! ſoll dir nichts geſchehn; habe eine Bitte an dich: gib mir etwas Weißes von dir.“ Der Knabe reicht ihm ein Stückchen von ſeinem weißen Tuch, geht zum Brunnen, füllt die Krüge. Zurückkehrend trifft er bei der Steinbrücke eine weiße Ziege, welcher er ebenfalls ein Stückchen von ſeinem weißen Tuch abtreten muß, worauf ſie verſchwindet. Am folgen-

Digitized by Google

den Tag gräbt der Knabe mit einem krummen Meſſer nächſt der Steinbrücke, trifft bald auf einen Keſſel und hebt ihn heraus. Da tritt ihm eine Jungfrau, weiß gekleidet und mit ungeflochtenen, weißen Haaren in den Weg. Sie verlangt ebenfalls ein weißes Zeichen. Da er ihr die Pelzmütze geben will, ſagt ſie, damit müſſe er den Schatz meſſen. Er gibt ihr einen Streifen von ſeinem Hemde. Sie warnt ihn, ſeinen Fund nicht zu verrathen, weil er ſonſt den Schatz verlieren könne. Der Knabe trägt den Keſſel nach Hauſe und ſetzt ihn auf den Tiſch. Da ſpringt der Deckel auf, Greis, Ziege und Jungfrau erſcheinen auf dem Tiſch, es wird hell im Zimmer. „Gott ſei Dank!“ ruft der Knabe, da verſchwinden die Erſcheinungen. Mit der Pelzmütze mißt er nun ſeinen Schatz, und mißt und mißt, aber der Keſſel will nicht leer werden. „Was, der Teufel iſt das?“ ruft er verwundert; da iſt der Keſſel leer, eine thönerne Schale ſteht auf dem Tiſch, daneben ein ſchwarzer Mann mit ſchwarzem Bart, rother Mütze auf dem Kopf, Schlägel und Reiftreiber in der Hand; neben ihm eine ſchwarze Ziege und eine ſchwarze Jungfrau. Erſchrocken ruft der Knabe: „Gott, was ſoll ich nun mit dieſen anfangen?“ — Da verſchwinden auch dieſe Geſtalten u. ſ. w. Das bereits gemeſſene Geld iſt dem Finder geblieben. — Die opernartig gehäuften Erſcheinungen und Verwandlungen ſind auffallend; doch iſt ſolche Eigenheit characteriſtiſch für die Sagen des Nösner Geländes, beſonders Mettersdorfs, ohne daß ich einen Grund zur Erklärung bringen könnte. Bei der Erſcheinung des alten Mannes im weißen Leintuch iſt man zunächſt verſucht an Woden zu denken, indeſſen, da bei der letzten Erſcheinung auch Ziege und Jungfrau ſchwarz werden, erkennt man leicht, daß wir es immer mit denſelben Weſen zu thun haben. Der bärtige Alte mit weißen Locken iſt alſo auch derſelbe, der uns hernach in der rothen Mütze mit dem Schlägel in der Hand als Donnergott entgegentritt. Hatte man ſich gewöhnt den Donnerhammer als Faßbinderſchlägel darzuſtellen, ſo kann es nicht auffallen, daß bald auch der Reiftreiber hinzutrat. Wir haben alſo in unſerer Sage den Donnerer als Schatzgottheit. Neben dem gewöhnlichen Attribut des Hammers tritt hier in entſchiedener Weiſe auch die Ziege an ſeine Seite. Welche Gottheit durch die andere Begleiterin, die Jungfrau, vertreten werde, iſt hier von geringerer Bedeutung. Da ſie weiße und ſchwarze Frau zugleich iſt, würde man ungezwungen auf Hâl geführt, wenn nicht auch der Alte und die Ziege in derſelben Weiſe in doppelter Geſtalt erſchienen. Darf ſie durch ihre weißen Haare an Sif, Thors Gemalin mit den goldenen Haaren erinnern?

Digitized by Google

Wie Woden durch ſeine Vögel, ſein Roß, ſeine Wölfe, Häl durch ihren Hahn, ihren Rappen, ihren Höllenhund, ſo wird Doner oft genug durch ſeine Ziege, ſeinen Ziegenbock vertreten. So belehrt uns eine Anmerkung zu Nr. 9 der Haltrich'ſchen Märchen, daß andere Relationen an Stelle des alten Mannes im grauen Mantel eine alte Steingais in Handlung ſetzen. Dieſe Steingais (Ziege oder Bock) hätte keinen Sinn, wenn ſie nicht für ihren Herrn Daner einträte. Er alſo iſt nach dieſer Relation der Schutzpatron, wozu er auch nach Anlage und Ton des Märchens noch mehr eignet als Woden.

Warum der Teufel, in den der Donnergott ſo oft übergegangen iſt, nicht nur rothhaarig ſondern auch bockshörnig und ziegenfüßig gedacht wird, erklärt ſich, ohne daß man die weiterliegenden Faunen und Satyren zu Hilfe nehmen müßte. Wie den Pferdefuß von Wodens Roß, die Hahnenfeder von Häls oder Wodens Hahn, die Drachengeſtalt von Häls Winter- oder Feuerdrachen, ſo hat er Bockshörner und Ziegenfuß von Donars Böcken entlehnt. Ja er nimmt oft genug die Geſtalt des Ziegenbocks gänzlich an. Auch hier zeigt ſich Analogie mit andern Erſcheinungen. Hexenproceſſe enthalten ebenſo oft das Geſtändniß der Unzucht mit einem ſchwarzen Bock, als mit einem ſchwarzen Hahn, in deren Geſtalt jedesmal der Teufel ſelbſt auftritt. Auf ſchwarzem Bock reiten die Hexen zur Maiverſammlung, ins Pfefferland u. ſ. w.

5.

Warum wird der Teufel hinkend gedacht? Auch das führt in den Mythus unſeres heidniſchen Donnergottes und auf ſeinen Ziegenbock zurück.[2]) Der eine von Thors Ziegenböcken war an einem Hinterfuße lahm. Thor hatte ſie, wie er oft zu thun pflegte, auf ſeiner berühmten Fahrt zu Utgardloki bei einem Bauern einkehrend geſchlachtet und geſpeiſt, weil er die überbleibenden Knochen immer wieder neu zu beleben vermochte. Als er aber am andern Morgen die Wiederbelebung durch Hammerweihe vornahm, blieb der eine Bock hinkend, weil des Wirthes Sohn das untere Schenkelbein zerſchlagen hatte, um das Mark herauszunehmen. Dieſer Mythus muß nicht weniger allgemein verbreitet geweſen ſein, als ſpäter die Vorſtellung vom hinkenden Teufel; auch gehört das Hinken des Donnerbocks mit zur Symbolik des germaniſchen Heidenthums.

Unſtreitig führt auch das auf vielen ſächſiſchen Dörfern übliche Kapra-Spiel, wie zuerſt Schulrath Schuller (in der Transilvania von 1851) wahrſcheinlich gemacht hat, auf dieſen Mythus zurück. Ein

Klotz wird mit drei Füßen versehen und heißt kapra (in walach. Sprache Ziege). Darauf werfen dann die Buben mit der Absicht die Ziege umzuschlagen.[3]) Es ist Thors Ziegenbock, dem hier der eine Fuß fehlt, nicht nur damit er leichter umfalle, sondern auch in unbewußter Darstellung des beschädigten Schienbeins. Ein ähnliches Spiel ist das Klotzumwerfen in Deutschland.[4])

Vollständig ist das erwähnte Abenteuer Thors in einer volksthümlichen, mimisch-dramatischen Vorstellung erhalten, die in jeder Hinsicht höchst merkwürdig ist. In Aerkeden, einem sächsischen Dorfe in der Nähe von Schäßburg, ist es Sitte, diese Vorstellung bei Hochzeiten aufzuführen. Wir verdanken die Mittheilung dieses Kabinetstückes dem ev. Ortspfarrer Fronius, der zuerst bei der Generalversammlung des Vereins für siebenbürg. Landeskunde zu Bistritz im August 1860 eine ausführliche Schilderung der Vorstellung, wie sie unter dem Namen des „Rößchentanzes" in seiner Gemeinde üblich ist. Die in der Bistritzer Versammlung vorgelesene Abhandlung erschien unter der Aufschrift: „Eine sächsische Bauernhochzeit aus dem Haferlande" nach einigen Monaten im sächsischen Hausfreund für 1861 und ihr ist der hier folgende Auszug entnommen.[5])

„Eine gewiß uralte, dramatische Darstellung ist der sogenannte Rößchentanz, in welchem sieben Personen (Fronius zählt den Hochzeitsvater, der nothwendig zur Handlung gehört, nicht mit) auftreten: ein Oberst, ein Unteroberst, zwei Walachen: Surdule und der lustige Kravak (letzterer als Spaßmacher), eine von den beiden Walachen geführte Ziege und zwei Rößchen. Die Ziege wird durch eine, in ein weißes Leintuch gehüllte Mannsperson dargestellt, die Rößchen treten in weißen Strümpfen mit farbigen Tüchern und Bändern geschmückt und mit kleinen Schellen behangen auf und tanzen auf das Commando des Obersten nach einer eigenthümlichen Musik den Rößchentanz. Der Inhalt der Handlung ist folgender: Zuerst tritt vom Obersten geschickt der lustige Kravak ein und bittet in walachischen Reimen um Quartier, da ihn ein großer, großer Herr geschickt habe, bleibt aber dann beim „guten Leben" ohne dem Obersten Antwort zu bringen. Dann schickt dieser den Unteroberſten hinein. Dieser grüßt den Hochzeitsvater schön, und fragt im Namen des Obersten, ob er hineinspazieren dürfe; er habe unter andern zwei schöne und geschickte Pferde.

Schön geziert
hochgemandiert,
wie es sich auf den Hochzeiten gebührt. —

Sobald die Erlaubniß einzutreten vom Hochzeitsvater gegeben ist,

Digitized by Google

tritt der Oberſt mit dem übrigen Perſonal ein und ſpricht zum Hochzeitsvater: Laßt euch nicht wundern, daß ich bin gekommen mit meinem ganzen Chor!

Ich bin kommen von weitem
Durch Land und Leute ꝛc.

Dann wird getanzt. Während des Tanzes hat der Luſtigmacher Gelegenheit ſeine Poſſen anzubringen. Nach einem Zwiſchenact auch poſſenhafter Natur folgt die eigentliche Handlung. Der Hochzeitsvater will dem Oberſten die Gais abkaufen, verlangt aber als Zugabe entweder den Kravak oder den Surdule (oder bald den Einen, bald den Andern?) Keiner will aus des Oberſten Dienſte treten und beide preiſen ihre Bedeutung und Wichtigkeit für den Oberſten. Zuletzt vereinigen ſich beide die Ziege, nachdem ſie mit ihr in die Wette getanzt, todt zu ſchlagen. Der Oberſt wird darüber zornig. Da nehmen die Walachen ihre Knittel und blaſen der Ziege damit einen lebendigen Odem ein, ſo daß ſie wieder tanzt. Zuletzt wird nochmals ein Rößchentanz aufgeführt.

Man vergleiche mit dieſer Schilderung die Erzählung der Edda Snorris von Thors Fahrt zu Utgardloki bis zum Schluß des erſten Abenteuers. Thor — ſo wird berichtet — fuhr aus mit ſeinem Wagen und ſeinen Böcken und mit ihm der Aſe, der Loki heißt. Da kamen ſie am Abend zu einem Bauer und fanden da Herberge. Zur Nacht nahm Thor ſeine Böcke und ſchlachtete ſie; darauf wurden ſie abgezogen und in den Keſſel getragen. Und als ſie geſotten waren, ſetzte ſich Thor mit ſeinen Gefährten zum Nachtmahl. Thor bat auch den Bauern, ſeine Frau und beide Kinder mit ihm zu ſpeiſen. Des Bauern Sohn hieß Thialfi und ſeine Tochter Röskva. Da legte Thor die Bocksfelle neben den Herd und ſagte, der Bauer und ſeine Hausleute möchten die Knochen auf die Felle werfen. Thialfi, des Bauern Sohn, hatte das Schenkelbein des einen Bocks, das ſchlug er mit ſeinem Meſſer entzwei um zum Mark zu kommen. Thor blieb die Nacht da und am Morgen ſtand er auf vor Tag, kleidete ſich, nahm den Hammer Miöllnir und erhob ihn, die Bocksfelle zu weihen. Da ſtanden die Böcke auf, aber dem einen lahmte das Hinterbein. Thor befand es und ſagte, der Bauer oder ſeine Hausgenoſſen müßten unvorſichtig mit den Knochen der Böcke umgegangen ſein, denn er ſehe, das eine Schenkelbein ſei gebrochen. Groß war die Angſt des Bauern, als er ſah, daß Thor die Brauen über die Augen ſinken ließ, und wie wenig er von den Augen ſah, ſo meinte er doch vor der Schärfe des Blicks zu Boden zu

Digitized by Google

fallen. Thor faßte den Hammerſchaft ſo hart mit den Fingern an, daß die Knöchel davon weiß wurden. Der Bauer geberdete ſich, wie man denken mag, ſo, daß alle ſeine Hausgenoſſen entſetzlich ſchrieen, und Alles, was ſie hatten, zum Erſatze boten. Als Thor ihren Schrecken ſah, ließ er von ſeinem Zorn, beruhigte ſich und nahm ihre Kinder, Thialfi und Röskva zum Vergleiche an; die wurden nun Thors Dienſtleute und folgten ihm ſeither überall.[6])

Ich bekenne ohne Vorbereitung, daß ich unſeren mimiſch-dramatiſchen Rößchentanz für einen Niederſchlag dieſes Thormythus anſehe; Bedenken ſollen hernach erwogen werden. Allerdings iſt das Stück nicht beſſer erhalten, als es eben den Umſtänden nach möglich war, und nicht bei dem erſten Ueberblick iſt mir ſeine ganze Bedeutſamkeit aufgefallen. Indeſſen hat es doch ſchon den erſten Mittheiler mythiſch angewittert und eine genauere Unterſuchung ließ bald auf den nicht tief verborgenen Schatz ſtoßen. Wenn mich nicht Alles täuſcht, ſo fehlt in unſerer Ueberlieferung kein Zug, keine Perſon des ausgezogenen Mythus, kein Factor der Begebenheit; nur ſind einmal die handelnden Perſonen verwechſelt und iſt zweimal die Folge der Action verrückt. Der Hochzeitsvater iſt der Bauer der Snorr Edda, bei welchem der Oberſt, der große, große Herr, und der Unteroberſt d. i. Thor und Loki — die in andern Relationen noch bezeichnender, beide als „Könige", auftreten — von weitem kommend Herberge ſuchen und finden. Die beiden Walachen ſind die Kinder des Bauern, die während der Begebenheit in den beſtändigen Dienſt Thors übergehen ſollten, hier aber durch eine Verrükkung der Actionsfolge ſich ſchon in ſeinem Dienſt befinden. Daß ſie nachher gar nicht dieſen Dienſt verlaſſen wollen, iſt ein Zug, worin ſich die unlösbare Fortdauer dieſes Verhältniſſes erhalten hat. Die Ziege d. i. der Ziegenbock fehlt auch nicht in unſerer Ueberlieferung, nur iſt ihr Gefährte in Rößlein und ſogar in zwei verwandelt worden. Auch die Tödtung der Ziege iſt da, nur wieder aus der Folge gerückt und zuſammenfallend mit der Schädigung des Schienbeins. Die Belebung erfolgt auch; aber hier ſind die Perſonen verwechſelt und an die Stelle des Hammers iſt der Knüttel getreten. Ueber die Schädigung ſeiner Ziege zürnt der Oberſt oder König, wie dort Thor. Auch die Buße wird ihm ge-

boten, was durch das Anerbieten des Hochzeitsvaters die Ziege und die Diener (d. i. seine Kinder) zu kaufen (d. i. zu lösen) ausgedrückt wird; nur wieder nicht an der rechten Stelle. Wie dann im Thormythus der Snorr Edda die Kinder des Bauern in des Gottes Besitz übergehen, und ihn überall begleiten, so bleiben sie hier in seinem Besitz — der Hochzeitsvater hat sie nicht lösen können — und verlassen des Wirthen d. i. Vaters Haus. Wenn übrigens der Oberst von seinen Rößchen sagt:

„Wir sind kommen in dem Mai —
Unsere Rosse fressen doch kein Heu,
Wir sind kommen über die Gassen —
Unsere Pferde saufen kein Wasser,
Wir sind kommen bis hieher —
Unsere Pferde gehen doch nicht schwer,
Wir sind kommen im August —
Unsere Pferde haben doch noch Lust,
Wir sind kommen im Oktober —
Unsere Pferde fressen doch kein Hower ꝛc."

so kann das entweder auch alter Zug sein und auf des Gottes Gespann deuten, das als solches keines Futters noch Trankes oder doch nicht gewöhnlichen Futters und Trankes bedarf und auch durch einen weiten Weg nicht ermüdet wird, oder es kann nur darauf anspielen, daß die Pferde eben keine Rößlein, sondern verkleidete Menschen seien, die freilich kein Heu sondern Braten essen, lieber Wein als Wasser trinken und nicht ermüdet sind von ihrer Reise, da diese in Wahrheit nur in der andern Gasse oder gar nur beim Nachbar über die Gasse begonnen. In letzterer Bedeutung würden dann diese Reime bloß mit zu den Harlekinaden, die überall nur als Zusatz, wenngleich oft uralter Zusatz, erscheinen.[7]) Sächsischer Humor steckt sich besonders gern in die Form der Ironie und Parodie, in der er bei vielen Gelegenheiten, vorzugsweise aber bei Hochzeiten (man denke an die früher besprochenen Hochzeitspredigten) zu Tage tritt.

6.

Gewiß lassen sich nur ungewichtige Bedenken gegen meine Deutung erheben. Daß der Mythus doch nicht ganz klar und offen zu Tage liegt, wird kaum ein Kundiger als gegründeten Einwurf gelten lassen. Man darf nicht erwarten, daß in einer volksthümlichen Darstellung, die seit

länger als einem Jahrtauſend aus dem heidniſchen Boden, dem ſie entwachſen, herausgeriſſen und gewaltſam in chriſtliches Leben hinüberverpflanzt wurde, wo ſie ſich nur durch lebendigen Gebrauch forterben mußte, zumal nachdem ihr eigentlicher Sinn dem Volke längſt unverſtändlich geworden war, noch jeder Zug des alten Mythus rein und unverrückt gefunden werde. Dazu kommt, daß wir dieſe Volksüberlieferung nicht einmal in der heute lebenden Geſtalt ganz und genau kennen, Fronius bedauert nicht den vollſtändigen und urſprünglichen Text des Dialogs mittheilen zu können. Es gibt alſo nicht nur einen vollſtändigern, ſondern gibt oder gab auch einen ächtern, ältern Text, als jenen bruchſtückweiſe in dem Hausfreund für 1861 abgedruckten. Daß auch dieſe ältern Texte nicht die urſprünglichen ſind, verſteht ſich von ſelbſt, da ſich die Volksdichtung fortwährend metamorphoſirt, abgeſehen davon, daß ein Theil des Geſprächs immer der freien, wenn auch durch gewiſſe Typen gebundenen Improviſation überlaſſen blieb. Dennoch würde ſchon ein wenig beſſerer Text höchſt erwünſcht kommen, ſelbſt durch die Lücken des mitgetheilten werden uns vielleicht wichtige Aufſchlüſſe vorenthalten. Es wäre wünſchenswerth, beſonders den Theil des Dialogs zu kennen, in welchem die beiden Walachen ihre Wichtigkeit für den Oberſten preiſen; es würden ſich daraus wahrſcheinlich klarere Aufſchlüſſe über das Verhältniß der betreffenden Perſonen zu einander, vielleicht ſelbſt über die Namen der beiden Diener ergeben, deren einer: Kravak, an ſich dunkel iſt. Vielleicht ſind die Verluſte noch zu erſetzen; wahrſcheinlich erhielt Fronius nur deshab nicht den vollſtändigen Text, weil dieſer wie die Hochzeitsſchwänke aller Völker auch die unvermeidlichen Zoten enthielt, die der Mittheiler ſich ſcheute, vor ſeinem Seelſorger auszuſprechen. Andere Perſonen dürften eher in der Lage ſein, uns noch einige Reſte des einzigen Vermächtniſſes zu retten.[8])

Auch die offenbaren Abweichungen unſerer von der nordiſchen Ueberlieferung dürfen nicht beirren. Daß neben der Ziege zwei Pferde erſcheinen, erklärt ſich einfach daraus, daß, nachdem das Verſtändniß des Mythus verloren gegangen, die Bedeutung der Böcke als Zugthiere auch nicht mehr behalten werden konnte, ſie wurden in Roſſe verwandelt. Daß ſich die Ziege neben dieſen doch auch noch erhielt, verdanken wir wohl nur dem Umſtand, daß ſie (wenigſtens die eine, erſchlagene und wiederbelebte) eine Hauptfigur in der Handlung und nur ſchwer aufzugeben war. Noch weniger Gewicht läßt ſich darauf legen, daß unſere Ueberlieferung zwei männliche Perſonen — die beiden Walachen — an Stelle der beiden Geſchwiſter Thialfi und Röskva ſetzt; eine ſolche Abweichung wäre ſchon an ſich von untergeordneter Bedeutung, verliert ſich aber ganz, wenn bemerkt

Digitized by Google

wird, daß auch nach Hymiskwida, wo das Abenteuer in den letzten Strophen ebenfalls erwähnt wird, Thor zwei Söhne zur Sühne erhält.[9]) Ueberhaupt verdienen kleinere Differenzen wenig Beachtung, da auch die beiden Erzählungen der Edden, die ausführlichere der Snorr. Edda wie die kurze, dunkle, in Hymiskwida offenbar nicht ganz rein erhalten ſind, und untereinander nicht übereinſtimmen. Wäre unſere Ueberlieferung beſſer erhalten, ſie könnte Licht werfen auch auf die Erzählungen der Edden. Uebrigens iſt denkbar, ja wahrſcheinlich, daß der Mythus in jener Gegend Deutſchlands, aus welcher unſere Vorfahren einwanderten, ſchon urſprünglich in gewiſſen Stücken abwich von dem der nordiſchen Quellen.

Ich finde meine Anſichten durch jedwede Erwägung nur beſtätigt. Nicht nur des Donnerers Ziege, auch die geſchädigte Ziege findet ſich in verſchiedenen unſerer Volksüberlieferungen. Das Wunder der Wiederbelebung enthält ſogar mit aller Genauigkeit und Umſtändlichkeit ein legendenartiges Märchen, auf das ich ſpäter kommen werde. Der Rößchentanz ſelbſt iſt nicht bloß auf Arkeden beſchränkt, wo er ſich allerdings am beſten erhalten zu haben ſcheint, ſondern kommt auch auf andern Gemeinden vor, nur wurde er unter den vielen andern Hochzeitsgebräuchen bisher weniger beachtet, denen er, zumal wenn dabei die Extemporationen und Harlekinaden überwiegend bevorzugt wurden, ſehr ähnlich ſcheinen konnte. Sichere Nachricht von ſeiner Aufführung habe ich ſelbſt aus Braller. Ueber den Rößchentanz, wie er in Schaas ebenfalls als Hochzeitsſpiel aufgeführt wird, hatte Joh. Mätz ſchon im Schäßburger Gymnaſialprogramm für 1859/60 berichtet: „Während des Tanzes (am zweiten Hochzeitstage, dem ſogenannten Jungfrauentage) werden in Schaas die „Rößchen" aufgeführt. Ein Walache macht zuerſt Quartier im Tanzboden. Dann erſcheint ein König und grüßt die Verſammlung; ihm folgt ein zweiter und nachdem beide Zwiegeſpräche gehalten haben, ſpricht einer: „Rößchen, Rößchen, tritt herfür!" Da erſcheinen die Rößchen, vermummte Männergeſtalten, die Vorderfüße durch eine gabelförmige Vorrichtung gebildet, an den Füßen überall Schellen. Die Könige laſſen die Rößchen in die Mitte nehmen und dieſe tanzen unter Aufführung der Rößchenmuſik. Nach Beendigung des Tanzes kochen die Walachen des Gefolges auf dem Fußboden Paluckes (Maisbrei) für die Könige. Dieſer mundet ihnen wenig und ſie begehren beſſere Bewirthung." Dieſer kurze, dunkle Bericht enthält ſcheinbar nichts, was an einen Thormythus erinnern könnte, und blieb daher unbeachtet. Entweder der Rößchentanz in Schaas hat ſchon große Ver-

luſte erlitten, „da ihm ſelbſt die Gais fehlt," obwohl das Sprichwort vom „Schâser mât der gîsz" noch lebt, oder, was mir wahrſcheinlicher dünkt, Mätz erhielt nur äußerſt unzulängliche Nachrichten über denſelben, oder beide Urſachen wirkten zuſammen, dieſen Bericht ziemlich bedeutungslos zu machen. Dennoch iſt er uns jetzt willkommen; er enthält doch noch Reſte uralten Lebens, wie aus den Wurzeln längſtgefällten Waldes immer noch niedriges Strauchwerk emporſchießt. Daß auch bei dem Schaafer Rößchentanz in Verſen geſprochen wird, erſehe ich aus dem rhytmiſchen Ruf: „Rößchen, Rößchen tritt herfür!" In zwei Stücken zeigt der Bericht ſogar einen Vorzug vor der Darſtellung aus Arkeden: Die eigenthümliche Muſik zum Tanze erhält durch den eigenen Namen „Rößchenmuſik" noch mehr Betonung und auch die beiden Könige ſind bedeutſamer und dem Verhältniß zweier Himmelsgottheiten von gleichem Rang entſprechender als Oberſt und Unteroberſt, die indeſſen den allerdings verſchiedenen Grad der Verehrung beider Götter in einem gewiſſen Zeitalter treu wiederſpiegeln.

Wo in Volksaufzügen und volksthümlichen dramatiſchen Vorſtellungen ein König oder eine Königin erſcheint, iſt mit nur ſeltenen Ausnahmen, immer an eine alte heidniſche Gottheit zu denken. In unſerm Rößchentanz mußte noch das Ungewöhnliche auffallen, daß ſogar zwei Könige, hohe Herren, Oberſt und Unteroberſt darin auftraten. Man mußte an Götter denken, die nach den mythologiſchen Quellen ihre Fahrten zu zweien zu machen pflegten. Kein Götterpaar bot ſich hier ſo willkommen dar, wie eben Thor und Loki. Unſer Paar war durch die Ziege noch kenntlicher gemacht; dazu mußte es von großem Gewicht erſcheinen, daß auch die übrigen Perſonen der Vorſtellung nach Zahl und Functionen ſo genau zu dem Eddiſchen Mythus ſtimmen. Wenn endlich auch die Hauptfacta in beiden dieſelben ſind, welcher Probe bedarf es noch, um von der vollkommenen Richtigkeit der Hypotheſe zu überzeugen?

7.

Daß dramatiſche Vorſtellungen aus der Geſchichte der Götter bei feierlichen Gelegenheiten von den alten Germanen wie einſt von Griechen und andern Völkern aufgeführt wurden, iſt bekannt. Hier wurzeln auch bei ihnen die Uranfänge des Dramas. In der Regel ſcheinen Götterumzüge, oft aber auch Kämpfe und andere Begebenheiten dargeſtellt wor-

Digitized by Google

den zu ſein, ſo weit ſich dies aus den ſpäten Niederſchlägen an Ernteſeſten, Maikönig- und Maijungfrauen-Umzügen, Faſtnachts-Umzügen, Schiff- und Pflugumziehen, bei dem Kampf des Sommers mit dem Winter, dem Todaustragen und mancherlei Zunftfeierlichkeiten noch erkennen läßt. In faſt alle dieſe Darſtellungen waren, wie in die hier beſprochenen, *charakteriſtiſche Tänze* (Schwerttanz, Spießtanz, Bärentanz ꝛc.) mit immer *eigenthümlicher nach dem* $^2/_4$ *Tact gemeſſener Muſik verwebt*. Stände der Rößchentanz als eine auffallende in ſeiner Art vereinzelte Erſcheinung da, ſeine Deutung bliebe noch immer zweifelhaft; iſt er aber nur das vorragendſte Stück einer reichvertretenen Gattung, ſo wird jene unanfechtbar.

Wie kommt es aber, daß bei einem Familienfeſt, wie es die Hochzeit iſt, ein Mythus Thors dramatiſch aufgeführt wird? Auch hierin ſteht der Rößchentanz nicht vereinzelt da. Ich habe in dem Abſchnitt, der von Woden handelt, der dramatiſchen Vorſtellungen gedacht, die zu Ehren dieſes Ehegottes aufgeführt zu werden pflegen. *Thor* iſt aber in noch ausgeprägterem Sinne *eigentlicher Ehegott*. Mit ſeinem Hammer wurden die Bräute, die Ehen geweiht, bei ſeinem Namen, ſcheint es, gelobten ſich Liebende und Brautleute Treue und er beſtrafte den Eidbruch: Treuloſe und Meineidige wurden vom Blitze erſchlagen, wofür ich freilich nur das eine Beiſpiel in Nr. 164 der Müller'ſchen Sagen aus unſerer ſächſiſchen Ueberlieferung beizubringen weiß.[10]) Wenn nun der Donnerer, wie Woden und Frea, und wohl noch in eigentlicherer Weiſe Ehegott war, iſt es nur natürlich erſchienen, daß bei der Feier des Bundes neben andern auch eine gerade in ſeinen Mythenkreis fallende Begebenheit aufgeführt wurde. Und welches Abenteuer des Gottes „der auch wieder vorzugsweiſe Bauerngott iſt," konnte zur *Darſtellung auf einer Bauernhochzeit* paſſender erſcheinen, als gerade jenes, *wo er bei einem Bauern einkehrt und ſpeiſt und deſſen Kinder in ſeinen beſtändigen Dienſt nimmt*. Der Rößchentanz findet Halt und Erläuterung in der Erwägung, daß der Donnergott zugleich Ehegott iſt, dient aber auch umgekehrt mit zum Beweiſe dafür.[11])

8.

Die vorragendſten Theile des Thormythus bilden ſeine berühmten Rieſenkämpfe. Es fragt ſich, ob wir Ueberreſte davon aufzuweiſen haben. Verdunkelung ſcheint hier ſchon ſehr vorgeſchritten zu ſein; doch laſſen ſich wenigſtens einige Züge des Gottes erkennen, beſonders in den Märchen

Digitized by Google

vom starken Hans und andern diesen verwandten, worin des Gottes Wesen mit dem des Helden Siegfried, wie er in der spätern Volksauffassung erscheint, oft in einander schwimmt. Diese Märchen sind großentheils ein Mosaik aus den verschiedensten Mythentrümmern und kommen daher an mehreren Orten zur Erwägung.

Nicht nur daß er so stark, auch daß er ein so großer Fresser ist, gemahnt beim Eisenhanns in Haltrich's Märchen Nro. 16 sogleich an Thor. Seine eiserne Geißel, mit der er so fürchterlich knallen kann, mag Symbol des Blitzes und Donners zugleich sein und ist an des Hammers Stelle getreten. Sein ganzes derbgemüthliches Wesen, die Thaten, die er verrichtet, stehen mit der Annahme nicht im Widerspruch. Er nimmt zwölf Knechte bei den Füßen und kehrt mit ihnen das Heu einer Wiese zusammen. Ueber eine Kothlacke hebt er den Wagen sammt den Ochsen hinüber, wie Thor in Hymiskvidha das Boot sammt dem eingedrungenen Wasser und den zwei gefangenen Wallfischen aufhebt und heimträgt. Er spannt einen wilden Wolf, der ihm einen Ochsen niedergerissen, und dann wieder einen dreibeinigen Hasen (eine unerklärliche Figur) an Stelle des Ochsen an seinen Wagen, macht den Teufel (Riesen?) der ihm eine Achse gebrochen, selbst zur Wagenachse. Um die von den Teufeln geraubte Pfarrerstochter zu holen, wandert er zur Hölle. Die ganze Fahrt gleicht auffallend genug einer Riesenfahrt Thors. Vor dem Höllenthor knallt er mit seiner Geißel; da entsetzen sich die Teufel, wie die Riesen vor dem Hammer und Donner Thors. „Weh' uns! es ist der Eisenhanns!" rufen sie und verstecken sich. Er aber führt die Gefangenen unbesorgt fort.

Sehr ähnlich ist ein mit vielerlei Varianten auch in Deutschland und über dessen Grenzen verbreitetes, aber gerade aus diesem Grunde in Haltrichs Sammlung fehlendes Märchen vom starken Däumling, der in den Keller geschickt die Pflaumen, womit dort zwei große Fässer gefüllt standen, im Nu verschlingt, in den Wald nach Holz fahrend sich mitten im Wege seiner Nothdurft in solcher Weise entledigt, daß die andern Knechte hernach sämmtlich mit ihren Wägen an der Stelle stecken bleiben, einen ganzen Forst ausreißt und auf seinem Wagen bringt. Des Ueberstarken sich zu entledigen, läßt man ihn in einen Brunnen hinabsteigen und nun werfen sie ihm einen Mühlstein auf den Kopf. Das ist Hrungnirs Mühlstein, von dem ein Stück in Thors Haupte stecken blieb, nur daß hier der märchenhafte

Held beſſer davonkommt, als dort der Gott; denn Däumling ſteckt den Kopf unverſehrt durch das Loch des Mühlſteins und ruft: wat für e krösel dâd or mor âm? (was für eine Halskrauſe legt ihr mir an?) ꝛc. [12])

Die Märchenüberlieferungen vom ſtarken Hanns ſind ſehr mannigfaltig und weichen zum Theil ſehr ſtark von einander ab. In der ſtark mythiſchen Relation Nr. 17 der Haltrich'ſchen Sammlung erinnert der Held und ſeine Abenteuer nicht an den Donnerer, ſondern an Siegfried und Sonnengötter. In andern wird er jenem durch derbes, ungeſchlachtes Weſen und eine dem Hammer entſprechende eiſerne Keule ähnlicher. Auch verſchiedene Märchen von Furchtloſen enthalten einzelne Züge aus dem Mythus des Donnergottes. Der tapfere Schneider, der die Rieſen in ihrer eigenen Heimat aufſucht und mit ihnen Wettkämpfe eingeht, die er, freilich nicht durch Kraft, ſondern durch Liſt, ſiegreich beſteht, iſt geradezu an Thors Stelle getreten.[13])

9.

Es ſchien mir geboten einer ganzen Reihe von Märchen Erwähnung zu thun, in denen ſich zwar nur hie und da ein beſtimmter Zug mit bekannten Mythentheilen von Thor zuſammenhalten, im Allgemeinen aber doch ein Niederſchlag ſeines Weſens und Characters erkennen läßt, ein Schaffen und Fortbilden derſelben Volksphantaſie, die uns in früherer Thätigkeit das Bild des Gottes geboren. Erfreulicher bleibt immer die Auffindung ganzer Mythen oder Mythenſtücke. Entſchiedene, obwohl auch ſchon abgeſchwächte Reſte aus dem Mythus von Thors Fahrt zu Utgardhloki bewahrt das Märchen vom Schulmeiſter und dem Teufel Nro. 27 bei Haltrich. Nach Snorris Edda iſt Thor nach manchem überſtandenen Abenteuer mit ſeinen Gefährten Loki und Thialfi in Utgardhlokis Burg gelangt. Der Rieſe fordert ſie zu Wettkämpfen auf; ſie gehen ein. Loki will im Eſſen wettkämpfen, Thialfi im Laufen, Thor im Trinken, Heben und Ringen. Sie werden alle von den durch Utgardhloki aufgeſtellten Gegnern beſiegt, Loki von Logi (dem Wildfeuer), Thialfi von einem jungen Burſchen Hugi (dem Gedanken), Thor im Ringen von einer alten Frau Elli (dem Alter), die der Rieſe ſeine Amme nennt. Zum Trinken wird dem Thor ein Horn gereicht, deſſen unteres, auch offenes Ende ins Meer reicht, zum Heben eine Katze, die aber eigentlich die unendliche Midgardſchlange iſt. Er kann nun das Meer nur zu einem guten Theil austrinken und die Schlange nur ſo weit von der Erde emporheben, daß ſie doch noch mit dem einen Ende den Boden berührt.

Digitized by Google

Das Märchen, nachdem es berichtet, wie der Schulmeiſter in mancherlei Weiſe die Teufel überliſtet — (hiebei wird viel Material aus andern Märchen verwerthet) — und wie er ſich damit endlich einen großen Schatz gewonnen und nach Hauſe geſchafft, erzählt in ſeinem letzten Theil: Der Teufel hatte einen Sohn, der war gerade aus der Fremde nach Hauſe gekommen und war ſtark und trotzig und ſprach, er nehme es auf mit jedem Menſchen und fürchte ſich nicht. Da ſprach ſein Vater und die andern Teufel: „So geh' hin zum Schulmeiſter und bring den Sack mit dem Golde wieder heim!" Der Trotzige iſt ſogleich bereit, kommt zum Schulmeiſter und verlangt Sack und Gold zurück, ſonſt möge er ſich mit ihm meſſen. „Worin ſollen wirs verſuchen?" fragt der Schulmeiſter. „Im Ringen." Der Schulmeiſter wills nicht ſelbſt thun, weil er ihn zu zerquetſchen fürchtet, aber er habe einen alten Großvater, der werde auch noch über den Teufel Meiſter werden. Der Großvater iſt ein Bär, der den Teufel ſofort unſanft umarmt und drückt. „Vielleicht iſt das Ringen nicht deine Sache" — höhnt der Schulmeiſter — „beſtimme einen andern Kampf!" Nun will der Teufel in die Wette laufen. „Das brächte mir nur Schande" — meint der Schulmeiſter wieder höhniſch — „wenn ichs mit dir verſuchen wollte, allein ich habe hier ein Enkelchen, das läuft auch ſchon gut genug, um dich zu überholen". Hiemit läßt er einen Haſen los, der wie ein Pfeil über alle Berge läuft. Der Teufel wird wieder beſiegt. Der Schulmeiſter lacht: „Laufen kannſt du nicht, vielleicht verſtehſt du was Anderes beſſer". „So wollen wir in die Wette werfen!" ſpricht der Teufel voll Zorn und Grimm. Er nimmt einen mächtigen Schmiedehammer und wirft ihn ſo hoch, daß er erſt nach ſieben Stunden niederfällt. Der Schulmeiſter überliſtet ihn, indem er einen Vogel losläßt. „Ei!", höhnt der Schulmeiſter, „die Teufel ſind elende Kerle, ihr könnt weder ringen, noch laufen, noch werfen; verſteht ihr denn nicht Etwas beſſer?" „Laß uns einmal in die Wette knallen!" ſagt der Teufel grimmig, nimmt eine Geißel und knallt ſo fürchterlich, daß es dem Schulmeiſter durch den Bauch ſchneidet und er ohnmächtig wird. Doch weiß er ſich wieder zu helfen, indem er den Teufel überredet, er müſſe ſich die Augen verbinden laſſen, ſonſt würden ſie ihm herausſpringen von ſeinem Knallen, und ihn dann mit ſeinem Paluckesklüppel ſo lange über die verbundenen Augen ſchlägt, bis jener ruft, er möge nicht mehr knallen. Der fünfte Kampf wird mit Stangen geführt, der ſechste beſteht im Kratzen mit den Nägeln, der ſiebente und letzte, ächt teufliſch und oft in Märchen in ſolcher Weiſe wiederkehrend, im Farzen. Ueberall wird der Teufel überliſtet und kehrt grimmig in die Hölle zurück.

Digitized by Google

Das Märchen ist ziemlich roh zusammengefügt aus verschiedenen oft wiederkehrenden Märchenelementen. Die Listen des Schulmeisters sind theils sehr bekannt, theils ziemlich plump. Die Verwandtschaft mit dem Thormythus ist in die Augen fallend. Der trotzige junge Teufel ist an Thors, die andern an der Asen Stelle, der Schulmeister an Utgardhlokis Stelle getreten. Zwei von den Kämpfen stimmen in beiden Ueberlieferungen vollständig überein, das Ringen und das Laufen. Die Kämpen des Schulmeisters entsprechen auch denen des Riesen, der alte Großvater der alten Amme, das junge Enkelchen dem jungen Burschen, wenn auch die allegorische Bedeutung der Elli und Hugis im Bären und Hasen verloren scheint. Aber diese sind eben nur an die Stelle jener getreten, sonst wäre es gar zu schlecht erfunden, den Teufel, der doch sonst seine ungeheure Kraft genügend an den Tag legt, im Ringen durch einen gewöhnlichen Bären, im Laufen durch einen gewöhnlichen Hasen überwinden zu lassen. Allerdings stimmen nun die übrigen Kämpfe weder dem Wesen, noch der Zahl nach überein, aber auch hier erinnert noch Manches an Thor und dessen Mythus. Der Schmiedehammer, den der Teufel wirft, ist Thors Miöllnir, das fürchterliche Knallen des Teufels vertritt den Donner Thors. Selbst der letzte Kampf ist im Sinne der alten Zeit nicht eben des Donnerers unwürdig. Auffallende Aehnlichkeit haben einerseits die Hohnreden des Schulmeisters und des Riesen, andererseits der Aerger des jungen Teufels und Thors bei jeder Niederlage. Auch kommt der junge Teufel aus der Fremde seinen Brüdern gerade so willkommen wie Thor, wenn er auf Ostfahrten gewesen, mehrmals eben zu rechter Zeit erscheint, um den Asen Beistand zu bringen.

Wolf weist die Wettkämpfe bei Utgardhloki aus verschiedenen Relationen des bekannten Märchens: „Sechse kommen durch die ganze Welt" und aus verwandten Märchengruppen nach. Die meisten kommen auch in Siebenbürgen in wenig oder nicht abweichender Gestalt vor.

10.

Auch der Donnergott hat sich bequemen müssen seine Eigenschaften, Attribute, Mythen an geheiligte Personen des Christenthums und deren Legende abzugeben. Vorzüglich kommt Christus selbst und Petrus in Betracht. Zunächst zeigt sich das in märchen- und sagenhaften Legenden. Aus Haltrichs Märchensammlung gehört Nr. 14: Lohn und Strafe hieher. Ein Armer läßt seine drei Schafe unter der Huth seines Knaben

Digitized by Google

mit den hundert Schafen eines Reichen zuſammen weiden. Der König verlangt von dem Reichen ein fettes Schaf. Der Reiche gibt aus Geiz eines von den dreien des Armen. Bald wiederholt ſich der Fall. Da flieht der Knabe mit dem letzten Schafe des Armen weit weg ins Gebirge. Der Vater, der ihn am folgenden Tage ſucht und nicht findet, erkundigt ſich nach ihm bei der Sonne, die ihm keinen Aufſchluß geben kann; darauf bei dem Wirbelwind, der ihn aufhebt und zu ſeinem Sohne führt. Nach einiger Zeit kehren zwei Wanderer bei ihm ein, Chriſtus und Petrus und werden von ihm mit ſeinem letzten Schafe bewirthet. Chriſtus läßt aber die Knochen in das Fell legen, ſegnet am andern Morgen, ehe er fortgeht ſeinen Wirth und läßt eine ganze Heerde aus dem geſchlachteten Schafe entſtehen u. ſ. w.

Das Märchen, deſſen eine Hälfte auch ſtark an die Fabel Nathans (Samuel II. Cap. 12) erinnert und wohl von dieſer Seite Einflüſſe erhalten haben könnte, gehört in die Reihe derer, die von wandernden Göttern erzählen und wurde in dieſer Richtung im Schulprogramme für 1855/6 zum Aufſatz: „Woden" herangezogen. Hier iſt aber bei Chriſtus und Petrus Thor und Loki auf ihrer Fahrt zu Utgardhloki. Ob wir bei dem Wirbelwind an den Gewittergott denken mögen iſt von untergeordneter Bedeutung; der Schluß des Märchens gibt ihm ſeinen mythologiſchen Werth. Die Einkehr bei dem Bauern, das Schlachten des Schafs, das Sammeln der Knochen im Fell, der Segen, der freilich nicht über den Wirth, ſondern über das Fell ausgeſprochen werden ſollte, und die Wiederbelebung des Schafs ſind zweifellos dieſelben Stücke des Mythus, die ſich auch im Rößchentanz erhalten haben; nur iſt in dem Märchen beſonders die Wiederbelebung deutlicher und beſſer erhalten. Die Vermehrung des einzelnen Schafes zur Heerde iſt eine Abweichung oder Steigerung, die ſich aus der Oekonomie des Märchens und den Forderungen der poetiſchen Gerechtigkeit erklärt. Eine ganze Reihe von Sagen bei Müller gehört zu den nachgeborenen Thorsmythen. Die 166. erzählt auch von einer Wanderung des Heilandes und Petrus (die wohl wieder Thor und Loki vertreten) und deren Einkehr bei einem Bauern, der ſie zwar aufnimmt, aber auch nöthigt ihm beim Dreſchen zu helfen. Da driſcht Chriſtus mit einem Brande im Nu das ganze Korn aus. In der Parallele, die Müller in den Anmerkungen S. 385 anführt, ſcheinen Merkmale Wodens und des Donnerers auf den Heiland übergegangen zu ſein. Der Heiland tritt als Lehrjunge in die Dienſte eines

Digitized by Google

Schmiedes, brennt im Walde die Kohlen auf seinem ausgebreiteten Mantel, den er dann unversehrt unter den Kohlen hervorzieht, um diese damit zu löschen. Er beschlägt Pferde, indem er ihnen mit einer Axt die Beine abhackt, die Hufen daran in der Schmiede mit Eisen versieht, und sie dann durch bloßes Aneinanderhalten wieder an den Stumpf anwachsen läßt. Müller bemerkt zu der Sage: der Schmied, die Kohlen, die Axt, die an des Hammers Stelle getreten ist, die Heilung des Zerstückten weisen auf Donar. Der Mantel wird demnach ebenfalls der rothe auf den Schatzgott deutende sein ꝛc.[14]) Ohne diese Gründe zu übersehen, halte ich doch für nicht minder beachtenswerth, daß der Mantel vor Allen Wodens Attribut ist, daß er als der vorzüglich Zauberkundige das Feuer unschädlich zu machen versteht (s. Grimeismal) und der Rosse verrenkte und gebrochene Füße zu heilen weiß. Der eigentliche Vertreter des Donnerers in der christlichen Mythe ist Petrus. Das heftige Wesen, worin ihn die Volksüberlieferung allerdings nicht ohne Uebereinstimmung mit dem Evangelium fast immer erscheinen läßt, paßt recht eigentlich zu dem Character Thors. Unter den vielen Petruslegenden hebe ich nur wenige hervor. Nro. 170 der Müllerschen Sammlung erzählt die bekannte Legende, wie Petrus in einem Wirthshaus, von Soldaten mißhandelt, sich dadurch rächt, daß er bis auf diesen Tag, wenn Soldaten marschiren, Regen oder Unwetter sendet. Hier ist also Petrus Gewittergott. Die folgenden Sagen enthalten verschiedene aber beide mit Schmieden in Bezug stehende Erzählungen. Gott habe — erzählt der allein in Betracht kommende Theil — als er die Zünfte einrichtete, Petrus zum Schutzpatron der Schmiede ernannt, der ihnen aber irrthümlich statt von 7 bis 4, die Arbeitszeit von 4 bis 7 Uhr festgesetzt habe, worüber die Schmiede noch heutigen Tages grollten. Hier ist Petrus der Hammergott. Nach einer andern Sage macht Petrus, in Gesellschaft des Heilands reisend, einen geköpften Seiler wieder lebendig, setzt ihm aber dabei den Kopf verkehrt auf, was er hernach damit entschuldigt, daß ja die Seiler ohnehin das Gesicht hinten haben müßten. Hier ist Petrus der Heiler verstümmelter Gliedmaßen, wobei eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Wunder der wiederbelebten Böcke nicht entgehen kann. Es ist bezeichnend, daß die Heilung nicht vollkommen in den frühern Zustand zurückversetzt, wie bei den Böcken, deren einer lahm bleiben mußte. In noch sehr vielen Legenden erscheint Petrus als warnender Gott. Auch dem Petrus geweihte Kirchen finden sich oft genug. Drei

Digitized by Google

ſächſiſche Dörfer führen den Namen Petersdorf; daneben haben wir ein Petersberg, das dem Martinsberg ganz analog erſcheint. In mehreren ſächſiſchen Ortſchaften: Heidendorf, Klein-Aliſch, Schas, Schaal, gibt es jährlich am Tage Petri und Pauli Volksfeſte. Eine hohe Stange wird aufgepflanzt, oben mit einer von den Mädchen verfertigten Blumenkrone geziert. In der Krone ſind Kuchen, Kirſchen, Roſinen und Wein. Wer von den Burſchen zuerſt die Stange erklimmt, dem gehören die Leckerbiſſen. Dann wird von der geſammten Jugend um die Stange getanzt.[15])

11.

Der nordiſche Thor iſt ein Gott des Landbaues, der eigentliche Bauerngott. Auch unſerm Volksſtamm iſt das der Donnergott ohne Zweifel geweſen, wofür ſchon der Rößchentanz zeugt. Es muß wundern, daß ſo Weniges aus heutigem Aberglauben und Gebräuchen darauf hindeutet. Ob die Sagen von Wetterführern dahin gehören, iſt wenigſtens zweifelhaft. Auch der Bauernſpruch: Frå danor, spêt hangor; spêt danor, frå hangor geht wohl nicht eigentlich auf den alten Donnergott zurück. Manchen Ortes glaubt man, wer im Frühling, wenn er den erſten Donner vernimmt, ſich rückwärts auf die Erde werfe und am Boden herumwälze, der fühle hernach beim Fruchtſchneiden in der Ernte keine Schmerzen im Rücken. Wer ſich dabei mit einem Schlüſſelbund an den Kopf ſchlägt, dem bringt die Sommerhitze keinen Kopfſchmerz. „Er hat einen eiſernen Ring um den Kopf" ſagt man in Agnethlen.

In den drei Wetterſegen, die meine Sammlung ſiebenb.-ſächſiſcher Volksdichtungen enthält, wird Gott, Chriſtus oder die Dreifaltigkeit angerufen. Die Sprüche nehmen ſich ſehr trümmerhaft aus und ich wage nicht entſchieden zu behaupten, daß ſie ſich in älterer Geſtalt auf Donar bezogen haben müſſen. Der eine: „Nun wölle Gott kommen, ein heiliges Wetter, ein ſeliges Wetter etc." erinnert an den in der Abhandlung über Woden angezogenen ſächſiſchen Kinderreim: „Et fêd un ze rênen. Got kid enkênen. God äs e sêlich mân, dier de rên fordréiwe kân, en kân e wêder bräinjen." In einem andern heißt es:

„Die heilige Dreifaltigkeit,
die führe dich in einen grünen, wilden Wald,
dasz du Niemanden schaden kannst" etc.

hier könnten auch mehrere Gottheiten angerufen worden ſein.

Ein durch Blitz entſtandenes Feuer, ſagt man, könne nur mit Milch ge-

löſcht werden. Das iſt alſo ein dem Gott aus den Erträgniſſen der Landwirthſchaft gebrachtes Opfer. Dieſelbe Bedeutung hat es, wenn man zur Abwehr gegen Blitz und Gewitter Brot und Salz auf des Hauſes Dach legt oder auch nur den Sauerteig. Auch ſchützt das dem Gott geweihte Donnerkraut (semper vivum tectorum), wenn es auf das Dach oder über den Thorbogen, die Hofthüre gepflanzt wird. Ueberhaupt gilt Brot als Schutzmittel gegen Feuersgefahr. Das Umſichgreifen der Feuersbrunſt wird aufgehalten, wenn man auf das Nachbargebäude ein friſchgebackenes Brot legt. Auch wird die Flamme gedämpft, wenn ſie ein Pfarrer in vollem Ornat dreimal umreitet. Wem gilt das? Der reitende Pfarrer mit dem breiten Hut und in ſeinen Faltengewändern ſchon oft als Vertreter des bemantelten Alten erkannt, könnte auf den feuerſtillenden Woden führen. Auch Salz pflegt man in das Feuer zu ſtreuen oder drei hölzerne Teller (zuweilen unter Anrufung der Dreifaltigkeit) zur Dämpfung in die Flamme zu werfen.

Die Abhandlung hat den Donnergott in zwei lebendigen Schatzſagen nachgewieſen. Es werden noch mehrere auf ihn führen, und wie an anderm Orte anerkannt wurde, wo der Keſſel vorkommt, oft wenn auch nicht immer, auf ihn zu ſchließen ſein. Auch der Glaube, daß der Blitz gern bei Schätzen einſchlage, gehört hieher. Der Donnergott gehört mit zu den Schatzgottheiten. Welcherlei Schätze urſprünglich von ihm ausgehen, ſcheint angedeutet in dem allgemein verbreiteten Glauben, daß der Blitz die Erde befruchte.

12.

Noch weiſen einige Spuren darauf, welche Pflanzen und Thiere einſt neben der Ziege dem Gott geheiligt waren. Von den Pflanzen treten bei uns nur zwei in den Vordergrund, Eiche und Donnerkraut. In Eichen ſoll der Blitz am liebſten fahren, das Donnerkraut nicht nur vor dem Blitz ſchützen, ſondern auch durch ſeinen Saft Blindheit und Halsgeſchwulſt heben und überhaupt heilkräftig wirken. Die Heuſchrecken bloß aus dem Grunde heranzuziehen, weil ſie ſächſiſch töten heißen, wage ich nicht, da das Wort mit daner nicht zuſammenhängen kann. Keinerlei Aberglauben knüpft unſer Volk an den großen Hirſchſchröter, ſächſ. hirzisz, der vorzüglich auf Eichen wohnend, nach den Ueberlieferungen anderer Stämme dem Donnergott heilig war. Die Kinder ſtellen ihm gerne nach und ſpielen mit dem Gefangenen; ein an ihn gerichteter Kinderreim iſt mir nicht bekannt. Ob Rothkelchen und Schwalbe

dem Gott heilig waren, läßt ſich nicht entſchieden bejahen. Beide darf man nicht beleidigen; geſchieht es dem erſtern, ſo kommt Feuer (Blitz?) ins Haus, doch iſt dieſer Aberglaube wenig bezeugt, geſchieht es der Schwalbe, ſo ſchlägt es ein. Letzteres iſt bezeichnend. Doch iſt die Schwalbe viel entſchiedener als Attributsthier der Frühlingsgöttin bezeugt. Wenn das Rothkelchen wohl wegen ſeiner Farbe dem Gott heilig war, ſo müßte dieſe auch für Eichhörnchen und Fuchs entſchieden haben, da ſonſt der typiſche Character beider keine Vergleichung mit Thor bietet. Unſere Quellen weiſen den Fuchs nicht dem Donnergott, ſondern Loki zu. Nur der ſeltene und dunkle Ausdruck: kléner danerhangt, womit ich ſcherzweiſe einen kleinen, aber kräftigen und gewandten Burſchen benennen hörte, macht ſtutzig. Wäre damit der Fuchs gemeint? Von einem Hunde des Donnerers iſt nirgends berichtet. Mehr als andere Thiere eignen ſich ſeinem Temperament und ganzen Weſen nach der Bär zum Attributsthier des Donnerers und es muß faſt befremden, daß keine Zeugniſſe entſchieden beſtättigen, was an ſich ſo natürlich erſcheint. Daß Biorn ein Beiname Thors war, genügt nicht. Unzweifelhaft war der Bär ein geheiligtes, einer Gottheit geweihtes Thier, das geht ſchon aus der typiſchen Verwendung bei Maskenzügen und volksthümlichen mimiſch-dramatiſchen Vorſtellungen hervor, die immer in Zeiten der Götterumzüge fallen. Hier muß der Bär ohne Zweifel die Stelle einer Gottheit vertreten, wie die zu ſolchen Zeiten umziehenden Eber, Schimmelreiter und andere. In Märchen tritt der Bär zuweilen als Patron und Verbündeter der Helden auf. In dem Märchen von der verſteckten Königstochter (Nro. 40 bei Haltrich) iſt der in das Löwenfell genähte Kaufmannsſohn der Donnerer, der die entrückte Frühlingskönigin befreit. Durch wandernde Kaufleute werden in den Märchen öfter die wandernden Götter dargeſtellt. Hier iſt der Kaufmannsſohn der von der Oſtfahrt heimkehrende Thor. Mit Hilfe des Sonnenſchweins wird er des Winterſchnees d. i. des verſchimmelten Brots, mit Hilfe der Frühlingswinde des Graupenſchnees das ſind die Erbſen (Graupenregnen heißt ſächſiſch geradezu ärbesen) Herr und überliefert endlich den Winterkönig d. i. den Vater der verborgenen Jungfrau dem Tode. Die von J. Grimm im Reinhart Fuchs S. CCLXXXVIII angeführte ehſtniſche Thierfabel von Bär und Mann, worin der Bär dafür, daß er des Mannes Saatfeld ſchützen ſoll, ſich die Hälfte des Ertrags ausbedingt, dabei aber, weil er die untere wählt, nur die Stoppeln erhält; im nächſten Jahr vom Rübenfeld die obere Hälfte wählend, wieder betrogen wird, iſt auch in Siebenbürgen bald genau in dieſer Geſtalt, bald mit Vertretung des Bären durch den Teufel bekannt. Ich

Digitized by Google

entſcheide nicht, ob die Fabel uns nicht nur zugeſchleppt worden. Bär und Teufel könnten Thor gleich gut vertreten, Schwartz: „Sonne, Mond und Sterne“ S. 232 erklärt den bei Mummereien und Umzügen auftretenden Bären auch für ein „Donnerthier“.

Große Opfer werden dem Donnergott an den jährlichen Feſten geblutet haben; das läßt ſich ſchon aus ſeiner erhabenen Stellung folgern. Daß ſich davon kein Merkzeichen in unſerer Ueberlieferung erhalten hat, darf nach ſo langer Zeit nicht wundern. Von kleinern Opfern ſcheinen Spuren übrig zu ſein. Der vorige Abſchnitt hat auf Milchſpenden und Brotopfer geführt. Auch Kuchen und Früchte werden dem guten Bauerngott als Hausopfer dargebracht worden ſein. Unbezweifelbar iſt, daß unter die Opfer des Gottes auch die Ziege mitgezählt wurde. Erklärt ſich daraus der Ausdruck: „ich gêv en gisz dräm — ich gêw e giszken dräm — (ich wollte eine Ziege oder ein Zicklein drum geben, — wenn mir dieſer oder jener Wunſch erfüllt würde?) Aber dabei bliebe noch immer der analoge Ausdruck: „néd äm en gisz!“ (nicht um eine Ziege — möchte ich's thun) unerklärt.[16])

VII.

Balder.

1.

Die Reihe der Sonnengötter ſoll Balder eröffnen, der Sohn Wodans, Gott der Sonnenhöhe. Keiner ſeiner Namen: Palter, Phol, Bäldäg iſt uns bezeugt und nur ſchwache Spuren ſeines Mythus begegnen uns in unſern Quellen. Bekannt iſt die Merſeburger Zauberformel zur Heilung des verrenkten Pferdes:

„Phol ende Wôdan vuorun zi holza:
dô wart dêmo Balderes vôlon sin vuoz birenkit;
dô biguolen Sinthgunt, Sunnâ era suister;
dô biguolen Frua, Folla era suister,
dô biguolen Wôdan, sô he wola conda,
sôse bênrenki, sôse bluotrenki,
sôse lidirenki . . . .
bên zi bêna, bluot zi bluoda,
lid zi geliden, sôse gelîmida sin . . .“

Die Form des Zauberſpruchs iſt, nach Weiſe der Volksdichtung und insbeſondere der Heilsformeln, die erzählende. Zur Heilung des verrenkten Fußes wird es für genügend erachtet eine Begebenheit aus dem Göttermythus herzumurmeln, bei welcher der vorzugsweiſe Zauber- und Runenkundige unter den Göttern dem verrenkten Pferde eines andern Gottes durch ſeinen Zauber geholfen. Die Hauptperſonen der Formel ſind Balder und Wodan. Mit Recht iſt zu ſchließen, daß in ähnlichen Sprüchen aus ſpäterer Zeit, die im ganzen dieſelbe Anlage zeigen, obgleich jetzt Chriſtus und Heilige darin auftreten, in Zeiten, wo es noch keinen Anſtoß fand, an Stelle derſelben auch die alten Heidengötter ausgeſprochen wurden. So ſchließt J. Grimm von dergleichen Sprüchen aus Schweden, Norwegen, Schottland, worin die heidniſchen Gottheiten ſchon fehlen, daß der Mythus, worauf der Merſeburger Spruch anſpielt, trotzdem er ſonſt nirgends bezeugt iſt, einſt verbreitet geweſen ſein müſſe. Nun ſind uns in dem Bericht über eine Kirchenviſitation aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, die Teutſch (Archiv d. Vereins f. ſiebenb. Landesk. N. F. IV. Bd.) mitgetheilt hat, drei Formeln gegen Gliederverrenkung aufbewahrt, die offenbare Parallelen zu jener aus Merſeburg ſind. Es iſt nothwendig ſie hier anzuziehen.[1])

1. Chriſtus der Herr und der liebe Sanct Pitter,
die reiſeten miteinander auf einen Weg,
Chriſtus der Herr ſprach zum lieben Sanct Pitter:
(Herr der Meiſter?) Kommſt du?
Ich komme nicht;
meine Adern ſind mir krank und ſind mir lahm.
Chriſtus, der Herr ſprach:
Nimm Schmär und Salz klein,
ſchmier dir alle dein Gebein,
ſo werden dir alle Adern kommen auf den (rechten) Statten.
Chriſtus der Herr nahm das Schmär,
er brach es mit ſeiner rechten gebenedeiten Hand,
er gab es denen, die da ſchmierten.
Wer war der Arzt?
Chriſtus der Herr war es ſelbſt.
Er heilet alle Schmerzen
nach ſeinem göttlichen Willen.
2. Gott der Herr und Sanct Pitter,
gingen über einen grünen Waſem,
neben einen dürren Doſem,

Da zerbrach Sanct Pitter ſein Gebein.
Lieber Herr Meiſter, wie ſoll ich dir nachkommen?
Ich bin worden lahm.
Geh und nimm Schmalz
und klein Salz
und ſchmier dir dein Gebein,
ſo wird es dir wieder werden rein.

3. Gott der Herr und der liebe Sanct Merten,
ſie ritten über einen grünen Waſen,
über einen harten Doſem,
über einen marmorinen Stein.
Da ſprach Gott der Herr: Merten komm mir nach!
Herr Meiſter! wie ſoll ich dir nachkommen?
mein Reßken iſt mir krank.
Nimm Schmär und Salz klein,
und ſchmier dem Reßken ſein Gebein,
ſo wird es alsbald heilen ꝛc. —

Kuhn Zeitſchrift für vergleichende Sprachf. 13, 51 ff. hat außer den germaniſchen noch indiſche, ſlaviſche, finniſche Parallelen nachgewieſen. Dazu iſt jetzt auch eine böhmiſche bei Grohmann Abergl. u. Gebr. S. 154 N. 1115 gekommen. (Kuhn's Rec. H. Z. 61. 1868 aus Zarnkes Centralblatt). Alle dieſe Sprüche ſcheinen mir aber noch abgeſchwächter als die unſrigen. Wie ſehr dieſe Sprüche bereits entſtellt ſind, ſie ſtimmen in ihrem Anfang ſo auffallend mit jener Formel aus Merſeburg überein, daß es faſt nur der Vertauſchung von Chriſtus und Petrus, Chriſtus und Martinus mit Woden und Balder bedarf, um eine völlige Identität, wenn auch nicht der Worte, ſo doch des Inhaltes herzuſtellen. Bei jenen von Grimm verglichenen ſchottiſchen und ſkandinaviſchen Sprüchen liegt die Uebereinſtimmung mehr in den Schlußzeilen, worin die unſrigen abweichen. Gerade dieſer Schluß unſerer Sprüche ſcheint aber die bedeutendſten Veränderungen erlitten zu haben.[2]) Unbedeutend erſcheint auch dieſer Schluß nicht; die Verwendung des heiligen Salzes iſt alterthümlich. Der erſte dieſer Sprüche erinnert bei näherer Betrachtung gerade auch durch ſeinen Schluß an die Merſeburger Formel: Unter „denen, die da ſchmierten" ſind wohl Weiber zu verſtehen und nur ſolche finden wir auch in der Merſeburger Formel neben Wodan. Und wie dieſer durch das: sō he wola conda vor den Andern ausgezeichnet wird als der eigentlich heilende ſo in unſerm erſten Spruch Chriſtus von dem es heißt: „er heilet alle Schmerzen nach ſeinem göttlichen

Willen.“ Am bedeutendsten ist unsere dritte Formel, worinnen Christus und Sanct Merten, wie Woden und Balder, reiten und das Pferd des letztern erlahmt; in den beiden andern reisen Christus und Petrus — übereinstimmend mit dem gewöhnlichen Berichte der Legenden — und entsprechend der Verwandlung des Ritters St. Martin in den Waller Petrus — zu Fuß und da mußte Petrus statt des Pferdes die Verrenkung auf sich nehmen. Unsere Sprüche also sind zweifellos sehr verwandte Parallelen jener Merseburger Formel und das einzige sichere Zeugniß für Balderkultus, das wir in unsern Quellen besitzen.[3])

2.

Der einzige aber bedeutungsvolle Mythus von Baldur ist vielleicht schon in der Edda durch Versetzung von dem natürlichen auf das sittliche Gebiet von seiner ursprünglichen Gestalt abgekommen. Er hat sich meines Wissens außerhalb des Nordens bis jetzt nicht auffinden lassen. Hier mag nun eine sich mir aufdrängende Vermuthung, die ich ausdrücklich als solche ankündige, Platz finden. Bekanntlich weicht die Erzählung des Saxo gramm. von Balderus und Hotherus ab von der Darstellung des Baldermythus in der Edda. Nach Saxo[4]) ist Nanna nicht Baldurs Gemalin sondern Balder und Hother sind Nebenbuhler, beide nach dem Besitz Nanna's, der Tochter des norwegischen Königs Gevar, ringend. Nanna aber war dem Hother versprochen, der durch seinen zauberischen, alle Herzen willkürlich zu Lust oder Leid, Haß oder Liebe stimmenden Gesang sich ihre Neigung zu erwerben gewußt hatte. Diese Darstellung könnte immerhin wenigstens zum Theil aus guter Quelle geflossen sein. Ich habe schon sonst daran erinnert, daß die Edda dem alten Göttermythus gegenüber auch noch jung ist. So lange wir den Baldermythus nicht auch aus Ueberlieferungen anderer germanischer Stämme kennen, läßt sich nicht entschieden absprechen über das Alter zumal einzelner des Züge Mythus, wie er in der Edda einerseits, bei Saxo andererseits erscheint, wenn auch im Ganzen allerdings die Edda alterthümlicheres und reineres Gepräge zeigt. Nun haben wir ein Märchen, der Rohrstengel (das 42. in Haltrichs Sammlung) das sowohl mit der Erzählung des Saxo als auch der Edda in einigen allgemeinern Zügen übereinstimmt und der Niederschlag eines Baldermythus sein könnte, der zwischen jenen beiden nordischen Darstellungen ungefähr die Mitte eingehalten haben möchte. Das Märchen erzählt: Ein König versprach demjenigen seine wunderschöne Tochter, der die wilde Krämmit den zwölf

Ferkeln aus dem Walde fange. Drei Brüder verſuchen nacheinander das Abenteuer. Aber den beiden ältern mißlingt es, weil ſie ſich die Hilfe unſeres bekannten bemantelten Alten, der ihnen begegnet war, verſcherzen. Die Sau bricht durch ihre aufgeſtellten Netze, als ob es Nichts wäre. Der Jüngſte erhält von dem Alten einen ſeidenen Faden, an dem ſich die Sau willig leiten läßt. Er führt ſie nach Hauſe und ſperrt ſie, da es Abend geworden, in einen Stall ein. Die Brüder lauern ihm aus Neid und Eigennutz, nämlich um die Sau an ſich zu bringen und dadurch die Königstochter zu erlangen, auf; der eine erſchlägt, der andere begräbt ihn. Da aber die Sau, nicht mehr gefeſſelt vom Zauberfaden, entrinnt, ſehen ſie wohl, daß ſie die Königstochter nicht erlangen können und halten ihre That verborgen. Ueber dem Grabe des Erſchlagenen aber wächſt ein Rohr. Ein Schäfer ſchneidet es ab und bläſt darauf; da ſingt das Rohr von ſelbſt die That der Brüder. Der Schäfer bringt das Rohr zum König, die Brüder werden vorgenommen, müſſen auf dem Rohr blaſen, das ſie verklagt und werden hingerichtet. Aber die Tochter des Königs verblüht in liebeloſer Einſamkeit.

Mit Saxo's Erzählung ſtimmt unſer Märchen darin überein: 1. daß die Brüder als Bewerber um die Königstochter, alſo als Nebenbuhler erſcheinen; 2. daß der jüngſte Bruder — der im Märchen Balder zu vertreten hätte — von den andern erſchlagen wird; 3. daß die Mörder — denn damit endet auch Saxo's Erzählung — von der Blutrache getroffen worden.

Nicht mit Saxo, aber mit der Edda ſtimmt es überein, daß in unſerm Mörchen die Bewerber Brüder ſind. In allen drei Erzählungen finden wir Odhin auf Seite Balders. Daß in unſerm Märchen drei Brüder erſcheinen, erklärt ſich als Märchentype, die hier unorganiſch eingedrungen. In dem Plane des Märchens liegen nur zwei Brüder; wie hätten die beiden Mörder ſich in die Prinzeſſin theilen mögen, um derenwillen ſie doch den Mord begehen? Wirklich hat das parallele Märchen: der ſingende Knochen in den K. u. H. M. der Brüder Grimm und die meiſten in den Anmerkungen beigebrachten verwandten Märchen nur zwei Brüder. Auch ſtimmt das Grimm'ſche Märchen darin mehr zu Saxo, daß der Mörder die Prinzeſſin wirklich erlangt, während ſich unſere Erzählung eher mit der Darſtellung der Edda vergleichen läßt. In dieſer ſtirbt Nanna bei dem Anblick vor Baldurs Leiche, in unſerm Märchen welkt die

Prinzeſſin, deren Liebe zu dem Erſchlagenen vorausgeſetzt werden muß, langſam hin.

Was gegen die Vergleichung unſeres Märchens mit der Erzählung des Saxo und der Edda eingewendet werden kann, iſt mir bewußt. Auch eine bloße Vermuthung, wenn ſie nur von den angeführten Uebereinſtimmungspuncten ausginge, wäre allzukühn. Ein verſpotteter und verfolgter jüngſter Bruder, eine umworbene Prinzeſſin, deren Erwerbung an eine ſchwierige That geknüpft iſt, der Verſuch dem Glücklichen das ſchon oder faſt erlangte Gut zu entreißen, die endliche Entdeckung und Beſtrafung des Verbrechers, dieſes Alles bildet einen ſo typiſchen Märchenſtoff, daß es für ſich allein nicht zur Vergleichung mit einem Baldermythus berechtigen kann. Mich haben aber noch andere Erwägungen dazu eingeladen. Es muß auffallen, daß keine von allen Ueberlieferungen dieſes Märchens einen befriedigenden Schluß hat, der doch Märchen Bedürfniß iſt, daß der Gemordete nicht, wie ſonſt erzählt wird, wieder belebt und Gatte der Königstochter wird. Auch der Baldermythus iſt einer befriedigenden Löſung unfähig. Die Deutung führt beide Ueberlieferungen einander noch näher. Balder iſt Sonnengott, der blinde Hödur, ſein Mörder ein winterlicher Nachtgott. Nanna die Blüthe, die ohne Sonne nicht leben kann. Die beiden Brüder, die Prinzeſſin, der ganze Inhalt unſeres Märchens ſind vollkommen von übereinſtimmender Bedeutung. Die Sau mit den zwölf Ferkeln, die noch oft in Märchen und Aberglauben vorkommt, iſt unzweifelhaft das Sonnenſchwein, ſonſt auch durch goldene Borſten gekennzeichnet, bald mit Woden bald mit Frô, immer mit Sonnen- und Sommergottheiten in Verbindung gebracht. Es iſt folgerichtig, daß nur Baldur es zähmen und leiten kann. Der Bruder — ich nehme hier nach der beſſern Ueberlieferung nur einen an — der dunkle Hödur, ſucht es vergebens im Netz ſeiner Finſterniß zu fangen; es bricht durch wie die Sonne durch Nacht und Dunkel oder durch Wolken und Nebel, wie Simſon — der auch auf einen Sonnengott zurückführt — durch die Banden der Philiſter oder durch das Thor von Gaoſa.[5]) Balder aber bindet es und leitet es am Seidenfaden, der das Band der Ordnung und des Geſetzes bedeutet, wie der Seidenfaden um König Laurins Garten, die Fäden in alten Rechtsbräuchen[6]) und das ſtoffloſe Band, womit nach der Edda der Fenriswolf gefeſſelt wurde und das „ſchlicht und weich war wie ein Seidenband." Daß der Held unſeres Märchens von dem bemantelten Alten, alſo Odhin unterſtützt wird, iſt wieder bedeutungsvoll und nicht ohne mythiſchen

Digitized by Google

Grund, da der Himmelsgott Odhin ſelbſt einſt das Sonnenſchwein beſeſſen, und eigentlich noch beſitzt und noch allen unſern Quellen als Erhalter der ewigen Ordnung erſcheint. Der gemordete Held unſeres Märchens iſt alſo ein Sonnengott wie Baldur, Schützling Wodens, wie jener Sohn Odhins iſt; ſeine Braut wie Nauna die Blüte, die nach dem Verluſt des himmliſchen Strahls hinſterben muß. Auch der Zug vom ſingenden Rohr, ſingenden Knochen muß mythiſch bedeutſam ſein. Die zauberhafte Liederkunſt des Hotherus iſt ein weitverbreitetes Sagenſtück, und wohl nicht zufällig in Saxo's Erzählung. Märchen, Sagen und Volkslieder verleihen ſolche Kunſt oft Mächten der Nacht und des Todes.[7])

VIII.

Frô (?)

1.

Die beiden Wanengeſchwiſter haben ſo ſehr das Weſen der Erdenmutter, von der ſie vielleicht ſtammen, beſonders nach ihrer lichten, ſegnenden, zeugenden Seite angenommen, daß ſie in ihren Wirkungen, in ihrer Verehrung, in ihren Attributen einerſeits von dieſer, andererſeits untereinander ſelbſt oft ſchwer zu unterſcheiden ſind. Frô durchdringt ſich überdies als Sonnengott mit Wodan ſowohl als Balder und tritt ſchon in Skandinavien noch entſchiedener aber in Deutſchland ſo ſehr hinter ſeiner Schweſter zurück, daß ſeine dortige Verehrung von Manchen ſogar in Zweifel gezogen werden konnte.[1]) Seinen Namen kennen auch unſere Quellen nicht; weder in Ortsbenennungen noch in andern Zuſammenſetzungen kommt er vor; die Ausdrücke frondânst, af de frôn gôn" ſcheinen uns von außen zugeführt. Dennoch ſind uns mancherlei Ueberlieferungen erhalten auf einen Sonnengott führend, der weder Woden noch der kaum bezeugte Balder ſein kann.

Da iſt es hauptſächlich der Sonneneber, um den ſich die mythiſchen Reſte gruppiren. Die Abhandlung über Woden hat dieſen Gott zwar in öfterer Verbindung mit dem Eber gezeigt, zu deſſen Beſitz er ſeinen Schützlingen verhalf ohne ihn doch ſelbſt an ſich zu nehmen, wie das auch oft verliehene Pferd oder Schwert. Er ſchien nur als der ältere Beſitzer und himmliſcher Gebieter wie der Lehnsherr darüber zu verfügen.

Digitized by Google

Der Bäschmoter mußten wir die Sau zuerkennen, aber nicht als Sonnenschwein. Freyja hat ein goldborſtiges Thier, nach unſern Quellen eine goldborſtige Sau, die ſich allerdings vielfach mit dem Eber des Bruders berührt, aber doch in den meiſten Fällen davon zu trennen ſein wird.

Ohne Zweifel dem eigentlichen Sonnengott zuſtehend ſcheint mir der als männliches Thier gedachte „Gotsbuorich“ unſerer Ueberlieferung, der genau einen Gotteseber bedeutet[2]) und ſo ſein allerdings ſtark an Bedeutung geſchwächtes Deminutiv Gotsbärjel oder mit doppeltem Diminutivſuffix Gotsbärjeltchen, das von J. K. Schuller (Tranſilv. von 1855) nicht ohne einigen Schein für ein elbiſches Weſen genommen wurde, weil es nur noch ſpöttiſch und ſcherzhaft gebraucht wird, z. B. um einen ſeine Kraft überſchätzenden Menſchen zu bezeichnen. Das eiſerne Schwein (éiserä schweinj), mit dem man die Kinder ſchreckt, die gegen den Willen der Eltern auf die Gaſſe laufen, indem man ihnen droht, es werde ſie auffreſſen, wird wohl der Bäschmoter eigenen, die in einer ſchleſiſchen Sage bei Weinhold (D. Frauen S. 28) in freilich ſtark abgeſchwächter Geſtalt, aber doch wohl noch erkennbar als „eiſernes Buſchweib“ erſcheint. Von der Adventkrâm, die in den Adventwochen umzieht und ebenfalls die auf der Gaſſe umherlaufenden Kinder auffrißt, kann es noch zweifelhaft ſein, ob ſie auf Bäschmoter, Frô oder Freyja zu beziehen ſei. Indeſſen ſchreckt man die Kinder doch nur in der letzten Adventwoche mit dem Thier, wenn die Eltern ihre Einkäufe für die Chriſtbeſcheerung machen und die Kinder im Hauſe behalten wollen, und ſo fällt das Thier wohl zuſammen mit dem „Krästschwéinj“ Krästfärkeln, und Nâjörsschwéinj, Jörstärkeln, ſeltener Krästbuorich, die in den „Zwölften“ von Weihnachten bis Dreikönigstag allenthalben im Sachſenlande umziehen und wie der Krästmân und Jörsmân in der Chriſtnacht und Neujahrsnacht die Kinder begaben. In Mühlbach ermahnte man zur Zeit, als ich Kind war, die am Weihnachts- und Neujahrstag begabten Kinder in der nächſten Woche nach Neujahr recht folgſam zu ſein und ja recht ſäuberlich mit den Gaben zu ſpielen, weil in dieſer Zeit das Neujahrsſchwein noch umgehe und den Dawiderhandelnden während der Nacht die Geſchenke wieder wegnehme. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob hier an das Goldſchwein Frô's oder Freyja's zu denken ſei. Beide Geſchwiſter halten um die Zeit der Winterſonnenwende mit den andern höhern Gottheiten den großen Umzug, beide gehören zu den Begabenden. Die gewöhnlichen Gaben, darunter die nie fehlenden grünen Bäume, Aepfel, Nüſſe, Symbole des Lebens, eigenen beiden in gleicher Weiſe. Freyjas Thier iſt ziemlich ſicher auch

Digitized by Google

in andern Ueberlieferungen für dieſe Zeit bezeugt, auch daß das begabende Thier durch den Rauchfang kommen ſoll, ſcheint für die Göttin zu ſprechen; aber der Grund verliert an Bedeutung, wenn erwogen wird, daß anderwärts auch der Kräsztmån, wo er unſichtbar erſcheint, durch den Rauchfang kommt. Die Analogie der geldriſchen Sage (Grimm Myth. S. 191) worin Dork mēt den beer (Dietrich mit dem Eber), alſo der männliche Gott als Umziehender erſcheint, ſpricht für Frô. Zweifellos ſind beide Geſchwiſter und ſo beider Attributsthiere an den Umzügen der Winterſonnenwende und der Begabung der Kinder zu Weihnachten und Neujahr betheiligt. Das Erſcheinen des einen ſchließt das des andern nicht aus, wie beide durch Woden als Chriſt- und Neujahrsmann nicht ausgeſchloſſen werden. Wo das Thier männlich aufgefaßt wird, dürfte es mit Wahrſcheinlichkeit auf den Sonnengott zu beziehen ſein, nicht ſo gewiß auf deſſen Schweſter das weiblich gedachte, da unſere Quellen auch den Sonneneber als goldborſtige Sau kennen. Und gewaltig wird ihre Größe gedacht, wenn ſie nach einem der Märchen in einem zwanzig Kübel haltenden Sack gefangen werden ſoll.

2.

Wie andere Götter, ſo wird auch der Sonnengott in unſern Quellen durch ſein Attributsthier vertreten, oder erſcheint in der Geſtalt desſelben, ſo in dem Märchen vom Borſtenkind (Nr. 43 bei Haltrich). Eine Königin ſitzt Aepfel eſſend vor ihrem Pallaſte, der dreijährige Sohn hebt die Schalen auf und ißt davon. „Ei! daß du ein Schweinchen wäreſt!“ ruft ärgerlich die Mutter. Da wird der Königsknabe ein Schweinchen und läuft davon. Am Saume eines Waldes ſitzen zwei arme Leute vor ihrer Hütte als Abends die Schweine heimkehren. Da ſpricht die Frau: „Wenn uns doch Gott ein Kind beſcheerte, wäre es auch nur ſo rauh und borſtig, wie ein Schwein!“ Da kommt aus der Heerde ein Schweinchen auf ſie zugelaufen, ſtreicht ſich ſchmeichelnd an ihnen, will gar nicht mehr weichen. Sie nehmen es auf, pflegen es wie ein Kind, geben ihm Semmel und Milch, machen ihm ein weiches Bettchen. Früh morgens, wenn des Hirten Horn ertönt, kann es nicht im Hauſe aushalten, man öffnet ihm die Thür, es läuft mit, abends kehrt es zurück. So lebt es fort, gepflegt von den Alten, kann ſprechen, wächſt aber langſam, ſo daß es erſt nach ſiebzehn Jahren ein ganz großes Eberſchwein iſt. Eines Tages ſprechen die Alten davon, wie der König ausgeſchrieben habe, daß er ſeine Tochter nur dem zum Weibe

Digitized by Google

geben wolle, der drei Aufgaben lösen könne. „Führt mich zum König und verlangt für mich seine Tochter!" ruft das Borstenkind. Der Mann erschrickt anfangs über die kühne Forderung, läßt sich aber doch endlich bewegen vor den König zu gehen. Die Wachen wollen das Borstenkind nicht mit hineinlassen, aber es drängt sich durch bis ins Vorgemach. Der König läßt sich den Werber vorführen, zürnt, als er das Schwein sieht, und läßt es sammt dem Pfleger gefangen setzen, will aber doch sein Wort halten, wenn es gelinge die Aufgaben zu lösen. Die Aufgaben sind: 1. Das Schloß des Königs in ein silbernes zu verwandeln, 2. dem Schlosse gegenüber in einer Entfernung von sieben Meilen ein zweites aus Gold erstehen zu lassen, 3. eine Brücke zwischen beiden Schlössern aus Diamant zu errichten. Alle Aufgaben werden gelöst, das Borstenkind erhält die Königstochter. In der Schlafkammer legt der Bräutigam das Borstenkleid ab und ist nun ein schöner Jüngling mit goldenem Haar. Aber die Mutter der Braut erfährt das Geheimniß und heißt sie das Borstenkleid ins Feuer werfen. Da wird der Bräutigam ans Ende der Welt entrückt. Die Braut nimmt sieben Kleider, sieben Paar Schuhe und einen Sack voll Brot und macht sich auf den Weg, den Geliebten aufzusuchen. Sie gelangt zu der Wohnung des Windes, der ihr ein Mäuschen schenkt und sie durch sein Roß zum Mond tragen läßt. Der Mond schenkt ihr eine Nußschale, worin ein silbernes Kleid ist und läßt sie durch sein Pferd zur Sonne tragen. Die Sonne beschenkt sie mit einem goldenen Kleid und läßt sie durch ihren Wagen zum Abendstern führen, der in einem kleinen Häuschen am Meere wohnt. Er zeigt ihr eine ferne Insel, auf welcher ihr Gemahl weile und morgen mit des Königs Tochter vom Weltende vermählt werden solle, beschenkt sie mit einer sterngefleckten Nuß, worin ein sterngeflecktes Kleid und führt sie in seinem Kahn an das Ufer der Insel. Hier stellt sie sich in ihrer abgerissenen Kleidung an die Pforte der Königsburg. Der Brautzug kömmt vorüber, die Bettlerin öffnet die von dem Mond erhaltene Nuß, zieht das silberne Kleid an und folgt dem Zug in den Tempel. Als die Braut den wunderbaren Glanz sieht, ruft sie: „Nein, bis ich nicht auch ein solches Kleid habe, will ich nicht dein Weib sein!" Die Bettlerin war bereits fort. Sie läßt der Braut sagen, sie wolle ihr das Kleid schaffen, wenn sie dafür eine Nacht im Schlafgemach des Bräutigams wachen dürfe. Der Handel wird eingegangen, aber dem Bräutigam durch die Braut die Ohren verstopft und ein Schlaftrunk gegeben. Vergebens klagt die Weitgewanderte an seinem Lager: „Ich bin dir gefolgt ans Ende der Welt, sie-

ben Kleider und ſieben Paar Schuhe habe ich zerriſſen; ſo erbarme dich um des Kindes willen, das ich unter dem Herzen trage." Der Königsſohn ſchläft einen „eiſernen" Schlaf und erwacht nicht. Am folgenden Tag zieht der Brautzug nochmals zur Kirche; die Braut triumphirend im ſilbernen Kleid. Aber nun unterbricht das goldene Kleid der Bettlerin wie am vorigen Tag die Trauung; die Braut will auch ein ſolches Kleid. Es wird ihr unter derſelben Bedingung wie das ſilberne überlaſſen. Derſelbe Erfolg. Am dritten Tag hat das ſterngefleckte Kleid eine gleiche Wirkung. In dieſer Nacht zieht aber die Bettlerin auch das Mäuschen zu Rathe. Dieſes nagt die Stöpſel aus dem Ohr des Schlafenden, beißt ihn ins Ohr, daß er erwacht und die Stimme der vergeſſenen Geliebten vernimmt. Da erkennt er ſie und flieht mit ihr. Der Kahn des Abendſterns empfängt ſie am Ufer der Inſel und führt ſie hinüber. In der Hütte des Sterns wird ihnen ein Kind geboren. Dann führen ſie Sonne, Mond und Wind in das Reich des Vaters zurück, wo ſie mit Blumen und Jubel empfangen werden und der alte König ihnen die Regierung abtritt.

Unſer Märchen hat in mannigfachen Veräſtungen und Wandlungen viele Parallelen unter Deutſchen, Slaven, Ungarn, Romanen, Griechen, Perſern, Indern und ſelbſt Semiten.[3]) Von den unter den Sachſen gangbaren Märchen hat das von „König Scheidvogel" nächſte Verwandtſchaft. Die meiſten Parallelen, urſprünglich Naturmythen, haben eine ethiſirende Richtung angenommen. Unſer Märchen iſt ein reiner Naturmythus und übertrifft an Reinheit und Folgerichtigkeit der Durchführung wie an Durchſichtigkeit der Symbolik alle andern. Zugleich hat dieſe Symbolik gerade, wo es abweicht, echt germaniſches Gepräge.

Der Held iſt durch das Borſtenkleid, das unſerm Märchen eigenthümlich iſt, und die goldenen Haare deutlich genug als der Sonnenheld, als Frô gekennzeichnet. Früh verläßt er täglich die Ruheſtätte bei ſeinen Pflegeeltern und kehrt mit dem Abend wieder. Auch ſeine Werke, die Löſung der drei Aufgaben, alle in Lichtſchöpfungen beſtehend, ſind damit in Uebereinſtimmung. Als er ſein Borſtenkleid, die ſtrahlende Eberhaut verliert, wird er an's Ende der Welt verſetzt, auf jene entlegene, äußerſte Inſel, wo der König vom Weltende d. i. der Unterwelt mit ſeiner Tochter thront, alſo in ein Todtenreich oder was gleichbedeutend iſt, er verfällt der Gewalt der Wintermächte wie Simſon, der ſemitiſche Sonnengott, als ihm ſein Strahlenhaar genommen worden.[4]) Seine Gemahlin iſt die Blütengöttin. Sie wandert ſieben lange Wintermonate — denn darauf deuten die ſieben

Paar Schuhe — dem verlorenen Geliebten ſuchend nach. Der Mond, die Sonne, der Abendſtern und der Wind ſind ihr hilfreich und fördern die Reiſe durch ihre Roſſe, Wagen und Kahn. Jene beſchenken ſie mit Strahlenkleidern, dieſer mit dem froſtbrechenden Lenzhauch, der des Winters Eisdecke durchnagt. So gelangt ſie in das Todtenreich, wo der Geliebte eben in Gefahr iſt auf immer den dämoniſchen Gewalten zu verfallen. Um den Preis ihrer himmliſchen Strahlenkleider gelangt ſie in das Schlafgemach des Geliebten. Aber vergebens klagt ſie ihm ihr Leid, der eiſerne Schlaf des Winters liegt auf ihm, ſein Ohr iſt verſchloſſen, ein Zaubertrank hat ihn bewältigt, er hat ſie vergeſſen, wie Siegfried durch Gudruns Trank die Brunhild vergaß. Da bringt das Mäuschen, der Lenzhauch, Rettung. Es bricht die Eiskruſte mit ſeinem Zahn, wie Siegfried mit ſeinem Schwert — dem ſiegenden Sonnenſtrahl — die Brünne der Schildjungfrau in der Flammenburg. Der Gebannte iſt erlöſt und die Wiedervereinten eilen zur Heimat, in das Reich des Frühlings, wo ſie mit Blumen und Freudenliedern empfangen werden und die Herrſchaft des Reiches antreten.

Daß unſer Märchen die Wandernde auf ihrem Weg zur Sonne gelangen läßt, während doch der eigentliche Sonnenheld im Bann der Todesmächte entfernt iſt, darf nicht ſtören. Alle Naturgewalten ſind in der Mythologie vielfältig vertreten und namentlich kennen Griechen, Römer, Germanen neben den eigentlichen Sonnen- und Mondgottheiten Apollo und Diana, Frô und Freyja noch untergeordnete, mehr nur das Geſtirn als ſolches perſonificirende, mythiſche Weſen, die Griechen Helios und Selene, die Römer Sol und Luna, die Skandinavier nach Snor Edda D. 11 Sol und Mani, denen bei den andern Deutſchen Sunna und vielleicht Sinthgunt entſprechen, die wir aus dem Merſeburger Heilsſpruch kennen. Auch nach der Edda wie nach unſerm Mährchen fährt Sol auf roſſebeſpanntem Wagen. Auch der Kahn des Abendſterns, ſonſt die Mondſichel bezeichnend, iſt ein bekanntes Symbol (Schwartz: Sonne, Mond und Sterne). Alles iſt ſomit vollkommen klar, und ſo wird auch die Mutter des Helden, die Königin mit dem Symbol der Fruchtbarkeit in der Hand, die Erdenmutter ſein.

3.

Ich kehre zu dem in den Zwölften, vorzüglich um Weihnachten und Neujahr umziehenden Gotteseber und Goldſchwein zurück. Ihr Um-

Digitized by Google

zug erfolgt in der Zeit des einſtigen heidniſchen Feſtjubels bei der Winterſonnenwende, der großen Götterumzüge, der großen Julfeier, bei welcher namentlich für Freyr und Freyja der Juleber geopfert wurde. Dieſe Gemeinſamkeit der Verehrung, der Aufgaben, der Attribute macht es da, wo unſere Quellen aus Reſten alten Cultus beſtehen, beſonders ſchwer die beiden Geſchwiſter aus einander zu halten. Doch meine ich, daß die meiſten unſerer Weihnachts- und Neujahrsgebräuche zur Zeit der Sommerſonnenwende d. i. am Johannistag und am Tage Petri und Pauli auf Frô zu beziehen ſind, einige ihm und der Schweſter gemeinſam gelten. Es wird, wie auch J. Grimm (D. Myth.) vermuthet, noch Reſt des alten Julopfers ſein, wenn die Schweine nicht nur aller Orten um Weihnachten geſchlachtet, ſondern dabei auch vielfach ſtehende Familienfeſte abgehalten werden, bei welchen ſich die ganze Verwandtſchaft einfindet, die Nachbarn und Freunde mit Würſten beſchenkt und meiſt am erſten oder zweiten Tag nach dem Schlachten der Schweinskopf, in Kren- oder Krautſuppe angerichtet, auf die Tafel kommt. Wenn die Maſtſchweine gegen Weihnachten nicht recht freſſen wollen, ſagt man: „ſie ſpüren den Chriſttag" oder: „wart, der Chriſttag kommt euch!"

Zur Verehrung Frô's ſind ohne Zweifel auch die hie und da noch üblichen Freudenfeuer in der Chriſt- und Neujahrsnacht zu zählen. Mir ſind erſtere aus Zuckmantel und Bodendorf, letztere aus Streitfort bezeugt. In Zuckmantel wird am Chriſtabend auf einem nahen Berg ein großes Freudenfeuer angezündet. In Bodendorf ziehen gegen Mitternacht in der Chriſtnacht alle Burſchen und Mädchen des Dorfes mit ausgedroſchenen Garben auf eine nahe Anhöhe, legen ſie auf einen Haufen und verbrennen ſie unter Abſingung des Kirchenliedes: Vom Himmel hoch, da komm ich her u. ſ. w. (Schuller: Herodes). Daß das Kirchenlied an Stelle eines andern getreten, iſt ſelbſtverſtändlich. In Urwegen (beſſer Urbach) gehen die Burſchen in der Chriſtnacht zur aufgelaſſenen Bergkirche, erſteigen den Thurm und ſchwingen bei den Fenſtern heraus lange brennende „Pechſchwänze" (d. i. aus Hanf und Pech zuſammengedrehte Fackeln) ſo im Kreiſe herum, daß ſie wie flammende, ſprühende Feuerräder ausſehen. Zugleich wird am Fuß des Thurmes aus Werg und Stroh ein großes Feuer angezündet. In Streitfort verſammeln ſich in der Neujahrsnacht die Burſchen auf einem nahen Hügel nächſt dem Dorfe, jeder bringt ein Strohbündel mit; dieſe Strohbündel zünden ſie an und verbringen einen Theil der Nacht unter Lärmen und Jauchzen auf dem Hügel, dann kehren ſie in einem Haus des Dorfes ein, wo gemeinſam die Nacht „durchmeſſen" wird. Solcher Brauch wird früher allgemeiner

gewesen sein, wie auch das „Nachtmessen“ oder „Nachtversitzen“ theils in der Christ- und Neujahrnacht bei dem „Tumeszgrumpesz, Krásztgrumpesz, Nåjorsgrumpesz“ allgemein üblich ist und jene Freudenfeuer ergänzt. Am allgemeinsten war das Durchwachen der Christnacht, wobei die Gesellen der Gewerke in den Städten gemeinsam die Wachsfackeln für den nächtlichen Frühgottesdienst drehten oder schmückten, auf den Dörfern die Bruder- und Schwesterschaften noch heute die „Sterne“ oder Kreuze aus Wintergrün um die Wachskerzen flechten. An manchen Orten bringen auch die Schulkinder zu solchem Zweck je einen Holzblock in das Schulhaus.

Alle diese Bräuche waren früher lebendiger. Alte Leute erinnern sich mit Wehmuth der gemüthlichen Heiterkeit der Thomas- und Sylvesternächte, da man in froher Gemeinschaft buck, schmauste, trank, sich mit Liedern, Sagen, Räthseln bis zum Morgen wach erhielt und dazwischen die Zukunft zu erforschen suchte. Auch diese Orakel weisen zumeist auf Frô und Frea zugleich. Heirathslustige Mädchen sehen in der Thomasnacht den künftigen Geliebten im Traum. In der Sylvesternacht gehen Mädchen und Jünglinge an den Schweinestall und klopfen an den Trog; so oft hierauf das Schwein grunzt, so manches Jahr währt es noch bis zur Hochzeit des Befragenden. Auch geht man rückwärts zur Holzlage, ergreift im Dunkeln einige Scheite und zählt sie hernach; sind sie von gerader Zahl, was man „gepaart“ heißt, so wird man im nächsten Jahr heirathen. Wollen zwei Liebende oder eben erst einander Bekanntgewordene erforschen, ob ihr Verhältniß mit Heirath schließen werde, so lassen sie zwei Nussenschalen, worin kleine Wachskerzchen brennen, in einer wassergefüllten Waschschüssel schwimmen; stoßen die Schiffchen zusammen ehe die Wachskerzchen erlöschen, so wird man sich verbinden, im andern Falle nicht. — Das Wetter des nächsten Jahres erforscht man in der Neujahrsnacht, indem man, wie in Schwaben und sonst in Deutschland, zwölf Zwiebelhülsen in einen Teller legt, dieselben salzt und während der Nacht aufs Fenster stellt; nach der Menge der bis zum folgenden Morgen in den Schalen befindlichen Flüssigkeit bestimmt man die Regenmenge der durch die Hülsen bezeichneten Monate. Auch beobachtet man das Wetter in der Neujahrsnacht, das vorausdeutend ist oder in den „Zwölften“; denn so wird es in den zwölf Monaten des neuen Jahres sein. Ich übergehe hier gänzlich, was nur auf Frea allein Bezug hat.

Digitized by Google

4.

In dieſer heiligen Feſtzeit darf man nicht Hülſenfrüchte eſſen, ſonſt bekommt man einen unheilbaren Ausſchlag am Mund, darf man nicht kauend über die Schwelle gehen, ſonſt bekommt das Vieh Maden, darf man nicht ſpinnen. Darum das Verbrennen der Rocken in der Rockenſtube am „Gainzelniûwond“ ein Gebrauch, der wieder beiden Frô und Froa gelten wird und aus dem Großſchenker und Repſer Stuhl ſo beſchrieben wird: Am Freitag vor Chriſttag (Gainjzelniûwent) zerbrechen und verbrennen die Knechte den Mägden vor Mitternacht die mitgebrachten Rocken (Gainjzelrôken) ſammt dem noch übrigen Theil des Zockens. Darum nehmen die „Mägde“ an dieſem Abend nur Stecken, — meiſt dicke, damit es ein rechtes Feuer gibt — und ſchlechtes Werg mit. Nach dem Verbrennen der Rocken folgt gemeinſame Unterhaltung bei Trank und Schmaus und Scherz. Mit dem Geſponnenen wird allerlei Scherz und Neckerei getrieben, Thüren zugebunden u. dgl.[5])

Allgemein gebräuchlich ſind gegenſeitigen Glückwünſche an Weihnachten und Neujahr. In Dülmen tritt der Burghüter am frühen Morgen des Chriſttages auf den Berg und ruft mit lauter Stimme über das Dorf:

„Krâsztwurst mêinj!
aller lögden âr Trêinj
sâl hêkt frâs uch gesangt sêinj!“

(d. i. Chriſtwurſt für mich! aller Leute Weib (Geliebte?) mag heut friſch und geſund ſein!) In Zuckmantel wird am neuen Jahr das ſogenannte „grüne Jahr“ beſtehend in allerlei Obſt von der Jugend bei dem Pfarrer, der Schule und dem Ortsamt herumgetragen. Alſo ein Umzug. In Bekockten erhalten die Täuflinge von ihren Pathen am neuen Jahr Aepfel mit Kreuzern geſpickt. An vielen Orten (z. B. Denndorf, Stein, Schaas, Neudorf) iſt es Sitte am Sylveſtertag, an andern Orten am Neujahrstag ſelbſt — wie noch anderwärts am Pfingſttag — „unter dem Mittagsläuten“ die Bäume mit Stroh zu umwickeln oder auch nur mit einem Faden zu umbinden, wobei von Einigen der wohl eingeſchleppte Reim:

„Bäumchen ſchüttel dich unten und oben,
das Neujahr iſt nahe herangekommen“

geſprochen wird. Dadurch werden die Bäume für das nächſte Jahr fruchtbar. Zu demſelben Zweck ſchüttelt man an andern Ort die Obſtbäume in der Chriſtnacht.

Auch das Vieh hat seinen Theil an dieser Festzeit. In der Neujahrsnacht zwischen eilf und zwölf Uhr redet das Vieh — wie man in Neudorf meint — aber in einer Sprache, die der Mensch nicht versteht. Nach Andern kann er sie wohl verstehen, aber er hüte sich sie zu hören, denn er muß sonst sterben. In Roseln wird am Christtag in einen großen Reif eine Menge Korn und Hafer oder Mais geschüttet und das Hausgeflügel herbeigelockt, daß es sich sättige; was dieses nicht verzehrt, das bleibt „den Vögeln unter dem Himmel.“ [6])

5.

Der letzterwähnte Gebrauch scheint auf den ersten Anblick eher auf Frea als die Gebieterin und Schutzfrau des Geflügels zu führen, doch sind wohl auch hier wieder beide Geschwister betheiligt und namentlich der Reif als Rad das Merkzeichen Frô's. Das Rad, als Symbol der Sonnenscheibe, ist ein gewöhnliches Attribut Frô's und Zeichen seines Dienstes, wo es in Volksgebräuchen vorkommt. Die Mythologie aller verwandten Völker kennt diese Bedeutung des Rades.[7])

Wenn jener Reif als das bedeutungsvolle Rad angesehen werden darf, so wird auch der Reiftanz, wie ihn J. Teutsch in Kronstadt 1744 noch, aber wohl zum letztenmal gesehen hat, vielleicht mit zu den Festlichkeiten zu Ehren dieses Gottes zu zählen sein. J. Teutsch beschreibt ihn (Blätt. f. G. G. und V. 1836 S. 86) so: „Die Schuhmachergesellen hatten auch ihre eigene Uebung, nämlich den Reiftanz, den sie von der Böttcherbruderschaft erkauft haben sollen. Der Reif, den sie gebrauchen, ist aus Eisen, rund und im Durchschnitt etwa $1^1/_2$ Schuh weit, mit welchem sie vermittelst eines Degens mancherlei Bewegungen machen, bald von oben herab, bald von unten hinauf; bald mit einem Fuß, bald mit beiden ganz geschwind und fast zwiefach gekrümmt hindurch krochen. Solches mußte ein jeder, bis die Reihe den letzten traf, vollführen, der den Reif dem Vortänzer überreichte. Diese hatten auch (wie die Kürschner) die Gewohnheit den Reiftanz jährlich zu halten, es ist aber solcher im vorigen Jahrhundert abgekommen. Unsere Zeiten haben doch denselben im Jahre 1744 gesehen, damit für künftige Zeiten und Nachkommen das Andenken desselben übrig bleiben möge.“ Schade, daß uns Teutsch den Tanz, den er freilich schon in abgeschwächter Gestalt sah, nicht genauer beschrieben und die Zeit, in welcher er aufgeführt zu werden pflegte, nicht angegeben hat.“ Daß es jährlich geschah, also gewiß an bestimmtem Tage oder doch innerhalb eines bestimmt begrenzten Zeitraums,

Digitized by Google

ist ausdrücklich berichtet. Die ganze Beschreibung wie auch, daß er Innungsvorrecht war, worüber es, wie bei dem Schwerttanz eine eigene Sage gab, characterisirt den Tanz als eigentlichen, in die Reihe der mimisch-dramatischen zählenden Festtanz. Reif (als Rad) und Degen können Attribute Frô's sein, letzterer als bekanntes Symbol des Sonnenstrahls. Der Vortänzer könnte den Sonnengott selbst vertreten haben.

Ich habe an anderm Orte ausgesprochen, daß auch der Schwerttanz in gewissen eigenthümlichen Formen auf Frô Bezug haben könne. Spur solcher Form glaube ich in der Nachricht zu finden, daß in einer Vorstadt Schäßburgs die Bauernjugend gegen Weihnachten drei Tage lang frohe Tänze feiert und am letzten Abend, der „bénongówont" heißt, auch den Schwerttanz, aber in etwas unzüchtiger Weise aufführt. Der hier erwähnte Schwerttanz muß sich wesentlich von dem IV. Anm. 2 beschriebenen Darstellungen unterscheiden, in deren zweiter nur etwa die letzte Figur, in der mit den Schwertern ein strahlenförmiges Rad gebildet wird, an den eigentlichen Sonnengott erinnern kann und durchaus nichts Unzüchtiges zu entdecken ist. Er muß also hier auch eine eigenthümliche Bestimmung und Bedeutung haben. Daß er auch zu den mimisch-dramatischen Festtänzen gehören und ursprünglich einem Gott der Fruchtbarkeit geweiht sein muß, beweist eben die Andeutung jener etwas unzüchtigen Darstellung. Diese und die Zeit der Aufführung weisen am entschiedensten auf Frô als phallischen Gott der thierischen Zeugung und Fruchtbarkeit, oder den durch Wolf wahrscheinlich gemachten Ters.[8]) Der Name des Festabends selbst hat wahrscheinlich die Bedeutung „Uebungsabend" vom altd. banôn = exercere (Gr. D. Gr. III. 126) oder Erlustigungsabend vom mhd. banoken = Erholung, Erlustigung z. B. auf der Jagd (W. Müller mhd. Wörterb. I. S. 34) mit sächsischer Nasalirung. — Auch die christlichen Weihnachtsspiele, wie der von J. K. Schuller edirte „Herodes" und das von J. Teutsch a. a. O. erwähnte Sternsingen sind wohl an die Stelle älterer Volksspiele getreten.

6.

Rad und Feuer begegnen uns am häufigsten bei den ausgeprägten Festlichkeiten des Johannistages und des Peter- und Paulstages also zur Zeit der Sommersonnenwende. Wohl jede sächsische Ortschaft feiert den einen oder den andern dieser Festtage, einige haben die Feier auf beide Tage vertheilt. Diese Festlichkeiten leiten fast durchschnittlich auf Frô (ich gebrauche den Namen immer nur hypothetisch), doch lassen

ſich auch Elemente des Freakults erkennen. Aeltere Urkunden beweiſen, daß die Arbeitsruhe am Johannistage früher weit ſtrenger eingehalten wurde als jetzt. Noch heute wird ſie indeſſen in den meiſten Ortſchaften beobachtet. In Neudorf erzählt man eine Sage von einem Störer der Feſtruhe. Während Männer und Frauen in frohem Behagen vor den Häuſern ſaßen und dem Reigentanz der Jugend zuſchauten, fuhr er zur Feldarbeit. Vergebens warnte man den Vorübergehenden. Aber kaum hatte er ſeine Arbeit begonnen, ſo rauſchte ein Gewitter heran und ehe er nach Hauſe gelangen konnte, hatte der Blitz in ſein Dach geſchlagen und all ſeine Habe verbrannt. — Auch in der Johannis- wie in der Thomas- und Sylveſternacht blühen die Schätze; doch werden Schatzgräber zuweilen durch heranrollende feurige Räder geſchreckt. Eine ernüchterte Mettersdorfer Schatzſage erklärt dies durch Menſcheneinwirkung und verſetzt das Ereigniß in die Georgsnacht. In Laßlen gingen die Kinder vor Jahren in der Nacht gegen Johanni hinaus, zündeten Strohbündel an und liefen durch die Weingärten. In Kelling ſollen einmal die Burſchen ein Rad mit Stroh umwickelt, angezündet und vom Berge gerollt, ein anderes brennend vom Thurm herabgeworfen haben; doch wurde mir nicht geſagt, zu welcher Zeit es geſchehen. Weitere Nachrichten über Freudenfeuer an dieſen Abenden ſind mir nicht zugekommen.[9])

Deſto bedeutungsvoller ſind die üblichen Feſtlichkeiten des Tages ſelbſt. In ſehr vielen Ortſchaften (ich führe nur Zied, Trappold, Pruden, Johannisdorf, Neudorf, Kleinſchenk, Rothberg, Bekocken, Streitfort an) wird am Johannistag nachmittags der Tanz um den Maſt und das Rad in feierlichſter Weiſe abgehalten. Von andern Ortſchaften iſt das frühere Beſtehen dieſer Sitte und von vielen die Verſetzung auf andere Tage nachweisbar. In Kleinſchenk und manchen Ortſchaften wird ein hoher Eichſtamm auf dem Kirchhof aufgeſtellt. Die Mägde haben eine große Krone aus Garten- und Feldblumen gebunden; mit einer Weinflaſche in der Mitte wird dieſe auf hohem eichenem Maſt aufgeſtellt. Unter dem Spielen der Muſik erklettert ihn, wer Muth hat, und leert die Flaſche, indem er eine reiche Zahl von Geſundheiten ausbringt. Hier ſcheint das Rad zu fehlen und nur durch die Krone vertreten zu ſein. In Zied wird außer der Krone, in der verſchiedene Gaben hängen, auch ein Kranz d. i. alſo ein Rad aus Blumen aufgeſtellt und um dasſelbe getanzt, hernach der Maſt unter den bekannten Umſtänden erſtiegen. So wieder an verſchiedenen andern Ortſchaften. In Kelling ſollen ehemals die Burſchen auf hohem Maſt ein Rad ſo aufgeſtellt haben, daß es ſich um eine am Maſt angebrachte Axe drehte; Stricke hingen von den Felgen

Digitized by Google

des Rades zu Boden, welche die Burschen erfaßten und so um den Baum tanzten, wodurch das Rad in drehende Bewegung kam. Bedeutungsvoll ist der Vorgang in Streitfort. Hier tanzt die Jugend schon Vormittags auf dem Tanzplatz. Dann gehen etwa gegen Mittag die Mädchen um aus „Johannisblumen" Kränze zu winden. Nachmittags kommt Alles wieder auf den Tanzplatz in feierlichster Weise, die Burschen im Festpelz, die Mädchen mit Borten und Unschuldskranz auf dem Haupt, die gewundenen Kränze in der Hand. Diese Kränze werden mit kleinen hölzernen Häckchen an einen Bienenkorb befestigt, welcher auf ein Rad gestellt und sammt diesem an einen fünf Klaftern hohen Mast oben befestigt wird. Dann stellen sich die „Knechte" auf die eine Seite und singen ein Lied (jetzt Kirchenlied), während die Mägde Hand in Hand in weitem Kreis um die Kränze wandeln. Nach den Burschen singen die Mägde ein sächsisches Lied (das in meinen siebenb. s. Volksdichtungen S. 92 enthalten). Dann schüttelt der Jungälteste die Kränze ab und Alles tummelt sich einen zu erhaschen. Hierauf Schmaus u. s. w. So bedeutungsvoll schon dieser Bericht die Feier erscheinen läßt, so zeigt er doch, daß dieselbe nicht mehr vollständig erhalten ist. Auffallend fehlt hier das Ersteigen des Mastes. Das von den Mädchen gesungene, gewiß sehr alte Lied erwähnt der Brennesseln, die sich die Burschen brechen sollen. Es ist nicht zu übersehen, daß wir bei den Festlichkeiten des Peter- und Paulstages hernach die Brennessel und Johannisbeere mit unter den Gaben den Krone finden. Brennessel, Johannisbeeren, die — und gerade das ist bedeutsam — im Sächsischen nicht diesen Namen führt, sondern Roseing heißt, und Johannisblume waren also dem Sonnengott heilig. Auch scheint Frô, da hier der Bienenkorb eine vorragende Bedeutung hat, auch ein Bienenhort und Schirmherr der Bienenzucht zu sein, während in dieser Richtung sonst Frea mehr hervortritt. An die Johanniskränze müssen sich Glück und Segen knüpfen, da sich Jung und Alt um die abgeschütttelten streitet.

Mancherlei Aberglauben knüpft sich noch an den Johannistag. In einem Hexenproceß aus Mühlbach von 1720 wird als Beweis gegen eine Beschuldigte angeführt, daß man sie am Johannistag unter dem Rast ihres Zimmers habe sitzen und Butter schlagen sehen. Das Reinigen der Feldbrunnen, anderwärts wohl alterthümlicher in den Mai verlegt, wird in Neudorf am Johannistag vorgenommen. Schon am Vorabend reiten die Burschen hinaus, übernachten — doch nicht ohne Feuer (?) — auf dem Felde, und kommen nach Reinigung der Brunnen spät abends in Doppelreihen heimgeritten. Auch hier läge Beziehung zu Frea-Holt, der Brunnengöttin näher als zu Frô.

Die am Feste Petri und Pauli gebräuchlichen Volksbelustigungen sind in fast allen Fällen nachweislich bloß von dem Johannistag auf dieses Fest versetzt; in Schweischer erst seit kurzer Zeit. In Trappold wird ein Baum mit Kirschen, Aepfeln (zu dieser Zeit?) und Backwerk geziert und darum getanzt. In Seiburg ist dieser Mast oben mit dem Wagenrad versehen. In Schaas steht der Mast auf dem Tanzplatz oben mit der Blumenkrone, in welcher Backwerk, Wein, Kirschen, Johannisbeeren hängen, die sich der glückliche Ersteiger aneignen darf. In Felldorf wird eine Blumenkrone an den senkrechten „Heubaum" gehängt. In die Krone hängen sie einen kleinen Käs, eine Maß Wein in hölzerner Flasche und Johannisbeeren. Auf einer Bank nächst dem Baum sitzt der Musikant, um den sich rings die Tanzenden drehen. Meldet sich einer zum Aufsteigen, so wird es gestattet und das Gelingen gepriesen, Mißlingen mit Gelächter belohnt. In Nadesch und sonst hält der Aufkletternde oben eine Rede. In Meschen bringt er nach der typischen Einleitung: „Erstlich wollen wir Gott danken ꝛc. ungezählte Gesundheiten auf alle Obrigkeiten, Aemter, Ortsgeistlichen, Brüder ꝛc. zuletzt auf die Mägde, die den Kranz gebunden. In Denndorf geht der von den Mädchen vorbereitete Tanz in feierlichster Weise vor sich. Wenn sich die Sonne zum Untergang neigt, steigt der „Uschnéder" der Bruderschaft auf den glatten „Heubaum", woran er oben an gekreuzten Stäben Wein, Hübeß, Brennesseln hangen findet. Er hält eine — typische — Rede. Dann wird die Krone abgenommen und der Zug bewegt sich unter Gesang von dem Tanzplatz einem Hause zu, das zur Einkehr schon früher bestimmt worden. — Es ist bezeichnend, daß auch das Erklettern des Mastes von J. Teutsch am Anfang des vorigen Jahrhunderts unter den abgekommenen Hochzeitsgebräuchen angeführt wird; der Mast wurde mit Fett eingeschmiert.[10])

Auch die Bilder von Rädern, wie ich sie in manchen sächsischen Dörfern an der Rückseite vieler Häuser beobachtet, sind vielleicht Zeugen uralter, unwissend überlieferter Gepflogenheit.

In Zauberformeln ist mir Johannes (der Täufer) nur einmal vorgekommen — ohne Bedeutung. Dagegen ist eine (Siebenb. s. Volksdicht. S. 288) an die Brennessel gerichtet, die beschworen wird der Kuh die Maden zu vertreiben.

7.

Neben dem Eber kommt Frô noch das Sonnenpferd und der Sonnenhirsch zu. Hinsichtlich des Pferdes lassen mich unsere Quellen ohne

Digitized by Google

Beleg, der Hirsch aber ist uns erhalten. Er ist an den h. Laurentius übergegangen wie an andern Orten in Deutschland an die Jungfrau Lorenz.[11]) Wie er dort auf Frouwa leiten mag, so bei uns auf Frô. Nach Laurentiustag (10. August) ist es nach der Volksansicht nicht mehr gut im freien Flußwasser zu baden. Man pflegt es den Kindern zu wehren, indem man sagt: dor Lirenz huod ân de bâch gepischt (der Laurentius hat in den Bach gepißt) oder dor hirsch huod ân de bâch gepischt. Beide Redensarten gelten an denselben Orten gleichbedeutig. Der Sonnenhirsch, von dem die Regenströme fließen, hat sich also in kühlem Augustregen entleert. Wenn in vielen Orten noch jetzt der Dorfsstier auf dem ganzen Weichbild und in Jedermanns Eigenthum freies Weiderecht hat, daß ihn Niemand aus seinem Fruchtfelde wegtreiben darf, so erklärt sich das wohl auch dadurch, daß er einst dem Gott der Fruchtbarkeit — der namentlich auch als Phallus verehrt wurde, geweiht war.

Auch bei den vielfältigen Maifesten des Volkes wird Frô mitbetheiligt sein, doch tritt er neben den andern Gottheiten, namentlich seiner Schwester, nirgends bedeutungsvoll hervor.

IX.

Frea.

1.

Vielleicht keine von den germanischen Gottheiten kommt an vielseitiger Bedeutung der Freyja oder Frouwa gleich, deren Wesen die Gesammtheit aller weiblichen Thätigkeitsäußerungen des Göttlichen in sich faßt. Darum berührt sie sich, wie sich auch aus unsern Quellen zeigen wird, vielfach mit andern Gottheiten, nicht nur Holda, Ostara, Hel-Nerthus und Frigga oder Frekka, von der sie sich gar nicht trennen läßt, sondern auch mit Frô, Woden und Donar.

Ihr Name kann in unserer Mundart mit der Bezeichnung des Weibes und der Herrin des Hauses zusammenfallend nur Freâ (einsylbig gesprochen) Frâ, Frâ gewesen sein. Ob in dem Namen unseres sächsischen Dorfes Fräendorf der erste Theil der Zusammensetzung auf die Göttin oder auf Frauen überhaupt zu beziehen sei, wird sich nicht entscheiden lassen. Die Benennung des Freitags „Frêtich“ kann ebensowohl auf Frekka wie auf Frea zurückgeleitet werden.[1])

Digitized by Google

2.

Unſere Quellen laſſen Frea vorwiegend als Frühlingsgöttin erkennen. Von dieſer Seite ſoll zunächſt das geſammelte Material verwerthet werden. Ich gehe auch hier von den Märchen aus:

Das Märchen vom Roſenmädchen Nr. 23 in Haltrichs Sammlung iſt eines der ſchönſten: Eine Waldfrau hatte einen verirrten Waiſenjungen aufgenommen und pflegte ihn wie eine rechte Mutter. Als er groß war, ſagte er: „Mutter ich muß fort, ich will das Roſenmädchen ſuchen", — „Das iſt weit, mein Sohn und ſchwer zu erlangen, denn es wird von einem Drachen bewacht." Der Knabe ließ ſich aber nicht länger halten. Da gab ihm ſeine Pflegemutter eine Schelle und ſprach: „Wenn du etwas wünſcheſt, ſo läute damit!" Der Knabe ging fort, traf auf einen Bienenſchwarm und fragte die Bienenmutter, ob ſie nicht wiſſe, wo Roſenmädchen wohne. Die Bienenmutter ſchickte alle Bienen auf Kundſchaft aus. Als ſie alle ohne Nachricht zurückkehrten, zählte ſie dieſelben und fand, daß eine fehle. Endlich erſchien auch dieſe — ſie war auf dem weiten Wege lahm geworden — und brachte erwünſchte Botſchaft. Sie ward dem Knaben als Wegweiſerin mitgegeben. Zuerſt ging's über eine große, große Wieſe, dann durch einen Wald; am Ende des Waldes wohnte das Roſenmädchen in einem großen Schloß. Der Knabe verdang ſich hier als Gänſejunge und weidete immer in der Nähe des Schloßgartens. Hier ſah er das Roſenmädchen jeden Tag, wie es unter den Blumen wandelte, und es war ſehr ſchön. Da hörte er, das Roſenmädchen fahre jeden Abend in die Stadt auf den Ball. Als es Abend wurde, nahm er ſeine Schelle und läutete. Da ſtand vor ihm ein kupfernes Roß, daneben lag ein kupferner Mantel; den legte er an, ſtieg zu Pferde, ritt zur Stadt. Auf dem Balle ging er ſtets mit dem Roſenmädchen, das ſeine Freude an dem ſchönen Jungen hatte. Ehe aber der Ball zu Ende war, machte er ſich heimlich fort und blickte am andern Morgen wieder als Gänſejunge in den Blumengarten, wo das Roſenmädchen ſeiner Mutter von dem ſchönen Jungen im kupfernen Mantel erzählte. Am zweiten Abend ritt der Junge in ſilberner Kleidung auf ſilbernem Roß zum Tanz; am dritten in goldener Kleidung auf goldenem Roß jedesmal vor Schluß des Feſtes ſich entziehend. Aber am dritten Abend drückte ihm das Roſenmädchen — auf den Rath der Mutter — während des Tanzes ein Stückchen Pech in die Haare, woran er dann am folgenden Morgen erkannt wurde. Nun entfliehen alle drei auf den drei

Roſſen. Im Schloſſe aber lag ein mächtiges Faß mit drei eiſernen Reifen, darin ſchlief der Drache ſeinen Jahresſchlaf. Der war gerade zu Ende. Da borſten die Reife nacheinander mit entſetzlichem Krachen, der Drache erwachte, fand ſein Roſenmädchen nicht, ſchwang ſich auf ſeinen Fohlhengſt und ſetzte den Fliehenden nach. Bald hatte er ſie erreicht, ſie waren bei ſeiner Annäherung wie auf die Stelle gebannt, und konnten nicht weiter. Der Drache nahm dem Jungen die Zauberſchelle, die drei Pferde, das Roſenmädchen und deſſen Mutter und ließ ihn gehen, indem er ihm noch höhniſch nachrief; „Du könnteſt das Roſenmädchen wohl erlöſen, wenn du ein Roß wie meines von meiner Mutter bekämeſt, allein das wird nimmer geſchehen.“ Damit zog er heim, legte ſich in ſein Faß und die Reife legten ſich von ſelber um ihn. Der Junge verzweifelte nicht, ſondern machte ſich auf, die Mutter des Drachen zu ſuchen. Unterwegs befreite er einen Raben aus einem Netz, einen Fuchs aus einer Falle, half einem Fiſch, der auf das Trockene gerathen war, ins Waſſer. Jedes der drei Thiere verſprach dankbar zu ſein. In einem Häuschen im Wald, nah am Meere fand er endlich die Drachenmutter, und verdang ſich ihr als Knecht für ihre Stutte unter der Bedingung, ein Füllen der letztern als Lohn zu erhalten. Die Alte war das eingegangen mit dem Beifügen, daß, falls er einmal ohne Stutte heimkehre, es mit ſeinem Leben aus ſei. So wie nun die Stutte am erſten Tag ins Freie kam, entfloh ſie und verſchwand dem troſtloſen Jungen aus dem Geſicht. Aber der Rabe erſchien, hörte ſeine Noth und trug ihn in die Wolken, wo die Stutte ſoeben ein Füllen geworfen habe. Zur Verwunderung der Alten ward die Stutte ſammt Füllen abends nach Hauſe gebracht. Am zweiten Tag verſchwand die Stutte ſogleich wieder. Diesmal brachte der Fuchs Hilfe; er führte den Knaben in die Berghöhle, wo jene abermals ein Füllen geworfen. Am dritten Tag barg ſich die Stutte auf dem Meeresgrund. Da ſtand der Fiſch dem Knaben bei, daß er abends wieder Stutte und Füllen nach Hauſe bringen mochte. Nun konnte die Alte ihr Pferd nirgends mehr verbergen. Nach Ablauf ſeiner Dienſtzeit wählte ſich der Knabe das älteſte Füllen, eine Stutte und ritt hin, das Roſenmädchen zu befreien. Kaum hatte er die Nähe des Schloſſes erreicht, als ſeine Stutte zu wiehern anfing. Das hörte der Fohlhengſt des Drachen im Stalle, wieherte gleichfalls und ſtampfte, daß Alles erbebte. Darüber erwachte der Drachen im Faſſe, denn es war auch das Jahr zu Ende, die drei Reife

ſprangen mit großem Knall nach einander ab, er hörte das Wiehern, eilte zum Stalle. Aber der Fohlhengſt hatte ſich ſchon losgeriſſen und wollte zur Stutte laufen. Da faßte ihn der Drachen an den Mähnen, ſchwang ſich auf ſeinen Rücken, wollte ihn bändigen; das Roß aber bäumte ſich gewaltig, ſchleuderte den Drachen ab und zerſtampfte ihn, ſprengte dann über die Schloßmauer und lief der Stutte nach. Der Knabe war am Schloßgarten abgeſprungen, über die Hecke geſtiegen und hatte ſogleich ſein Roſenmädchen begrüßt. Seine Stutte war gleich umgekehrt nach der Wohnung der Alten, der Fohlhengſt hinter ihr her, konnte ſie aber nicht erreichen bis ſie zur alten Stutte und den beiden andern Füllen gelangten. So war nun der Knabe Herr vom Schloſſe und hatte auch ſein Schelle und ſeine drei Wunderroſſe wieder. Darauf hielt er Hochzeit mit dem Roſenmädchen und lebte herrlich und in Freuden.

3.

Daß unſer Märchen Allegorie enthalte, wird kein Mythenkenner bezweifeln; es fragt ſich nur, wie weit ſie ausgedehnt ſei, ob ſie bloß in den Hauptfactoren und der Idee des Ganzen zu ſuchen oder bis in die kleinſten Züge zu verfolgen ſei. Das will nun die weitere Unterſuchung Schritt für Schritt klar machen. Hauptträger der Dichtung ſind: das Roſenmädchen, der Drachen und der Knabe. Die beiden erſten ſind durch Namen, gegenſeitiges Verhältniß und Attribute leicht ſchon vorläufig deutbar. Die ſchöne Jungfrau, die ſchon ſo bezeichnend den Namen „Roſenmädchen" führt, unter Blumen wandelt, die — man muß es nach Analogie anderer Märchen vermuthen — bei jedem Schritte in ihren Fußſtapfen emporwuchſen, zu der die Biene, einer der bekannteſten Frühlingsboten, den Weg weiß, führt wohl nur auf eine Blüten- und Lenzgöttin. Bienen und Vögel ſind häufig in Märchen vorkommende Typen, deren urſprüngliche Bedeutung zwar oft vergeſſen iſt; erkennbare Regel bleibt doch, daß ſie meiſt in ein fernes, wunderbares, ewig blühendes Heſperidenland als Wegweiſer oder Kundſchafter beſtimmt werden. Diesmal gilt es nicht dem Land, ſondern der Perſon der Frühlingsgöttin.

Der Drache erklärt ſich ſchon durch ſeinen Gegenſatz zu dem Roſenmädchen als Winterdämon, wird aber noch erkennbarer durch ſeine Attribute. In ſeinem Faſſe ſchläft er den tiefen Winterſchlaf, zu dem er ſich freiwillig hinlegt, umſchloſſen von eiſernen Reifen, d. i. den winterlichen

Digitized by Google

Eisdecken, die sich — wie das Märchen so schön erzählt — von selbst um ihn legen und mit fürchterlichem Krachen springen, wenn die Zeit erfüllt ist. Bei seinem Herannahen sind die Fliehenden sogleich wie festgebannt und können nicht weiter, denn vor dem frostigen Hauch des Winters muß Alles erstarren, wie vor dem Anblick des Gorgohauptes das Lebendige zu Stein wird. Es kann nicht befremden, daß hier der Winter als Drachen erscheint, während ihn sonst der germanische Mythus als Riesen auffaßt. Es ist bekannt, daß Riesen oft genug Drachengestalt annehmen, wenn man auch nicht mit Müllenhof behaupten wollte, es müsse, wo immer in Sagen Drachen erscheinen, an Riesen gedacht werden. Uebrigens scheint es in unserm Märchen mit der Drachengestalt des im Fasse Schlummernden nicht einmal Ernst zu sein. Er greift seinem Fohlenhengst in die Mähne, schwingt sich auf, reitet, was doch Menschengestalt voraussetzt. Aehnlichem begegnen wir auch in andern Märchen. Der Winter heißt also Drachen etwa so, wie wir den Teufel — wohl auch ob seiner Riesennatur — als den alten Drachen bezeichnet finden.

Unser Rosenmädchen in der Gewalt des Drachen ist also die Blumen- oder Frühlingsgöttin, die germanische Flora, oder — um es gleich herauszusagen — Freyja in der Gefangenschaft des Winters.

Diese vorläufige Deutung unterstütze ich sogleich durch Analogie aus der Fülle der nordischen Mythenquellen. Snorris Edda erzählt 42: Es geschah früh bei der ersten Niederlassung der Götter, als sie Midgard erschaffen und Walhall gebaut hatten, daß ein Baumeister kam und sich erbot, eine Burg zu erbauen in drei Halbjahren, die den Göttern zu Schutz und Schirm wäre wider Bergriesen und Hrimthursen. Aber er bedang sich das zum Lohne, daß er Freyja haben solle, dazu Sonne und Mond. Da traten die Asen zusammen und hielten Rath und gingen den Kauf ein mit dem Baumeister, daß er haben sollte, was er anspräche, wenn er in einem Winter die Burg fertig brächte; wenn aber am ersten Sommertage noch irgend ein Ding in der Burg unvollendet wäre, so sollte er des Lohnes entrathen; auch dürfte er von Niemanden bei dem Werke Hilfe empfangen. Als sie ihm diese Bedingung sagten, verlangte er von ihnen, sie sollten ihm gestatten, sich der Hilfe seines Pferdes Svadilfari zu bedienen und Loki rieth dazu, daß ihm dies zugesagt wurde. Da grief er am ersten Wintertag dazu die Burg zu bauen und führte in der Nacht die Steine mit dem Pferde herbei. Die Asen däuchte es groß Wunder, wie gewaltige Felsen das Pferd herbeizog, und noch halbmal so viel Arbeit verrichtete das Pferd als der Baumeister. Der Kauf

aber war mit vielen Zeugen und ſtarken Eiden bekräftigt worden, denn ohne ſolchen Frieden hätten ſich die Jötune bei den Aſen nicht ſicher geglaubt, wenn Thor heimkäme, der damals nach Oſten gezogen war, Unholde zu bekämpfen. Als der Winter zu Ende ging, ward der Bau der Burg ſehr beſchleunigt und ſchon war ſie ſo hoch und ſtark, daß ihr kein Angriff mehr ſchaden konnte. Und als noch drei Tage blieben bis zum Sommer, war es ſchon bis zum Burgthor gekommen. Da ſetzten ſich die Götter auf ihre Richterſtühle und hielten Rath, und Einer fragte den Andern, wer dazu gerathen habe, Freyja nach Jotunheim zu vergeben. Da kamen ſie all überein, daß wer dazu gerathen haben werde, der zu allen Uebeln rathe, Loki, Laufeyas Sohn, und ſagten, er ſolle eines übeln Todes ſein, wenn er nicht Rath finde, den Baumeiſter um ſeinen Lohn zu bringen. Und als ſie dem Loki zuſetzten, ſchwur er Eide, er wolle es ſo einrichten, daß der Baumeiſter um ſeinen Lohn käme, was es ihm auch koſten möchte. Und denſelben Abend, als der Baumeiſter nach Steinen ausfuhr mit ſeinem Hengſt Swadilfari, da lief eine Stutte dem Hengſt entgegen aus dem Walde und wiherte ihm zu. Und als der Hengſt merkte, was Roſſes das war, da ward er wild, zerriß die Stricke und lief der Mähre nach, und die Mähre voran zum Walde und der Baumeiſter dem Hengſte nach ihn zu fangen. So ward die Nacht über das Werk verſäumt und am Tage darauf ward dann nicht gearbeitet, wie ſonſt geſchehen war. Und als der Meiſter ſah, daß das Werk nicht zu Ende kommen möge, da gerieth er in Rieſenzorn. Die Aſen aber, die nun für gewiß erkannten, daß er ein Bergrieſe war, achteten ihrer Eide nicht mehr und riefen zu Thor und im Augenblicke kam er und hob auch gleich ſeinen Hammer Miöllnir und mit dem erſten Schlag zerſchmetterte er ihm den Hirnſchädel in kleine Stücke und ſandte ihn hinab gen Niflhel. Loki ſelbſt war als Stutte dem Swadilfari begegnet und einige Zeit nachher gebar er den Sleipnir, ein Füllen, das grau war und acht Füße hatte u. ſ. w.

Die Deutung des eddiſchen Mythus nach Uhland und Simrock iſt dieſe: Der Baumeiſter iſt der Winter, ſein Pferd Swadilfari d. i. Eisführer, der Nordwind. Inſofern der Bau den Reif- und Winterrieſen als Bollwerk entgegengeſetzt werden ſoll, bedeutet er die winterliche Schnee- und Eisdecke, unter welcher die Erde und die Saat geborgen liegt. Wenn aber dieſer Bau vollendet und durch das Burgthor auf immer abgeſchloſſen würde, und noch dazu Sonne und Mond und die ſchöne Freyja, die warme Jahreszeit hinweggenommen werden müßten, ſo wäre, was hier als Schutz und Schirm gedacht war, das Verderben der Welt und der Götter; Nacht und Winter herrſchten

Digitized by Google

dann ewig auf der erstarrten, finstern Erde. Die Stutte, in die sich Loki verwandelt, muß ebenfalls als ein Wind und zwar als ein südlicher aufgefaßt werden. Indem die beiden Winde sich nachlaufen, im Walde hin und her rennen, stellen sie den Wechsel und Wandel der Winde beim Anbruch des Frühlings dar. Ein Hammerschlag d. i. ein Blitzstrahl des Frühlingsgottes Thor macht dem Winter ein Ende d. i. das erste Gewitter sprengt das Wintereis.[2])

Es fällt sogleich auf, welche Elemente dieser Eddamythus mit unserm Märchen gemein hat: 1. Das Rosenmädchen stellt sich durch die Bedeutung seines Namens wie durch seine Attribute und seine ganze Erscheinung der Frühlingsgöttin Freyja zur Seite. 2. Auch die ähnliche Lage beider Wesen in den beiden Dichtungen fällt ins Auge. Im Mythus ist Freyja in Gefahr in die Gewalt des Baumeisters zu gerathen; in dem Märchen befindet sich das Mädchen bereits in der Gewalt des Drachen. 3. Baumeister und Drache gleichen sich in ihren Rollen, wie auch darin, daß jeder von ihnen einen Hengst in seinem Besitz und zu seiner Unterstützung hat. 4. Die Rettung des Rosenmädchens und der Freyja wird vermittelt durch eine Stutte, die den Hengst durch ihr Gewieher anlockt. Diese gemeinschaftlichen Züge, wie überraschend sie auch sind, genügen nicht den Eddamythus im Ganzen unserm Märchen zu vergleichen, das vielleicht auf noch ungetrübtere Ursprünglichkeit Anspruch machen darf; die Bedeutung aber gerade dessen, was in dem Mythus mit unserm Märchen übereinstimmt, wird für die Erklärung des letztern höchst wichtig. Wir dürfen um so unbedenklicher unser Rosenmädchen für Freyja, den Drachen für den Winterriesen, seinen Fohlhengst für eine Art Svadilfari, für einen gewaltigen, ungestümmen Wintersturm ansehen. Diese Deutungen führen uns zugleich um einen Schritt weiter, sie erklären uns auch, wer die Mutter des Drachen, wer Mutter und jüngere Geschwister des Fohlhengstes sein müssen. Die Mutter des Winterdrachen ist natürlich auch eine Jotin. Darum wohnt sie am Rande der Erde, denn dort liegt Jotunheim. Die Mutter des Fohlhengstes ist eine Sturmahne, seine Geschwister können auch nur Stürme sein und zwar, da der Fohlhengst Wintersturm ist, müssen sie andere Stürme bezeichnen. Mich dünkt ihr Wesen lasse sich errathen. Die drei Tage, an welchen sie nacheinander geboren werden, sind kaum wörtlich, sondern als drei Zeiträume zu fassen; vielleicht würde sichs in einer bes-

Digitized by Google

ſern Ueberlieferung des Märchens auch ſo dargeſtellt finden. Iſt nun das älteſte unter den vier Geſchwiſtern der Winterſturm, ſo bleiben für die drei andern der Reihe nach noch die Funktionen des Frühlingsſturms, des ſommerlichen Gewitterſturms, des Herbſtſturms (Aequinoctialſturms) übrig. Damit ſtimmt ganz gut, daß der erſte in den Wolken geboren wird, der andere in der Berghöhle und der dritte im Meere. Der Frühlingsſturm fährt hoch daher und treibt feuchte Wolken vor ſich hin; er mag, da er voll Zeugungskraft neues Leben bringt, mit Recht als Stutte gefaßt werden. Der ſommerliche Gewitterſturm brauſt nach ſchwülen Tagen mit Wolkenbrüchen und Hagelwettern vom Gebirg daher; die herbſtlichen Meeresſtürme ſind bekannt genug, um es natürlich erſcheinen zu laſſen, wenn ihre Geburtsſtätte in das Meer verlegt wird.

Ehe ich mich hier tiefer einlaſſe, iſt auch der dritte Hauptfaktor, der Erzählung, der rettende Jüngling zu erklären. Wenn das Roſenmädchen die germaniſche Flora d. i. Perſonification des Blütengefildes und der Blütezeit iſt, ſo darf in dem rettenden Jüngling unſeres Märchens, der am Ende das Roſenmädchen als Gemahl empfängt, nur ein Weſen geſucht werden, das zu einer ſolchen Verbindung paßt. Nach einem Mythus des klaſſiſchen Alterthums vermählte ſich Flora dem leichten Zephir. Dieſe Verbindung iſt eine durchaus dem Weſen beider entſprechende und wir dürfen mit größter Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß in unſerm Märchen von einer ähnlichen berichtet wird, ja mir erſcheint unzweifelhaft, daß mit dem Jüngling der milde, lieblichfächelnde Lenzwind gemeint iſt. Wer wäre geeigneter das junge Blütenkind aus ſeiner Winterhaft zu befreien als der allbekannte, in tauſend Dichtungen beſungene Buhler der Blüthen? Er ruft die erſten Keime aus dem Schooß der winterlichen Erde ins Leben und begrüßt ſie. Die Annahme ſteht auch in Einklang mit dem Verhältniß, in welchem der rettende Jüngling zu dem Winter- und Frühlingsſturm ſteht; des letztern kann er nicht entbehren, er bewerkſtelligt mit ſeiner Hilfe die Rettung, aber wenn Winter- und Frühlingsſturm verbrauſt und entflohen ſind, bleibt der milde Lenzhauch zurück. Eine beſtätigende Analogie bietet auch das dunkle Fiölvinnsmál, worin Menglados d. i. Freyjas Bräutigam auch Lenzwind oder ein ähnliches Weſen zu ſein ſcheint. Die drei Roſſe, worüber der Jüngling durch ſeine Schelle gebietet ſind oft wiederkehrende Märchentypen und finden darin ſchon genügende Erklärung. Wer ſie hier auch noch zu deuten das Bedürfniß fühlt, kann ſie nur wieder als ſanfte Winde, alſo als bloße Erſcheinun-

Digitized by Google

gen an dem Weſen ihres Gebieters oder als Potenzen desſelben auffaſſen.

Nicht jeder Zug des Märchens verlangt ſeine Deutung; Vieles gehört wohl nur zur Verknüpfung und Ausſchmückung, zur Geſtaltung des Stoffes zum Märchen. Indeſſen ſcheint ſelbſt dieſes Neben- und Zierwerk nicht müßig in der Symbolik, es widerſtrebt wenigſtens — was der Dichtung zum Vorzug gereicht — der Deutung im Zuſammenhang mit dem Ganzen nicht. Ich würde nicht zu behaupten wagen, der Eingang des Märchens ſei ohne Symbolik. Das unſtäte Erwachen und Erſterben des Windes, das Wehen bald nach dieſer, bald nach jener Richtung in den erſten Frühlingstagen iſt charakteriſtiſch und von eigenthümlichem Eindruck.[3]) Nicht unpaſſend würde dieſe Natur des Frühlingswindes dergeſtalt im Bilde eines verwaiſten im Gefilde verirrten Knaben, der dann — bei ſteigender Schwüle der Tage, wenn im flachen Gefilde die Windſtillen eintreten — nur noch unter den „ewig regen Wipfeln" als kühlender Hauch zu finden iſt, wo ihn die mitleidige Waldfrau in entlegener Schatteneinſamkeit ernährt. Der Tanz mit dem Roſenmädchen — zwar auch eine gewöhnliche Märchentype — bezeichnet doch wieder paſſend das Schaukeln und Spielen des Lenzwindes mit den Blumen; und erklärlich iſt es auch, wenn der jedesmal der Entdeckung Ausweichende doch zuletzt an dem in die Locken gedrückten Zeichen erkannt wird; denn der flüchtige Lenzwind mag erkannt werden an den Blüten oder Düften, die er unwillkürlich den umſpielten Lenzblüten entführt hat.

4.

Wen wir uns als die Mutter des Roſenmädchens denken wollen, iſt unwichtig. Bekanntlich wird in den nordiſchen Mythenquellen Freyjas Mutter nicht genannt. Simrock hat Nerthus die Mutter Erde als erſte Gemahlin und Schweſter des Meergottes Niördhr vermuthet und unſere Quellen werden uns auch eine große Verwandtſchaft der Frühlingsgöttin mit der Bäschmoter zeigen. Von untergeordneter Bedeutung bleibt uns auch die Erzieherin des Helden. Beide greifen nicht in den Gang der Ereigniſſe ein. Die alte Waldfrau erſcheint nur in dem auffallend kurzen Eingang des Märchens und wird hernach vollſtändig vergeſſen. Wie alle ähnlichen Waldmütterchen zeigt übrigens auch ſie Verwandtſchaft mit Bäschmottr.

Von Bedeutung erſcheinen dagegen die drei hilfreichen Thiere, die eine nähere Betrachtung nothwendig machen. Daß ſie mehr als gewöhn-

liche Thiere, daß ſie wohl im Auftrage von Gottheiten handeln oder ſelbſt Gottheiten ſein müſſen, wird ein Mythenkundiger bald erkennen. Niemals gehen in Märchen ſolche Thaten von gewöhnlichen Thieren aus; wir fanden das einemal durch eine Katze Freyja, ein andermal durch eine alte Steingais Thor oder durch einen Hahn Odhin vertreten. Die Bedeutſamkeit unſerer Thiere wächſt noch, wenn wir ſie auch in andern Märchen bald einzeln, bald in ihrer Verbindung zu dreien, und eben immer helfend antreffen. In dem 38. Märchen bei Haltrich „von der Königstochter, die aus ihrem Schloſſe Alles in ihrem Reiche ſah" helfen ſie dem Helden, der ſich ihre Dankbarkeit verdient, die Königstochter erwerben. Das Märchen iſt bei Woden bereits angeführt. Des Fuchſes Beiſtand gibt hier den Ausſchlag. In dem 33. Märchen bei Haltrich begegnen uns Adler, Fiſch, Löwe als die helfenden Thiere. Hier vertritt alſo der Adler den Raben, der Löwe den Fuchs und wenn auch erſteres erklärbar iſt, ſo bleibt doch in letzterm die moderne Verderbniß um ſo erkennbarer, als hernach die Löwen einen Berg zu verſcharren bekommen, was ſich weit beſſer für Füchſe ſchicken würde; ohnehin handelt es ſich hier um Wärmewirkung, da der Berg Schnee und Schneewolken verſinnlichen ſoll. Dieſe Veränderung in dem auch ſonſt entſtellten und deshalb ungedeutet gebliebenen Märchen dankte ihre Entſtehung wahrſcheinlich dem Grunde, daß, nachdem das Verſtändniß der Bedeutung des Fuchſes verloren gegangen, er im Verhältniß zu ſeinen Leiſtungen nicht mehr bedeutſam genug erſchien, weshalb an ſeine Stelle der König der Landthiere — in übrigens auch nur ſpäterer aus der Fremde überkommener Anſchauung — aufgenommen wurde [4]). Daß die Dreiheit Rabe, Fuchs, Fiſch wie ſie in dem 23. und 38. Märchen aus Haltrich's Sammlung erſcheint, die urſprüngliche, unverfälſchte Ueberlieferung enthalte, wird auch die folgende Unterſuchung beſtättigen.

Da die drei Thiere zwar auch einzeln, öfter aber zuſammen in Märchen auftreten, ſo zwar daß eine Lücke entſtehen müßte, ſobald eines derſelben ausgelaſſen würde, ſo müſſen wir ſchließen, daß eine Art Zuſammengehörigkeit, eine Art Verwandtſchaft unter ihnen beſteht, daß ſie eine Thiertrilogie bilden, hinter welcher eine Göttertrilogie geſucht werden müſſe. Solcher Göttertrilogien — die für alle indogermaniſchen Völker charakteriſtiſch ſind — kennt auch die germaniſche Mythologie mehrere. Auf die rechte Spur leitet indeſſen wieder die Beſchaffenheit unſerer Thiere. Sie gehören drei verſchiedenen Elementen an, der Vogel der Luft, der Fiſch dem Waſſer, der Fuchs der Erde — ob ſeiner Farbe iſt er verſchiedenen

Völkern auch Symbol des Feuers geworden. Es gibt aber von gleicher Bedeutung nur eine Göttertrilogie in unserer Mythologie, Odhin, Hönir, Loki; Odhin ist Himmels- und Luftgott. Hönir, der bei dem Friedensschluße mit den Vanen für den Meergott Oegir als Geisel ausgetauscht wurde, muß selber Meer- und Wassergott gewesen sein. Loki ist Gott des Feuers oder — und dies scheint die ältere Auffassung — Personification der wohlthätigen, Land und Wasser durchdringenden innern Erdwärme [5]).

Die Thiere treffen zu: der Rabe — auch der Adler — ist bekanntlich Odhins Vogel, der Fisch wird natürlich des Wassergottes Attributsthier sein und schon die Trilogie verlangt nun, daß der Fuchs Lokis Eigenthum sei. In der That könnte sich kaum ein anderes Thier besser eignen Lokis Attribut zu sein, als der Fuchs, sowohl seiner Farbe als auch seiner List und Verschlagenheit wegen. Auch der Charakter Reineckes, wie er aus unserm Thierepos bekannt ist, stimmt zu dem Lokis — freilich mehr nach dessen trüberer Auffassung — vollkommen; der Feuergott nimmt in dem spätern, ethischentwickelten Götterdrama den andern Asen gegenüber ziemlich dieselbe Stellung ein, wie Reinecke im Thierepos den Baronen des Thierreich's gegenüber. Wenn Wolf in seinen Beiträgen zur d. Myth. den Fuchs für das Attribut Thor's hält, wozu er sich doch nur durch seine Farbe eignen würde, in wieweit nämlich Thor Blitzgott und der Blitz Feuer ist, so wird diese Ansicht eben durch unser Märchen auf das rechte Maaß ihrer Geltung herabgesetzt [6]). Der nahen Verwandtschaft zwischen dem Blitzgott und dem Feuergott ist übrigens auch in den nordischen Quellen Ausdruck gegeben, wo beide Götter gemeinsame Fahrten und Abentheuer bestehen.

Wer gegen meine Auslegung Zweifel erheben wollte, weil ihm unwahrscheinlich erschiene, daß sich Erinnerung an die uralte, schon in den beiden Edden in den Hintergrund tretende Göttertrilogie, in unsern Märchen bis heute habe erhalten können, den könnte ich einfach auf die augenscheinliche Alterthümlichkeit unseres Märchens verweisen; doch wird der Einwand noch entschiedener beseitigt durch die Thatsache, daß sich deutliche Spuren der alten Göttertrilogie mehrfach auch in andern unserer Volksüberlieferungen erhalten haben.

Es fragt sich, ob Odhin, Hönir, Loki auch in andern Quellen germanischer Mythologie und zwar in dieser trilogischen Verbindung als hilfebringende Gottheiten bezeugt sind.

Das wird aber unzweifelhaft durch ein bekanntes, ſehr ſchönes und mythologiſch werthvolles faröiſches Volkslied. Ein Rieſe — erzählt das Lied — würfelte mit einem Bauer. Der Bauer verlor und ſollte nach dem Vertrag ſeinen Sohn dem Rieſen abtreten, wenn er ihn nicht verſtecken könne. Der Bauer fleht zu Odhin, der ſogleich erſcheint, den Knaben als Aehre in ein Kornfeld birgt, das er — als Spender des Felderſegens — über Nacht hatte wachſen laſſen. Der Rieſe rupft das Korn aus und fängt an die Aehren mit ſeinem Schwert zu köpfen. Der geängſtigte Knabe ruft zu Odhin und dieſer rettet und bringt ihn ſeinen Eltern. Nun betet der Bauer zu Hönir um Hilfe. Hönir bringt den Knaben an den Sund; Schwäne fliegen vorüber und der Waſſergott birgt ſeinen Schützling in Flaumgeſtalt an dem Halſe des Waſſervogels. Der Rieſe ergreift den Schwan und beißt ihm den Hals ab. Der Flaum fliegt ihm aus dem Munde; der Knabe fleht zu Hönir, der ihn wieder zu ſeinen Eltern bringt. Nun fleht der Bauer zu Loki. Loki räth ihm ein Haus zu bauen mit einer großen Thür und eine Eiſenſtange hinter derſelben anzubringen. Den Knaben führt er an den Meeresſtrand, ſetzt ſich mit ihm in einen Kahn und rudert an's „äußerſte Ziel", wirft dort die Angel aus und zieht einen Flunder vom Grunde herauf. In des Fiſches Roggen birgt er den Knaben als Ei, ſenkt den Fiſch wieder zu Grunde, indem er ſeinem Schützling befiehlt zu ihm zu kommen auf ſeinen Ruf, oder wenn Noth dränge. Hierauf rudert er zurück, trifft den Rieſen am Ufer und eben im Begriff mit ſeinem Stahlboot in's Meer zu fahren. Loki läßt ſich in's Boot aufnehmen und fährt mit. Der Rieſe wirft die Angel aus, fängt die Flunder und beginnt den Roggen Korn für Korn zu zählen. Der Knabe ruft zu Loki; der verſteckt ihn hinter ſich und fährt mit dem Rieſen zurück an's Land. Hier eilt der Knabe zu des Vaters neuerbauter Hütte, der Rieſe ihm nach, ſtößt aber das Haupt an die Eiſenſtange, ſtürzt bewußtlos nieder, worauf ihm Loki, ſchnell bei der Hand, den Garaus macht. Dem Vater den Knaben zurückſtellend, ſpricht der Gott:

„Vorüber iſt's mit meiner Huth,
Doch dein Gebot erfüllt' ich gut,
Die Treue hielt ich dir gewiß,
Der Rieſe nun das Leben mißt."

Es iſt nicht zu überſehen, daß wie in unſerm Märchen von der Königstochter, die aus ihrem Schloſſe Alles in der Welt ſah, gerade der in alterthümlicher Reinheit gehaltene, treue Loki es iſt, deſſen Hilfe entſcheidend wird. Noch zwei verwandte Züge haben jenes Märchen und die

färöiſche Sage: in beiden handelt es ſich um ein Verſtecken; dort wird zuletzt der Knabe hinter dem Rücken der Suchenden ſelbſt, hier hinter dem Rücken Lokis verſteckt. Dergleichen ferne Anklänge ſind zu beachten; ſie deuten auf Trümmer verlorner, uralter Grundlagen. Daß Loki den Knaben in einem Fiſch verbirgt, darf nicht auffallen; er hat neben vielen andern Verwandlungen auch die Geſtalt eines Fiſches angenommen; er iſt eben der vielgeſtaltige, wandelbare, alldurchdringende Gott [7]).

So wäre denn die Deutung unſeres Märchens ungezwungen folgende: Der Gott der milden Bergluft ſucht, von geheimem Sehnen getrieben, die ſchöne Frühlingsgöttin auf. Ein bekannter Frühlingsbote, die Biene, zeigt ihm den Weg, der über eine weite, weite Wieſe, dann durch eine Waldung, durch große Fernen (die Wegweiſerin war ja auf der Kundſchaftsreiſe flügellahm geworden) bis zum Palaſte des Winters führt, in deſſen Haft ſich die Blüthenkönigin ſammt ihrer Mutter befindet. Der fächelnde Gott umgaukelt das ſchöne Blüthenkind, knüpft ein immer inniger werdendes Liebesverhältniß an und will mit der Geliebten entfliehen. Da ſpringen mit furchtbarem Krachen die Eisdecken, unter welchen der Tyrann ſeinen eiſernen Schlaf ſchläft, der Rieſendrache erwacht, ſchwingt ſich auf ſein Reitthier, den eiſigen Winterſturm und ſetzt den Fliehenden nach. Im Nu hat er die auf dem Rücken leichter Frühlingslüfte Enteilenden erreicht; erſtarrt vor dem ſchrecklichen Anhauch des Nordſturm's ſtehen ſie feſtgebannt auf der Stelle. Zu früh hatte der laue Frühligshauch die junge Blüthe aus der Haft des Winters gelockt, ſie muß wieder zurück in die Feſſeln des Dämons, der dem lieblichen Fächelgott die Geliebte, die dienſtbaren Luftgeiſter, die Zauberſchelle, womit er ſie regierte, entreißt und ihn höhnend ſeinem Schickſal überläßt. Doch haben gerade jene höhnenden Worte die Mittel zur Rettung verrathen. Nur mit Sturm kann das neue Leben kommen, der Frühling muß vorbereitet und ermöglicht werden durch den reinigenden Frühlingsſturm, nur dieſem kann das Frühlingsſäuſeln folgen. Der Fächelgott wandert zu des Winters Mutter um ſich ein Sturmroß gleich jenem Fohlhengſt zu verdienen. Er bekommt die Stutte der Rieſin zu hüthen, die Mutter der Stürme. Dieſe wirft zu verſchiedenen Zeiten zuerſt in den Wolken, dann in der Berghöhle, zuletzt in der Tiefe des Meeres je ein Füllen, in den Wolken den wolkentreibenden, thauenden Frühlingsſturm — den Thauwind — auf dem Gebirg den ſommerlichen Gewitterſturm, in der See den herbſtlichen Meeresſturm. Mit Hilfe dreier, erhabener Elementargottheiten, Odhins, Hönirs, Lokis oder ihrer abgeſandten Attributsthiere gelingt es ihm jedesmal die entflohene Stutte wieder heimzubringen, die

fortan ſich nirgends verbergen, auch kein Füllen gebären kann, da nun das Gebiet der Stürme nach Zeit und Raum erſchöpft iſt. Für ſeine Verdienſte darf ſich der jugendliche Gott eines der Füllen wählen; er wählt das älteſte, in den Wolken geboren, den Frühlingsſturm, eine Stutte. Mit dieſer Verſtärkung kehrt er zu dem Schloſſe des Winters zurück. Da brechen nochmals die Eisbande, da reißt ein Sturmwind den andern — die Stutte den Fohlhengſt — mit ſich fort, und unter dieſer tobenden Aufregung der Stürme findet der Winter — wie es alljährlich einmal in der Natur wirklich geſchieht — ſeinen Untergang. Die Stürme entfliehen zuletzt in ihre alte Rieſenheimat, der liebliche Lenzhauch aber verbindet ſich nun auf immer mit der lieblichen Blüthenjungfrau und ſchlägt mit ihr ſeine Wohnung in der gewonnenen Burg des Winters auf, denn dieſe beiden ſind für einander und haben ſich lange geliebt wie Manglada und Svipdagr in Fiölswinnsmal.

Es läßt ſich alſo in unſerm Märchen ein Naturmythus erkennen, wie ſie auch dem germaniſchen Alterthum eigen und in hundert Geſtaltungen desſelben nachgewieſen ſind. Es verſinnlicht den einfachen Gedanken von der Befreiung des Naturlebens aus den Feſſeln des Winters, wie ſie jährlich in Wirklichkeit zur Erſcheinung kommt. Allerdings ſcheint in dem Märchen der Winter für immer unterzugehen, der Bergwind mit der Blüthengöttin eine ewige Verbindung einzugehen. Das kommt indeß blos auf Rechnung der künſtleriſchen Geſtaltung, das konnte die Dichtung, wollte ſie ihr eigenes Werk oder deſſen Wirkung am Ende nicht ſelbſt aufheben, nicht anders darſtellen. In Wahrheit muß das Roſenmädchen jährlich wieder aus den Banden des Drachen erlöſt werden [8]).

5.

Von ganz gleicher Bedeutung iſt ein anderes Märchen, der Hünentödter (Nr. 22 in Haltrich's Sammlung), das nur leider nicht ſo unverfälſcht erhalten iſt: Ein Kaufmann beſchwört ſeine drei Söhne auf dem Sterbebette für ſein Seelenheil eine Wallfahrt zur heiligen Waldkapelle nach dem Morgenland zu machen. Anfangs verſäumt, wird die Wallfahrt ſpäter von der Wittwe und den Söhnen unternommen; jeder nimmt eine Windbüchſe mit. Sie übernachten in einem Walde und halten dabei abwechſelnd Wache. Um Mitternacht trifft die Reihe den Jüngſten. Er ſchürt das Feuer an und ſtellt ſich dann weit weg davon. Einen drohenden Löwen, einen Bären, einen Wolf erlegt er nacheinander. Dann ſteigt er auf einen Baum, ſieht in der Ferne ein Feuer, geht darauf zu und trifft drei mächtige Rieſen, die einen Ochſen

Digitized by Google

am Spieß drehen. Er steigt auf einen Baum ihrem Treiben zuzusehen. Als nun der eine Riese einen Schenkel zum Munde führen will, schießt er ihm denselben mit seiner Windbüchse vor dem Munde weg; dem zweiten, der aus einem Zuber wie aus einem Becher Wein trinken will, schießt er ein Loch in den Zuber, daß der Wein ausrinnt; dem dritten, der darüber unmäßig lacht, schießt er einen Zahn aus. Nun merken aber die Riesen den „Erdwurm" und suchen ihn, wobei sie schnauben, daß der Wald widerhallt. Dem Entdeckten thun sie jedoch kein Leid, weil sie sich seiner zur Entführung der Königstochter bedienen wollen. Weil er ihnen nicht nachkommen kann, steckt ihn einer auf seinen Hut, und so gelangen sie spät in der Nacht an das Schloß. Dieses enthält mehrere Säle, in deren einem die Königstochter schläft. An der Mauer hängt ein Schwert und eine Flasche unter welcher geschrieben steht: „Wer dreimal aus mir trinkt, kann das Schwert schwingen und damit Alles erhauen." Um den Schloßhof gehen hohe und dicke Mauern. Das Thor ist aus Furcht vor den Riesen immer geschlossen; die Wache liegt innerhalb sammt ihrem Hauptmann davor. Ein weißes Hündchen geht wachsam immerwährend auf den Mauern herum. Der Jüngling nun muß das Hündchen erschießen, darauf machen die Riesen ein Loch in der Mauer, wodurch er hineinschlüpft und ungehindert bis zur schlummernden Jungfrau gelangt. Als er ihre Schönheit sieht, dazu Schwert und Flasche sammt der Schrift, kann er es nicht verwinden solches Gut an die Riesen gelangen zu lassen. Er trinkt aus der Flasche, nimmt das Schwert von der Wand und — nachdem er der Lockung ein wenig neben der schönen Jungfrau zu schlafen nachgegeben — geht er in den Hof, überredet die Riesen einzeln durch das Mauerloch zu steigen und haut ihnen die Köpfe ab. Mit den Zungen derselben in der Tasche eilt er fort. Als im Schlosse Alles erwacht, findet der Hauptmann die erschlagenen Riesen nimmt ihre Köpfe, geht damit vor den König[9]) und erklärt sich für den Retter der Prinzessin. Sie wird ihm als Gattin zugesagt, erbittet sich aber noch ein Jahr Bedenkzeit. Während dieser Zeit bezieht sie ein Gasthaus (Wirthshaus), das sie sich an der Straße erbaut, auf dessen Schild sie schreiben läßt, daß hier nur derjenige bewirthet werde, der seine Geschichte erzähle. Bald bringt sie hier auch ein Kind zur Welt. Der wahre Retter vollendet indessen seine Wallfahrt, kehrt aus dem Morgenlande zurück und wird durch seinen Weg an das Gasthaus geführt. Er kehrt ein, erzählt seinen Lebenslauf, zeigt zur Bestättigung der Wahrheit die Riesenzungen und

Digitized by Google

wird als der wahre Retter und Einzigerkorene erkannt, mit der Prinzeſſin vermählt, der Hauptmann aber in einem innen mit Nadeln beſetzten Faß vom Berge herabgerollt [19]).

Das Märchen hat in ſeinem Eingang vielleicht fremdartige Beſtandtheile aufgenommen. Leider iſt das parallele Märchen vom gelernten Jäger in K. u. H. M. der Gebr. Grimm nicht beſſer erhalten; doch dient es inſoweit der Kritik, als in ihm die beiden Brüder des Helden fehlen, die auch in unſerm Märchen durchaus nicht in die Ereigniſſe eingreifen und ſomit als überflüßige Zuthat erſcheinen. Die Bedeutſamkeit unſerer Ueberlieferung beginnt eigentlich erſt da, wo der Held auf die drei Rieſen ſtößt. Die Deutung iſt bei der typiſchen Symbolik nicht ſchwierig. Der Junge iſt faſt ſchon durch ſeine Windbüchſe als einer der leichten Fächler als Wind bezeichnet. Die drei Rieſen ſind winterliche Gewalten, durch ihr furchtbares Schnauben als Sturmrieſen erkennbar. Der leichte Lenzwind ſchwächt ihre Gewalt; er entzieht ihnen die Nahrung und ſchießt ihren Zahn aus. Sie führen ihn vor ſich her (auf dem Hut), damit er ihnen als Werkzeug diene, denn nur er allein kann zur Prinzeſſin gelangen. Dieſe Prinzeſſin iſt wieder die in Winterſchlaf liegende Frühlingsgöttin. Sie iſt wohl geborgen hinter Schnee- und Eismauern, denn das bedeuten die dicken Mauern des Schloſſes. Daß die Rieſen das Loch in die Mauer brechen, durch welches der Junge ſchlüpft, iſt vielleicht nur Entſtellung. Denn die Winterſtürme können das Eis nicht aufthauen, nur der laue Hauch des Frühlings, ſo wie auch nur dieſer das weiße Hündchen tödten kann. Dieſes weiße Hündchen, das unaufhörlich auf der Mauer herumläuft, iſt das unaufhörliche Schneegeſtöber, dem die mildern Lüfte ein Ende machen. Der Junge gelangt zur ſchlummernden Frühlingsgöttin, die als verheißungsvolles Samenkorn im Schooß der Erde liegt, er trinkt von dem Tranke des Lebens und der Verjüngung, bewaffnet ſich mit dem oft-erkannten Siegſchwert, dem unwiderſtehlichen Sonnenſtrahl und wird damit der Wintermächte Meiſter, denen er ihre brüllenden Zungen entreißt. Er eilt hinweg nach dem Morgenland, wohin die Sommermächte im Winter ziehen und läßt die noch immer ſchlafende Prinzeſſin, von ihm befruchtet, ſchwanger zurück. Als endlich Alles im Schloſſe erwacht, entgeht die Prinzeſſin glücklich der Verbindung mit dem falſchen Bewerber, dem ſchwer zu deutenden Hauptmann der Thorwache. Im abgeſchiedenen Gaſthauſe bringt ſie ihre Frucht zur Reife und empfängt endlich den Einzigerkorenen, der von der Oſtfahrt

zurückkehrend sich als der wahre Retter erweist. Sie werden dauernd miteinander verbunden.

Die Bedeutung dieses Märchens wird ungemein verstärkt durch Vergleichung mit der dunkeln Allegorie: Fiölsvinnsmäl der Edda. Nach dieser Dichtung wohnt Menglada geradeso wie unsere Königstochter in unnahbarer, auch noch mit Waberlohe umgebener Burg. Ja ein Hund bewacht sie abwechselnd Tag und Nacht im Schloßhof und ein Wächter steht am Thor, der Niemanden einläßt, der nicht von sich und seiner Abkunft genügende und befriedigende Auskunft gibt, wie in unserm Märchen die Bewohnerin des Wirthshauses den Lebenslauf der Einkehrenden hören will. Denn beide, Menglada und unsere Prinzessin sind auf der Huth vor Feinden und Betrügern und erwarten mit Sehnsucht den Erkorenen. Er kommt als Wanderer wie an Menglada's Burg, so an der Prinzessin Wirthshaus, das im Märchen wohl nur irrthümlich von ihrem frühern Aufenthalt, dem Schloß getrennt worden ist. Beide Wanderer werden von den Erkorenen als die Erkorenen erkannt und mit Jubel empfangen. Wie der Prinzessin Gasthaus eigentlich zusammenfallen sollte mit der Burg, so ist Mengladas Burg ihrem Namen nach eigentlich ein Gasthaus unter modernen Verhältnissen, denn sie heißt: Gastropnir d. i. hospites conclamans. Eine solche Uebereinstimmung kann schwerlich als Spiel des Zufalls angesehen werden; es ist augenscheinlich, daß Fiölswinnsmäl aus dem zweiten Theil eines Mythus erbaut wurde, dessen Ganzes einst die Grundlage gegeben zu der im Lauf der Zeit stark veränderten und abgeschwächten Erzählung unseres Märchens.

Die Allegorie der Edda hat wenigstens in den Hauptzügen ihre ausreichende Deutung gefunden [11]). Menglada ist Freyja, hier die in winterlicher Zurückgezogenheit lebende; ihre Feinde sind die Winterriesen, ihr Erkorner der lösende Lenzhauch, wörtlich der Feldwind. Und so wird auch unsere Prinzessin oder Frühlingsgöttin keine andere als Freyja sein.

6.

Auch andere Märchen enthalten Freyjamythen; sie wurde erkannt in der „Königstochter auf der Flammenburg" (Nr. 21 der Haltrich'schen Sammlung) und steckt in den meisten jener Prinzessinen, die vom Glasberg befreit werden. Auch jene Königstöchter, die nur erworben werden können, wenn es gelingt sie zum Lachen zu zwingen, sind Vertreterinen dieser Göttin. Freyja hat einen Geliebten gehabt,

Digitized by Google

Odhr, der ſie, wie es ſcheint — denn die Andeutungen der Edda darüber ſind ſehr dunkel — treulos verließ. Darüber weinte ſie goldene Thränen. Zuweilen nun werden in Märchen Kinder mit der Gabe beſchenkt goldene Thränen, öfter auch Perlen zu weinen, Roſen zu lächeln, Gold von ihrem Haupte zu kämmen. Solche Gabe muß urſprünglich von Freyja ausgegangen ſein; der Göttin der Liebe und Anmuth eignet ſie nicht minder paſſend als der Frühlingsgöttin. Solchem Segen pflegt in Märchen gewöhnlich auch ein Fluch gegenüber zu ſtehen; Kröten weinen, Geſtank athmen, Ungeziefer kämmen u. dgl. Die Verleiherin der Schönheit mußte auch mit Häßlichkeit ſtrafen können.

Freyja als Schönheits- und Liebesgöttin iſt aber ſpäter zu behandeln.

Ich wende mich zu den meiſt ländlichen Feſtaufzügen, dramatiſchen Spielen, Gebräuchen, die als Reſte oder Ausläufer ehemaligen Kultus auf die Frühlingsgöttin zurückführen. Es ſind ſämmtlich Frühlingsgebräuche in die Zeit vom Ende März bis Ende Mai fallend, Feſtſpiele zu Ehren der Frühlingsgöttin oder Opfer und Opferzüge oder den Einzug der Göttin ſelbſt darſtellend und dann faſt immer mit dem Todaustragen in unmittelbarem Zuſammenhang ſtehend. Bezeichnend iſt es, daß bei faſt allen dieſen Gebräuchen nur die weibliche Jugend betheiligt iſt.

In Neudorf pflegen die Kinder — beſonders Mädchen — am erſten Mai aus ihrem Kreiſe das „Mémädchen" zu wählen, welches mit Bändern geſchmückt und mit jungem Laube ſo überkleidet wird, daß es nicht ſehen kann und geführt werden muß. Sie führen es bei den Ortsbewohnern herum und erhalten Eier als Geſchenk, die ſie dann gemeinſchaftlich verzehren. Das Mémädchen hat ſeinen Namen von mé, womit das junge Laub des Waldes bezeichnet wird. Der Brauch iſt ſichtlich ſchon ſehr abgeſchwächt, aber Zeit, Laubſchmuck, Eier laſſen doch kaum verkennen, daß hier Bezug auf die Göttin des Lebens, der Verjüngung anzunehmen iſt.

In Broller wird am Himmelfahrtstage das „Todaustragen" gefeiert. Nach dem Vormittagsgottesdienſte begeben ſich die Schulmädchen in das Haus einer Mitſchülerin und machen daſelbſt den „Tod", der aber als weibliche Perſon dargeſtellt wird. Eine ausgedroſchene Korngarbe, an welcher der obere Theil zuſammengebrochen und unterbunden den Kopf bildet, wird hiezu verwendet. Der Kopf wird mit einem „Knüpftuch" umhüllt, ſodann mit der gewöhnlichen „rothen Haube" und den ſilbernen „Bockelnadeln", d. i. ganz in der Weiſe der jungen Bauernfrauen unter den Sachſen aufgeputzt. Die Stelle der Augen vertreten zwei große, ſchwarzknöpfige Stecknadeln, die Arme bildet ein durch den Stroh-

Digitized by Google

ſchaub geſteckter Stecken. Auch die ganze Geſtalt wird in die Tracht der Dorfsfrauen gekleidet, Arme und Bruſt vorzugsweiſe mit vielen Bändern geziert. Der „Tod" muß vor Vesperläuten (zwei Uhr Nachmittags) vollendet und am offenen Fenſter ausgeſtellt ſein, damit ihn die Leute ſehen, wenn ſie zur Kirche gehen. Nach der „Vesper" beginnt der Umzug. Das Recht dazu haben nur die Schulmädchen. Zwei der ältern faſſen den Tod unter den Armen und ſchreiten voran; paarweiſe folgen die andern. Die ausgeſchloſſenen Knaben begaffen den „ſchönen Tod." Iſt der Umzug durch die Gaſſen unter Geſang (jetzt eines Kirchenliedes) vollendet, ſo begeben ſich die Mädchen in ein anderes Haus. Die Thüre wird vor den muthwillig nachdringenden Knaben verſchloſſen, der Tod entkleidet und der nackte Strohſchaub ihnen beim Fenſter hinaus übergeben. Die Knaben ergreifen ihn, ſtürmen ohne Geſang damit zum Thore hinaus und werfen ihn in den vorüberfließenden Bach. Iſt dieſes alles geſchehen, ſo beginnt der zweite Theil dieſes „Volksdramas". Mit dem dem „Tode" genommenen Schmuck wird nun ein Mädchen als „Königin" bekleidet und ebenfalls unter Geſang durch alle Gaſſen geleitet. Dann begeben ſich alle in das elterliche Haus der „Königin", wo zuſammengetragene Eßwaaren verſchmauſt werden. Die Knaben bleiben auch von dieſem Schmauſe ausgeſchloſſen. Nach gemeinem Volksglauben können die Kinder von dem Tage dieſes Feſtzuges an Stachelbeeren und Obſt genießen; der Tod, der früher darin geſeſſen, iſt nun nicht mehr. Auch das Baden im Freien iſt nun unſchädlich [12]). Das Feſt zerfällt offenbar in zwei Theile: In dem erſten wird einer winterlichen Todesgottheit, die charakteriſch weiblich gedacht iſt, der letzte Dienſt und Umzug feierlichſt abgehalten und dieſelbe dann für dieſes Jahr beſeitigt, in dem zweiten die junge Göttin des Lebens und der Fruchtbarkeit feierlich eingeholt und ihr das erſte Feſt geweiht; denn das mit ſehr geringen Ausnahmen, wo immer in unſern Volksſpielen Könige oder Königinen erſcheinen, an Götter und Göttinen zu denken ſei, habe ich ſchon an andern Stellen hervorgehoben. Der Ausſchluß des männlichen Geſchlechts von dem Feſt zeigt, daß es ſich hier eben ausſchließlich um den Dienſt weiblicher Gottheiten handelt. Schade, daß uns die urſprünglich bei dem Feſte geſungenen Lieder verloren ſind. Man wird ſich ſie kurz und ohne viel poetiſchen Werth denken müſſen. Daß an ihre Stelle kirchliche Lieder treten durften, läßt erkennen, wie ernſt man die Sache auch ſpäter nahm.

Meine Deutung wird nicht wenig geſtützt durch zwei, um 1740 in Kronſtadt bereits abgekommene Gebräuche, die, wie das Braller Volksfeſt

Digitized by Google

lehrt, nicht ohne Beziehung zu einander ſtanden, aber auf verſchiedene Tage verlegt waren, ſo daß nur der eine, dem zweiten Abſchnitt des Braller Feſtes entſprechende Brauch mit dieſem auf gleichen Tag, nämlich Himmelfahrt fiel. Das „Todaustragen" wurde in Kronſtadt zu Mitfaſten, alſo bei Frühlingsanfang gefeiert. Die „erwachſenen Jungfrauen" aus der Altſtadt ließen ſich aus Stroh das Bild einer jungen Frau verfertigen, welches ſie auf's Beſte ausſchmückten, mit gelbem Schleier verſchleierten, in die Mitte nahmen und auf den St. Martinsberg führten. Hier machten ſie einen Reihen um dieſelbe bis gegen Abend. Dann trugen ſie den „Tod" unterwärts des Schloßberges hinter die Gärten, entkleideten ihn des Schmuck's und warfen ihn in einen Graben. Die Gewohnheit, ſagt der Berichterſtatter [13]) hat ungefähr 1714 aufgehört. Aus derſelben Quelle [14]) wiſſen wir, daß vom Himmelfahrtstage an die „Jungfernreigen" begannen, die noch 1740 in der Altſtadt und Blumenau im Brauch, in den übrigen Stadttheilen aber bereits abgekommen waren und für Schande galten. Die Jungfrauen einer oder zweier Nachbarſchaften geſellten ſich bei dieſen Reigen zuſammen und ſetzten ſie fort bis zum Johannisfeſt, alſo bis zur Sommerſonnenwende. Dabei ſangen ſie einige (damals ſchon kirchliche) Lieder auf der Gaſſe. Sie wählten auch eine Königin, die ſie mitten in ihren Reihen ſetzten und ihr zur Seite zwei andere Mädchen. Dieſe Königin wurde nach geendigtem Reigen wieder unter Abſingung von Liedern heimgeleitet. Für dieſe Ehre erachteten ſich die Eltern der Königin verbunden die Geſellſchaft am Johannistage zu bewirthen. —

Was in Braller vereinigt erſchien, iſt hier getrennt, Todaustragen am Ende des Winters, Reigen und Königin im Blüthen- und Liebesmond. Daß man an ein wirkliches Todtenweſen zu denken habe, zeigt der gelbe Schleier. Lieder und Reigen deuten auch hier auf einen feierlichen Dienſt. Wenn in Braller die Schulmädchen dabei betheiligt ſind, ſo erſcheint es urſprünglicher, daß hier erwachſene Jungfrauen auftreten. Die beiden Begleiterinen oder Dienerinen der Königin laſſen ſich als Prieſterinen denken. Auch hier wird des männlichen Geſchlechtes nicht erwähnt [15]).

Aehnliche Feſtlichkeiten fallen auf den Pfingſttag. In Stein und Seiburg machen die Burſchen und Mädchen am zweiten Pfingſttag nach der Vesper die „Königinen". In Stein werden noch ganz kleine Mädchen gewählt. Dieſe werden geſchmückt, namentlich mit Bändern behangen und in Mitte des Tanzkreiſes auf einen Boding geſetzt. Um dieſelben wandeln die konfirmirten Mädchen im Reigen. Dreißig Schritte von ihnen ſind die Burſchen verſammelt und ſingen ein Lied (auch hier ſchon ein kirch-

Digitized by Google

liches). Iſt dieſes geſchehen, ſo geht der „Schaffer" und ſcheidet (verabſchiedet) die kleinen Königinen, worauf der Tanz beginnt und bis zur Nachtglocke dauert. In Seiburg werden zu Königinen drei erwachſene „Tanzmädchen" gewählt und unter Geſang erſt dreimal um die Kirche, dann auf den Tanzplatz geführt. In früheren Zeiten wurden an vielen Orten am Gregoriustag und zu Pfingſten Könige und Königinen gemacht.

Das „Kranzabrennen" in Zepling bei Reen gleicht mehr dem Hahn- und Gänſeabreiten. Jährlich am zweiten Pfingſttag Nachmittags ziehen die Burſchen beritten, Gerte in der Hand, Sporn am rechten Fuß, auf eine Wieſe. Als Vorſpiel umreitet man zwei mächtige, auf einer Stange hangende Kränze aus Feldblumen, die von den Burſchen im Rennen heruntergeſchleudert werden. Nun folgt eine Art Wettrennen. Die Burſchen reiten langſam in weite Entfernung zurück. Hier ſtellt ſie der Hann in eine Reihe, ſagt ihnen das Vater unſer vor, das ſie nachbeten müſſen und ſpricht ſie dann los. Hierauf wildes Rennen. Wer zuerſt beim Dorf anlangt, iſt Sieger und erhält den von den Mägden bewahrten unverwelklichen Strauß aus künſtlichen Blumen. Entſteht Streit über den Sieg, ſo entſcheidet der Gräf. Der Sieger iſt Pfingſtkönig und reitet an der Spitze des geordneten Zuges vor das Pfarrhaus. Zwei der ältern Burſchen ſteigen ab und ſtellen den Pfingſtkönig dem Pfarrer vor, der ſie ermahnt, dieſem ihrem Vorgeſetzten im nächſten Jahr zu gehorchen und den Pfingſtkönig mit einem Thaler, die Bruderſchaft mit zwei Eimern Wein beehrt.

Am Tage der Verkündigung Mariä, alſo um Frühlingsanfang machen die Mädchen (große und kleine) in Felldorf eine Magd aus Stroh, kleiden ſie prächtig, ſetzen ihr den Borten auf, an dem lange Bänder hängen, legen ihr den ſchönſten Bruſtpelz und die feinſte Schürze an; an neuen Schuhen fehlt es auch nicht, jede Magd gibt gerne, was ſie hat. So tragen ſie feierlich und mit großem Ernſt — Niemanden fällt es ein zu lachen — die „Marienjungfrau" mit Geſang durch das ganze Dorf, bei dem Pfarr-, Prediger- und Schulhaus vorbei. Dann geht der Zug über den Begräbnißplatz, wo er gewöhnlich einige Augenblicke verweilt, auf die nahe Anhöhe (Kupon). Hier entkleiden ſie die Jungfrau, verbrennen das Stroh ſorgfältig, daß auch kein Halm übrig bleibt, und ſtoßen die Aſche mit den Füßen auf, damit ſie der Wind verweht. Unterbleibt „die Marienjungfrau" in einem Jahr, ſo ſchreibt man dieſer Urſache zu, wenn ein Burſch oder Mädchen zu Hauſe oder in der Fremde ſtirbt oder eine Jungfrau ſchwanger wird.

Digitized by Go

Zunächſt vergleicht ſich dieſer Feſtbrauch dem „Todaustragen“ und Schuller hat ihn in der That damit identificirt. Auffallend wäre bei dieſer Deutung aber, daß einmal der zweite Theil des Drama's, die Einführung der Frühlingsgöttin fehlt und zweitens, daß die Puppe nicht wie gewöhnlich Tod ſondern Marienjungfrau heißt. Mir ſcheint es nicht allzukühn bei dem ganzen Vorgang und dem daran geknüpften Aberglauben ſich eines Menſchenopfers zu erinnern, daß einſt der Göttin des Lebens — oder des Todes? — gebracht werden mochte, übrigens ſchon im ſpätern Heidenthum durch eine Puppe erſetzt ſein konnte. Beziehungen zwiſchen Freyja und Maria begegnen noch mehrmals.

7.

Dieſelben Tage ſind noch durch andere, weniger dramatiſche Gebräuche ausgezeichnet: Am Himmelfahrtstage wird in Deutſch-Kreuz mit keinem „Bläuel“ gewaſchen; denn ſo weit der Schlag des Bläuels im Felde gehört würde, ſo weit würde dieſes hernach vom Hagel geſchlagen werden. Die Göttin duldet die Entweihung ihres geheiligten Tages nicht; ſie iſt vor allen andern Gottheiten Hagelmacherin. Allgemein iſt das Aufſtellen von Maibäumen zu Pfingſten, das Schmücken der Kirchen mit denſelben und die Luſt im Walde, wobei an manchen Orten kecke Späße und Zoten mit zu den Feſtgebräuchen gehören. In Schaas ſetzt jeder Burſche der Auserwählten einen Maibaum, wofür er jeden Sonntag, ſo lange Blumen blühen, einen Strauß erhält, und am 3. Pfingſttag mit den Kameraden von den Mägden bewirthet wird. Dann führt er ſie zuerſt in den Reigen, der auf freier Gaſſe getanzt wird, in einem mit Maibäumen umſteckten Raum. In Denndorf erhält der Burſche eine Maaß Wein, einen Eierkuchen mit Salat und einen „Hübes“ von dem Mädchen, außerdem jeden Sonntag während des Sommers den dreieckigen Blumenſtrauß. In Trappold ſuchen die Knaben am zweiten Pfingſttag Blumen, woraus die Mädchen einen Kranz binden. Dieſer wird — wie ſonſt am Johannistag — auf eine Stange geſtellt und am dritten Pfingſttag um dieſelbe getanzt. In Pruden werden am Pfingſttag die ſchönſten Ochſen der Heerde mit Blumen an Haupt und Hörnern geſchmückt und ſo in das Dorf getrieben. An manchen Orten ſind Feſtfreuden am erſten Mai. In Urbach gehen die Mädchen auf einen nahen Berg, ſingen Lieder (jetzt wohl auch Kirchenlieder) und tanzen. Auch hier ſind keine Burſchen erwähnt.

Mehr oder weniger deutlich tragen alle dieſe unſtreitig aus einem Geiſte geborenen Gebräuche die Kennzeichen eines gewiſſen Kultus an ſich,

mehr oder weniger deutlich nehmen sie Bezug auf ein weibliches, vorzugsweise von dem weiblichen Theil des Volkes geehrtes Wesen, mehr oder weniger allgemein knüpft das Volk Hoffen und Fürchten an einzelne dieser Gebräuche und hierin vorzüglich und in der Jahreszeit, in welcher sie üblich, liegt die Berechtigung sie auf Frea zu beziehen in ihrer Eigenschaft als Frühlingsgöttin, als germanische Flora.

8.

Dem Germanen hängt aber Mai und Minne, Lenz und Liebeslust innig zusammen; ihm ist seine Flora zugleich Aphrodite, seine Freyja nicht nur Göttin der schönen Jahreszeit, sondern auch der Schönheit überhaupt und der Liebe, der reinen sowohl, als der sinnlichen. Die Katze ist ihr wohl aus diesem Grunde zugeeignet; sie gilt für ein einschmeichelndes, zugleich liebegeiles Thier. Schmîchelkaz, Schmîchelkâzken (Schmeichelkatze, Schmeichelkätzchen) wird in bösem, wie in gutem Sinne gebraucht, doch öfter in gutem, besonders für einschmeichelnde, zutrauliche Kinder. Vielleicht ist auch die scherzhafte Schmeichelredensart: dat dêch de Kaze' maze sülen (daß dich die Katzen doch küssen möchten) ebenfalls Kindern gegenüber gebraucht, von diesem Standpunkt aus zu erklären.

Wie für Wodan der Rabe, der Hahn für Thor, die Ziege für Loki, in der Märchen- und Sagenüberlieferung oft der Fuchs eintritt, so für Frea zuweilen die Katze. Unstreitig ist dies in dem Märchen vom Federkönig (Nr. 13 in Haltrichs Sammlung) der Fall. Hier wird erzählt von einem Jungen, der seinen Eltern während sie im Felde arbeiten, von einer wilden Katze geraubt und in einer Höhle auferzogen wird. Als er groß geworden, sagt sie zu ihm: Nun sollst du die Königstochter heirathen! Er ist nicht gegen solchen Plan und die Katze leiht Rath und Beistand. Sie geht in den Wald, bläßt in ein silbernes Pfeifchen, da kommen viele Vögel und wilde Thiere zusammen. Von jedem Vogel nimmt sie eine Feder und macht daraus dem Knaben ein Kleid. Den Thieren gebietet sie dem Jungen zu folgen, der sie vor den König führen und dort sagen soll: „Herr König! der Federkönig schickt euch dies Geschenk". Der König meint, der Federkönig müsse ein reicher Mann sein, und wünscht sich einen solchen Eidam für seine Tochter. Der Junge verheißt im Namen des Federkönigs, daß der Wunsch binnen drei Tagen werde erfüllt werden. Die Katze schafft ihm nun ein noch schöneres Federkleid, in welchem er als eigentlicher Federkönig die Braut sich vermählt. Der Schwiegervater ist aber neugierig des Eidams Land und Palast zu sehen. Auch hier weiß die Katze Rath;

Digitized by Google

doch ſind ihre mannigfachen Liſten hier nicht von Bedeutung. Sie tödtet zuletzt einen gewaltigen Zauberer, deſſen Reichthümer ſie dem Schützling ſchenkt, läßt ſich dann den Kopf abſchlagen und ſteht ſogleich als wunderſchöne Frau da u. ſ. w.

Einen Naturmythus vermag ich in dem Märchen nicht zu entdecken. Das aber in der Katze Frea ſteckt, die hier in der Geſtalt ihres Leibthieres — wie ſonſt Odhin und Loki — den Schutz eines Helden übernommen hat, iſt unzweifelhaft. Sie verwandelt ſich zuletzt wieder in ihre eigene Geſtalt, wird „wunderſchöne Frau". Daß dieſe Frau zuletzt den alten König heirathet, wie das Märchen am Schluß berichtet, iſt ein augenſcheinlich verfehlter Zug. Des Herausgebers Anmerkung, daß in andern Relationen desſelben Märchens an Stelle der Katze der Mann im grauen Mantel erſcheint, iſt ein neuer Fingerzeig dafür, daß man in der Katze nur Freyja erkennen müſſe. In der Anſchauung unſers Volkes war und blieb Wodan vor allen andern Göttern der Schutzgott, und ſo ſehen wir auch in dem Märchen: die Hälfte von Allem, Thor als alte Steingaiß mit Wodan nach Verſchiedenheit der Relationen im Patronat des Helden abwechſeln. Wenn uns aber der Alte im Mantel unzweifelhaft als Wodan feſtſteht, ſo iſt eben ſo unwiderſprechlich, daß das, was an ſeine Stelle getreten, d. i. hier die Katze, ebenfalls eine Gottheit ſein müſſe. Jeder Zweifel muß ſcheiden, wenn man erwägt, daß die Katze als Gebieterin über die Thiere des Waldes insbeſondere die Vögel erſcheint und ihren Pflegling durch ein wunderbares Federkleid zum Federkönig macht. Das iſt Freyjas berühmtes Federkleid, das ihr nach der Edda zuſteht, das ſie auch andern Aſen, namentlich Loki zu leihen pflegt, wenn es der Götter Heil erfordert.[16]) Wir haben alſo in unſerm Märchen der Göttin Katze und Federkleid und in beiden Freyja ſelbſt, deren auch die Bekämpfung des furchtbaren Zauberers d. i. eines Rieſen wohl würdig erſcheint. Nicht durch bloßen Zufall werden wohl zwei Hauptattribute derſelben Gottheit in demſelben Märchen erhalten ſein. In dieſen zwei Attributen ſind zugleich zwei verſchiedene Seiten ihres umfaſſenden Weſens angedeutet. Ich werde darauf noch zurückkommen.

9.

Nicht nur als Liebesgöttin beſitzt Frea die Katze. Das Attribut kommt ihr auch zu als Mondgöttin. Auch Bubastis, die ägyptiſche Diana hatte dies Attribut und auch zur Iſis ſcheint die Katze in einiger Beziehung geweſen zu ſein. Das nächtlich wandelnde Thier war immerhin

Digitized by Google

in ſolcher Symbolik verwendbar. Andere weiſen auf die Fruchtbarkeit und leichte Geburt der Katzen hin und faſſen ſie als Symbol der Fruchtbarkeit. Das Weſen Freyjas widerſtrebt auch ſolcher Auffaſſung nicht.[17]) Beide Deutungen werden vermittelt durch die Erwägung, daß Mondgöttinen mehrmals auch als geburtenfördernde erſcheinen.

Daß Freyja Mondgöttin war, unterliegt keinem Zweifel. Als ſolche wurde ſie ſchon in der „ſchönen Königstochter jenſeits des Meeres mit den goldenen Zöpfen" erkannt. Als Mondgöttin beſitzt ſie, wie Freyr als Sonnengott auch einen goldenen Eber und es wurde an der betreffenden Stelle bemerkt, wie ſchwer es ſei zu entſcheiden, welchem der beiden Geſchwiſter die um die Winterſonnenwende umgehenden, kinderbegabenden Schweine eigen. Ebenſo zweifelhaft iſt die Beziehung des dort angeführten Schweineorakels in der Sylveſternacht.

Alle Mondgöttinen pflegen zwei Seiten zu zeigen, wie der Mond entweder als leuchtender oder dunkler erſcheint. Wie der Jahreswechſel ſeinen Ausdruck findet in Oſtfahrten, Schlummer, Bergentrückung oder Tod und Wiedergeburt der Götter, Aufenthalt in der Ober- oder in der Unterwelt (Perſephone), ſo erheiſcht auch der Mondwechſel ſeine Symbolik. War Freyja Diana, ſo wurde ſie auch Hekate und trat dadurch wieder in Beziehung zu den dunkeln Erden- und Todesgottheiten, namentlich auch der naheverwandten Erdenmutter.

Alle Mondgöttinen ſind zugleich Meeresgöttinen. So unſere „Königstochter mit den goldenen Zöpfen", welche in einem andern Märchen geradezu eine Meerjungfer vertrat. Alſo Freyja iſt auch Meeresgöttin, in weiterer Folge auch Brunnengöttin; wie die Schwanjungfrauen, deren Haupt ſie iſt, wie die nahverwandte oder identiſche Holda. Und ſo iſt es vielleicht ein Ausläufer ihres Cultus, wenn in Bulkeſch — wie ſonſt am Johannistag zu geſchehen pflegt — am erſten Mai die Feldbrunnen feierlich gereinigt werden.[18]) Die „Knechte", deren Hüte zu dieſem Zweck von den „Mägden" in eigenthümlicher Weiſe geſchmückt worden — farbige Bänder laufen ſtrahlenförmig von der Kopfſcheibe herab und endigen am Rand der breiten Krempe in doppelten Maſchen, während oben im Mittelpunct aus bunteſten Bändern eine künſtliche Roſe flattert, über welche der lebendige Blumenſtrauß emporragt — erſehen ſich die ſchönſten Pferde des Dorfgeſtüttes aus, ſchmücken deren Mähnen mit Tüchern und ſpannen ſie — meiſt je ſechs — an Wägen, die ebenfalls und zwar mit Weidenreifern geziert ſind. Auf dieſen fahren ſie hinaus und ſuchen den vom Altknecht den einzelnen Gruppen übertragenen Feldbrunnen auf. Nachdem dieſe gereinigt und brauchbar hergeſtellt worden, verſammelt man ſich

Digitized by Google

an verabredetem Platz, ſchmauſt und trinkt unter Begleitung von Muſik. Spät abends kehrt man ins Dorf zurück. Die Mädchen harren der Heimkehrenden, die ſich durch Peitſchenknall von Weitem ankündigen. Mit leeren oder vollen Krügen eilen ſie einzeln über die Gaſſe zum Brunnen, werden von den ſechsſpännigen Wägen eingeholt, von herabſpringenden Burſchen emporgehoben und im Triumpf durch die Gaſſen geführt, bis völlige Dunkelheit einbricht. Dann erfolgt wieder reichlicher Schmaus.

Das Feſt erſcheint wie alle ähnlichen ſchon abgeſchwächt und läßt keine beſtimmte Deutung zu; die eigenthümliche Zier der Hüte, die beſtimmte Rolle der Mädchen, die ſich gerade auf dem Weg zum Brunnen mit den Krügen in der Hand müſſen erhaſchen laſſen, verdient genauere Unterſuchung.

10.

Freyja iſt wie alle germaniſchen Göttinen auch eine Herrin des Feld- und Hausſegens. Zum Theil hängt das mit ihrer Eigenſchaft als Mond- und Luftgöttin zuſammen. Sie ſpendet Regen und ſchickt Hagel, ſie bewirkt die Fruchtbarkeit, das Gedeihen des Viehes und ſchützt es vor dem Einfluß der Dämonen. Damit hängt mancherlei Aberglauben zuſammen. Er knüpft ſich meiſt an der Göttin geweihte Zeiten, Thiere, Pflanzen und andere Naturgegenſtände. Im Vollmond darf man nicht Schweine ſchlachten, ſonſt bekommt der Speck Würmer; Gemüſe, deſſen übererdiſcher Theil benützt wird, ſetzt man im Vollmond. Wurzelgemüſe im Neumond. Ebenſo werden Blumen, damit ſie ſchön und voll erblühen, im Vollmond geſetzt. In den „Zwölften" geht man nicht kauend über die Schwelle, ſonſt bekommt das Vieh Maden; dagegen driſcht man gern während dieſer Zeit, weil dann das Ungeziefer die Saat nicht frißt. An dem der Göttin geweihten Freitag erwartet man Aenderung des Wetters. Man ſpinnt an dieſem Tage nicht, ſcheuert aber gern an demſelben. An einem Freitag zwiſchen den Marientagen iſt es gut Korn auszuſäen. Am Freitag muß man Eſſig aufgießen. Am Rieſelfreitag geht man nicht in den Weingarten. Wenn man im Frühling zum erſtenmal das Vieh austreibt, oder zur Ausſaat fährt, legt man Kehrruthe und Pflugſchaar ins Thor und läßt Vieh und Wagen den Weg darüber hin nehmen. — Wenn die Katzen im Hauſe ſchön ausſehen, bleibt auch das Vieh im Hofe ſchön. Wenn die Katze ſich ſtreckt, kommt ein Gaſt; wenn ſie ſpielt, ändert ſich das Wetter oder es wird kalt; wenn ſie ſich leckt, regnets; wenn ſie am Tiſch kratzt, wird trocknes Wetter. — Die Schwalben ſind der Göttin

Digitized by Google

heilig als Frühlingsboten.[19]) Wenn man Schwalben vom Hausgeſimſe vertreibt, ſtechen ſie die Kühe mit ihren ſpitzen Schwänzen und Flügeln. Wenn man Schwalbenneſter herunterſchlägt, geben die Kühe blutige Milch und ſterben die Schweine. Auch wenn eine Schwalbe unter dem Bauch der Kuh hinfliegt, gibt dieſe rothe Milch. Ueberhaupt bringen Schwalben dem Hauſe Glück, jede Beleidigung derſelben Unglück. Als Frühlingsboten ſcheinen der Frühlingsgöttin der Marienkäfer (Hárgodiszkon), der Maikäfer (in einigen Ortſchaften tipeszkon), die Biene und die Dohle geheiligt. Sie werden in Kinderliedern abwechſelnd angeredet und zum Theil unter Verſprechung von Botenlohn auf Kundſchaft geſchickt — ſelbſt in das Himmelreich.[20]) Die Biene fanden wir als Wegweiſerin zum Roſenmädchen.

Unter den Pflanzen ſind ihr Hirſe und Bohnen als Feldfrüchte beſonders geweiht. Man pflegt ſie meiſtens am Freitag zu eſſen. Wenn man den Hirſetopf kratzt ſchneit es, wenn man den Bohnentopf kratzt, regnet es. Der Knoblauch wird ebenſo wie Ofen- und Ackergeräthe gegen Hexen, Elbe, Dämonen verwendet. Gegen die Truden hängt man Knoblauch in den Stall. In der tauben Woche ſetzt man keinen Knoblauch, Knoblauch gibt man ebenſowenig als Salz aus dem Haus, ſonſt entſteht Unglück. Gegen Peſt und Hexen ſchmiert man den Leib mit Knoblauch. Salz ſcheint in vielfacher Beziehung zur Göttin der Liebe wie des Hausſegens zu ſein. Verliebte verſalzen gern das Eſſen. Salz trägt man immer zuerſt in eine neue „Herberge." Der Funken, der aus dem Ofen ſpritzt würde Händel geben, wenn er nicht ſogleich mit Salz beſtreut würde. Aber auch Salz verſchütten bringt Zank. Nach Andern macht, wer auf den herausgeſprungenen Funken Salz ſtreut, daß jeder Eintretende dahin ſehen muß. Auf neugeborene Kälber wird Salz geſtreut, damit ſie gedeihen. Ebenſo ſtreut man aber auch auf den Rücken des Gaſtes Salz, damit er beim Weggehen das Glück des Hauſes nicht mit forttrage. Wenn die Milch beim Kochen überläuft, ſtreut man Salz auf die naſſen Kohlen, ſonſt ſpringt das Euter der Kuh. Auch gegen Hexen wird Salz — auch Brod und Salz verwendet.

11.

Es fragt ſich, in welchem Verhältniß ſteht die Göttin der Liebe und der Fruchtbarkeit zu Ehe und Eheſegen? Einem ſo wichtigen Acte, an welchem wir bereits Woden, die Erdenmutter und den Donnergott betheiligt ſahen, kann ſie nicht wohl fern bleiben. Der letzte Hochzeitstag,

Digitized by Google

der ſogenannte „Ausſchenk“ [21]) fällt in den meiſten Ortſchaften auf den Freitag. An dieſem Tage wird abends das ſogenannte „Rockenlied“ aufgeführt, ein dramatiſches Spiel, das bereits ſeine Alterthümlichkeit ſtark verloren hat, aber noch immer die ehemalige Beſtimmung errathen läßt.[22]) Die Geſpielinen der jungen Frau, zumal wenn dieſe in ein anderes Dorf heiratet, bringen ihr einen Spinnrocken mit dickem „Hanfzocken“, an dem Eierſchalen und Blumen (ſo in Denndorf) oder Spindeln und Aepfel (Nadeſch) hängen. Hiebei erſcheinen oft viele Masken. Die Eltern der jungen Frau dürfen nicht dabei ſein.[23]) In Seiburg nehmen ſie einen jungen, ziemlich dicken Eichſtamm mit einer Menge Werg, Hanf, Spindeln, hölzernen Löffeln, Kuchen, Nüſſen. Im Hausflur ſingen ſie das Rockenlied. Dieſes beginnt:

„Mer wäle gôn,
mer wäle stôn,
mer wälen er janger Frâ en rôken drôn.
Ai! wat drô mir ār ān't hausz?
Fil îr uch gläck:
Esi fil kîrekégder,
esi fil dier gâder zégdon u. ſ. w.

hier folgt eine Reihe guter Wünſche, dann eine Reihe ſittlicher Ermahnungen für Braut und Bräutigam. Mit den Worten des Schluſſes:

Nid en! zebrêcht en!
känd er en nêt zerbrêchen,
se stêrft ij ir jang mân
ām alerîrste jôr,

die nicht mehr geſungen, ſondern geſprochen werden, faſſen alle im Zimmer Anweſenden den Spinnrocken und ziehen daran; jene im Vorzimmer leiſten Widerſtand, indem ſie den Schluß fortwährend wiederholen. Endlich ſiegt die Partei im Zimmer, der Rocken wird hineingezogen und der junge Mann, ſeiner Angetrauten, wie es ſcheint, zu Hilfe eilend, zerbricht den Spinnrocken entweder über dem Knie, oder zerhaut ihn, wenn es ſein muß, mit einem ſchon früher zur Hand gelegten Beil.[24]) Hierauf folgt wieder Geſang und Bewirthung ꝛc. An manchen Orten herrſcht der Glaube: Kann die Braut den Rocken ſogleich mit eigener Hand zerbrechen, ſo leben ſie lange und glücklich zuſammen, kann ſie es nicht, ſo kommt es anders. In Halvelajen wird das Lied in anderer Weiſe eingeleitet. Hier treten die Sängerinen in das „Vorhaus“, welches zugleich Küche iſt, während im Zimmer die Gäſte beim letzten Schmaus und eben beim Braten ſitzen, und ſingen:

Digitized by Google

Gâden dâg ir kächänne'! wâ gid ed éch?

Antwort: Wâ et Got gefälig äs äm hémelréch,

nun treten die Sängerinen ins Zimmer und fahren zur Braut gewendet fort:

Got grész dij inbroit! Got gesên der den däsch!
Got grész dij in ädel schine!
Des broidem séinj fräinjt sên ale guer fräsch,
der broid är fräinjt sên ale guer duit.
Sâ stid än éner gruiszer nuit;
sâ stit wuil wâ e lainjdebûm,
dên sich der grainj lûv entrire wûl;
sâ stit wuil wâ e lainjdenzwêch.
Nor Got wil är hälfen äm hémelréch.

Nun folgt: Mer wäle gôn etc. ziemlich übereinstimmend mit der Seiburger Ueberlieferung.

Daß hier nicht einfach an ein Geſchenk der Geſpielinen zu denken ſei, iſt gewiß. Das Gaben iſt bereits vorausgegangen. Wir haben vielmehr ein Seitenſtück der „Hochzeitspredigt", des „Rößchentanzes" und anderer Darſtellungen vor uns. Der Rocken weiſt auf eine Göttin — aber welche? Nur zwiſchen Frigg und Freyja kann man ſchwanken. Wie das Katzengeſpann, ſo nimmt Uhland in den Mythenforſchungen auch Liebeserregung, Ehevermittelung und auch den Rocken für die erſtere in Anſpruch. Indeſſen kann bekanntlich der Spinnrocken faſt keiner der germaniſchen Göttinen abgeſprochen werden. Auch die andern Attribute konnte Uhland nicht überzeugend für Frigg, wenigſtens nicht für Frigg allein nachweiſen. Daß Frigg bei der Ehe nicht unbetheiligt bleiben konnte, iſt ihrem Weſen nach unbezweifelbar und wäre ſie nicht in der engern deutſchen Ueberlieferung ſo ſehr mit Freyja verſchmolzen, wir müßten wohl Belege dafür finden. In unſern Quellen iſt außer jener „Königstochter, die aus ihrem Schloſſe Alles in der Welt ſehen konnte" keine Spur von Frigg anzutreffen. Darum entſcheide ich mich für Frea. Die Eierſchalen, Aepfel, Nüſſe, womit der Rocken an verſchiedenen Orten behangen iſt, ſtehen als Symbole des Lebens und der Fruchtbarkeit damit vollkommen in Einklang, und die Blumen, falls ſie unausbleibliche Typen ſind, weiſen geradezu auf „Rosenmädchen-Frea." Bedauern muß man auch hier, daß Mätz nicht angegeben, ob, und welcherlei Typen unter den „vielen Masken" aufzutreten pflegen. Das würde dem Verſuch der Erklärung mehr Ausſicht auf Erfolg eröffnen.

Digitized by Google

Am Morgen desſelben „Ausſchenktages" gehen die Brautknechte und Brautmägde in aller Frühe nach der Wohnung des jungen Ehepaares, wecken dasſelbe auf und reichen ihnen einen „Hanklich" (oder Klotſch), in der Kuh- oder Schweinshaare, Federn und Eierſchalen eingebacken ſind. Beide müſſen wenigſtens beißen von dem Gebäck, ſonſt haben ſie hernach in ihrem wirthſchaftlichen Leben mit Horn-, Borſten- und Federvieh kein Glück. In Kaisd geſchieht dieſe Ceremonie bei Gelegenheit der Morgengabe. In demſelben Sinne müſſen anderwärts die jungen Eheleute eine ſogenannte „Heuſuppe" — über Heublumen wird heißes Waſſer gegoſſen und ſodann abgeſeiht — miteinander eſſen, ſonſt gedeiht das Vieh nicht.[25])

Ich weiß nicht, ob es eine chriſtliche Scheu iſt, die das Heiraten zwiſchen Oſtern und Pfingſten verbietet; mir fällt dabei auf, daß gerade in dieſelbe Zeit Feſte unſerer Frea fallen.

12.

Ich habe nicht erfahren, daß Frea durch Frau Venus, Dianna, Abundia, Herodias und ähnliche Weſen in der Ueberlieferung unſeres Volkes vertreten würde; durch Maria ſcheint ſie mir einigemal in Heils- und Segensformeln abgelöſt. In meiner Sammlung ſiebenb. ſächſ. Volksdichtungen erſcheint Maria vorragend in 9 dieſer Formeln, nämlich in Nro. 117 einem Bienenſegen, Nro. 138 und 139 gegen „Berufen", Nro. 157 bis 160 gegen Brand und Nro. 172 und 173 gegen Gelbſucht und Kopfſchmerzen. Bedeutſam erſcheint mir der Bienenſegen:

Maria stand auf eim sehr hohen berg,
sie sach ein svarm bienen kommen phliegen;
sie hub auf ihre gebenedeyte hand,
sie verbot ihn da zuhant
versprach ihm alle hilen
und die beim verslossen etc.[26])

dann die Anfänge der Brandſegen: „Maria ging durch einen grünen Wald, ſie fand einen killenden (glimmigen, rauchenden, brennenden) Brand; ſie hub ihn auf mit ihrer königlichen Hand — mit ihrer ſchneeweiszer Hand u. ſ. w. Berg und Wald, die verbotenen Höhlen und verſchloſſenen Bäume, auch die ſchneeweiße, königliche Hand, haben, dünkt mich, noch heidniſchen Duft. Vielleicht iſt auch nicht zu überſehen, daß ſich ſo viele Wetterregeln an die Marientage knüpfen.

Digitized by Google

13.

Noch ist eine Seite Freyjas zu erörtern, die wesentlich neu den bisher behandelten gegenübersteht, nämlich Freyja als Eris und Bellona. Dies hängt mit ihrer Eigenschaft als Luftgöttin zusammen. Als solche besitzt sie ein Federkleid, Falkenkleid, Schwankleid, das in dem Märchen von dem Federkönig auch für uns erhalten erschien. Sie ist damit die Führerin der Schwanjungfrauen. Schwanjungfrauen sind aber Walkyren und Freyja, Odhins Schildmädchen, ihre Führerin. Auf Wolkenpferden reitet sie an ihrer Spitze durch die Luft dahin — Regen und Hagelschauer rauschen unter ihren Rossen hernieder — zur Schlacht, schürt den Kampf, ermuthigt die Helden, verleiht wie Odhin Sieg und führt die Todterlesenen nach Walhalla. So wird sie zugleich zur Todesgöttin und berührt sich wieder mit Hel, noch mehr aber mit Odhin.[27]) Ihre Luftfahrten als Wetterbringerin und als Walkyrenführerin haben sie später an die Spitze des wilden Heeres gestellt, wodurch sie sich wieder mit Odhin-Wuotan berührt, zugleich zur Jägerin und endlich zur Hexenführerin wird.

Unsere Quellen lassen uns auch nach dieser Richtung ziemlich im Stiche. Walkyren- und Schwanenfrauennatur treffen wir allerdings mehrmals in unsern Märchen. Wir fanden sie in der „Königstochter auf der Flammenburg" und in der Schwanfrau. In Haltrichs Märchen Nro. 39, die Geschenke der Schönen überschrieben, ist „Schönen" nom. propr. Im See badend, besprengen diese Schönen das Mädchen, das von der tückischen Stiefmutter absichtlich mit den Krügen hingeschickt worden, mit Wasser und beschenken es mit den bekannten Schönheitsgaben. Später erscheinen sie ihm in höchster Noth in Schwanengestalt zur Rettung. Der Ausdruck: „o't schwunt mer" (es schwant mir) lebt noch, obwohl selten, in der Bedeutung: es ahnt mir. Er bezieht sich bekanntlich auf die Weissagekraft der Schwanfrauen. Der Ritt durch die Luft ist in unserer Ueberlieferung auf Hexen, Regen- und Hagelschauer auf Hexen und Wettermacherinen übergegangen; es sei denn, daß man noch einen Rest des Wolkenritts in dem Anfang einer Heilsformel finden wollte:

Die hohen Wolken, die gegeneinander stritten,
Die liebe Heilige kamen geritten.

Hexen sind uns vielfach an die Stelle der Walkyren und des wilden Heeres getreten. In Hexenprocessen kommt das Bekenntniß, daß sie einen Führer (Woden) oder eine Führerin (Frea) haben, mehrmals vor. Aus solchem Verhältniß zu Woden und Frea erklärt sichs, daß nach dem

Volksglauben die Hexenfahrten auf Mittwoch und Freitag fallen und zwar vorzüglich in die Frühlingszeit.

Freas vielseitiges Wesen ist in unsern Quellen lange nicht vollständig erhalten — sie erscheint darin hauptsächtlich als Frühlingsgöttin.[28])

X.

Ostara.

1.

Daß unsere Vorfahren eine Göttin Ostora — sächs. Üszter, Jûszter[1]) gehabt haben, ist sicher zu vermuthen. Wenn Ostara eine Göttin des strahlenden Morgens oder des wiederaufsteigenden Lichtes, also auch des sich erneuernden Lebens und Wachsens war,[2]) so hat sie ohne Zweifel nahe Verwandtschaft mit Freyja, Idhuna und ähnlichen Wesen[3]) und könnte allerdings einem und dem andern Stamm neben jenen fehlen, wie sie denn den nordischen Mythenquellen unbekannt ist. Daß sie unsern Vorfahren bekannt gewesen, macht nur die reiche Fülle von Osterfestlichkeiten, namentlich Eierspielen und Hahnenschlag wahrscheinlich, die zweifellos dem Heidenthum angehören[4]) und sich nur später auch christlicher Symbolik gefügt haben.[5]) Hahnenschlag und Hahnabreiten, in Deutschland zu andern Zeiten gebräuchlicher, gehört bei uns vorwiegend zu den Ostergebräuchen. Nach meinem Dafürhalten ist überall, wo sie vorkommen, an einstiges Hahnenopfer zu denken. Der Hahn war unsern Vorfahren ein vorzügliches Opferthier und für die Göttin des Morgens vor jedem andern passend. Es mußte wie Woden ein rother, Häl ein schwarzer, so der Ostara ein goldgelber oder weißer Hahn zustehen. Das bestätigen die Volksgebräuche. Das bis zum Jahre 1719 in Kronstadt üblich gewesene Hahnenschießen, daß jährlich am Ostermondtag als Schulfest gefeiert wurde — wie im 17. Cap. zum Woden beschrieben ist — erforderte ausdrücklich einen weißen Hahn, dem Kamm und Sporn vergoldet wurde, wie es dem Opferthier geziemt. Daß dieser Hahn auf einem Tännchen getragen wurde, welches mit Birnen und Aepfeln behangen war, deutet eben auch auf Ostara; Aepfel sind Symbol des keimenden Lebens, der Verjüngung, wie die später zu erwägenden Eier.[6]) In Zuckmantel werden am zweiten Ostertag von

Digitized by Google

der Bruderschaft zwei Hähne auf „Sandesfeld" mit Pfeil und Bogen geschossen. Wer den Hahn tödtlich trifft, muß ihn zurecht richten lassen und soviel dazu geben, daß die ganze Bruderschaft davon genug zu essen hat. Bemerkenswerth sind hier die zwei Hähne, das „Sandesfeld" und der „Pfeilschuß"; die zwei Hähne, weil sie auf zwei verehrte Gottheiten deuten,[7]) das „Sandesfeld" weil es auf eine Opferstätte deutet, der Pfeilschuß, weil er das Alter der treubewahrten Sitte bezeugt. — In Agnethlen ist Hahnenschlag und Hahnenschießen am zweiten und dritten Ostertag üblich, sonst fast durchgängig nur am zweiten. Wohl in keiner sächsischen Ortschaft Siebenbürgens fehlt es. Aus dem Kronstädter District haben wir Zeugnisse dafür schon vom Anfang des vorigen Jahrhunderts. Dort galt damals vorzüglich der Hahnenschlag. Der Hahn wurde dabei an einen in die Erde gerammten Pfahl gefesselt, dem schlagenden Burschen die Augen verbunden. Ueberall schließt das Fest mit einem Schmaus.

An mehreren Orten ist neben oder statt des Hahnenschlagens und Hahnenschießens, das Hahnabreiten — das auch auf Hochzeiten, am Aschermittwoch und in der Ernte vorkommt und dann andere Gottheiten, namentlich Woden gilt — als Osterspiel im Gebrauch. Am lebendigsten finde ichs aus Nadesch geschildert. Man band hier — denn der Brauch soll bereits abgekommen sein — einen Hahn mitten an ein Seil, dessen Enden von einer Seite der Gasse bis zur andern reichten. Zwei gewandte Männer faßten von beiden Seiten das Seil und hoben den Hahn so hoch, daß man darunter gerade durchreiten konnte. Am Ende der Gasse stellten sich die Reiter auf, jagten einer nach dem andern unter dem Seil durch im gestreckten Galopp und suchten dabei den Hahn mit der einen Hand zu erhaschen. Die ihn aber hielten, waren rasch, schnellten ihn, wenn der Reiter eben die Hand ausstreckte und ihn zu fassen wähnte, hoch empor und der Getäuschte flog unter dem flatternden Thier unten weg und wurde von den Zuschauern ausgelacht. Desto geehrter war, wer sich doch noch gewandter zeigte, als die den Hahn hielten und ihn erfaßte. In Nadesch pflegte man auch um den Hahn zu laufen und mit Bolzen darauf zu schießen; nur der Schullehrer und seine Gehilfen hatten das — gewiß spät aufgekommene — Vorrecht mit Büchsen zu schießen. Statt des Hahnenschlagens ist an manchen Orten das Eierschlagen, vornehmlich für Kinder gleichbedeutige Sitte.[8])

Digitized by Google

2.

Nicht minder verbreitet ſind die mannigfaltigen Eierſpiele, wozu meiſt rothgefärbte Oſtereier gebraucht werden; es iſt wohl ſpäter aufgekommen, daß auch andere Farben und ſelbſt bunte Malerei, freilich faſt nur in Städten, beliebt wurden.[9]) In Schorſch und Neudorf ſchmücken die Burſchen am Palmſonntag die Giebelfenſter der Mädchen mit Weiden- und Tannenzweigen und werden dafür von dieſen am Oſtertag mit Eiern beſchenkt. In Kronſtadt war es nach J. Teutſch vor 1740 Brauch, daß die Kinder Eier „maindeln" d. i. von den Leuten zum Geſchenk ausbitten gingen[10]) unter Herſagen folgender Reime:

„Maindel, maindel Oi!
huod er fil, giet mer zwê,
huod er netj fil, su giet nor înt,
huod er awer nichent,
se giet fum bâchen,
dat et sôl krôchen,
huod er awer uch diesz nâszt,
se giet mer en kläpel af de râk,
dad ich zer dir ousze' stâk!"

Welche nun hatten, gaben Eier oder ſonſt Etwas; Manche trieben die Kinder ſcherzend zur Thür hinaus. Die Sitte hörte bereits zu Teutſch's Zeiten auf. An manchen Orten theilt der Pfarrer am Charfreitag das ſogenannte „Himmelbrot" an die Kinder aus und bekommt dafür am Oſtertag Eier zum Geſchenk. Ueberall iſt es Brauch, daß die Kinder in dieſer Zeit gefärbte Eier gegeneinanderſtoßen; weſſen Ei dabei unverſehrt bleibt, gewinnt das Ei des Gegners. — Pathen pflegen ihre kleinen Täuflinge am Oſtertag mit Eiern zu beſchenken.

Den Eierlauf oder das Eieraufleſen führt Schuller aus Neppendorf an: Dort werden hundert Eier in gewiſſen Zwiſchenräumen in das Gras auf einer Wieſe gelegt. Die Aufgabe iſt in der Zeit, in welcher Einer der wettenden Burſchen oder jungen Männer zur nahen Stadt nach Wein eilt, die Eier aufzuleſen, ohne eines zu zerbrechen. Wer mit ſeiner Aufgabe ſpäter fertig wird, muß zur Strafe einen Eimer Wein zahlen. Seither iſt dieſe Sitte auch aus andern Orten bekannt geworden. In Pruden müſſen die Eier aufgeleſen werden, bis Einer einen früher bezeichneten Pfahl aus dem Weinberg holt; in Johannisdorf, bis der Gegner einmal um das Dorf läuft.

Am ausführlichſten iſt uns der Eierlauf aus Halvelajen beſchrieben

Digitized by Google

worden. Nachdem ſich hier zwei Burſchen als Wettläufer bei dem Altknecht gemeldet und die beiden „Irtenknechte“ am erſten Oſtertage von Haus zu Haus gehend an 200 Eier für dieſen Zweck eingeſammelt haben, tritt die Bruderſchaft am zweiten Oſtertag zuſammen, um über die Anzahl der aufzuklaubenden Eier zu berathen — gewöhnlich werden 150 beſtimmt — und über die Buße der unterliegenden Partei, die gewöhnlich in einem Eimer Wein beſteht. Man bricht dann auf und begibt ſich auf einen beſtimmten Anger, wo ſchon die Zuſchauer warten. Die Irtenknechte legen die Eier nach Angabe des in gerader Richtung gemeſſen fortſchreitenden Altknechtes in gewiſſen Entfernungen auf den Boden. Ihnen folgt der Jungaltknecht mit den Jüngſten der Bruderſchaft, deren Jeder je 10 Eier zu tragen hat. Die beiden Läufer erſcheinen in leinenem Anzuge, barfuß, Leib, Arme und Beine mit Tüchern von verſchiedener Farbe umwickelt, auf dem Kopf eine rothe Mütze, im Munde tragen ſie ein faſt fingerdickes Stäbchen, angeblich um das Athemholen zu erleichtern. Die Aufgabe beſteht für den Einen darin, alle auf der Wieſe hingelegten Eier einzeln der Reihe nach aufzuheben und an den Anfangspunct der Reihe zuſammenzutragen; der Andere hat in derſelben Zeit aus den mindeſtens eine gute Viertelſtunde entfernten Laſſler Weingärten einen Tags vorher bezeichneten Rebenpfahl zu holen. Welcher von Beiden die eine oder die andere Aufgabe beſtehen ſoll, darüber haben ſie ſich bereits früher geeinigt oder das Loos entſcheiden laſſen. Auf ein Zeichen des Altknechtes reichen ſie ſich jetzt brüderlich die Hände und der Lauf beginnt mit Aufmunterung und Glückwunſch für beide Läufer. An dem einen Ende der Eierreihe ſtehen vier Burſche mit einem großen Tuch, worin ſie die Eier auffangen, die der Läufer ihnen aus einer Entfernung von 10 bis 15 Schritten einzeln zuwerfen darf. Einigemal darf er auch je zwei Eier zugleich bringen — wobei er jedoch Eines im Munde tragen muß — wie oft, iſt bei der Wette feſtgeſetzt worden, desgleichen, wie viele Eier er ohne Erſatz zerbrechen darf. Kommt der Läufer mit dem Weinſtecken früher, als der andere mit ſeiner Aufgabe fertig geworden, an, ſo ſind alle Eier, die er noch aufleſen hilft, ſein eigen und werden dem Gegner von der für das Laufen bewilligten Anzahl abgezogen. Das ganze Feſt wird von der Bruderſchaft mit einem großartigen Eierſchmauß beſchloſſen. — Hier ſehen wir ein guterhaltenes, ſchönes Volksfeſt, an dem noch der ganze Ernſt einer althergebrachten geſetzmäßigen Feierlichkeit haftet. Das läßt ſich ſchon aus der förmlichen Genauigkeit erkennen, mit der hier wie bei alten Rechtsbräuchen vorgegangen wird. Die bunten Tücher und mehr noch die

Digitized by Google

rothe Mütze auf dem Kopf der Läufer, übereinstimmend mit den rothen Eiern gehören wohl zu einer auf die strahlende Göttin bezüglichen Symbolik. Von der symbolischen Bedeutung des Eies ist schon mehrmals gesprochen.[11]) Vielleicht hatte auch die Anzahl der Eier ursprünglich eine kalendarische Bedeutung.

3.

Mit Eiern steht überall auch das „Begießen" in unmittelbarer Verbindung. Die Sitte ist allgemein, daß Mädchen und Frauen von Knaben, Jünglingen, Männern am zweiten Ostertag begossen werden. Dafür erhalten die Begießenden gefärbte Eier. In Agnethlen, Denndorf und sonst heißt es, man müsse am Ostertag die Frauen begießen, sonst wachse der Flachs nicht. Nur in Städten bedient man sich zum Begießen wohlriechender Wasser. So scheint es auch spätere Galanterie, daß am dritten Ostertage die Mädchen und Frauen Knaben und Männer begießen. Das „Osterbaden" beschreibt Josef Teutsch a. a. O. so: „Wenn der Ostermontag angebrochen, gingen die Gesellen an die Fenster der Häuser, wo sich Jungfrauen befanden und forderten sie zum Baden heraus, da sich denn diese mit Etwas lösen mußten. Nachgehends ist es nur bei Knechten und Mägden üblich gewesen, welche die Mägde auf den Gassen ergreifen und weil sie sich nicht mit Eiern lösen konnten, mit Wasser bespritzten." Der Brauch hörte aus Sanitätsrücksichten zu Teutschs Zeit (1740) auf. Das „Lösen" erscheint mir als spätere Abweichung und hervorgegangen aus dem ursprünglichen Eiergeschenk, das für das vollzogene Begießen gegeben werden mußte.[12])

Der Glaube an die Heilkraft des Osterwassers besteht nur hie und da. Von Osterfeuern ist mir Nichts bekannt geworden. Hie und da soll man am zweiten Ostertag wie sonst am Johannistag um das Rad tanzen. Auch werden, wie sonst am Christtag und Pfingsttag, an einigen Orten während des Mittagläutens die Obstbäume mit Stroh umwunden. In Schweischer begeben sich, wenn der Himmel heiter ist, Manche bei Sonnenaufgang auf einen nahen Berg, um das Osterlamm in der Sonne spielen und springen zu sehen. Dasselbe geschieht in Nadesch, Neudorf und sonst. In Großpold geht die Jugend singend um die Kirche herum.

Die am Ostertage aufgeführten Osterspiele werden in Siebenbürgen vertreten durch das sogenannte „Königslied", dessen schon an anderm Orte gedacht wurde. So in Marpod, Pruden, Zuckmantel, Nadesch. Sie sind, wie die in manchen Gegenden Deutschlands üblich gewesenen Ostermärchen an die Stelle altheidnischer, dramatischer Vorstellungen getreten.

Digitized by Google

So erſchiene Oſtara auch nach unſern Quellen als Göttin des erwachenden Lebens und der ſtrahlenden Morgenfrühe. Darauf deuten Aepfel, Eier und das Begießen mit dem belebenden Waſſer,[13]) darauf deutet der Morgenverkünder, der ihr heilige Hahn und ſeine, wenigſtens einmal bezeugte, helle Farbe und die Farbe der Eier. Sie wird auch mancherlei Gaben geſpendet haben; wir fanden eine Andeutung, daß ſie mit dem Gedeihen des Flachſes in Verbindung gebracht worden.[14]) Die heiterſte und mannigfaltigſte Feſtfeier war ihr gewidmet.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Anmerkungen.

IV.

Der Schwertgott.

[1]) Als Heru ist er der Cherusker, als Sahsnot der Sachsen (worin jene mit aufgehen) eigentlicher Nationalgott.

[2]) Siehe darüber meine siebenb. sächs. Volksdichtungen S. 514. Auch in den Wappen anderer sächsischen Städte in Siebenbürgen kehrt das Schwert als bedeutsamer Bestandtheil wieder.

[3]) Die älteren Nachrichten über den Schwerttanz unter den Sachsen sind meist sehr dürftig. Nach Teutsch Nachrichten von den in Kronstadt abgekommenen Gebräuchen (Bl. f. G. G. u. V. S. 86. Jahrg. 1839) wurde der Schwerttanz bis zum Jahre 1700 alljährlich von den Kürschnern in Kronstadt im Fasching — wahrscheinlich bei den großen Kürschnerbällen — aufgeführt.

Ueber den Schwerttanz, wie er bis in die neueste Zeit herein zu den Feierlichkeiten bei der Installation der sächsischen Nationsgrafen gehörte, verdanke ich der Güte des Professors Bell in Hermannstadt folgende, den Mittheilungen zweier wiederholt bei dem Tanze betheiligt gewesener Kürschnermeister, entnommene Schilderung:

„Der Schwerttanz wird von 13 Tänzern ausgeführt, deren einer indessen nicht unmittelbar am Tanze betheiligt, als sogenannter Hanswurst bemüht ist, die Zuschauer namentlich durch parodirende Nachahmung der eigentlichen Tänzer zu belustigen. Die Kleidung der Tänzer ist folgende: Halbstiefel mit Goldfransen, woran kleine Glöckchen hangen, enge weiße Beinkleider, darüber schwarzsammtene, mit Gold verputzte, bis zur Hälfte der Schenkel reichende Pluderhosen, schwarzsammtener, enganschließender Rock mit schmalem Gürtel um die Lenden, blauseidener Schärpe um die Brust, weißem Halskragen, blausammtnem Barett mit weißer Feder auf dem Haupt. Der zwölfte Tänzer ist reicher als die andern eilf mit Glöckchen behangen. Der Hanswurst hat die gewöhnliche buntscheckige Harlekinkleidung. Alle Tänzer tragen scharfe Schwerter in der Hand — der Hanswurst dafür die unvermeidliche Peitsche. Die Figuren des Tanzes sind:

1. Alle Tänzer ſchreiten reihenweiſe nach dem Tact der Muſik einmal in der Runde herum, jeder auf der Spitze des Schwertes ein Kränzchen von lebenden Blumen tragend, ſtellen ſich ſodann in einer Linie auf und neigen ihre Schwerter.

2. Das „Kappel machen“. Die Tänzer folgen einander reihweis tanzend. Plötzlich fallen die drei erſten ab, tanzen in einem kleinen Kreiſe herum, während die andern an ihnen vorübertanzen; dann bilden die drei nächſtfolgenden einen gleichen Kreis und das ſetzt ſich ſo fort, bis 4 kleine Kreiſe zu je 3 Tänzern gebildet ſind; den Anſchein der Kreisform bringt dabei vorzüglich die ſchnelle Bewegung der Tänzer hervor. Die 4 Kreiſe gruppiren ſich um den in der Mitte ſtehenden Harlekin ſo:

3. Der „Natterngang“, beſtehend in ſchlangenförmigen Windungen, wornach die Tänzer an die betreffende Perſon, der zu Ehren der Tanz aufgeführt wird, die Kränze abzugeben pflegen.

4. Das Stadtwappen (von Hermannſtadt). Je zwei Tänzer bilden durch Uebereinanderlegen der Schwerter etwa in der Höhe des Kniees das Hermannſtädter Stadtwappen, tanzen, die Schwerter in dieſer Lage haltend, fort und erheben dann plötzlich alle das Wappen über ihre Köpfe.

5. Einer des andern Schwert an der Spitze faſſend, tanzen die Tänzer in 6 Paaren hinter einander her.

6. Das doppelte Stadtwappen tanzend gebildet durch Kreuzung von je 4 Schwertern.

7. Fußabſchneiden und Aufſchlagen. Während des Tanzes wendet der erſte Tänzer ſich plötzlich um und tanzt den Uebrigen mit gegen den Fußboden gehaltenem Schwert entgegen. Vor jedem Tänzer ſchlägt er mit dem Schwert auf den Fußboden auf, während dieſer darüber ſpringen und ſich ſodann ſogleich umwenden und dem Vortänzer folgen muß, ſo daß der letzte Tänzer über 11 Schwerter nacheinander zu ſpringen hat (dieſe ſchöne Figur wird oft wiederholt).

8. Die doppelte Brücke, gebildet durch Kreuzung aller Schwerter.

9. Wiederholung der ſiebenten Figur.

10. Das Radſchlagen, gebildet durch eine ſchnelle, kreisförmige Bewegung zu gleicher Zeit von allen Tänzern ausgeführt.

11. Wiederholung der ſiebenten Figur.

12. Der letzte Tänzer gibt ſein Schwert während eines Rundtanzes ab.

13. Dem letzten Tänzer werden die Schwerter rings um den Hals gelegt.

14. Wiederholung der ſiebenten Figur.

15. Der Stern. Die Schwerter werden in Form eines Sternes gekreuzt, der Hannswurſt kriecht unter den Stern und verleiht ihm durch ſeinen Rücken eine Stütze, der zwölfte Tänzer ſpringt auf den Stern und hält eine Rede. Nach gehaltener Rede wird der Stern aufgelöſt, in der Runde herumgetanzt und dann folgt

16. Das doppelte Radſchlagen. Je zwei neben einander hinſchwebende Tänzer machen mit dem Schwert eine Radbewegung, ſo daß es für den

Digitized by Google

Zuſchauer den Eindruck macht, als befänden ſich zwei Räder an einer Achſe in Bewegung.

17. Fuß- und Kopfabſchneiden. Die beiden vorderen Tänzer faſſen gegenſeitig ihre Schwerter bei der Spitze, halten eines nach unten in der Nähe der Füße, das andere nach oben in der Nähe des Halſes, wenden ſich nun um und tanzen gegen die andern, die alle zwiſchen den beiden Schwertern hindurchſpringen müſſen.

18. Durch die Mitte geben. Die Tänzer ſtellen ſich zu je 6 gegenüber auf und tanzen dann nach der entgegengeſetzten Seite (mit vorgehaltenen Schwertern?) zwiſchen einander durch.

19. Wiederholung der ſiebenten Figur.

20. Die Tänzer ſtellen ſich paarweiſe gegenüber (je 6 auf jeder Seite) und wetzen ihre Schwerter.

21. Zum Schluß tanzen alle noch einmal in der Runde herum und neigen beim Abgehen ihre Schwerter."

So weit der Bericht des Herrn Profeſſors Bell. Schade, daß die typiſche Rede zu dieſem Tanz (in Fig. 15) ganz vergeſſen iſt. Jetzt bezieben ſich die geſprochenen Worte jedesmal auf die Veranlaſſung. Das iſt einſt wohl immer eine Cultusfeier geweſen. Die Zwölfzahl der Tänzer, die einzelnen Figuren (Stern, Kreiſe, Rad) haben unfehlbar naturſymboliſche Bedeutung und ſcheinen auf einen Sonnengott zu deuten. Noch unzweifelhafter iſt dies bei einem andern, am ſogenannten „bènengòwend" in Schäßburg aufgeführten Schwerttanz, den ich deshalb bei Frò beſprechen will.

4) Die Aufführung durch Schäfer weiſt unſtreitig auf den Sonnengott Frò. Meſſerer und Schwertfeger würden unzweifelhaft mit dem eigentlichen Schwert- und Kriegsgott in Beziehung zu bringen ſein.

V.

Hol.

1) Eine vollſtändige Sammlung unſerer Riednamen müßte dergleichen Ueberlieferungen ſicher ſtellen.

2) Zunächſt will „branofrâ" nichts anderes bedeuten als Brunnenfrau; es könnte aber auch eine Brunnenfreyja darinnen verſteckt ſein.

3) Lachm. Nibel. Str. 928:

„Erblichen was sîn varwe ern mohte niht gestên.
sînes libes sterke muoste gar zergên,
wand er des tôdes zeichen in liehter varwe truoc."

4) Dir Armuth unſerer Sage an weißen Frauen erklärt Müller in der Anmerkung zu ſeinen ſiebenb. Sagen S. 353. So ſelten ſie erſcheinen, ſo ungewiß iſt es auch, ob ſie gerade auf Holda zurückzuführen ſeien.

Digitized by Google

VI.

Der Donnergott.

[1]) Mit Absicht vergleiche ich Torrembrich (Thorenburg, Thorda) nicht trotz des gothländischen Thorsborg, da der Gott in unserer Sprache niemals Thor geheißen haben kann. Das dunkle Dunesdorf wäre eher zu erwägen, obwohl auch Duner mit der Bedeutung Donner keiner unserer Mundarten bekannt ist.

[2]) Allerdings läßt sich auch der hinkende Hephoistos vergleichen und das dreibeinige Pferd der Häl.

[3]) Daß die Ziege den walachischen Namen kapra führt, deutet noch nicht auf eine Entlehnung des Spieles, daß den Walachen und ihrer Sprache besonders in Spielen und andern Unterhaltungen der Sachsen gern eine Rolle ertheilt zu werden pflegt, zeigt aber auch der Rößchentanz und manche unserer Volkslieder.

[4]) Ob in diesen Spielen, die nach Einführung des Christenthums entstanden zu sein scheinen, allegorisch der Sturz des heidnischen Donnerkultus angedeutet worden, bleibt für meine Untersuchung ohne Belang.

[5]) Schon früher in dem Schäßburger Gymnasialprogramm pro 1859/60 hatte Joh. Maetz in dem Aufsatz: die siebenb. sächsische Bauernhochzeit S. 85 über „die Rößchen", wie sie in Schaas aufgeführt werden, berichtet.

[6]) Nach Simrocks Uebersetzung der Snorr. Edda.

[7]) Daß selbst in der Zeit des Heidenthums die Götterfage oft humoristisch behandelt wurde, zeigt namentlich Harbardhsliodh.

[8]) Zumal Cantoren und Ihresgleichen, die ohnehin die geistigen Träger mancher alten Volkssitten geworden sind.

[9]) Lünnigs Edda Hymiskvidha:

37. Forudh longi
ådhr liggja nam
hafr Hlörridha
hålfdondhr fyrir,
var skirr skökuls
skakkr å banni,
en thîv inn laevisi
Loki um olli

38. En êr heyert hafidh —
hverr konn um that
godhmâlugra
görr at skilja —
hverr af hraunbûa
hann laun um fêkk,
er hann baedhi galt
börn sîn fyrir.

Lüning ist übrigens der Ansicht, daß diese beiden Strophen ursprünglich einem andern Gedichte angehört haben mußten. Für die gegenwärtige Untersuchung ist das ohne Belang.

[10]) Die Sage stammt aus Bulkesch und erzählt. Zwei Burschen liebten ein Mädchen und fanden beide eine gewisse Erwiderung. Als nun der eine in die Stadt wollte, sagte er bei dem herzlichen Abschied: „Es wird wohl das letztemal sein; bis ich wiederkehre, hast du dich dem andern versprochen." Das Mädchen verschwor sich, es werde nicht sein, sonst solle sie das Donnerwetter erschlagen. Sie hielt aber nicht Treue und gab dem andern, auch den Eltern genehmern Freier das Jawort im Herbst. Die Hochzeit wurde gefeiert. Im Frühling wurde die junge Frau zur Zeit des Brechens im Weingarten von einem schweren Wetter überrascht. Sie eilt heimwärts, sucht Zuflucht unter einem Baum und wird hier von einem Blitzstrahl getroffen. — Vergl. die Anm. Müllers zu dieser und

Digitized by Google

den vorausgehenden Sagen S. 385! — Die Beziehung zum alten Donnergott iſt übrigens in der Sage nicht unzweifelhaft.

11) So wirft er auch ein erläuterndes Licht auf die bei Frea zu erwägenden „Roſenlieder", die hinwiederum auch ihm mit zur Stütze dienen.

12) Selbſt die Derbheit, die in dieſen Märchen herrſcht, iſt den Thormythen eben auch nicht fremd und reizt mit zur Vergleichung.

13) Die dabei vorkommenden Wettkämpfe: Kegelſchieben, Steinſchleudern erinnern deutlich auch an den Donnerer. Wenn dagegen die Rieſen den Schneider im Schlaf mit Eiſenkeulen erſchlagen wollen, aber nur die an ſeine Stelle gelegte Strohpuppe treffen, ſo iſt umgekehrt das Schneiderlein an die Stelle Utgardhlokis getreten, während die Rieſen die Rolle des gefoppten Thor übernehmen. Und wie dort der Rieſe ſcheinbar aus dem Schlafe erwachend ſagt, eine Eichel oder eines Vogels Miſt möge ihm auf den Kopf gefallen ſein, ſo ſagt das Schneiderlein am Morgen den erſtaunten Rieſen, es habe ihn in vergangener Nacht Etwas an der Naſe gekitzelt.

14) Vergleiche Müllers Sage S. 378 in der Anmerkung zu 126, wo auch Belege für Donars rothen Mantel angezogen ſind. In all dieſen Mantelſagen konnten Mythen verſchiedener Weſen leicht in einander ſchmelzen und namentlich lag es nahe den vorzugsweiſe bemantelten Woden hereinzuziehen.

15) Doch iſt die Peter-Paulsfeier überall nur an die Stelle der Johannisfeier getreten, die entſchieden einer Sonnengottheit gilt und bei Frô zu verwerthen iſt. Auch den Walachen wird der Donnergott zum Theil durch Petrus vertreten, von dem ſie viele Legenden erzählen, weit öfter jedoch durch Elias, wie auch bei Slaven und andern öſtlichen Nationen der Fall. Namentlich ſtehen die zahlreichen Teufelskämpfe des Elias den Rieſenkämpfen Thors parallel. Müller hat in ſeinen ſiebenb. Sagen einige derſelben mitgetheilt; ſie ſtammen faſt alle nur aus einer Gegend und ließen ſich aus andern leicht vermehren. Am Donnerstag arbeiten die Bewohner einiger Dörfer nicht gern im Felde; ſie fürchten Hagel oder ein anderes Unheil. Noch mehr achten ſie den Eliastag. An dieſem Feſttage erwarten die Walachen mit Beſtimmtheit ein Ungewitter. Ganz alterthümlich klingt folgende hieher einſchlägige Erzählung: Ein Edelmann, welcher ſeine Frohnbauern, ungeachtet man ihn gewarnt hatte, am Eliastage Heu zuſammenſchobern ließ, büßte ſeinen Frevel. Gegen Abend kam ein Sturmwind und trieb die bereiteten Heuſchober in die nahe Kockel. Nur einige, noch am vorausgegangenen Tage aufgehäufte blieben ſtehen. Denn als der Sturm auch dieſe forttreiben wollte, rief ein Bauer: „Elias! Elias! was machſt du? die ſind ja von geſtern!" worauf der Sturm ſogleich nachließ. Das iſt ganz in der Weiſe des befügen aber auch naiven und ehrlichen Thor.

16) Worauf gründet der „Schâser mât der gisz?"

VII.

Balder.

1) Siehe meine ſiebenb. ſächſ. Volksdichtungen Buch IV Nro. 196, 197, 198 und die Anm. dazu S. 493 ff. der hier Manches wörtlich entnommen iſt.

Digitized by Google

[2]) Ueber die Veranlassung solcher Veränderungen habe ich mich in den Anmerkungen zu den siebenb. sächs. Volksdichtungen S. 479 ff. u. a. a. O. ausgesprochen.

[3]) Gegen die Annahme, daß uns diese Heilsformeln zugeschleppt worden, sprechen alle Erwägungen, die dreifache Relation, die sächsischen Idiotismen darinnen und die immer noch besser als sonst erhaltene Gestalt.

[4]) Saxo gramm. Edit. Müller III. Buch pag. 110 bis 131. Vergleiche dazu auch Simrock d. Myth. S. 100—102.

[5]) Buch der Richter 16. Cap. 1. bis incl. 3. Vers.

[6]) Siehe Grimm Rechtsalterthümer S. 182 ff. und S. 809 ff. Im Rosengarten und Laurins kl. Rosen werden solche Seidenfäden Mauern gleich geschätzt. Dort heißt es:

„sie hat ein anger weite mit rosen wol bekleit
darumb so gieng ei maure, ein seiden faden fein"

und hier:

„dabei ein schönes gärtelein
darumb gehet ein seiden faden —
daz diu mûre solde sîn,
daz was ein faden sîdîn;"

Grimm merkt a. a. O. aus Zendaveſta an, daß auch die alten Parſen, wenn ſie einen Todtenacker anlegten, denſelben mit einer Schnur von hundert goldenen oder baumwollenen Fäden dreimal umzogen. Aehnliches wird von den alten Griechen in Bezug auf heilige Stätten berichtet. Im ſkandinaviſchen Norden wurden Gerichtsſtätten mit Haſelſtäben und Schnüren umhegt. — Es liegt überall derſelbe Gedanke zum Grunde. Die einfache Schutzwehr würde der Ungeſtüm des heutigen Volkes bald zerbrechen, damals gab ihr der allgemeine Glaube an die Heiligkeit des Bandes feſteren Halt als Schranken von Balken oder Eichen. — „Es waltet dabei auch etwas Abergläubiſches; denn auch in den däniſchen Volksliedern binden die Helden, um ſich feſt zu machen, rothe Seidenfäden um ihre Helme." Grimm a. a. O.

[7]) Müllers ſiebenb. Sagen Nr. 418, Uhlands Volkslieder Bd. I. Nr. 71 und meine ſiebenb. ſächſ. Volksdichtungen S. 431 ff.

VIII.

Frô (?).

[1]) Unter andern von Simrock in ſeiner Mythologie.

[2]) In der jetzigen Volksſprache wird meiſt buorich als verſchnittenes Thier von bir, bärjol dem unverſchnittenen unterſchieden wie hâszt, verſchnittenes Pferd vom eigentlichen Hengſt. Beide Unterſcheidungen werden indeſſen nicht ſtreng beobachtet und dürfte dies auch früher nicht der Fall geweſen ſein. — Meine Arbeit war, bereits zur Drucklegung abgeſchickt, nicht mehr in meinen Händen, als im Mühlbächer Gymnaſialprogramm für 1869/70 der Aufſatz „Beiträge zum Frô-Mythus" von Heitz erſchien. Es wäre daraus Manches zu ver-

Digitized by Google

werthen gewesen. Ich mache an dieser Stelle namentlich auf die Beiträge zum Ebercultus S. 15, 16, 17 jenes Aufsatzes aufmerksam.

[2]) Von den deutschen Märchen sind zu vergleichen: „das singende, springende Löweneckerchen" Nr. 88, „Hans mein Igel" Nr. 108, „der Eisenofen" Nr. 127 und „das Eselein" Nr. 144 in den K. u. H.-M. der Gebrüder Grimm. In den Anmerkungen des III. Bandes zu diesen Nummern sind deutsche und andere Parallelen angeführt, darunter das Märchen von „Amor und Psyche", dessen Wurzeln in Indien erhalten sind. Dem dort Aufgeführten kann ich noch folgendes beifügen. Die im Mühlbächer Gymnasialprogramm für 1861/2 S. 27 von mir in Uebersetzung gebotene walachische Romanze, worin ein Bursche „mit dem Blumenstrauß auf dem Haupt, die Lanze in der Hand," also, wie es scheint, auch ein Sonnen- und Frühlingsheld die Schwester zur Gemahlin begehrt, kennt als Bedingung auch den Bau der glänzenden Brücke und die Einladung von Sonne, Mond, Morgen- und Abendstern zur Hochzeit. Das Stück scheint unvollständig zu sein und eine Variante der in Alexandris Sammlung mitgetheilten von J. K. Schuller („Romänische Volkslieder" Hermannstadt 1859) in Uebersetzung gebotenen Romanze „Sonne und Mond" zu sein. Beide Stücke haben wohl Märchen zur Grundlage und scheinen nach dem Namen des Mondes, Iliana Kosinzana, von Slaven überkommen.

Am nächsten unserm Märchen und daneben dem 144. bei Grimm verwandt ist ein indisches, wornach ein Gandharva, ungeachtet er zu den himmlischen Sängern gehörte, zur Eselsgestalt verurtheilt worden war. Dennoch warb er um eine Königstochter. Der Vater verspricht sie ihm unter der Bedingung, daß er bis früh vor Sonnenaufgang die Häuser der Stadt in Erz verwandle. Die Bedingung wird erfüllt, die Vermählung vollzogen. Aber die Mutter der Braut lauscht im Schlafgemach, sieht den schönen Bräutigam in Menschengestalt, daneben die Eselshaut und wirft die letztere ins Feuer. Der Gandharva stirbt, aber hernach von dem Todtenreich erlöst, kehrt er wieder zurück. Also im allgemeinen nur Eselshaut für Schweinshaut, Musengott für Sonnengott, beides von verwandter Bedeutung.

Noch kommen einzelne Stücke unseres Märchens als Theile anderer Märchen vor. Entfernter verwandt ist auch die Paradiessage der Genesis.

[4]) Die Symbolik in der Geschichte Simsons bietet überraschend viele Aehnlichkeit mit der unserer Märchen. Wie bei unsern Sonnenhelden werden hier die Sonnenstrahlen durch das Haar dargestellt. Wie unser Held die Winterdrachen, so überwindet Simson den Winterlöwen und die Biene, die Botin des Frühlings auch in unsern Märchen, baut ihren Honig in dem Rachen des Besiegten. Wie in unserm Märchen der Held nach Verlust des Borstenkleides, so verfällt auch Simson nach Verlust des Hauptschmuckes der Gewalt der Wintermächte (historisch der Philister), während er, so lange ihn das Haar zierte, ihre Banden zerreist (wie die goldborstige Sau unseres Märchens die Netze des „dunkeln Bruders") und das Thor der Nacht (in Gaza) das ihn gefangen hält, entfernte. Wie unser „breithutiger Alter" verliert er unter der Uebermacht seiner Feinde das Augenlicht und wie dieser erlangt er seine volle Kraft (das Augenlicht konnte ihm nach der ganzen Oekonomie der Mosaischen Darstellung nicht zurückgegeben werden) erst wieder, nachdem ihm die Haare wieder gewachsen d.

Digitized by Google

i. beim Wiedererwachen des Frühlings. Die Zerstörung des Getreides durch die Brände der Füchse ist wohl auf Sonnendürre zurückzuführen. Die aus dem Eselskinnbacken entsprungene Quelle vergleiche ich dem nach Saxo Gr. von Balder für sein lechzendes Heer geschaffenen Brunnen. — Eine in Einzelnem abweichende, Simson zugleich mehr als Gewittergott auffassende Deutung gibt Schwartz: Sonne, Mond und Sterne S. 220 ff.

[5]) Die von J. K. Schuller versuchte Erklärung des Wortes Gainjzeliôwent als Kinderabend wird kaum befriedigen.

[6]) So stellt man in manchen Gegenden Deutschlands um diese Zeit unausgedroschene Garben vor die Scheune oder vor das Hausthor, damit sich die Vögel sättigen.

[7]) Wischau als Sonnengott wird mit dem Rad gebildet, dem Apollo kommt in derselben Bedeutung der Diskus zu, (worüber aber auch Schwartz Sonne, Mond und Sterne S. 98 ff. zu vergleichen) und ebenso den Sonnengöttern der Slaven das Rad. Auch die Walachen haben den Gebrauch Feuerräder von Bergen zu rollen, doch geschieht dies in der Regel in der Fastnacht. (Am Johannistag werfen sie Kränze von Johannisblumen auf die Hausdächer).

[8]) Weinhold (Deutsche Frauen a. a. O.) hebt reine Züchtigkeit des germanischen Götterkultus hervor und erklärt jede Ausartung durch spätere fremde Einflüsse, wie ich glaube, im Widerspruch mit aller Geschichte. Bei allen Völkern, das deutsche nicht ausgenommen, zeigt sich im Cultus jener Gottheiten, die der Zeugung und Fruchtbarkeit vorstehen, eine Darstellung und Profanirung geschlechtlicher Verhältnisse, die allerdings anfangs reine, naive Symbolik war und in dieser Gestalt nur unserm verzärtelten, vielfach irregeleiteten nnd in sich selbst nicht consequenten Schicklichkeitsgefühl entzogen ist, worin aber doch die Keime von Auswucherungen schon frühe aufgehen mußten, zumal wo der Rausch der Festlust und der derbe Volkshumor hiezu empfänglich machten.

[9]) Freudenfeuer kommen bei allen Völkern Europas vor und die Johannisfeuer sind fast allgemein verbreitet. Ein reiches Material ist darüber in J. Grimms Mythologie zusammengetragen. Ueber den Antheil heidnischer und christlicher Ueberlieferung bei diesen Festfeuern siehe dessen Mythologie S. 583 ff.

[10]) Westphälische Gebräuche am Johannistag enthält Kuhns Sammlung II. 171 (worunter einige an unsere Pfingst- und Maigebräuche erinnern) Gebräuche aus Oesterr. Vernaleken Myth. und Bräuche S. 307 ff. aus Norddeutschland Kuhn und Schwartz Nordd. S. M. u. Gebr. S. 390 ff. aus der Mark, Kuhn Märk. Sag. u. Märch. S. 329 ff. aus Schwaben Maier D. S. Sitt. u. Gebr. S. 423 ff. u. a. m.

[11]) Ausführliches ist hierüber zu lesen bei Wolf Beitr. zur d. Myth. S. 182 ff.

IX.

Frea.

[1]) man vergleiche hèkt = heute, ségdän = Seiden, sèkt = Seite, règden = reiten, krokt = Kraut, brokt = Braut, sèkt = sieht von sân = sehen.

Digitized by Google

[2]) Vergl. Uhlands Mythus von Thor S. 105 oder in Uhlands Schriften zur Geſchichte der Dichtkunſt und Sage 6. Band S. 61 u. ff. und Simrocks d. Myth. S. 63.

[3]) Göthe hat dieſer Empfindung Ausdruck gegeben in der Strophe:

„Mächtiger rühret
Bald ſich ein Hauch,
Doch er verlieret
Gleich ſich im Strauch."

[4]) Die beiden von Haltrich im Hausfreund veröffentlichten Märchen: das Wunderkind und Nebel wehen Tod haben Taube, Löwe, Fiſch und Maus, Vogel, Wolf; aber beide Märchen erſcheinen in ſchlecht erhaltenem Zuſtande. das letztere ſchon in den dunkeln offenbar entſtellten Namen im Titel, das erſtere ſchon dadurch, daß Löwe und Fiſch zu keiner Action gelangen. Die drei Schweſtern des Muſäus haben Bär, Adler, Fiſch. In dem Märchen Nr. 13 bei Schott, die Prinzeſſin und der Schweinehirt gleichen Inhalts mit dem 38. bei Haltrich, nur ſchlechter erhalten treten Adler, Fiſch, Waldgeiſt auf. Immer ſind hier die hilfreichen Gewalten Luft, Erde, Waſſer, während unſere Trilogie Rabe, Fiſch, Fuchs auf Luft, Feuer, Waſſer führt.

[5]) Die Trilogie Odhin, Hönir, Loki entſpricht nahezu der griechiſchen Zeus, Poseidon, Hades. In jeder der beiden Dreiheiten vertritt das erſte Glied die Luft, das zweite das Meer, das dritte das Reich der innern Erde und mehr oder minder des innern Erdfeuers, die Erde blieb hier und dort ungetheilt. Freilich iſt Loki in reinerer Auffaſſung auch der eigentliche Schutzgeiſt der Erde und des Menſchengeſchlechts wie Prometheus. Mit der Erdgöttin ſelbſt, der dunkeln Hel ſteht er in verwandtſchaftlichem Verhältniß.

[6]) In die Oekonomie unſeres Märchens würde Thor wohl paſſen. Der Berg- und Gewittergott könnte wohl Aufſchluß geben über die Berghöhle, in welcher der in Sommerſchwüle erzeugte Gewitterſturm geboren worden. Aber eine Trilogie Odhin, Hönir, Thor kennen wir nicht.

[7]) Simrock d. Myth. S. 133 u. ff. hat zu abweichend von Weinhold, der Odhin zum Herrn der Feldfrüchte als Luft- und Geſtirngott, Hönir zum Gebieter der Vögel, Loki der Fiſche macht das färöiſche Lied in meinem Sinne gedeutet und namentlich für Loki die Bedeutung des Feuers nachgewieſen. Ganz abweichende Anſichten entwickelt Uhland Schriften zur Geſchichte der Dichtung und Sage 6. Band S. 188 u. ff. ſowohl über Hönir als Loki. Uhland unterſcheidet namentlich zwiſchen Lodr und Loki; der letztere iſt ihm nur die Schande aller Götter und Menſchen und zufällig und unorganiſch an die Stelle Lodrs in die Schöpfertrilogie geſchoben. Die beigebrachten Gründe konnten mich nicht überzeugen.

[8]) So wartet Freyja-Mengloda jährlich, wenn die Frühlingszeit kommt, in ihrer unnahbaren Winterburg des erſehnten Bräutigams, obwohl das Lied verkündet, daß ſie nun ewig mit einander leben werden; ſo muß Gerda jährlich durch Freyrs Schwert d. i. den belebenden Sonnenſtrahl aus ihrer unwirthbaren Rieſenbehauſung gewaltſam entführt werden; jährlich eigentlich ſinkt Idhuna einmal zur Wurzel des Weltbaums hinab; jährlich macht Thor ſeine Oſtfahrt, wenn der Winter kommt und kehrt im Frühling wieder zurück; jährlich muß dem blinden Alten unſerer Märchen ſeine Sehkraft wieder gewonnen werden.

Digitized by Google

So oft der Sommer den Winter schon besiegt hat, er muß alljährlich den Kampf wiederholen. So oft der Winter oder der gleichbedeutige Tod ausgetragen, ersäuft, verbrannt worden, jeder neue Frühling bringt dieselbe Aufgabe wieder.

[9]) wie der Truchseß im Tristan.

[10]) wie Regulus.

[11]) Eine vollständige Deutung hat Cassel (Eddische Studien 1856) versucht, die wohl nicht die letzte sein wird. Ich habe mich vorzüglich an die von Simrock in seiner Eddenübersetzung gebotenen Deutungen gehalten. Das von Grundtvig in in den Danmarks gamle-folkeviser Th. II. S. 239 ff. mitgetheilte Lied von ungen Svendal ist ebenfalls mit Fiölsvinnsmäl verwandt und hat einzelne eigenthümliche Züge mit unserm Märchen gemein. An Stelle der Burgmauer ist hier eiserner Planken und stählernes Thor getreten; auch dem Schwert unseres Märchens und Löwe und Bär begegnen wir wieder.

[12]) Die Schilderung ist entnommen aus J. K. Schullers: das Todaustragen und der Muorlef. Hstd. 1861 S. 4 ff. Verhüllungen kommen auch bei den Mai und Pfingstkönigen vor, wie sie Kuhn und Schwartz in den märkischen und norddeutschen Sagen mitgetheilt, vor und werden von Schwartz: Sonne, Mond und Sterne S. 232 auf die Wolkenverhüllung der Sommersonnenkönigin im Gewitter gedeutet.

[13]) J. Teutsch: Von den in Kronstadt abgekommenen Gebräuchen, in den Blättern f. G. G. u. Vaterlandsk. 1839. S. 105.

[14]) Ebendaselbst S. 104.

[15]) Die heidnische Bedeutung der Reigen und Lieder erhellt aus frühen Verboten derselben durch die Kirche und der oft bachantischen Wildheit der erstern, s. Uhland: Schriften zur Gesch. der Dichtung u. Sage s. 383 u. ff.

[16]) Uhland in den Mythenf.-Schriften zur Geschichte der Sage und Dichtung s. 139 u. ff. hat der Frigga sowohl die Aufgabe der Liebeserregung als auch das Katzengespann vindicirt. Dem widerspricht unser Märchen eben durch die Verbindung von Katze und Federkleid. Frigg ist freilich in unserer Ueberlieferung überhaupt stark zurückgetreten und von Freа nicht mehr zu unterscheiden.

[17]) Nork. myth. L. I. 369 erinnert an die indische Schokti, die Beschützerin der Kinder, die auf einer Katze reitet.

[18]) Im deutschen Lesebuch von Franz Obert II. Th. mitgetheilt von M. Malmer.

[19]) Aus demselben Grunde, wie man annimmt, auch dem Donnergott.

[20]) Siebenb. sächs. Volksdichtungen von W. Schuster. S. 341 u. s.

[21]) Siehe Schäßburger Gymnasialprogramm für 1859 60 S. 62 u. ff.

[22]) Meine Sammlung siebenb. sächs. Volksdichtungen enthält S. 83 u. ff. drei verschiedene Ueberlieferungen des Rockenliedes.

[23]) In Schwaben darf die Mutter der Braut den ganzen Hochzeitstag über sich nicht sehen lassen.

[24]) Mit Recht vergleicht Mätz mit diesem Kampf den Kampf um das Spinnrad, den Kuhn aus der Mark mitgetheilt hat.

[25]) Dasselbe geschieht in der Altmark.

[26]) Jacob Grimm vermißte noch bei der zweiten Auflage seiner Mythologie unter den vielen Heilsformeln, die ihm bekannt geworden, einen Bienensegen. Seitdem hat Kuhn in den westph. Sagen II. 64 ff. Nr. 198 solche mitgetheilt. Ein latein. Bienensegen soll in den Choise notes 214 f. stehen, die mir nicht bekannt sind.

Die von Kuhn mitgetheilten Bienenſegen ſtehen dem unſrigen an Alterthümlichkeit nach.

[27]) Simrock d. Myth. erklärt dies aus altem Gattenverhältniß.

[28]) Freyja iſt Flora, Pales, Aphrodite-Kypris, Selana-Luna, Diana, Hekate, Nais, Leukothea, Hestia, Eris-Bellona, Persephone zugleich und berührt ſich mit Odhin, Holla, Thor, Hel. Frigg iſt völlig in ihr aufgegangen und Frô theilweiſe vor ihr zurückgetreten. Die ſlaviſche Prija füllt nicht ihr ganzes Weſen aus; ebenſo wenig die indiſche Parpati, obgleich dieſe auch Kali iſt.

Die Wonnegottheiten ſtehen im allgemeinen als Erdengötter den Aſen als himmliſchen Weſen gegenüber. Aus dieſer Natur ergibt ſich ihre Verwandtſchaft mit der großen Erdenmutter; ihre Abſtammung von derſelben wird ſo lange zweifelhaft bleiben, als nicht entſchieden iſt, ob in der bekannten Stelle bei Tacitus Hertham oder Nerthum zu leſen iſt.

X.

Oſtara.

[1]) Das Oſterfeſt heißt uns Üsztern, Jusztern, in Pluralform, auch Üszterdàch = Oſtertag.

[2]) Simrock d. Myth. S. 407 f. Manhardt: die Götter der deutſchen und nordiſchen Völker S. 314. J. Grimm D. Myth. S. 268.

[3]) Wolf Beitr. zur d. Myth. S. 73 und 88 weiſt nahe Beziehung zu Donar nach.

[4]) J. Grimm d. Myth. S. 268 und 740.

[5]) J. K. Schuller im Archiv des Vereins für ſiebenb. Landeskunde N. F. I. Bd. S. 403 u. ff.

[6]) So die goldenen Aepfel der Idhuna. In verſchiedenen Relationen desſelben Märchens wechſeln oft Aepfel, Birnen und Eier in dieſer Bedeutung.

[7]) Kann man dabei an Donar und Oſtara denken? Sonſt führt keine unſerer Ueberlieferungen auf Hahnenopfer für den Donnergott.

[8]) Doch könnte ſie leicht nur ſpät, aus Humanitätsrückſichten, aufgekommen ſein.

[9]) Die chriſtliche Legende von den rothen Eiern iſt bekannt. Der Göttin des Morgens lag die rothe Farbe nahe genug.

[10]) J. K. Schuller a. a. O. erklärt maindeln aus mäinjeln = mengen, tauſchen, weil ſie zum Tauſchen beſtimmt geweſen.

[11]) Bekannt iſt auch das „ovum mundi" und eine indiſche Mythe faßt die Welt als Ei auf, deſſen eine Hälfte der Himmel, die andere die Erde bildet.

[12]) Den Walachen fällt die Sitte des Begießens auf den Dreikönigstag.

[13]) So begießen die Nornen aus ihrem Lebensbrunnen täglich die große Weltesche, damit ſie nicht verdorre.

[14]) Nach dem Wiegenlied, das Zappert in den Sitzungsberichten der k. k. Akademie Band XXIX der phil. hiſtoriſchen Klaſſe veröffentlichte, wäre ſie namentlich auch Spenderin von Honig und Eiern geweſen, und dann erklärte ſich um ſo leichter, wie das Ei bei ihrer Verehrung eine ſo hervorragende Verwendung fand.

Digitized by Google

Notizzen.

Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens 10, 247.

Als Geschäfte in Breslau machend, wird erwähnt 1494 sabbato ante dom. Oculi:

Nicol. Tempilfeld zum Czesperge in dem lande czu Sibenburgen. (Der Name kommt sonst in Schlesien vor).

Forschungen zur deutschen Geschichte VII.

Aufsatz des Dr. v. Druffel über Verhandlungen zwischen Martinuzzi und Kurfürst Joachim II. von Brandenburg. Instruction für Gottfr. v. Kanitz von 1547.

Oscar Hahn: Die Koburger, Buchhändlerfamilie zu Nürnberg. Leipzig 1869, S. 21. Anmerkung 4: Sebalt Koburger ließ 1538 den Verkauf mehrerer Ringe, Köpfe (Pokale) u. dgl. Kleinodien an Gregor Mayr aus Hermannstadt ins Gerichtsbuch eintragen.

Adrian: Catalogus manuscriptorum biblioth. Giss. pag. 120: Documenta ad res Saxonum in Transsilvania pertinentia. Coll. s. XVIII. Et bibl. Senkenberg.

Matrikel der Erfurter Facultus artium von 1392 an in Berlin Mss. Boruss. Fol. 833. W.

Weißkirch bei Bistritz.

Etwa eine Viertelstunde oberhalb der Gemeinde befindet sich in der Ebene, welche sich in nordöstlicher Richtung bis zur Gemeinde Selyk erstreckt, in der Tiefe von durchschnittlich einer Klafter unter der gegenwärtigen Bodenfläche, ein, etwa in einer Länge von 200 Klaftern am Bachufer zu Tage tretendes Scherben- und Gefäßlager. — Die daselbst sich vorfindenden Scherben und Gefäße sind in Hinsicht ihrer Materien zweierlei Art. 1. aus rother feiner Masse, 2. aus schwarzem, theilweise mit eingebrannten Kieskörnern untermischtem Lehm bestehend. Die Scherben ersterer Art sind etwa $^1/_8$ Zoll dick, die der letzteren dagegen $^1/_4$ Zoll. —

Digitized by Google

Auf der nördlich von dieſer Stelle etwa 500 Schritte ſich erhebenden Hochfläche, Ebend genannt, wohin die Volksſage den Stand eines längſt untergegangenen Dorfs verſetzt, finden ſich deutliche Spuren ausgebrannter Feuerſtellen, auch ſind daſelbſt durchlöcherte gebrannte Lehmkugeln (○) und 2 Kelte gefunden worden.

Nördlich von Mediaſch an der „Burg" befindet ſich ein auf mehrere Joch ausgedehntes Scherbenfeld in den dortigen Weingärten. Alle Scherben, welche ſich dort in großen Maſſen finden, ſind aus derſelben rothgebrannten Thonerde, außen ungefähr auf Liniendicke ſchwarz gefärbt. Urnen von derſelben Beſchaffenheit wurden in Mediaſch ſelbſt beim Ausgraben eines Baumes gefunden und wird eine davon in der archäologiſchen Sammlung des Gymnaſiums aufbewahrt. Der größte Durchmeſſer derſelben beträgt 19 Zoll, die Höhe 16 Zoll.

Inhalt des neunten Bandes.

I. Heft.

	Seite
Johann Karl Schuller. Ein Beitrag zur Geschichte seines Lebens und Wirkens. Von Dr. G. D. Teutsch	1— 17
Ueber die Hügelgräber hinter Bardocz nächst Baroth im Udvarhelyer Stuhl von G. Westen	18— 27
Nachtrag zu den im Vereinsarchiv mitgetheilten deutschen Rechtsdenkmälern von Schuler-Libloy	28— 32
Archäologische Analekten von Karl Gooß	33— 63
Die Conchiferen des Tegelgebildes bei Ober-Lapugy von L. J. Neugeboren	64—125
Vor zweihundert Jahren. Bilder aus dem Leben des Schenker Kapitels. Von Dr. G. D. Teutsch	126—147
Siebenbürgische Literatur, mitgetheilt von Eugen Trauschenfels 1869 .	148—150

II. Heft.

Die Conchiferen des Tegelgebildes bei Ober-Lapugy von L. J. Neugeboren	151—201
Zur Berichtigung einiger alturkundlichen Oertlichkeitsbenennungen in Siebenbürgen von G. Friedr. Marienburg	202—229
Deutsche Mythen aus siebenb. sächs. Quellen von Friedrich Wilhelm Schuster	230—331
Siebenbürgische Literatur, mitgetheilt von Eugen v. Trauschenfels 1869 (Schluß).	331—335

III. Heft.

Die Conchiferen des Tegelgebildes bei Ober-Lapugy von L. J. Neugeboren (Schluß)	337—400
Deutsche Mythen aus siebenb. sächs. Quellen von Friedrich Wilhelm Schuster (Fortsetzung)	401—497
Notizzen	498—499

Buchdruckerei von J. Gött & Sohn H.

J. Gött & Sohn H.

Buchdruckerei von J. Gött & Sohn H.

Buchdruckerei von J. Gött & Sohn H.

Buchdruckerei von J. Gött & Sohn H.

Digitized by Google

Buchdruckerei von J. Gött & Sohn H.

Digitized by Google